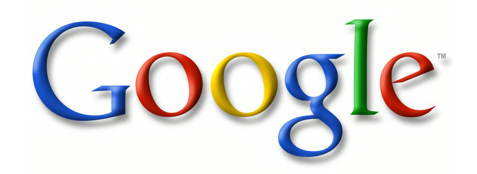
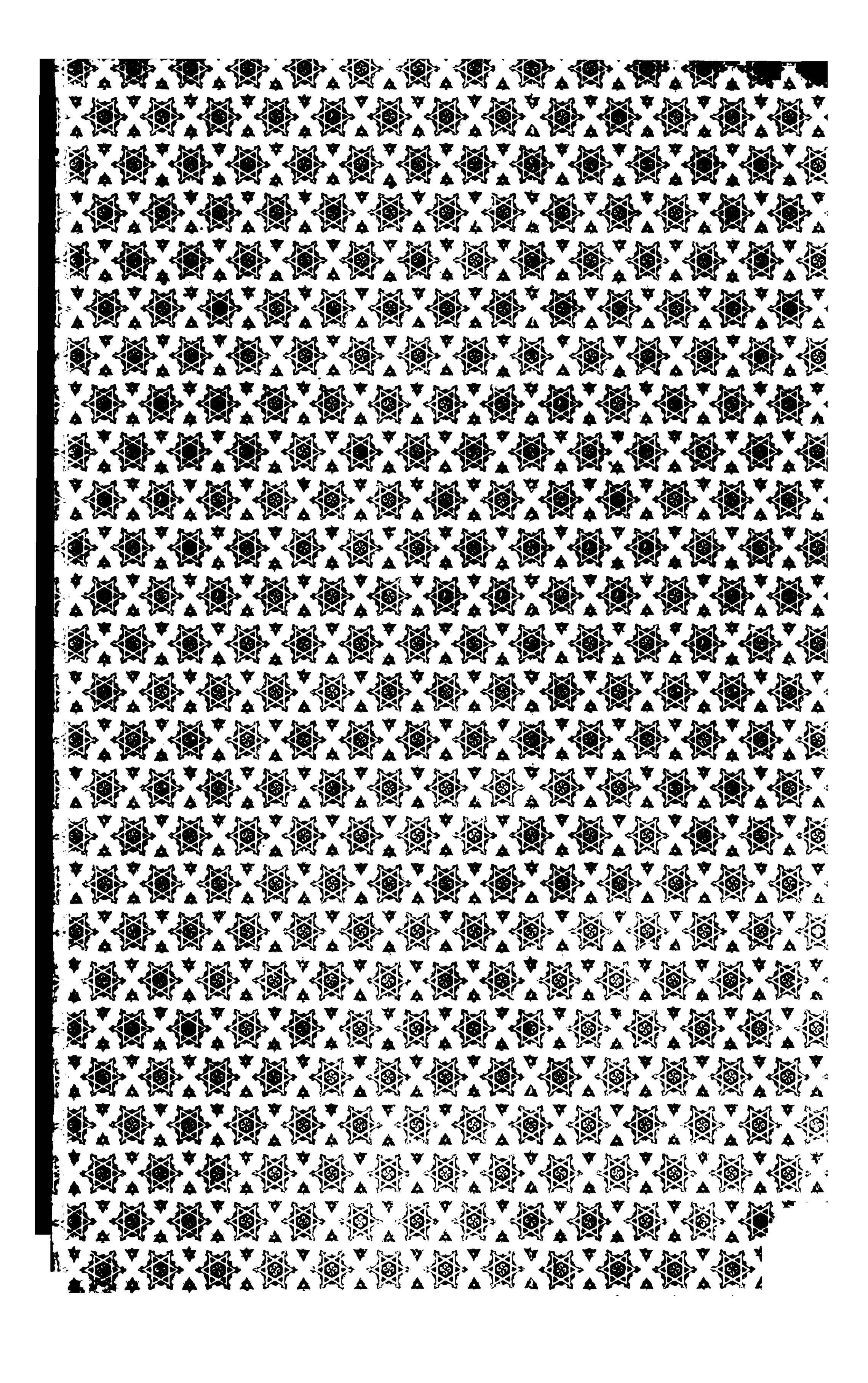





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. **FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD,**

SECR. D. K. ÖFF. BIBL. ZU DRESDEN.

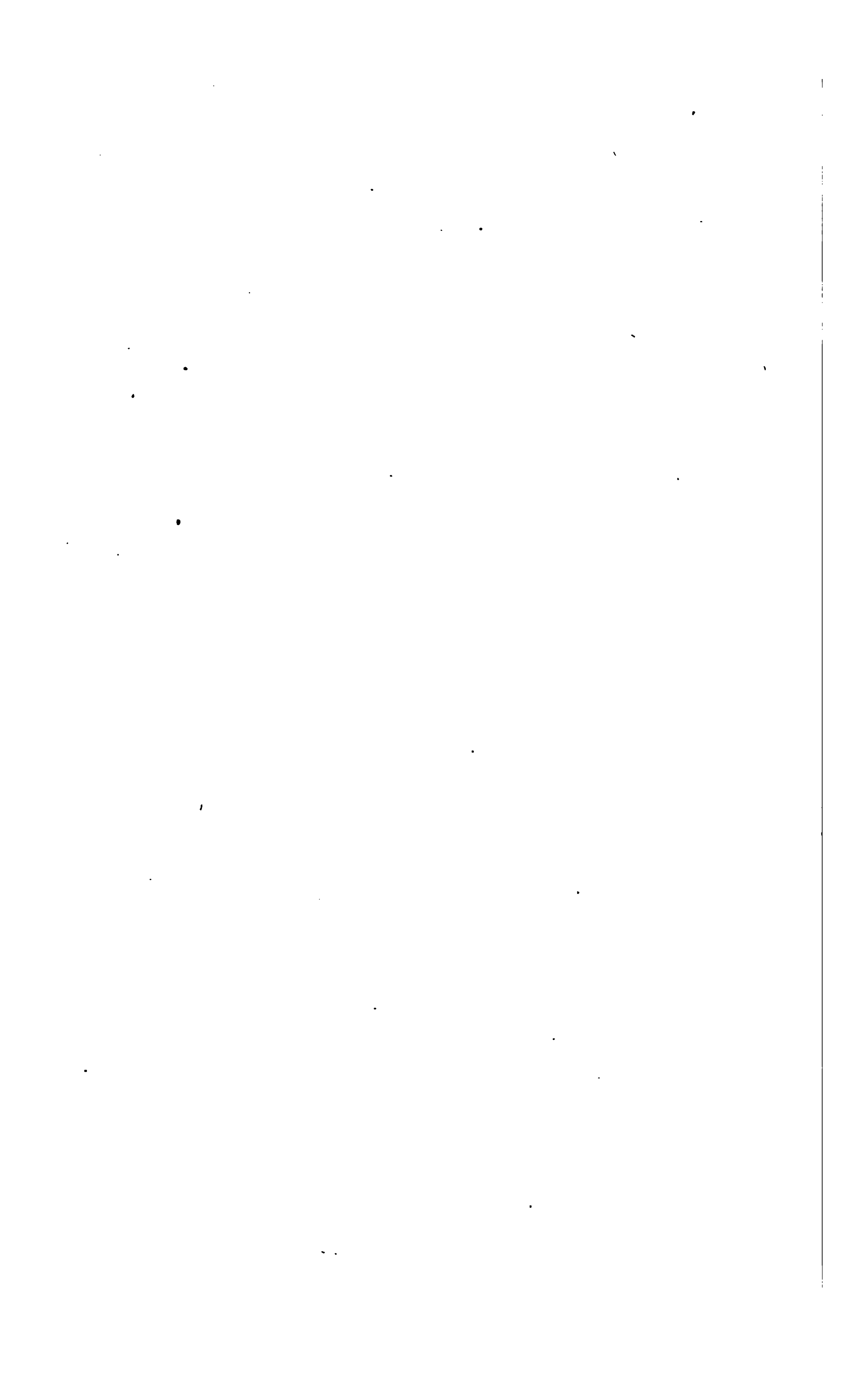
VI. Band.



LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1877.



Inhaltsverzeichniss.

Erasmus Alberus.

Von

Wilhelm Crecelius.

I.

Die Bearbeitungen der Fabeln Aesops durch Erasmus Alberus müssen im 16. Jahrhundert besonders beliebt gewesen sein: dies beweisen nicht nur die zahlreichen Ausgaben, deren Goedeke (Grundriss S. 360) neun aufzählt, sondern noch mehr die Illustrationen berühmter Meister, wie des Lucas Cranach und des Virgil Solis, womit mehrere von ihnen geziert sind. Alberus nennt seine Fabeln eine Jugendarbeit; doch scheint dies nur von einem Theile derselben zu gelten, namentlich von den siebzehn, welche in den beiden ältesten Ausgaben (Hagenau 1534 und Augsburg 1539) enthalten sind. Die späteren Ausgaben (seit 1550) sind in Frankfurt erschienen und haben dort und in den umliegenden Landen, namentlich Hessen, wol auch die meiste Verbreitung gehabt. Alberus hat nämlich den Fabeln nicht bloss dadurch einen echt deutschen Charakter verliehen, dass die Erzählung sich in der behaglichen epischen Breite ergeht, die unserer ältern Dichtung eigen ist: er hat sie uns auch näher gerückt, indem er die Vorgänge in der Thierwelt auf deutschen Boden verlegt. Bei dem unruhigen Wanderleben des Verfassers sind nun allerdings viele Gegenden Deutschlands, zum Theil recht ausführlich, geschildert; aber mit besonderer Vorliebe versetzt er sich immer wieder in seine Heimat, in die Orte, welche der Knabe durchstreifte, und diejenigen, wo er seine erste Wirksamkeit gefunden zu haben scheint: die Wetterau, wo er erzogen wurde und die Schule besuchte, den Taunus, wo er in Ursel als Schulmeister thätig war, und die Dreieich zwischen Frankfurt und Darmstadt, in welcher er zu Götzenhain als Prediger die

Reformation einführte. In diese Gegenden verlegt er einen grossen Theil der Fabeln, hier sind seine Beschreibungen so eingehend und anschaulich, dass der ortsbekannte Leser mitunter noch heute den Punct finden kann, an den sich der Dichter versetzt. Um so mehr müssen die Fabeln im 16. Jahrhundert eben dort Beifall gefunden haben, und so finden wir es erklärlich, dass sie gerade im Mittelpuncte jener Gegenden, in Frankfurt, so oft aufgelegt sind.

Zwischen der zweiten und dritten jener Ausgaben, die Goedeke anführt, liegen elf Jahre. Es ist mir immer zweifelhaft gewesen, dass Alberus in dieser Zwischenzeit von seinen Fabeln, die doch aller Wahrscheinlichkeit nach allmählich entstanden, nichts sollte veröffentlicht haben. Namentlich war es mir auffallend, dass keine Einzeldrucke bekannt wurden, während doch die geistlichen Lieder vorzugsweise durch solche verbreitet wurden. Allein es wollte mir nicht gelingen deren zu finden, bis mir vor kurzem Pastor Krafft in Elberfeld einen Druck der 42. Fabel zeigte (er hat diesen der Stadtbibl. zu Frankfurt überlassen). Da derselbe wenigstens von den spätern Ausgaben wesentlich abweicht — ob die von 1539 die Fabel schon enthält, wird uns der Herausgeber dieser Zeitschrift aus den Schätzen der Bibliothek zu Dresden mittheilen können —, so ist ein erneuter Abdruck ohne Zweifel nicht überflüssig. Wir ersehen aus der Vergleichung mit den Gesammtausgaben, dass in dem Texte der Fabeln viele Aenderungen, Auslassungen und Zusätze gemacht sind und dass eine kritische Ausgabe dringend zu wünschen ist*.

* [Die beiden oben erwähnten, in der Dresdner Bibliothek aufbewahrten ältesten Gesammtausgaben, gedruckt zu Haganaw M. D. XXXIIII. 15. Mertz 4° (mit dem als Buchdruckerzeichen des Johann Secerius bekannten Januskopf, der bei Frid. Roth-Scholtz, thesaur. symbolorum. Norimb. 1730. fol. in Fig. 168 dargestellt und hier mit der Bezeichnung: „Johannes Secerius, sive Petrus Brubachius Hagenoae 1526" versehen ist) und Augspurg M.D.XXXIX 4°, enthalten jede die gleichen Fabeln in fast ganz gleichlautender Fassung, an Zahl, wie gesagt, 17. Die jüngere von beiden Ausgaben unterscheidet sich von der älteren hauptsächlich darin, dass sie durch Bilder (in skizzenhaften, aber charakteristischen Umrissen) illustriert ist. Die in beiden befindliche Vorrede ist datiert: „Sprenden-

Der Einzeldruck der 42. Fabel (6 Blatt in 4°) hat folgenden Titel:

Ein schȯn kurtzwei-
lig vnd nützlich geticht, Von ei-
nem armen Edelman, Dauid
wolgemut genent, der mit seiner geschicklich
heit, beid des keisers tochter vnnd land über-
kame, Darinn auch das lob der Stadt
Vrsel begriffen ist, durch Erasmum
Alber gemacht, Vnnd gedach-
ter stadt Vrsel zum new-
en jar geschenckt.
AN. M. D. XXXVII.
Nobilitas sola atq; unica uirtus
(Holzschnitt.)

---

lingen in der Drey Eich"; „am zehenden tag Aprilis anno domini M.D.XXXIIII" ist in der jüngeren weggeblieben. Der Drucker der älteren hat sonach von einem früheren Tage datiert als der Verfasser unter der Vorrede. Gerichtet ist diese letztere an den „Achtbarn und Fürsichtigen Johannes Chun, Nassauischen Keller zu Kircheim", und verdienen folgende Worte aus ihrem Eingang und Schluss hierher gesetzt zu werden: „yhr wisset wol, wie ich für etlichen iaren da ich noch zu Vrsel vnd yhr zu Vsingen schulmeister warent, etliche Fabulas Aesopi inn teutsche Rheime bracht vnd euch gesendt habe. Ich hab sie mittler zeit corrigiert vnd gemehrt . . . . . Ich bitte euch aber, wollet meine Rheimen fur gůt nehmen, ob sie sich nit zu wol rheimeten, oder auch nit zu gut teutsch mit vnderlieffe. Dann ich bin ein grober Wedderawer dem die zung nit wol geschliffen ist." Die 17 Fabeln, welche den Inhalt beider Ausgaben bilden, entsprechen ihren Gegenständen nach einer gleichen Zahl von Fabeln, welche in abweichender Reihenfolge in der von mir verglichenen Ausgabe Frankfurt 1579. 8° aufgenommen sind. Diese bietet an Zahl, wie schon die Ausgabe vom Jahre 1550, 49 Fabeln, und zwar sind unter diesen die 12te, 13te, 18te, 20ste sowie die ganze Reihe von der 23sten an bis zu Ende neu. Aber auch der Text der aus den beiden ältesten Ausgaben herübergenommenen Fabeln hat in der Ausgabe von 1579 grosse Veränderungen erfahren. Die Fabel z. B. von einem Hund und Schatten hat in jenen beiden Drucken 16 Zeilen mit einer Moral von 8 Zeilen, in diesem 28 und 8. Irgend welche den beiden ältesten Ausgaben eigenthümliche Data, welche sich für die nähere Kenntniss der Lebensverhältnisse Albers verwerthen liessen, habe ich nicht gefunden. Bemerkenswerth ist aber, dass in dem Augsburger

Auf der Rückseite des Titelblatts stehen folgende Sprüche:

Ein Benedicite vor eſſens.

Der vns beſchert hat ſpeiß vnd tranck,
Dem ſei geſagt lob, ehr, vnd danck.

Gracias.

Wir dancken Gott vmb ſeine gaben,
Die wir von jm entpfangen haben,
Vnd bitten vnſern lieben Herrn,
Er wol vns fürthin mehr beſchern,
Vnd auch ſpeiſen mit ſeinem wort,
Das wir ſat werden hie vnd dort,
Ach lieber Gott du wöllſt vns geben
Nach diſſer welt, das ewig leben.

Am Schluss des Drucks nennt sich der Drucker: Franckfurt Chri. Egen. d. h. Christian Egenolff.

Die Stadt Ursel, welcher Alberus die Fabel als Neujahrswunsch widmete, und der Taunus werden mehrfach auch sonst bei ihm erwähnt. Wir erfahren aus einer Stelle jener, die in den späteren Ausgaben wegblieb, welchen besonderen Herzensantheil der Dichter an dem Orte und der Gegend nahm: seine (erste) Gattin stammte dorther, wahrscheinlich hat deren Tod die Unterdrückung der Verse veranlasst.

Von einem armen Edelman Dauid Wolgemut.

Mein herr von königſtein ein ſtatt
Nit ferr von Franckfurt ligen hat,
Wenn man wil gehn ins Heſſenland,
So ligt die Stadt zur linckenhand,
5 Heiſt Vrſel, vnd das völcklin iſt
Keins trugs gewohnt noch argenliſt,
Keins auffſatzs, wůchers, hůrerey,

Drucke alle Beziehungen auf die kirchlichen Streitigkeiten der Zeit, auf die Schwärmerei Zwinglis und anderer, durch Weglassungen oder sonstige kleine Veränderungen des Textes getilgt sind. — Am Schlusse dieser Anmerkung erwähne ich noch, dass den Mittheilungen J. K. Seidemanns in den Theologischen Studien und Kritiken (Jahrg. 1876 S. 561) die bisher unbekannte Thatsache zu entnehmen ist, dass Alberus 1546 Diakonus zu Wittenberg war. S. v. C.]

Man hört von keiner büberei,
Sonder ſeind züchtig, frumb vnd ſchlecht,
10 Gotts wort wirdt in gepredigt recht
Nach doctor Martin Luthers weiß,
Das hört man da mit allem fleiß,
Beid menner vnd die weiber ſein
An leib geſchickt gerad vnd fein.
15 Darzu han ſie ein frommen herrn,
Was wolten ſie doch mehr begern?
Von keinem ſchetzen haben ſie
In langer zeit gehört nie.
Graff Eberhart bei ſeinem leben
20 Seim vettern hat das land gegeben,
Solchs vmb keiſerlich Maieſtat
Graff Ludwigen erlanget hat,
Zu Stolberg iſt er hochgeborn,
Die tugend hat er außerkorn,
25 Von ſeinem herrn vatter iſt er
Gehalten worden zu der ler
Vnd hat von iugend vff ſtudiert,
Darumb er billch das land regiert.
Nun wil ich weiter zeygen an,
30 Wenn man ghen Reiffenberg wil gan,
Da ligt der Feldberg, des ich hab
Vorhin gedacht, vom berg herab
Ein ſchöne bornquell wol ein meil
Ghen Vrſel fleußt mit groſſer eil,
35 Zu welcher ſich auch ander quelln
Zwiſchen der ſtatt Vrſel geſeln,
Vnd wirt ein ſölche bach darauß,
Das ſie den bürgern über auß
Nütz iſt, dan ſunſt warlich die ſtatt
40 Von Gott kein gröſſer kleinot hat,
Darumb ich acht, für ſolche gab
Die Statt Gott wol zudancken hab,
Dann ſich da mancher weber neert,
Weil jn Gott hatt die Bach beſchert,
45 Vnd kupfferſchmid jhrn handel treiben,
Sunſt künd daſelbſt jr keiner bleiben.
Ein feine mül ſteht in der Stadt,
Die keinen abgang nimmer hat,
Wann anderß wo die Bech vergehn,
50 Vnd die müllſtein ſtill müſſen ſtehn,
Vnd die müller im ſchaden ligen,
Weil jn die waſſerquelln verſigen,

So wirt das volck bewegt auß not
(Vff das ſie widder haben brot)
55 Zu farn gen Vrſel in die Stadt,
Manch frembder trifft den Vrſler pfadt,
Dann diſſe Bach geht nimmer ab,
Iſt das nun nit ein groſſe gab?
Das waſſer zeugt auch ſolche fiſch,
60 Die man wol auff eins fürſten tiſch
Möcht ſetzen, jn damit zu ehrn,
Wann ſie nur wol bereitet wern,
Krebs, Grundeln, forelln, Koben, kreſſen,
Solt die ein Fürſt nit mögen eſſen?
65 Noch hab ich auch zuzeygen an,
Was diß waſſer mehr nützen kan,
Ein ſchönen wiſengrundt die ſtadt
Zur rechten vnd zur lincken hat,
Dem iſt die bach, gleich wie der miſt
70 Vff einem magern acker iſt.
Viel feiner gärten ligen da,
Wie Tempe in Theſſalia,
Vnnd lüſtig wie ein paradeiß.
Vnter den gärten hat den preiß
75 Herr Philips Reiffenſteinen gart,
Den jm mein herr Graff Eberhart
Vmb trewe dienſt geſchencket hat.
Der gart ligt oben an der Stadt,
Den hat Philippus zubereit
80 Mit ſonderer geſchicklicheit.
Es iſt alles luſtig vnd fein,
Ein lauter waſſer fleußt darein,
Daher ſein weyher iſt ſein klar,
Von friſchem waſſer immerdar,
85 Viel baum vnd kreutter mancher art,
Viel ſchöner blümlein zeugt der gart,
Im garten auch man kirſen findt,
Die lüſtig anzuſehen ſeindt,
Vier kirſen ſtehn an einem ſtil.
90 Daneben ich anzeigen wil,
Welchs iſt nur lüſtig über auß,
Das jm die Bach leufft durch das hauß,
Ehe dann die Bach kompt in die Stadt,
Philippus ſie entpfangen hat,
95 So fein luſtig fleußt ſie daher,
Friſch waſſer fehlt jm nimmermehr,
Das waſſer zeugt jm fiſch im hauß,

Kompt jm ein gaſt, ſo nimpt er drauß
So vil er wil vnd ſtelts jm dar,
100 Solchs kan er thůn durchs gantze jar.
Zu Nürnberg in der reichen ſtadt
Kein Burger ſchöner kleinot hat,
Diſem Philippo iſts beſchert,
Er iſt der ehrn auch warlich werdt,
105 Dann er iſt koſtfrei, vnd ſein brot
Bricht er dem armen in der not,
Vnd wann er einem dienen kan,
Da iſt er gar ein willger man.
Die Reiffenſteiner haben zwar
110 All ſölch gemüt, das iſt wol war,
Vnnd wiſſen wol zuhalten ſich,
Aber Philips iſt ſonderlich
Holdſelig, vnd ein tewer man.
Nun wil ich weiter zeigen an,
115 Was Gott noch weiter für wolthat
Den Vrſelern beſcheret hat,
Das ſchöne waſſer nit allein
Zu Vrſel braucht die gantz gemein,
Gott hat die Stat noch mehr verehrt,
120 Vnd gůte brunnen jn beſchert,
Die hat man mit behendigkeit
Biß mitten in die Statt geleyt.
Das ich aber mit groſſem fleiß
Der Stadt Vrſel geb ſölchen preiß,
125 Das ſoll mir ja niemand verkern,
Sie ſeind wol wirdig ſolcher ehrn,
Dann ich ein wolgezogen weib
Mit einem ſeuberlichen leib
Bei jnen überkommen hab.
130 Von wegen ſölcher ſchönen gab
Danck ich zum erſten hertzlich gern
Gott meinem allerliebſten herrn,
Nehſt Gott danck ich gedachter ſtadt,
Die mich alſo begabet hat.
135 Es můß nit bleiben vngemelt,
Wie ſie haben ein fruchtbar feldt.
Es wechſt auch da ein zimlich wein,
Doch haben ſie nit ferr an Rein,
Wann eim der Vrſler nit gefelt,
140 So wirdt jm Reinſch wein fürgeſtelt.
Ein Newenhainer kan man finden,
Der darff ein Reinſchen überwinden,

Ein Söder darff ſich auch beweiſen,
Drumb iſt das Vrſler Land zupreiſen,
145 Dann Soden vnd der Newenhan
Beid dörffer ſtoſſen hart daran,
Vnd ſeind dem Feldberg auch verwandt,
So fruchtbar iſts Köngſteiner landt.
Im winter, wans iſt mechtig kalt,
150 So haben ſie ein groſſen waldt,
Der thůt bei jn als dann das beſt,
Sie hawen ab die hohen eſt,
Vnd dürre kleuſer, die ſeind gůt,
Sie machen gar ein heiſſe glut,
155 Es darff da niemand kein holtz ſparn,
Alltag ſiht man holtzhawer farn.
Man beckt auch da gut weck vnd brodt,
Fleyſch halben leidt man auch kein not,
Ein feiner fleiſchmarck allezeit
160 Zu Vrſel iſt. Von dannen weit
Zur rechten vnd zur lincken handt
Siht man in ander herren landt,
Ein ſchön anſehns Franckfurt die ſtatt
Mit jren ſchönen thürnen hat,
165 Die ſchimmern von der Sonnen ſchein,
Vnd anzůſehn ſeindt mechtig fein.
Hinder Vrſell der Feldberg ſteht,
Von fornher man ghen Franckfurt geht,
Da ſteht ein groſſer ſchöner plan,
170 Daruff dreihundert tauſent man
Stehn kündten, was da etwa ſei
Geſchehen, zeyg ich an hiebei.
Für langer zeit der keiſer hat
Außgehn laſſen ein ſolch mandat,
175 Es ſolt ein ieder Edelman
Des Reichs, bei Vrſel vff dem plan
Erſcheinen mit ſeim beſten pferdt,
Dann ſeine Maieſtat begerdt
Zu ſehen, welchs der ſchnelleſt wer,
180 Vff das ſich aber keiner beſchwer
Zu kommen, ſagt er zů daneben,
Dem beſten Renner wolt er geben
Sein einig tochter, die hieß Kett,
Vnd weil er kein mans erben hett,
185 So wolt er jn ſetzen zugleich,
Als ſeinen ſon, inn all ſein Reich,
Welcher brecht das behendeſt pferdt

Der ſolt ſein ſolcher ehren werdt.
Es kam bei Vrſel auff den plan
190 Manch feiner ſtoltzer Edelman,
Ein ieder reit auß ſeinem ſchloß
Auff ſeinem aller beſten Roß.
Zu letzt ein armer Edelman
Kam auch bei Vrſel auff den plan,
195 Mit namen Dauid wolgemut,
Sein rüſtung war nit all zu gůt,
Drumb kund er nit zu ſer gebrangen,
Sein roß gleyß nit von ſchönen ſpangen,
Beid man vnd roß hatt keinen ſchein,
200 Drumb muſt er verſpottet ſein,
Mit ſeinem armen ſchlechten pferd,
Das acht man kaum eins Batzen werdt.
Er kert ſich aber nit daran,
Vnd macht ſich gleich wol auff die ban,
205 Vnd hatt des ziels gar eben acht,
Das war bei Bommerßheim gemacht,
Bey Weiſſenkirchen fing man an.
Dauid der arme Edelman
Fing mit den andern an zugleich
210 Zurennen vmb die königreich,
Vnd vmb das ſchöne jungfrewlein.
Dauid wolt nit der hinderſt ſein,
Sein roß thet da bei jm das beſt,
Vnd hielt bei ſeinem junckern veſt,
215 Gleich wie ein vogel oder pfeill,
Das rößlin rennt mit groſſer eill.
Alſo erlanget der das zil,
Der vor nit hatt gepranget vil,
Dem, der da kam on groſſen pracht,
220 Des keiſers tochter war bedacht,
Darzu jrs vatters königreich,
Darumb die andern all zugleich
Fielln für jn nider vff die knie,
Kein gröſſer freud erhört man nie,
225 Zu dem man ſichs nit hatt verſehn,
Dem iſt die groſſe ehr geſchehn.

Morale.

Es můß ein groſſe torheit ſein,
Das man vrteilt nur nach dem ſchein,
Vnd richtet alſo vnbedacht
230 Nur nach dem euſſerlichen pracht,

Weil man ſo offtmals mit der that
Das widerſpiel erfaren hat,
Das auch offt ein geringer man
On prangen ehr einlegen kan,
235 Gepreng zur ſachen wenig thůt,
Das hat hie Dauid Wolgemůt
Bewiſen wol vnd meiſterlich,
Vnd hat geſieget ritterlich,
Dann tugent übertrifft den pracht,
240 Drumb wirdt Dauid zum herrn gemacht.
So lern du auch auff ſolche weiß,
Mit tugent zuerlangen preiß,
Es ſol kein armer ſein verzagt,
Gott hat den armen nichts verſagt,
245 Gott darff ein armen betteler
Erheben zu der gröſten ehr.
Gott pflegt den armen auß dem kot
Zurhöhen, vnd auß aller not
Zuhelffen, welchs mit mancher that
250 Gott offt reichlich bewiſen hat,
Wann er ein armen wil ergetzen,
So darff er jn bein keiſer ſetzen,
Drumb hab nur tugend lieb vnd ehr,
Gott wirdt dich laſſen nimmer mehr.

Lesarten der Ausgabe von 1590: V. 1 Der Graff von K. 2 ferrn. 6 Hinderliſt. 12 mit gantzem Fleiß. 15 ein guten Herrn. 19—28 fehlen. 47 Ein ſchöne Mül. 50 Vnd ſtill die Mülſtein m. ſt. 52 Wann jn die W. 54 Auff daß ſie wider kriegen Brot. 61 Möcht ſtelln, jn damit zu verehrn. 85 Bäum. 91 Das iſt nur liſtig vberauß. 95 fein lieblich. 101 Zu Franckfurt. 102 Kein Bürger gröſſer Kl. hat. 114 wil ich ferner zeigen an. 118 Zu V. hat die g. Gemein. 123—134 fehlen. Hinter V. 136 stehen noch folgende:

Vnd ſonderlich ligt hart dabey
Die Bommerßheimer Termeney,
Da wechſt ſo gut Getreyd, daß man
Am Mayn nicht beſſers finden kan.

138 ferrn. 140 wirt jm Reiniſcher fürgeſtellt. 141 Newenhaner. 148 So fr. iſt Königſteiner Landt. Dahinter stehen noch folgende Verse:

Ob jemand Bier wolt trincken gern,
So ift das Heffenlandt nicht ferrn,
Butfchbach ligt in der näh dabey,
Kaum auff ein Meil wegs oder drey,
Wen wolt folch kleine Reiß verdrieffen?
Wer wil, der findt gut Bier zu Gieffen,
Von Butfchbach zu derfelben Statt
Man nicht mehr dann zwo klein Meil hat.
Zu Marpurg wirdt faft, als ich acht,
Das allerbefte Bier gemacht,
Das wirdt den Vrßlern zugeführt,
Vnd jhn zu trincken ftäts gebürt.

149 trefflich kalt. 151 Der thut alsdann bey jhn das beft. 153 V. dürre Klötzer. 154 Vnd machen. 163 Ein fein anfehns. 168 Vorn her, wañ man g. Fr. g. 169 groffer fchöner Plan. 179 welchs das befte wer. 185 f. So wolt er jhn machen zugleich, Zum König vbers gantze Reich. 201 f. Mit feinem vngefchmückten Pferdt, Das acht man kaum zwölff Thaler wehrt. 210 Zu rennen vmbs verheiffen Reich. 219 Dem der da kam. 222 alle gleich. 223 vor jhm. 226 die groffe Ehr. 233 Daß offt auch. 241 lern man. 246 der höchften. 249 Zuretten, welchs man mit mancher That.

Anmerkungen. V. 1. Die Herrschaft Königstein am Taunus, zu welcher Ursel (Ober- und Niederursel) gehört, hatte Graf Eberhard von Eppstein († 1390) durch seine Gemahlin geerbt. Als der Stamm dieses mit seinem gleichnamigen Ururenkel erlosch, kam das Ländchen durch dessen Schwester Anna an ihren Gemahl Graf Botho von Stolberg, welcher bereits 1538 starb. Bei der Theilung fiel es an seinen Sohn Ludwig († 1574), dessen Tochter Anna dasselbe an Grafen Ludwig von Löwenstein brachte. — V. 11. In dem Exemplar des Druckes von 1537, welches mir vorlag, ist handschriftlich angemerkt: „NB. Ao. 1525 expulsus est Parochus Catholicus ex Oberursell, Joannes Raw: ex tunc nullus Lutheranus obedientiam praestitit Capitulo Francofurtensi; fuerunt partim Apostatae, partim per Magistratum intrusi Pastores. Ao. 1597 denuo facta est collatio per Capitulum, Lutherano tamen, qui se obligavit, quod velit Ecclesiam administrare sine detrimento Capituli, praesente Schulteto Wendelin Hess: haec habeo a Reverendissimo Dno Balthas. Sartorio, scholast. s. Barthol. Francofurti p. m.“ — V. 32. Es kann sich dies nur auf eine andere Fabel beziehen, da in der vorliegenden des Feldbergs nicht vorher gedacht wird.

II.

Alberus gehörte nach Luthers Tode zu den strengen und unbeugsamen Anhängern desselben, welche jede Vermittelung mit den abweichenden Richtungen in der Reformationskirche von der Hand wiesen und nur in der unbedingten Nachfolge ihres Meisters die Schäden der Christenheit glaubten heilen zu können. Wir finden ihn darum in enger Verbindung mit Flacius Illyricus, Joachim Westphal und andern Säulen der damaligen Lutherischen Rechtgläubigkeit. So wird er nicht selten in einer Briefsammlung erwähnt, die einen Theil der Correspondenz des letztgenannten enthält (Bibl. der Katharinenkirche zu Hamburg). Joachim Westphal war von 1541 ab Prediger an der Katharinenkirche, seit 1562 verwaltete er die Superintendentur in Hamburg, dann wurde er selbst Superintendent und starb als solcher 1574. Als Erasmus Alberus gegen das Ende seines Lebens sein Predigtamt in Magdeburg wegen Widerspruchs gegen das Interim hatte aufgeben müssen, hielt er sich eine Zeit lang in Hamburg ohne Amt auf. Da empfiehlt ihn Flacius an seinen Freund, den Prediger Konrad Gerlaci an St. Katharina, in einem Schreiben d. d. Octaua Nouemb. 1551: „D. D. Alberum non opinor eſſe neceſſe prolixius uobis commendare; cum enim et uos ut minime dubito eum pro pio bonoque adhęc et docto uiro habeatis non dubito eum uobis fore quoque commendatiſſimum." In Hamburg war die Thätigkeit des Alberus wol eine vorwiegend litterarische: der stets schlagfertige Kämpe für die Sache der Lutherischen Reformation hatte damals Veranlassung genug, seine Feder nach den verschiedensten Seiten zu kehren; war doch, abgesehen von den heftigen Streitigkeiten, welche das Interim veranlasste, gerade 1552 von Westphal durch seine in Magdeburg gedruckte Farrago der Abendmahlsstreit gegen Calvin von neuem in Scene gesetzt worden. Wir finden in der erwähnten Correspondenz Spuren, dass Alberus in diesem Sinne Verbindungen anknüpfte. So schreibt Alexander Bruchsal d. d. Antwerpen 10. Aug. 1552 an Joachim Westphal: „Mitto tibi hic, dn̄e Ioachime, ſcripta duo ſacramentariorum que ego ex lingua noſtra vulgarj tranſtulj in linguam latinam,

quare veniam dabis ſi alicubi incongrue et non bene latine ſcripſi vel tranſtulj, ſenſum reddidj, cetera tu emendabis, vnum ſcriptum eſt impreſſum anglie in lingua noſtra brabantica, et eſt author ſcripti huius martinus mijkron paſtor eccleſie flandrorum londinj, alterum ſcriptum eſt cuiuſdam ſacramentarij hic antwerpie exuſti in octobrj anno 1551, mitto etiam copiam literarum pij cuiuſdam virj hic apud nos degentis, ad D. eraſmum alberum, mitto etiam hic ſcripta quedam de re ſacramentaria excerpta ex libris Jo. caluinj, bullingerj et Johannis a laſco, que convincunt etiam caluinum eſſe tectum ſacramentarium, poteris faſciculum hunc d. eraſ. alberj aperire et introſpicere, et ſi quid eſt quod vis vt exſcribatur, poſſes hoc per tuos curare vt exſcribatur, et hinc omnia claudere tuo vel alio ſigillo et dare eraſmo albero, vellem etiam vt illi communicares ſcripta hec que tibi mitto, nam vt intelligo parat ſcriptum contra furores zwinglij et caluinj.“ Die ausgehobene Stelle zeigt nicht nur die Richtung, in welcher Alberus thätig war, sondern auch dessen nahe Beziehung zu Westphal. Dies geht noch aus anderen Stellen der Briefe Bruchsals hervor. In dem eben erwähnten schreibt er u. a. an Westphal folgendes über Calvin: „parturijt nouum et falſum dogma, ſuſtinuit enim geneue in diſputatione publica deum eſſe authorem malj et nullus potuit illj reſiſtere, tandem vero doctor quidam medicus* reſtitit illj et conuicit illum, quod male habuit caluinum, qui illum apud magiſtratum vt perturbatorem eccleſie accuſauit et ſic hic medicus ad caluinj expoſtulationem in carcerem coniectus eſt et poſtea in exilium miſſus, ſunt hic apud nos, quj diſputationj geneue interfuerunt.“ Bruchsal muss vorausgesetzt haben, dass diese Mittheilung durch Westphal auch an Alberus gelangt sei; denn unter dem 7. Nov. 1552 schreibt er, gleichfalls von Antwerpen, an den ersteren: „ſcripſi vobis nuper dn̄e Joachime de caluino quod doceret deum eſſe autorem malj, ſic enim mihi a fide digno viro dictum erat,

* Gemeint ist Jerosme Bolsec; der Widerspruch dieses früheren Mönches, welcher damals in oder bei Genf die Arzneikunde ausübte, veranlasste seine Verhaftung, vgl. die Processacten in der neuesten Ausgabe der Werke Calvins (im Corpus Reformatorum) VIII S. 141 ff.

quj hoc audiuerat ex alio quj dixerat ſe interfuiſſe diſputationj, iam vero intelligo caluinum ſe excuſare et ſcribere ſe non velle facere deum authorem malj vel peccatj, quare te rogo vt D. eraſmum alberum commonefacias ne ſit preceps in iudicando vel carpendo caluinum, ſcripſit enim mihi ſe velle facere illius mentionem in libro contra fanaticos iam breuj excudendum (so!), quare admoneto bonum virum D. eraſ. alberum ne temere carpat caluinum, niſi cum hec ſcripta caluinj legerit, que hic incluſa ad te mitto, poſſis illi quoque legenda accommodare, hoc ſcriptum quod hic tibi mitto, ego met propria manu exſcripſi ex libro caluinj iam hoc anno 1552 impreſſo,* prefationem hanc caluinj legas que continet illius excuſationem et facit quoque mentionem medicj illius, quem vocat rabulam et impurum nebulonem, excuſat ſe in his ſcriptis ſe non velle facere deum authorem malj, tamen interim dicit omnium primam cauſam eſſe eius voluntatem etc."

Alberus erhielt 1553 eine neue Anstellung als Mecklenburgischer Generalsuperintendent, starb aber wenige Wochen nach Antritt des Amtes am 5. Mai zu Neubrandenburg. Die Witwe blieb in Verbindung mit Westphal und wohnte in Neubrandenburg. Denn Joh. Freder schreibt d. d. 16. Oct. 1558 an Westphal: „Viduę duę Albera & Gartęa, quarum vicem miſeror, ſunt Neobrandenburgi, Gartęa ideò miſerior, quod multorum liberorum mater eſt, & ęre alieno magno premitur." Durch Vermittelung Westphals wurde eine hinterlassene Schrift des Alberus 1556 bei P. Brubach in Frankfurt a. M. gedruckt, bei dem 1550 auch die Ausgabe der 49 Fabeln mit den Holzschnitten von L. Cranach erschienen war. Ich theile die drei an Westphal gerichteten Geschäftsbriefe des wissenschaftlich gebildeten und höchst thätigen Verlegers mit, in welchen des Alberus Erwähnung geschieht, und zwar vollständig, da sie schon an sich Interesse gewähren. In einem derselben wünscht Brubach von der Witwe für eine

* Bruchsal hat wol die Schrift von Calvin im Auge, welche unter dem Titel „De aeterna Dei praedestinatione" im Jahre 1552 herauskam. Bolsec wird hier, ohne Namensnennung, als „circumforaneus erro" in der Vorrede bezeichnet (s. Calvini Opera VIII S. 249 ff.).

neue Ausgabe der Fabeln, die 1557 auch wirklich erschien, aus dem Nachlass weitere Fabeln zu erhalten, wenn deren noch ungedruckte vorhanden wären. Indess muss dies nicht der Fall gewesen sein, da auch die späteren Ausgaben nicht mehr als 49 enthalten. Vielleicht bezieht sich darauf eine kurze Notiz in einem Briefe Brubachs an Westphal d. d. 6. Dec. 1557: „A uidua D. Alberi nihil accepi.“ Welches die bei Brubach 1556 gedruckte Schrift des Alberus ist, ergibt sich aus einem Briefe Westphals an Brubach vom 16. Nov. 1555 (bei Arnoldus Greve, memoria Joachimi Westphali. Hamburgi 1749. 4° S. 272), in welchem es heisst: „Reliquit ingenuitatis ſuae praeclarum ſpecimen in hoc libro magnis laboribus confecto, in extrema vitae parte, in exilio ſuo, vixque ante obitum abſoluto. Ut acriter mordebit veritas phanaticos hoſtes veritatis, ita erit gratiſſimus ubique bonis, diligentibus verae doctrinae ſynceritatem. Multi inſigni pietate Viri apud me inſtiterunt, ut curarem excudi. Nonnulli ultro ſumtus et impenſas obtulerunt. Exiſtimo igitur me mittere opus dignum tua induſtria, eccleſiae Dei neceſſarium et frugiferum, quamvis exoſum et inviſum tam Sacramentariis, quam Anabaptiſtis. Vidua relicta cum aliquot filiabus sanctiſſime educatis paciſcebatur, quum mihi ablegandi libri in officinam typographicam copiam faceret, aliquot ſibi exemplaria dari, quae donaret amicis, quum haberet aliquid ſubſidii in ſolatium orbitatis ſuae et inopiae. Nam praeter divitias ignotas et contemtibiles mundo, maritus pius, deditus, quum viveret, congregandis coeleſtibus theſauris, nihil admodum niſi inopiam reliquit. Sic tua pietas ſua ſponte charitatis debita praeſtabit.“ Es handelt sich um die Schrift Verkehrte Lehr der Carlstädter und aller vornehmsten Häupter der Sacramentirer, welche 1556 in Neubrandenburg herausgekommen sein soll (neue Ausgabe von 1594 s. bei Goedeke S. 362). Schon unter dem 6. Febr. 1555 schreibt Bruchsal aus Bremen an Westphal: „cum de impreſſione librj alberj conventum fuerit cum typographo, ſcribas mihi, vel ſignifices per cornelium pictorem vel alium amicum noſtrum, ego tibi 20 thaleros mittam, quam primum illos petieris, certe oratio et confeſſio in ſuggeſtu et librorum confeſſorum chriſtj euulgatio nunc ac hiſce tempo-

ribus maxime neceſſaria ſunt. diabolus enim vndique furit per tyrannos et ſectarios homines, jtem per falſos et fucatos fratres.“

1.

S. P. Superioribus literis ad te ſcripſi, quod proximo hoc ſemeſtri ſecundam Pſalmorum Dauidicorum enarrationem* ſim praelo ſubiecturus, volente Chriſto. Quare accipies a Warnero** primae Decadis exemplaria aliquot. Item de reliquis aliquot. Intellexi ex Warnero penes uos eſſe ſcriptum Doctoris Eraſmi Alberi, pię memorię, qui dum uixit, in his preſertim regionibus familiarißimus mihi fuit. Quod ſi huius copia imprimendi mihi daretur, libenter gratificarer et defuncto ipſi et amicis illius ſuperſtitibus. Laſcouij*** ſcripti hic impreſſi miſi octo exemplaria ad Alexandrum ipſum Bruchſalum vna cum alijs libris, à quo poteris vnum petere vt uideas quid ſcripſerit. Quod ſi tua et aliorum opera poſſem omnia ſcripta D. Doctoris Vrbani Rhegij†, que quidem extant, in tomum aliquem redigere, conſiderem me rem longe gratißimam, non bibliopolis ſolum, qui hoc ſaepe a me efflagitarunt, ſed omnibus etiam pijs hominibus facturum. Non dubito quin tua ſponte omnia ſis facturus quecunque ad nomen et dignitatem tanti viri illuſtrandam ſpectare uidebuntur, ſi modo tantum ocij reliquum ſit futurum a grauioribus curis. Athanaſij nihil adhuc excuſum, alioqui miſiſſem iam. Peregrini†† qui hic

* Johann Aepinus, enarrationum in Psalmos Davidicos decas II. Francof. p. Pet. Brubacchium, 1556. In einem Briefe d. d. 24. März 1562 klagt Br.: Habeo adhuc multa exemplaria ſecundę Decadis Pſalmorum: ſed quia nullę amplius ſequuntur non poſſum uendere illas quas habeo.

** Sein Name war Warnerus Rolfincus.

*** Wahrscheinlich folgende Schrift von Lasko, die im Sept. 1555 ohne Angabe des Jahres und Druckortes herauskam: Forma ac ratio tota ecclesiastici ministerii in peregrinorum, potissimum vero Germanorum ecclesiis instituta Londini.

† Eine Gesammtausgabe der Werke des Urbanus Regius erschien 1562 zu Nürnberg. Brubach erwähnt eines Concurrenten in einem Brief d. d. 24. März 1562: vgl. a. Arnoldus Greve, memoria Joachimi Westphali. Hamburgi 1749. 4° S. 274.

†† Die Gemeinde der ihres Glaubens wegen vertriebenen Franzosen und Niederländer zu Frankfurt.

ſunt, quorum Lasco Epiſcopum et Superintendentem agit, multum negocij exhibent noſtris concionatoribus, id quod intelliges ex ipſo Warnero rectius quam ex meis literis. Metuo ne aliquod magnum malum creent aliquando toti ciuitati noſtrę. Deus prouideat ne conatus hominum turbulentorum promoueant. Nihil habeo preterea quod ad te ſcribam, et negocijs hoc tempore pluribus obruor quam vt queam multa ſcribere. Quare ignoſcas precor breuitati literarum mearum. Ero aliâs copioſior. Bene vale in Chriſto Jeſu ſeruatore noſtro, et ſaluta meo nomine omnes tuos, et miniſtros Eccleſię ueſtrę. Item uiduam D. D. Epini*, cui ſignificabis me quoque gratum futurum erga ipſam, ſi commodum aliquod ex impreßione ipſarum Decadum ad me redierit. Salutat te diligenter M. Hartmannus concionator apud nos. Ex Francoforto die 20. Septembris Anni 1555

Tuus Petrus Brubacchius
typographus.

Adresse: Optimo ac doctiſsimo viro M. Joachimo Weſtphalo Eccleſię Hamburgenſis miniſtro fideliſsimo, Domino ſuo cum primis obſeruando.

Am Rand: Miſi defectum in Juſtino: quare remittas ad proximas nundinas ea que redundant in Ambroſio.**

2.***

S. P. Accipies aliquot exemplaria libri tui de Baptiſmo a Rolfinco que donat humanitati tuę Blaſius Fabricius qui impreßit, et pollicitus ſe eum quoque librum impreſſurum qui

* Der Superintendent zu Hamburg, Dr. Joh. Aepinus, starb am 13. Mai 1553.

** Westphals Antwortschreiben d. d. Hamburgi die Novembris 16 anno 1555 ist abgedruckt bei Greve, memoria Westphali S. 271—273. Vgl. oben S. 15 Mit Beziehung auf die Schrift des Alberus erwidert W. darin noch: Nos iam diu deliberavimus, quo mitteremus, ubi esset libera potestas excudendi liberrimi Spiritus opus, et in votis nobis fuit, inveniri posse qui imprimeret.

*** Einen Brief Westphals an Brubach vom 3. März 1556 enthält Greves Memoria S. 273.

Senatui noſtro dedicatus eſt, ſed tantiſper differet donec per te fuerimus facti certiores de tua voluntate.*

Videbis etiam Alberi libellum excuſum eſſe, ſed ἀκέφαλον. quod breui reſtituetur corpori ſuo, quod vbi factum fuerit ſcribam typographo vt mittat ad vos aliquot exemplaria. Ago humanitati tuę ſingulares gratias pro miſſo aureo numo, erit mihi gratum munus tuo nomine preſertim, et ſtudebo rependere. Si Rolfincus vellet meo nomine numerare 6 aut 7 aureos uiduę D. Alberi curarem vt hic iterum reciperet in nundinis. Impreſſi olim aliquas fabellas Æſopi germanicis Rithmis ab eo conſcriptas: quod ſi vidua illas auctiores haberet, aut alia quedam eius ſcripta, et ad me mitteret, curarem vt imprimerentur, et vicißim illi quod ęquum fuerit mittatur. Perficiam etiam volente Chriſto vt de libello impreſſo iam, aliquot exemplaria habeat. De tertia decade Pſalmorum quid fiat ſcire velim, et num expectandum aliquid huius in poſterum. Quis ſit rerum ſtatus apud nos audies ex Rolfinco, qui de hac re diligenter perquiſiuit vt puto. Bene vale in Chriſto Jeſu et ſaluta meo nomine omnes tuos primum, deinde et reliquos Eccleſię veſtrę miniſtros. Ex Francoforto ad Moenum anno 1556 menſe Septembri

T. Petrus Brubachius
typographus.

Adresse: Optimo ac doctißimo viro M. Joachimo Weſtphalo miniſtro Eccleſię Hamburgenſis fideliß. Dn̄o ſuo obſeruando

Hamburg.

Empfangsvermerk: Accepi vltimo die Septembris.

3.

S. P. Ego mi Joachime libenter fuiſſem gratificatus comminiſtro veſtrę Eccleſię in imprimendo libro ipſius quem ſcripſit contra Micronium quendam, ſi mihi permitteretur:

* Der Strassburger Blasius Fabricius druckte wiederholt für Brubach. Der Titel der oben erwähnten Schrift lautet: Loci praecipui de vi, usu et dignitate salutiferi baptismi ex Evangelistis et Apostolis collecti. Argentorati, 1556. 8. s. Greve S. 228.

et typographus ille qui nuper incoepit vnico duntaxat prelo laborare, etiam a ſuo Magiſtratu mandatum accepit ne quid excudat niſi prius inſpectum et admiſſum. Volui igitur potius vſque ad nundinas retinere ſcriptum, quam ſtatim remittere, ſi forte reperiatur impreſſor: ſin minus, redibit ad uos per mercatores veſtrates. Libellum Purgationis Peregrinorum* hoc tempore habere non potuimus, alioqui libenter miſiſſemus. Sed dabitur opera vt breui accipias. Mitto ad te, deſcriptam a me, Epiſtolam cuiusdam ex miniſtris Peregrinorum apud nos, nondum quidem typis publicatam, ſed communicatam tantum M. Hartmanno ab amico quodam. Et dicunt Caluinum ipſum et Bullingerum** iam ſcribere magnum volumen contra Confeßiones Eccleſiarum Saxonicarum, quod vbi prodierit in lucem curabo, volente Deo, vt habeas.

D. Doctori Paulo*** precor dicas meo nomine, me omni-

* Die „Purgatio Ministrorum in ecclesiis peregrinis Francof. adversus eorum calumnias, qui ipsorum doctrinam de Christi Domini in sua Coena praesentia dissensionis accusant ab Aug. Confessione“ war von Lasko verfasst. Sie erschien zu Basel 1556.

** Calvin hatte 1556 seine Secunda defensio piae orthodoxae fidei de Sacramentis contra Joachimi Westphali calumnias herausgegeben. Von Bullinger erschien in demselben Jahre in Zürich Apologetica expositio, in qua ostenditur, Tigurinae ecclesiae ministros in doctrina de Coena Domini nullum sequi dogma haereticum. Hierauf wusste sich Westphal von den bedeutendsten Kirchen in Niedersachsen (Bremen, Lübeck, Lüneburg, Hildesheim, Hamburg, Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Wismar, Schwerin, Husum, Dithmarsen und Nordhausen) Bekenntnisse über die Lehre vom Abendmahl zu verschaffen, die er als Zeugniss gegen die Schweizer und die Anhänger Melanchthons herausgab: „Confessio fidei de Eucharistiae Sacramento, in qua Ministri ecclesiarum Saxoniae solidis argumentis sacrarum literarum astruunt corporis et sanguinis D. N. J. C. praesentiam in Sacramento Coenae et de libro Joannis Calvini ipsis dedicato respondent. Magd. 1557.“ Die oben erwähnte Gegenschrift Calvins erschien noch 1557 unter dem Titel: „Ultima admonitio ad Joach. Westphalum, cui nisi obtemperet, eo modo posthac habendus erit, quo pertinaces haereticos haberi iubet Paulus. Refutantur etiam hoc scripto superbae Magdeburgensium aliorumque censurae, quibus coelum et terram obruere conati sunt.“ Bullinger trat meines Wissens nicht weiter in dem Streite auf, wol aber Beza, der 1559 seine „De Coena Domini plana et perspicua tractatio, in qua Jo. Westphali calumniae refelluntur“ herausgab.

*** Paul v. Eitzen, bis 1562 Superintendent zu Hamburg.

bus operam daturum, quantum quidem fieri poteſt, vt ſcriptum ipſius imprimatur alicubi, ſi modo certus eſſem de voluntate ipſius. Nondum enim miſit prę̨fationem, quam ſe miſſurum ſignificauerat ſuperioribus literis. Et neſcio an iam mutauerit ſententiam. Quicquid illi viſum fuerit poterit me reddere certiorem. Bene a te factum, quod viduę D. Doctoris Alberi miſeris meo nomine pecuniam: Non erit moleſtum ſi etiam adhuc aliquid addideris: ſi modo aliquid ſuperfuerit. Circa feſtum Pentecoſtes accepi libellos a vobis miſſos, qua re nullos potui diſtrahere: quod ſpero proximis nundinis futurum. Quid vos vicißim pro his poſtuletis fac vt ſciam. Bene vale in Chriſto Jeſu ſeruatore noſtro cum omnibus tuis Amen. Ex Francoforto die 17 Julij Anno 1557

T. Petrus Brubach.

Adresse: Optimo ac doctißimo viro M. Joachimo Weſtphalo Eccleſię Hamburgenſis miniſtro, Domino ſuo obſeruando Hamburg.

Empfangsvermerk: Accepi die 27 Julij.*

* Einen Brief Westphals an Brubach vom 2. Juni 1563 druckt Greve S. 274 f. ab.

Butlers Hudibras,
ein echtes Zeit- und Sittengemälde.

Von

Rudolf Boxberger.

I.

Es gab eine Zeit, in der die bis dahin blühende Litteratur Englands im Puncte der Moralität ihrem vollständigen Verfall entgegengieng: es war die Zeit der Restauration der Stuarts. Die Ursache davon dürfen wir den blutigen Bürgerkriegen, die England an den Rand des Verderbens brachten, zuschreiben. Der stets an sittliche Verwilderung grenzende fanatische Eifer religiöser und politischer Secten hatte auch ursprünglich edlere Naturen ergriffen und sie vermocht, zum Nutzen ihrer eignen und zum Schaden der feindlichen Partei durch Schrift und Wort zu agitieren. So ist es zu erklären, dass, als der umgestürzte britische Königsthron wieder aufgerichtet wurde, eine Anzahl mehr oder weniger begabter poetischer Geister im Schutze der königlichen Macht ihrem Hasse gegen die revolutionäre Partei der Presbyterianer und Independenten auf zügellose, allen sittlichen Halt entbehrende Weise Luft machten. Die Tugenden, die ernste, meist finstere Religiosität des Puritaners wurden, als nicht im Einklang stehend mit dem am Hofe üblichen lasciven treiben, mit Hohn und Spott überschüttet, alles, was er geehrt, geliebt und gepflegt, wurde in den Staub getreten; weil er sich über Kleinigkeiten religiöse Scrupel machte, so verlachte man solche überhaupt; weil er seine Fehler unter der Maske der Frömmigkeit verbarg, so scheuten sich seine Gegner nicht, ihre Laster vor

der Oeffentlichkeit zur Schau zu tragen; weil er sich im öffentlichen wie im Familienleben nur in biblischen Phrasen und Gleichnissen bewegte, so hielten sie schwören und fluchen für geboten; und das alles wurde mit dem cynischsten Witz betrieben*. Doch unter den Widersachern der religiösen Fanatiker gab es auch solche, die es zwar auch nicht verschmähten, der öffentlichen Stimme ihren Tribut darzubringen, es aber in der edeln Absicht thaten, die Menschheit zu bessern und die königliche Sache zu heben: Waller, Cowley, und mehr als diese Samuel Butler.

Von Butlers Leben sind nur wenige Thatsachen bekannt, als deren Gewährsmänner seine Biographen einen Dr. Nash und A. Wood angeben. Er wurde in Strensham in Worcestershire geboren und am 14. Februar des Jahres 1612 getauft**. Seine erste Ausbildung erhielt er in der lateinischen Schule zu Worcester, der Henry Bright, ein namhafter Gelehrter, vorstand***. Dass er jemals eine Universität besucht habe, machen die bedrängten Vermögensverhältnisse seines Vaters sehr zweifelhaft; doch wird es behauptet†. Wir finden ihn dann als Schreiber eines Friedensrichters der Grafschaft Namens Jefferys wieder, in einer Stellung, die ihm hinlänglich Zeit gelassen zu haben scheint, um seinen Lieblingsstudien, der Malerei und Musik, zu huldigen. Später, in dem Alter von 17 Jahren, kam der Dichter in den Haushalt der Gräfin von Kent zu Wrest in Bedfordshire, die ihm, selber eine warme Verehrerin der Litteratur, den Gebrauch ihrer nicht unbedeutenden Bibliothek gestattete. Dort soll ihm zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung die Bekanntschaft Seldens, des grössten Gelehrten seiner Zeit, sehr nützlich geworden sein††.

* Macaulay, History of England, Tauchn. Ed. (Leipzig 1849). Vol. I, S. 392—8.

** Charles Longueville, der Sohn von Butlers Freund, behauptet dagegen, er sei im Jahre 1600 geboren. S. Aldine Edition, The Poetical Works of Samuel Butler, Vol. I. Life of Samuel Butler by the Rev. John Mitford, S. V, Anm. 1.

*** a. a. O. S. V.

† a. a. O. S. VI, Anm. 3.

†† a. a. O. S. VI.

Durch welchen Wechsel des Schicksals er später in das Haus des Ritters Samuel Luke in Cople Hoo farm, oder Wood End bei Bedford, eines hohen Officiers in der Armee Cromwells und eifrigen Presbyterianers*, verschlagen worden ist, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; aber gewiss ist, dass ihm in seinem Dienste, infolge des täglichen Anblicks der lächerlichen puritanischen Gebräuche und des dort wehenden revolutionären Geistes, der Entschluss reifte, ein satirisches Epos zu schreiben; nicht weniger gewiss ist es, dass unter dem „honourable Knight Hudibras" des Dichters eigner Patron zu verstehen ist. Den Beweis finden sämmtliche Biographen in folgenden Versen seines Gedichtes:

„It's sung, there is a valiant Mamaluke,
In foreign land, yclep'd . . . .;"

nichts ist natürlicher, als den zweiten Vers mit dem Namen Samuel Luke zu vervollständigen**. Wenn auch unser Dichter wegen seines Hudibras und des sich darin documentierenden Eifers für die royalistische Sache mit Lob überschüttet wurde, so wirft dennoch auf seinen Charakter ein zweifelhaftes Licht der Umstand, dass, während sich alle Anhänger der königlichen Sache mit Enthusiasmus um ihre Fahnen sammelten, Butler im Hause eines Erzfeindes derselben weilte. Und nur so ist es zu erklären, dass er, als der König nach seiner Thronbesteigung seine Anhänger belohnte, anfangs leer ausgieng. Indessen ist es nicht unwahrscheinlich, dass er später von ihm, zum Dank für sein Epos, das Karl II. fast auswendig gewusst haben soll, die namhafte Summe von 300 Pfund erhalten hat***. Doch eine jedesfalls gehoffte Anstellung in

---

* Vgl. ausser a. a. O. auch Warburton, Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers (Paris 1845), S. 274, Anm. 1.

** Nash berichtet zwar: ein Richter aus Gray's Inn, der es aus dem Munde eines von Butlers näheren bekannten habe, habe ihm gesagt, die fragliche Persönlichkeit sei nicht Samuel Luke, sondern Sir Henry Roscwell aus Ford Abbey in Devonshire, doch gesteht er sodann selbst die Richtigkeit der ersteren Behauptung zu. S. Butler's Works, Ald. Ed. Vol. I, S. VII, Anm. 6.

*** S. The Poetical Works of Samuel Butler, Compl. Ed. (Manchester 1845), The Life of Butler.

königlichen Diensten erhielt er nicht, denn wir finden ihn kurz darauf als Secretär des Grafen Carbury, des Oberpraesidenten von Wales, der ihm die Aufsicht über seine Besitzung Ludlow Castle übertrug. Um diese Zeit heirathete Butler Mrs. Herbert, eine Dame aus guter Familie, die jedoch den grössten Theil ihres Vermögens durch Unglücksfälle verloren hatte*. Andre wollen wissen, sie sei eine wolhabende Witwe gewesen, von deren Vermögen unser Dichter bis an sein Ende sorgenfrei gelebt habe**. Jedoch ist diese Nachricht unverbürgt; vielmehr sind wir berechtigt, mit den glaubwürdigsten Männern auf dem Gebiete der englischen Litteraturgeschichte, wie Johnson und Morley, anzunehmen, dass unser Dichter in den letzten Jahren seines Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hat. A. Wood behauptet ferner, dass derselbe später Secretär bei George, Herzog von Buckingham, geworden sei, und dass ihn dieser mit der grössten Güte und Grossmuth behandelt habe. Johnson widerspricht dieser Behauptung auf Grund einer von ihm ausführlich erzählten Anekdote, die beweist, ein wie geringes Interesse der Herzog in Wirklichkeit an Butler nahm***. Doch sei dem wie ihm wolle, sein Freund Longueville, der ihn auf seine eigenen Kosten bestatten liess, gibt die ausdrückliche Erklärung ab, dass der Dichter als niemandes Schuldner gestorben sei.

Da der erste Theil seines Werkes, der im Jahre 1663 erschien, wol aufgenommen worden war, so säumte er nicht, ihm einen zweiten folgen zu lassen. Als dieser durch einen Anonymus nachgedruckt wurde, so erliess der König — und das ist ein neuer Beweis von seinem Wolwollen gegen den Dichter — ein Rescript gegen den Nachdruck dieses Buches†. Nichtsdestoweniger scheint derselbe dem Monarchen kein

---

* Ald. Ed. S. VIII.

** Hudibras, a Poem of Samuel Butler, a New Edition with a Life of the Author, a Preliminary Discourse on the Civil Wars etc. 2 Vols. (London 1812); s. the Life of the Author.

*** S. Johnson, The Lives of the English Poets, Samuel Butler. Auch Ald. Ed. VIII u. IX.

† Compl. Ed., Life.

Recht auf seine Dankbarkeit zugestanden zu haben*. Erst 14 Jahre später** erschien der dritte Theil, unvollendet, wie die meisten wollen. Aber mit welchem Recht nimmt man an, dass der Dichter ihn überhaupt habe fortsetzen wollen? Der Bürgerkrieg, überhaupt alle rein politischen Ereignisse, die in dem Gedicht eine Rolle spielen, haben mit dem 8. Gesang ihren Abschluss erhalten, und des Helden Liebeshandel, in dem seine Abenteuer gipfeln, ist durch der Lady ablehnende Antwort ein natürliches Ende gesetzt. Somit steht nichts im Wege, das Epos als ein vollendetes ganzes zu nehmen.

Butler starb am 25. September 1680, in einem Alter von 68 Jahren. Vergebens suchte man um ein öffentliches Begräbniss in der Westminster-Abtei nach: er wurde auf dem St. Pauls Kirchhof beigesetzt. Die Grabrede hielt der gelehrte Dr. Simon Patrick, nachmals Bischof von Ely***. Wie sehr der Dichter und sein Gedicht von der Nachwelt in Ehren gehalten wurden, beweist folgende Inschrift des Denkmals, das ihm ein wolhabender Londoner Bürger setzen liess:

M. S.
Samuelis Butleri,
Qui Strenshamiae in agro Vigorn. nat. 1612,
obiit Lond. 1680.

Vir doctus imprimis, acer, integer;
Operibus ingenii, non item praemiis, felix:
Satyrici apud nos carminis artifex egregius;

Qui simulatae religionis larvam detraxit,
Et perduellium scelera liberrime exagitavit,
Scriptorum in suo genere primus et postremus.

Ne, cui vivo deerant fere omnia,
Deesset etiam mortuo tumulus,

---

* Mr. Thyer veröffentlichte einige Verse Butlers, von denen Johnson sagt: „They are written with a degree of acrimony, such as neglect and disappointment might naturally excite, and such as it would be hard to imagine Butler capable of expressing against a man who had any claim to his gratitude." Vgl Ald. Ed. S. X.

** Ald. Ed., S. XI findet sich als Termin 4 Jahre. Doch ist dies jedesfalls ein Druckfehler, wie aus einer Bemerkung auf S. XVIII erhellt.

*** Vgl. Ald. Ed., S. XII.

Hoc tandem posito marmore, curavit
Iohannes Barber, civis Londinensis, 1721.

Dies Monument bot den Anlass für folgende satirische Verse Samuel Wesleys:

„While Butler, needy wretch, was doom'd to live,
No generous patron would a dinner give;
See him, when starv'd to death and turn'd to dust,
Presented with a monumental bust.
The poet's fate is here in emblem shown,
He asked for bread, and he receiv'd a stone.“

Butlers sonstige Schriften anlangend, die nach seinem Tode in drei kleinen Bänden unter dem Titel: „Posthumous pieces in verse and prose“ veröffentlicht wurden, so behauptet Mitford*, sie seien mit Ausnahme der Ode an Duval und zweier Prosaabhandlungen sämmtlich unecht. Hingegen unterliegt die Echtheit von „Butlers Remains“, die von Mr. Robert Thyer, Bibliothecar in Manchester, veröffentlicht wurden, keinem Zweifel**.

Was das Epos Hudibras, Butlers unnachahmliches Kunstwerk, selbst anbetrifft, so könnte man darin den Mangel an Handlung beklagen, wenn der Dichter nicht dadurch in den Stand gesetzt würde, seiner Absicht zu folgen, nämlich die gemeine Denkungsart der rebellischen Sectierer jener Periode, die unter der Maske frommen Eifers ihre eignen selbstsüchtigen Zwecke verfolgten, aufzudecken. Diesen Zweck konnte er am besten durch Einschiebung langer Dialoge erreichen; und wie herrlich er ihn erreicht hat, sieht jeder ein, der das Gedicht kennt, dessen Inhalt in gedrängter Kürze hier folgt. Auf die Dialoge und Reflexionen wird hier deswegen nicht näher eingegangen werden, weil wir im Verlauf der Abhandlung uns fast ausschliesslich mit ihnen zu beschäftigen haben, da sich in ihnen das darzustellende Zeit- und Sittengemälde vor unsren Augen abrollt.

---

* Ald. Ed. S. XIII.

** Vgl. Ald. Ed. Vol. I, S. XIV und Vol. II, Preface zu „The Remains of Butler“; auch The Poetical Works of Samuel Butler, Preface zu den „Genuine Remains“ (Manchester 1845).

Es steht unzweifelhaft fest, dass Butler bei der Abfassung seines Gedichtes den Don Quixote des Cervantes vor Augen gehabt hat*. Nichtsdestoweniger ist es originell und in ganz anderem Tone als Cervantes' Meisterwerk gehalten. Hören wir darüber Johnson**, jedesfalls den geistvollsten englischen Litterarhistoriker: „Cervantes had so much kindness for Don Quixote, that, however he embarasses him with absurd distresses, he gives him so much sense and virtue as may preserve our esteem; wherever he is, or whatever he does, he is made by matchless dexterity commonly ridiculous, but never contemptible. But for poor Hudibras, his poet had no tenderness; he chooses not that any pity should be shown or respect paid to him; he gives him up at once to laughter and contempt, without any quality that can dignify or protect him." Wie Don Quixote mit Sancho, so reitet Sir Hudibras mit seinem Squire Ralpho auf Abenteuer aus. Nach einer langen ergetzlichen Beschreibung ihres äussern und innern Menschen lässt der Dichter seine beiden Helden, von denen der erste die presbyterianische, der andere die Partei der Independenten repraesentiert, auf ihr erstes Abenteuer stossen: eine Bärenhetze (bear-baiting). Nach einer fulminanten Ansprache, die das gottlose des unternehmens in das gehörige Licht stellt, aber vergeblich ist, gerathen sie mit den Führern, deren kriegerische Eigenschaften mit dem komischsten Pathos namhaft gemacht werden, aneinander. Nach einer anfänglichen Niederlage behaupten unsere Helden das Feld, machen sogar einen ihrer Widersacher zum gefangnen und schliessen ihn in den Gemeindeblock. Getreu alter Rittersitte will Hudibras jetzt der Dame seines Herzens von seinem Siege Anzeige machen, als er merkt, dass er von den feindlichen Heerscharen, die sich auf ihrer schimpflichen Flucht wieder gesammelt haben, umringt ist. Ein neuer Kampf, voll von den verschiedensten komischen Zwischenfällen, folgt und wird ausführlich beschrieben. Unser Held wird schliesslich von der Amazone

---

* Butler benutzte die Uebersetzung Thomas Sheltons, die in zwei Quartbänden 1612 und 1620, und 1652 in einem Folioband erschien.

** The Lives of the English Poets, Tauchn. Ed., Vol. I, S. 125.

Trulla besiegt. Nichts ist natürlicher, als dass nun er und sein treuer Ralph an Stelle des Fiedlers Crowdero in den Block gespannt werden. Sofort hat auch die flüchtige Fama der angebeteten, einer reichen Witwe, von dieser neüen Wendung Kunde gebracht; diese beschliesst, die beiden ritterlichen Abenteurer, die sich unterdessen mittels scharfsinniger Philosopheme über ihre Lage hinwegzusetzen bemühen, in ihrem „bezauberten Schlosse" zu besuchen. Sie bewundert gebührend des Ritters passiven Muth, mit dem er seine Prügel ertragen habe, und meint, wenn er diesen durch eine Selbstgeisselung ihr beweise, so würde sie sich bis über die Ohren in ihn verlieben. Nachdem sie noch seine wahren Absichten in Bezug auf ihr Vermögen aus ihm herauszulocken verstanden hat, erlöst sie die beiden gefangnen gegen das Versprechen von des Ritters Selbstgeisselung. Am andern Morgen machen sich beide nach der Burg auf, wo die Dame haust, Hudibras in der Absicht, unterwegs die Geisselung zu vollziehen. Doch da kommt ihm plötzlich der Zweifel, ob es auch wirklich ein Eidesbruch sei, wenn er den geleisteten Schwur umgehe, oder ob nicht dessen Erfüllung ein noch grösseres Vergehen als der Eidesbruch selbst sei. Ralph, um seine Meinung befragt, pflichtet ihm bei, wobei er sich auf historische Beispiele stützt. Mit komisch-pathetischer Logik beweist nun Hudibras, dass die Angelegenheit am besten erledigt werde, wenn Ralph sich an seiner Stelle peitschen lasse. Darüber gerathen Ritter und Knappe selbstverständlich in einen Zwist und wollen eben zu den Schwertern greifen, als ein entferntes lautes Geschrei ihre Kampfwuth abkühlt. Eine Menge Leute, einen populären Aufzug, in dem eine ihren Mann tyrannisierende Frauensperson die Hauptrolle spielt, darstellend, kommt heran. Unser „honourable Knight" glaubt sich natürlich berufen, das profane des Aufzugs dem Volke zu Gemüthe führen zu müssen. Allein seine äusserst würdevolle Rede wird auf eine für ihn sehr unangenehme Weise unterbrochen; Herr und Diener werden schliesslich gezwungen, das weite zu suchen. Im 6. Gesang finden wir die beiden Abenteurer in der Behausung eines Astrologen Sidrophel und seines Gehilfen Whachum, wo Hudibras über den Ausgang seiner Werbung unterrichtet zu sein

wünscht. Der ganze Gesang bezweckt, den damals herrschenden astrologischen Aberglauben zu verspotten; doch da dieser allgemein war und nicht bloss den Presbyterianern und Independenten, mit denen wir es in vorliegender Arbeit allein zu thun haben, eigenthümlich, so gehe ich hier nicht näher darauf ein, sondern begnüge mich, anzuführen was Johnson* darüber sagt: „Astrology, against which so much of the satire is directed, was not more the folly of the Puritans than of others. It had in that time a very extensive dominion. Its prediction raised hopes and fears in minds which ought to have rejected it with contempt. In hazardous undertakings care was taken to begin under the influence of a propitious planet; and when the King was prisoner in Carisbrook Castle, an astrologer was consulted, what hour would be found most favourable to an escape.“ Die ganze Episode endigt damit, dass Hudibras, nachdem er Ralpho nach einem Constabel geschickt hat, der die beiden als entlarvte Betrüger festnehmen soll, mit Sidrophel in Streit geräth, und, da ihm diesmal der Kriegsgott günstig ist, ihn für todt auf dem Kampfplatz liegen lässt, worauf sich der Sieger auf den Weg zur Witwe macht, in der Absicht, Ralph in der Patsche zu lassen, dem er ohnedies wegen einiger Anzüglichkeiten gegen seine kirchliche Richtung in der letzten Disputation und namentlich wegen seiner Weigerung in der Prügelangelegenheit nicht mehr gewogen ist. Allein Ralph denkt ebenso und, statt einen Constabel zu holen, begibt er sich zur Witwe und klärt sie über Hudibras' Eidesbruch und beabsichtigten Meineid auf. Ralph wird versteckt, als sein Herr ankommt, der denn auch wirklich eidlich erhärtet, er habe die Geisselung an sich vollzogen. Er wird schliesslich von den als Daemonen verkleideten Dienern der Dame wacker durchgeprügelt und von einem stämmigen Teufel einer eingehenden Katechisation unterworfen, in der er in seiner Todesangst die wahren Motive seiner Handlungen angibt, überhaupt ein puritanisches Glaubensbekenntniss *in optima forma* ablegt, wonach die Teufel unter Schwefelgeruch verschwinden. Der in einer Ecke des dunkeln Zimmers ver-

* a. a. O. S. 129.

steckte Ralph hält nun, als Geist auftretend, dem Ritter alle seine Nichtswürdigkeiten vor. Nichtsdestoweniger trägt er ihn getreu dem Brauche der Geister beim ersten Hahnenschrei davon. Der 8. Gesang hat nichts mit Hudibras und Ralph zu thun; und das ist der Grund, warum ihn ein französischer Herausgeber als neunten und letzten betrachtet wissen will*. Ein anonymer Herausgeber unseres Gedichts** charakterisiert diesen Gesang wie folgt: „The poet steps for a little while out of his road, and jumps from the time when these adventures happened, to Cromwell's death and from thence to the dissolution of the Rump Parliament. This conduct is allowable in a satirist, whose privilege it is, to ramble wherever he pleases, and to stigmatize vice, faction, and rebellion, where and whenever he meets with them. He is not tied down to the observance of unity of action, time, or place, though he has hitherto had a regard to such decorums. But now and here only, he claims the privilege of a satirist, and deviates from order, time, and uniformity, and deserts his principal actors. He purposely sends them out of the way, that we may attend to a lively representation of the principles and politics of Presbyterians, Independents, and Republicans, upon the dawning of the Restoration. He sets before us a full view of the treachery and underminings of each faction; and sure it is with pleasure we see the fears and commotions they were in upon the happy declension of their tyrannical power and government.“ Auf diesen Gesang wird geeigneten Orts näher einzugehen sein. Im 9. Gesang

---

* Vgl. Samuel Butlers Hudibras etc. (Hamburg und Leipzig 1765). Dort heisst es (S. 379, Anm.): Der französische Herausgeber hat sich die Freiheit genommen, diesen Gesang zum neunten und letzten zu machen: weil, sagt er, die Handlung des Gedichts zu stark unterbrochen und Hudibras in demselben nicht einmal genannt wird. Uns dünkt, dass der Gesang am Ende gesetzt, wohl eben so wenig Verbindung mit der Handlung habe; und dass er hier mit Beziehung auf die Hauptgeschichte ein ebenso schickliches Intermezzo sei, den Leser ein wenig ausruhen zu lassen, als Homers (liceat seria componere ludicris) Register der griechischen Schiffe.

** London 1812, Vol. II, S. 264.

erscheint der Ritter keineswegs entmuthigt, vielmehr sehen wir ihn entschlossen, die Hand der Witwe auf dem Wege Rechtens zu erringen. Er wendet sich an einen Richter, der alle Fehler besitzt, die ein Richter nur besitzen kann. Dieser gibt ihm in allen Dingen Recht und ermuntert ihn, einen Brief an die Dame zu schreiben, da ihre Antwort sicherlich Anhaltspuncte für eine Anklage bieten müsse. Jedoch weiss jene sich aus der gelegten Schlinge mit grosser Schlauheit herauszuwinden und trumpft den betrogenen Liebhaber mit einer derben Lection ab. — Das ist der ungefähre Inhalt unseres Epos, das, auf historischer Basis, bis in die kleinsten Züge detailliert, mit Recht ein echtes Zeit- und Sittengemälde genannt werden kann.

Wenn auch die Erzählung von den Abenteuern Hudibras' und Ralphos nur den kurzen Zeitraum von drei Tagen umfasst, so wird es dem Leser doch sofort klar, dass es die ganze finstere, folgenschwere Zeit der Rebellion des englischen Volks gegen seinen angestammten Herrscher ist, die den Schauplatz bildet, auf dem sich unsere Satire bewegt, die Zeit,

„When civil dudgeon first grew high,
And men fell out they knew not why,"

wie es zu Anfang des Gedichtes heisst. Da ist kein Ereigniss dieser langen, schreckensreichen Periode, das nicht in seinen Bereich gezogen wäre. Freilich darf man von dem Satiriker nicht einen ausführlichen Bericht über den Verlauf derselben erwarten, ein verfahren, das nicht einmal der Aufgabe der Satire entsprechen würde, sondern er hat sich begnügt, sie uns aus den gelegentlichen Aeusserungen seiner Helden erkennen zu lassen. Auch ist es nicht der Vorzug der Unparteilichkeit, die man neben anderen Vorzügen dem Epos beilegen kann: Butler war ein ebenso eifriger Royalist, als seine Gegner eifrige Republicaner waren, und urtheilte naturgemäss von diesem einseitigen Standpunct aus, wie fast aus jeder Zeile seines Werkes klar hervorgeht; die Nachwelt hingegen ist stets geneigt, ein unbefangneres und daher milderes Urtheil zu fällen*. So kommt es, dass wir ihn stets nur die

* Vgl. den Schluss der Abhandlung.

in einer solchen Periode naturgemäss in Fülle erzeugten Irrthümer, Fehler, Laster und sogar Verbrechen, die ihren letzten Grund in den revolutionären Bestrebungen des Presbyterianismus hatten, geisseln sehen, hingegen die Wahrnehmung machen, dass er, zufolge seiner royalistischen Tendenz, die Ursachen, die im royalistischen Lager zu suchen waren, beharrlich verschweigt. Wir finden nicht erwähnt, wie der von absolutistischen Herrscherideen erfüllte Karl I. die Rechte des bis dahin auf seine bürgerliche Freiheit stolzen britischen Volkes vergewaltigte; vielmehr giesst er seinen herben Spott über jenen Act der Nothwehr aus, mittels dessen das gedrückte Volk die Werkzeuge monarchischer Tyrannei, die „evil counsellors seducing the King“, Strafford und Laud, stürzte*. Nicht weniger verfallen jene Märtyrer des Presbyterianismus, Prynne, Burton und Bastwick, denen infolge des Befehls jener despotischen Gerichtshöfe der Sternenkammer und Hohen Commission zur Strafe für ihre gegen öffentliche Vergnügungen gerichteten Schriften die Ohren abgeschnitten wurden, seinem Spott**. Butler berichtet ferner nicht, wie Karl in seinem eines Herrschers unwürdigen Eifer, für die anglicanische Kirche Propaganda zu machen, die schottische Revolution veranlasste, mit der ein grosser Theil seiner eignen ebenfalls in ihren heiligsten Glaubensprincipien gekränkten Unterthanen nothgedrungen sympathisierte; wie er ein neues Parlament berufen musste, das, von dem Wunsche beseelt, der Noth des Volkes abzuhelfen, seinem blinden Despotismus die Spitze bot; sondern er bemüht sich nur zu zeigen, wie unter der Aegide jenes Parlaments, dem die Geschichte den Namen des langen beigelegt hat, der Bürgerkrieg entbrannte, den die Presbyterianer nach seiner Ansicht mit allen Mitteln der Gemeinheit führten. Charakteristisch sind in dieser Beziehung folgende Verse, die er dem Presbyterianer Lilburn in den Mund legt:

---

* Zweifellos verspottet der Dichter dieses verfahren, wenn er seinen Helden sämmtlichen Führern der Bärenhetze Pardon versprechen lässt mit Ausnahme des Fiedlers. P. I, C. II, V. 667—72.

** P. I, C. III, V. 153—4; auch P. III, C. II, V. 746—56. Vgl. Hume, The History of England (London 1822), 8 Vols., Vol. VI, S. 118. 234.

„We, who did rather undertake
The first war to create, than make;
And when of nothing 't was begun,
Rais'd funds, as strange, to carry 't on;
Trepann'd the state, and fac'd it down,
With plots and projects of our own."
P. III, C. II, V. 827—32.

Mit Vorliebe lässt unser Dichter seiner Spottlust freien Lauf bei Gelegenheit der Erwähnung der Ereignisse kurz vor Ausbruch des Bürgerkriegs. So beziehen sich folgende Verse auf die berüchtigte Remonstranz, die unnachsichtlich die Fehler der königlichen Verwaltung rügte und, da sie von der im Parlament praeponderierenden Opposition der Presbyterianer ausgieng, die Abschaffung der englischen Bischöfe besonders betonte:

„Did they for this draw down the rabble,
With zeal and noises formidable,
And make all cries about the town
Join throats to cry the bishops down?"*
P. I, C. II, V. 527—30.

Mit dem lebhaftesten Humor verweilt er besonders bei dem Aufruhr des Volks und des Parlaments in der Zeit, als der verblendete König den verhängnissvollsten und treulosesten Schritt seines ganzen Lebens gethan hatte, nämlich nicht nur die Stipulationen der Remonstranz zu verletzen, sondern auch sechs Mitglieder des Unterhauses des Hochverrathes anzuklagen:**

„It was resolved by either House,
Six members' quarrel to espouse."
P. I, C. II, V. 525—6.

* Den Widerwillen gegen die Bischöfe zeichnet recht humoristisch der Herausgeber des „True Informer" (Oxford 1643) S. 12: „Good Lord, what a deal of dirt was thrown into the bishops' faces! what infamous ballads were sung! what a thick cloud of epidemical hatred hung suddenly over them! so far that a dog with a black and white face, was called a bishop."

** Vgl. Whitelock, Memorials of the English affairs (London 1732) S. 52; Hume a. a. O., Vol. VI, S. 398.

Diese Resolution des Parlaments macht das Volk zu seiner eignen:

„Who having round begirt the palace,
(As once a month they do the gallows),
As members gave the sign about,
Set up their throats with hideous shout.
When tinkers bawl'd aloud, to settle
Church-discipline, for patching kettle;
No sow-gelder did blow his horn
To geld a cat, but cry'd Reform;
The oyster-women lock'd their fish up,
And trudg'd away to cry No Bishop;
The mouse-trap men laid save-alls by,
And 'gainst Evil Counsellors did cry;
Botchers left old clothes in the lurch,
And fell to turn and patch the Church;
Some cry'd the Covenant, instead
Of pudding-pies and gingerbread;
And some for brooms, old boots and shoes,
Bawl'd out to purge the Common-House;
Instead of kitchen-stuff, some cry
A Gospel-preaching ministry;
And some for old suits, coats, or cloak,
No surplices, nor Service-book.“ P. I, C. II, V. 531—52.

Butler hat allerdings Recht, wenn er sich über diesen Eifer der presbyterianischen Fanatiker lustig macht, die diese Beleidigung des Parlaments als ihrer Religion zugefügt betrachteten; denn ihnen lag weniger an der Aufrechterhaltung der Freiheiten und Vorrechte des Parlaments und der ganzen Nation, als an der Befriedigung ihrer wahren oder unwahren Gefühle und Zwecke hinsichtlich ihrer Glaubensprincipien*. Alle diese Bethätigungen frommen Eifers lässt der Dichter seinen Helden Hudibras, aus dessen Mund die Rede süsser als Honig geht, bei Gelegenheit seiner Rede an die Führer der Bärenhetze aufzählen. Nicht weniger beredt zeigt sich Held Hudibras, als er im Verlauf seiner Rede auf die Anstrengungen des Parlaments und des Volks zur Ausrüstung einer Armee des nach der Flucht des Königs unausbleiblichen Bürger-

* Eine Parallelstelle findet sich P. III, C. II, V. 1119—22. Vgl. auch Warburton a. a. O., S. 71.

kriegs wegen zu sprechen kommt. Mit komischer Ekstase schildert er, wie die heiligen ihr Silberzeug, wie die reichen Massen von Geld, die armen ihre letzte Habe auf dem Altar der guten Sache opferten; wie beredte Prediger die Flamme der Begeisterung schürten und das Parlament seine Ehre preisgab, um die Truppen zu vermehren*. Mit beissendem Spott geisselt Butler ferner die Motive der presbyterianischen Kriegsführung; Hudibras stellt deren einen ganzen Katalog zusammen:

„For what design, what interest,
Can beast have to encounter beast?
They fight for no espoused Cause,
Frail Privilege, Fundamental laws,
Nor for a Thorough Reformation,
Nor Covenant, nor Protestation,
Nor Liberty of Consciences,
Nor Lords' nor Commons' Ordinances;
Nor for the Church, nor for Church-lands,
To get them into their own hands;
Nor evil counsellors to bring
To justice, that seduce the King."
P. I, C. I, V. 759—70.

An zahlreichen andern Stellen fasst unser Dichter alle diese Motive in die Devise zusammen „Covenant and Cause" und legt diese Schlagworte seinem Helden überall da in den Mund, wo es gilt, den Krieg gegen den eignen König zu motivieren**. Als eifriger Royalist kann er seinen Abscheu vor diesem Covenant nicht verbergen. So lässt er den Ritter zum vermeintlichen Teufel Ralph in der Wohnung der Witwe sagen:

* P. I, C. II. V. 561—612. Diese Opferfreudigkeit ist historisch: vgl. Clarendon, History of the Rebellion and Civil Wars (Basil. 1798), Vol. IV, S. 132—5; Hume a. a. O. Vol. VI, S. 422; Warburton a. a. O., S. 73. 74.

** Unter dem Covenant ist der „Solemne League and Covenant" zu verstehen, der zuerst die Schotten gegen die Einführung der englischen Liturgie vereinigte, und den dieselben 1643 an das englische Parlament schickten, um eine religiöse Einigung beider Königreiche zu erzielen. Ueber die einzelnen Paragraphen des Covenant berichtet Hume a. a. O., Vol. VI, S. 470; vgl. Whitelock a. a. O., S. 69.

„Ye 've 'spoused the Covenant and Cause
By holding up your cloven paws.“
P. III, C. I, V. 1447—8.

Ralpho gibt das Einverständniss der Teufel mit dem Covenant zu:

'T is true I grant,
We made and took the Covenant.“ ebd. 1449—50.

Man scheint ihn allgemein auf royalistischer Seite ein Machwerk des Teufels genannt zu haben:

„The devil author
O' th' Covenant, and the Cause his daughter.“
P. III, C. II, V. 1245—6.

Nicht weniger als den Covenant stellt Butler die „Cause“ als einen Dorn im Auge der Royalisten dar: er nennt sie des Teufels Tochter*.

Vortrefflich eignet sich auch die Entwicklung der Independenten aus dem Schosse der Presbyterianer heraus für Butlers Satire:

„As the Persian magi once
Upon their mothers got their sons,
Who were incapable t'enjoy
That empire any other way;
So Presbyter begot the other
Upon the Good Old Cause, his mother.“
P. III, C. II, V. 13—18.

Es ist ihm ferner herrlich gelungen, dieses ringen der beiden Secten nach der staatlichen Oberleitung, das wider-

---

* Mit welchem fanatischem Eifer die Presbyterianer die Cause verfochten, geht aus einer Predigt hervor, die ein gewisser Bond hielt; wir finden sie bei Warburton (a. a. O., S. 93 Anm.), wo es heisst: The Deity was very irreverently used in these men's language; after a defeat one of these preachers said, 'That God had spit in their faces'. Mr. Bond, one of these presumptuous saints, preaching at the Savoy, told his auditors, 'That they ought to contribute and pray, and do all they were able to bring in their brethren of Scotland, for setting of God's cause. I say, that is God's cause, and if our God has any cause, this is it; and if this be not God's cause, then there is no God for me; but the devil is got up into heaven'.“

streben der Presbyterianer und die Schliche und Ränke der Independenten zur Erlangung derselben zu satirisieren, zu zeigen, wie letztere bei der Unterwerfung der Presbyterianer dasselbe verfahren einschlugen, das jene bei der des Königs* beobachteten. Dieser Ränke lässt er den Independentensprecher im 8. Gesang sich rühmen:

„And yet, in spite of all your charms
To conjure Legion up in arms,
And raise more devils in the rout,
Than e'er y'were able to cast out,
Y' have been reduc'd, and by these fools
Bred up (you say) in your own schools,
Who, though but gifted at your feet,
Have made it plain they have more wit,
By whom y 'have been so oft trepann'd,
And held forth out of all command;
Out-gifted, out-impuls'd, out-done,
And out-reveal'd at Carryings-on,
Of all your Dispensations worm'd,
Out-providenc'd and out-reform'd;
Ejected out of Church and State,
And all things but the people's hate;
And spirited out of th' enjoyments
Of precious, edifying employments,
By those who lodg'd their gifts and graces,
Like better bowlers, in your places.“ 1137—56.

Besonders war es die Self-denying Ordinance, vermittelst deren es den Independenten gelang, Cromwell zum Haupt der Armee zu machen, die der presbyterianischen Hegemonie den Todesstoss versetzte. In Bezug auf erstere heisst es:

„No sooner got the start to lurch
Both disciplines, of War and Church,
And Providence enough to run
The chief commanders of them down,
But carried on the war against
The common enemy o' th' Saints,
And in a while prevail'd so far,
To win of them the game of war.“
P. III, C. II, V. 119—26.

---

* To subdue the King war zum formelhaften Ausdruck geworden.

Wir sehen, dass unser Dichter die Niederlage der Royalisten durch die Independenten nicht zu leugnen vermag; und so sehr er auch gegen sie und ihren Führer eifert, so dient dies doch nur dazu, uns auf ihren Scharfblick in militärischen und politischen Dingen aufmerksam zu machen. Er verspottet zwar die Reorganisation der Armee durch Cromwell*, indem er den Zelotismus der Soldaten mit dem der Türken vergleicht, die mit entzücken dem Tod in der Schlacht in Erwartung der himmlischen Freuden entgegengiengen**, verspottet die Beredtsamkeit der kriegerischen Prediger***, doch hatten die Royalisten die Furchtbarkeit dieser so reorganisierten Armee gar wol empfunden. Durch all diesen Spott auf die wachsende Macht der Independenz fühlen wir die Freude hindurchklingen, die ein Royalist empfinden musste, wenn er sah, wie die Feinde seines Königs sich gegenseitig stürzten. Diesen Zeitpunct, in dem die Independenten sich als die Herren des Staates zu fühlen beginnen, fasst Butler in seinem Epos besonders ins Auge. Der Ritter Hudibras, noch immer an die Allmacht des Parlaments glaubend, praetendiert, dass der Independent Ralpho in allem seiner Meinung sei. Dieser dagegen, die Macht seiner Partei wol kennend, beharrt stets auf seiner Ansicht und behält immer die Oberhand. Hudibras und Ralpho sind die Typen ihrer Parteien: wenn unser Satiriker stets den Presbyterianer von dem Independenten geprellt werden lässt, so will er damit andeuten, dass die ganze presbyterianische Partei den Kniffen und Ränken der Independenten erlag†. Mit vielem behagen lässt Butler im 8. Gesang den Independentensprecher erzählen, wie es seiner Partei gelungen sei, den Separatfrieden der Presbyterianer mit dem gefangnen König zu durchkreuzen†† und durch einen Gewaltstreich Crom-

* P. III, C. II, V. 1123—30.

** P. III, C. II, V. 111—8. In Butlers Remains, in dem Gedichte „On a hypocritical Nonconformist" finden wir einen vollständigen, mit satirischer Färbung durchgeführten Vergleich jener Schwärmer mit den Muhamedanern. The Poetical Works of Butler, Compl. Ed. (Manchester 1815), S. 222.

*** P. I, C. I, V. 9—12.

† Vgl. Hume a. a. O., Vol. VII, S. 93.

†† P. III, C. II, V. 1255—60.

wells und seiner Armee das Parlament von sämtlichen Gegnern der Independenz mit einem Schlage zu reinigen*. Das Los der Presbyterianer nach dieser Katastrophe entgieng dem Spott unsres Dichters nicht:

„Poor Presbyter was now reduc'd,
Secluded, and cashier'd, and chous'd;
Turn'd out and excommunicate,
From all affairs of Church and State,
Reform'd t' a reformado Saint,
And glad to turn itinerant,
To stroll and teach from town to town,
And those he had taught up, teach down,
And make those uses serve again
Against the New-enlighten'd men,
As fit as when at first they were
Reveal 'd against the Cavalier,
Damn Anabaptist and Fanatic,
As pat as Popish and Prelatic;
And with as little variation,
To serve for any sect i' th' nation."
P. III, C. II, V. 87—102.

Wie naturgemäss es auch ist, dass die unterdrückte Secte der Presbyterianer nach der Hinrichtung Karls I. zu Gunsten der Monarchie reagierte, so will dennoch Butler von ihren Ansprüchen auf das Verdienst der Restauration nichts wissen und züchtigt diese Anmassung:

„And yet for all this Gospel-union,
And outward shew of Church-communion,
They 'd ne'er admit us to our shares
Of ruling church or state affairs,
Nor give us leave t'absolve or sentence
T'our own conditions of repentance,
But shar'd our dividend o' th' Crown,
We had so painfully preach' d down,
And forc'd us, though against the grain,
T' have calls to teach it up again."
P. III, C. II, V. 773—82.

Der 8. Gesang, der mit den Abenteuern von Hudibras und Ralpho gar nichts zu thun hat, ist der satirischen Schil-

* Ueber Colonel Pride's Purge s. Hume a. a. O., Vol. VII, S. 129.

derung der Ereignisse unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs bis zum Eintritt der Restauration gewidmet*. Wir müssen demnach, um das vorher in unbestimmten Umrissen entworfene Zeitgemälde fortzusetzen und zu vollenden, dem Gedankengange Butlers in diesem Gesange stetig folgen.

Sehr ergetzlich schildert der Dichter zu Anfang desselben die Zwiste unter Presbyterianern und Independenten**. Der Kampf für die „Cause“ ist mit dem Königsmord bis zu seinem Ende geführt:

„The Good Old Cause, which some believe
To be the dev'l that tempted Eve
With knowledge, and does still invite
The world to mischief with New Light,
Had store of money in her purse,
When he (der Presbyterianer) took her for bett'r or worse,
But now was grown deform'd and poor,
And fit to be turn'd out of door.“ 103—10.

Der Streit der Secten und der Einzelnen untereinander entbrennt nun um die Theilung der Beute:

„The saints engage in fierce contests
About their carnal interests.“ Arg.

Der Dichter stellt dar, wie einer, der im Ruf der höchsten Heiligkeit steht, von seinen Brüdern gebeten wird, ihre Sache zu führen und sie alle um ihren Antheil betrügt***. Diesen Privatzwisten der Republicaner stellt Butler die Einigkeit seiner eignen Partei gegenüber:

„This when the Royalist's perceiv'd
(Who to their faith as firmly cleav'd,

---

* Vgl. S. 30.

** So vortrefflich es auch unserm Dichter gelungen ist, diese kleinlichen Streitigkeiten der heiligen um absolut weltliche Dinge und die darin sich offenbarende unter der Maske der Frömmigkeit versteckte Habsucht derselben zu schildern, und so vortrefflich diese episodische Schilderung auch in das von ihm gezeichnete Gemälde des puritanischen Charakters passt, so scheint sie dennoch völlig der historischen Basis zu entbehren; wenigstens ist es mir nicht gelungen, in den von mir benutzten Quellen etwas darauf bezügliches zu entdecken.

*** 67—74.

And own'd the right they had paid down
So dearly for, the Church and Crown),
Th' united constanter, and sided
The more, the more their foes divided." 163—8.

Von Cromwells Protectorat und von den Ereignissen, welche in diese Periode fallen, finden wir nichts in unserem Epos. Wir dürfen aus dieser Thatsache wol den Schluss ziehen, dass die namhaften Vortheile, die infolge seiner Verwaltung dem Land zu Theil wurden, selbst bei den Royalisten Anerkennung fanden*. Dass Butler trotzdem nicht umhin kann, das Ende Cromwells und das Schicksal seiner sterblichen Reste in den Bereich seiner Satire zu ziehen, beweist, von welch tiefem Hasse er gegen den Usurpator erfüllt war**.

Der Dichter kommt nun auf Richard Cromwell zu sprechen, dessen kurze Verwaltung er in folgenden Versen verspottet:

„Next him his son and heir-apparent
Succeeded, though a lame vicegerent;
Who first laid by the Parliament,
The only crutch on which he leant,
And then sunk underneath the State,
That rode him above horseman's weight." 231—6.

Von dem kurzen Protectorat Richards springt der Dichter auf die Regierung, die unter dem Namen des Committee of Safety bekannt ist, über:

„And now the Saints began their reign." 237.

Während er bisher nur in einzelnen Stellen, die keinen Zusammenhang untereinander haben, oder, wo sie ihn haben,

* Dryden feiert in seiner bekannten Ode, On the Death of Oliver Cromwell (written after his funeral) Olivers Protectorat in Rücksicht auf die Machtstellung Englands den Staaten des Continents gegenüber. The Poetical Works of John Dryden (Edinburg 1784) 3 Bde.

** V. 215—26. Die Thatsache, dass Oliver während eines gewaltigen Sturmes, der in ganz England und Frankreich wüthete, verschied, erwähnt Hume a. a. O., Vol. VII, S. 282. Vgl. auch Waller, Poetical Works (Edinburg 1784) 2 Bde.: Upon the Death of the Lord Protector. Ueber das Schicksal von Olivers Gebeinen s. Deutsche Uebersetzung, S. 393 Anm.

die Personen doch nicht redend und handelnd auftreten lassen, auf gewisse Ereignisse anspielte, lässt er jetzt, ganz in dramatischer Manier, ein Stück der englischen Geschichte vor unsern Augen sich abspielen. Er lässt uns zuerst einer stürmischen Sitzung dieses Committee of Safety, das aus 23 aus verschiedenen religiösen und politischen Secten gewählten Personen besteht, beiwohnen. Der angesehenste dieser Versammlung ist Sir Henry Vane, der, wie Hume bemerkt*, „was a perfect enthusiast; and fancying that he was certainly favoured with inspiration, he deemed himself, to speak in the language of the times, to be a man above ordinances, and by reason of his perfection, to be unlimited and unrestrained by any rules which govern inferior mortals. These whimsies, mingling with pride, had so corrupted his excellent understanding, that sometimes he thought himself the person deputed to reign on earth for a thousand years over the whole congregation of the faithful.“ Ausgezeichnet ist es unserem Dichter gelungen, in dieser Scene die Rathlosigkeit der verschiedenen Parteien dieser Periode zu schildern und die frömmelnde Sprache, die Heuchelei und die Begeisterung der Sectierer lächerlich zu machen. Es handelt sich um die künftige Einrichtung des Staats:

„Some were for setting up a King,
But all the rest for no such thing.“ 267—8.

Einige wollen die Häupter der Armee am Staatsruder haben, andre verlangen das eben vertriebene Rumpfparlament wieder eingesetzt, wieder andre, Freunde der Armee, wollen das Staatswol in die Hände der sogenannten Agitators, die in dem Soldatenparlamente von 1647, das die Pläne des zu Westminster tagenden kreuzte, eine so beträchtliche Rolle spielten, gelegt wissen. Mit dem herrlichsten Humor und dem beissendsten Witz werden dann die differierenden Ansichten der Presbyterianer und Independenten dargelegt, die keineswegs das öffentliche Wol im Auge haben, sondern vielmehr die gegenseitige Unterdrückung**. Da es der Dichter

* Hume a. a. O., Vol. VII, S. 309.

** In einer Sammlung von Loyalistenliedern aus jener Zeit (Anon.

auf diese beiden Secten nur abgesehen hat, so lässt er sie wiederum in den Vordergrund treten.

Einige andere Männer treten auf, die, im Gegensatz zu den eben geschilderten, die Nothwendigkeit der Restauration einsehen und jetzt eine Versammlung anberaumen, um zu berathschlagen, wie sie sich selbst in Sicherheit bringen. Es sind die Politiker jener Zeit, Leute, die das Gras wachsen hören: Mr. Hollis, Sir Anthony Ashley Cooper, Grimstone, Annesley, Manchester, Roberts und einige andere, die sich tief in die damalige Politik eingelassen haben und nun die nahe bevorstehende Umwälzung fürchten; sie sind zugleich Mitglieder des Rumpfparlaments, „quacks of government" nennt sie unser Dichter:

„The quacks of government (who sat
At th' unregarded helm of State,
And understood this wild confusion
Of fatal madness and delusion
Must, sooner than a prodigy,
Portend destruction to be nigh)
Consider'd timely how t' withdraw,
And save their wind-pipes from the law." 333—40.

Diese ehrenwerthe Gesellschaft belegt Butler mit dem bezeichnenden Namen „Cabal"*. Auf zwei ihrer Mitglieder geht er näher ein; der eine ist Ashley Cooper, Vater des durch seine Schriften so berühmten Earl of Shaftesbury:

„'Mong these there was a politician
With more heads than a beast in vision,
And more intrigues in ev'ry one
Than all the whores of Babylon." 351—4.

Der ihm von unserem Dichter beigelegte Charakter findet sich auch sonst bestätigt**; vermittelst seiner ausführlich ge-

---

Ausg. [London 1812], P. III, C. II, Anm. zu V. 272) hat jenes Committee folgende Beschreibung gefunden:

„So here's a Committee of Safety, compounded
Of knave, and of fool, of Papist and Roundhead;
On basis of treason and tyranny grounded."

* During some years the word Cabal was popularly used as synonymous with Cabinet. Macaulay a. a. O., S. 208.

** Hume a. a. O., Vol. VII, S. 447.

schilderten Künste* sieht er die Zukunft voraus; und da er bei allen gegen die Regierung gerichteten Unternehmungen seine Hand im Spiele gehabt hat, so ist er bei dieser in Aussicht stehenden neuen Wendung der Dinge entschlossen,

„To do to the utmost his best,
To save himself and hang the rest.“ 419—20**.

„To match this Saint there was another,
As busy and perverse a Brother.“ 421—2.

Der im folgenden geschilderte Charakter passt auf den Obersten John Lilburn, dessen

„Tongue ran on, the less
Of weight it bore, with greater ease,
And with its everlasting clack
Set all men's ears upon the rack.“ 443—6.

Er war ein wegen seines ausserordentlich streitsüchtigen Temperaments berüchtigter Mann, so dass der Richter Jenkins von ihm gesagt haben soll: „That if the world was complied of all but himself, Lilburn would quarrel with John, and John with Lilburn***. Der Dichter lässt nacheinander den Presbyterianer John Lilburn und einen Independenten reden; ihre Expectorationen sind natürlich darauf berechnet, die Glaubensgrundsätze und die Meinungsverschiedenheiten beider Secten in satirischer Beleuchtung darzustellen. Jede Partei sucht den Vorwurf, die gegenwärtige Krisis herbeigeführt zu

* V. 361—78.

** In der That gelang es ihm später das Vertrauen Karls II. zu gewinnen und die Seele der eigentlichen Cabal zu werden. Aber als der König nicht den Muth zeigte, seine ausschweifenden Pläne betreffs der völligen Vernichtung des Protestantismus und der Herstellung einer unbeschränkten Monarchie zu billigen, so machte er auf einmal wieder kehrt und vertrat die Sache der Nation. Macaulay a. a. O., S. 220.

*** Compl. Ed., P. III, C. II, S. 17 Anm. Der deutsche Uebersetzer (S. 407 Anm.) behauptet, Butler begehe hier einen Anachronismus durch Einführung dieser Persönlichkeit in die Versammlung, besagter Lilburn sei schon im Jahre 1657 gestorben. — Nach der Behauptung desselben Uebersetzers wurde diese Cabal zu Whitehall gehalten, gerade zu der Zeit, als General Monk mit den Vertretern der City zu Guildhall speiste. Uebers., S. 410 Anm. 2.

haben, der andern zuzuwälzen. Zugleich wird die Gelegenheit benutzt, eine kurze Uebersicht des entstehens, der Ausbreitung, Führung und des sinkens dieser Secten zu geben; das wichtigste davon ist geeigneten Orts schon mitgetheilt. Der letzte Sprecher macht schliesslich den Vorschlag, eine Einigung beider behufs kräftigen Widerstands gegen die Wiedereinsetzung der Monarchie zu bewirken. In diesem Augenblick wird er durch einen Mann unterbrochen, der athemlos in das Zimmer stürzt und die Schreckensnachricht bringt, dass das Volk das lange Parlament *in effigie*, in Gestalt von Rümpfen, verbrenne.

General Monk nämlich, der an der Spitze der schottischen Armee stand, hatte sich für den Vorkämpfer des unterdrückten Bürgerthums erklärt und erzwang vermöge seines rasch erlangten Ansehens die Wahl eines neuen, vollständigen Parlaments*. Damit hatte das Rumpfparlament, welchen Namen das lange Parlament nach Colonel Pride's Purge führte, sein Ende erreicht,

„That, after sev'ral rude ejections,
And as prodigious resurrections,
With new reversions of nine lives,
Starts up, and, like a cat, revives.“ 1627—30**.

Auf die masslose Freude des Volks über die Auflösung des Rumpfs, die sich in den ausgelassensten Demonstrationen äusserte***, spielt unser Satiriker in folgenden Versen an:

„And 't is a miracle we are not
Already sacrific'd incarnate;
For while we wrangle here, and jar,
We 're grilly'd all at Temple-bar;
Some, on the sign-post of an alehouse,
Hang in effigy on the gallows,

* Vgl. Hume a. a. O., Vol. VII, S. 313.

** Der Rumpf wurde aufgelöst von Cromwell und seinen Officieren im April 1653, wieder eingesetzt am 6. Mai 1659, wieder aufgelöst am 13. October und wieder eingesetzt am 26. December 1659. Die letzte Auflösung des Rumpfs fand in jenem Zeitabschnitt statt, den Butler so launig beschreibt.

*** Vgl. Hume a. a. O., Vol. VII, S. 313.

Made up of rags, to personate
Respective officers of State;
That henceforth they may stand reputed,
Proscrib'd in law and executed,
And, while the work was carrying on,
Be ready listed under Dun." 1523—34.

Besonders macht er den bekannten Sir Arthur Hazlerig* zur Zielscheibe seines Witzes:

„That worthy patriot, once the bellows
And tinder-box of all his fellows;
The activ'st member of the five,
As well as the most primitive:
Who, for his faithful service then,
Is chosen for a fifth again: —
(For since the State has made a quint
Of Generals, he 's listed in 't:) —
This worthy, as the world will say,
Is paid in specie his own way;
For, moulded to the life in clouts,
Th' have pick'd from dunghills hereabouts,
He 's mounted on a hazel bavin
A cropp'd malignant baker gave 'em;
And to the largest bonfire riding." 1535—49**.

Als jener Unglücksbote nach einer Lobrede auf den Rumpf sich auf einen Vergleich der früheren Grösse desselben mit seiner gegenwärtigen Lage und eine Schilderung der Strafen, welche die Königsmörder zu gewärtigen haben, einlassen will,

„A near and louder shout
Put all th' assembly to the rout." 1665—6.

Der Pöbel nämlich hat unterdessen die Verbrennung der Rümpfe beendigt und setzt sich nun nach Whitehall und

* Denselben charakterisiert Hume a. a. O., Vol. VII, S. 309: „Hazelrig was haughty, imperious, precipitate, vain-glorious; without civility, without prudence, qualified only by his noisy, pertinacious obstinacy to acquire an ascendancy in public assemblies."

** Als consequenter Republicaner ist Hazlerig (Hume: Hazelrig, andere: Hazlerigge) dem Spott Butlers ganz besonders verfallen. Ob und wie weit die an ihm *in effigie* vorgenommene Procedur, der unser Dichter eine so eingehende Schilderung widmet, historisch ist, habe ich nicht ermitteln können.

Westminster zu in Bewegung, wo diese Versammlung ihre Sitzung hält. Die Mitglieder, erschreckt über den wachsenden Tumult, und aus Furcht, die Behandlung, die der Pöbel eben *in effigie* an ihnen vorgenommen hat, in Wirklichkeit zu erleiden, stürzen Hals über Kopf davon, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen:

„Nothing prov'd so formidable
As th' horrid cookery of the rabble;
And fear, that keeps all feeling out,
As lesser pains are by the gout,
Reliev'd them with a fresh supply
Of rallied force, enough to fly,
And beat a Tuscan running-horse,
Whose jockey-rider is all spurs. 1683—90.

Bis zu dieser Auflösung des Rumpfparlaments geht Butler in seiner Satire; wir erfahren nichts von der Restauration selbst: seine Absicht war, nur die Zeit von der Einsetzung des langen Parlaments bis zu seinem kläglichen Ende in den Bereich seines satirischen Epos zu ziehen.

Eine „englische Komoedie“.*

Ain Engellendiſche Comedia mit vieren Perſonnen.

Edlman: Paur: Peurin: Frau vom Adl:

EDLMAN: Einsmalß ſpaciert ich über felt, in ain Wißen war Grüen, Begegnet mir ain ſchönes Bilt Barfueß ohne Schuch.

Gott grüeß euch Edles Schones Bilt:

PEURIN: Willkhomb Junkher Schön,

* Wir entnehmen dieselbe dem 2. Bande der leider in einem schlechten Zustande der Erhaltung sich befindenden und theilweise sehr nachlässig und unleserlich geschriebenen Dresdner Handschrift H 5d, deren Inhalt ein buntes allerlei von Notizen und Briefen, poetischen und hauswirthschaftlichen Aufzeichnungen, architektonischen und heraldischen Malereien u. a. m. bildet. Der Zeit nach verdanken diese Collectaneen den Jahren des zweiten bis fünften Jahrzehnts des 17. Jahrh. ihre Entstehung. Als Sammler lassen sich angehörige einer vornehmen österreichischen Familie, die Brüder Wolf Christoph (geb. 1589) und Georg Christoph v. Schallenberg (vgl. Zedlersches Universal-Lexicon. Bd. 34. Sp. 833 f.) erkennen, welche beide als Adressaten der aufgenommenen Briefe vorkommen. Der Bestimmungsort eines von Christoph Ernst von Schallenberg an seinen Vater Georg Christoph unter dem Datum Venetiis 2. Jun. 1634 geschriebenen Briefes war Linz. Aus dem Inhalte der beiden Bände verdient angeführt zu werden: „Contrfeit meiner Studir Stubn zu Tübingen jhns D. Ziglers hauß ihn der Nekhrgassen gögen dem Drörth hinauß mitt meiner Hand A° 1612 abgemahlen“, „*Sertum . . . . repraesentatum Christophoro a Sch. in Leyenbach et Leitten Caes. Maj. ad inferioris Austriae regimen consiliario*“ unterzeichnet M. Joannes Joannis Gigas Joachimicus, Distichen von Hieron. Anonatus P. L. „*Magnifico et Nobilissimo Domino Christophoro Sch. cu. Sac. Ces. Majest. Consiliario et pontium navalium in Expeditione Hungarica summo Curatori, In obitum ejusdem*“ [er ist noch nicht 40 Jahre alt geworden], „*Carcer meus*, Lynz 1627“, Verzeichniss der Holzschnitte und Kupferstiche in der Sammlung eines Schallenberg, „Glückh Zetln [in Versen] so Ao. 1620 gehebt worden an der heyligen drey khönig tag“, dsgl. von 1613, mit den Namen der ziehenden, „poetischer Glückshafen

Edlman: Wiewoll ich offt eur Lieb verhofft Aber jch ſieh woll Nein

Peurin: Mein Lieb jſt wahr vnd ſo jſts [ichs] mein, Aber nicht zue Euch, Mein Haußwiert weill ich Lebe, Beweiß ich jm Lieb vnnd Treu.

Edlman: Goldt vnd Khlaider geb ich euch jch werde ſie khauffen zue Theur, dz ſoll doch gar khain mangl haben,

Peurin: Ich beger nicht eurer Steur:

Ob jhr gleich Hoch vom Adl ſeith vnd habt Gnueg zuuerzern, Betriegt ihr mich nicht durch eur gab vnd zieht mich nicht zue vnehrn.

1622“, „das gülden ABC der Liebe“, „ein Pasquill, welches Ao. 1626 zu Wien an S. Steffans Kirchen affigiert ist mier von Job Hartman Ennenkhl communiciert worden“ [Anfang: „Aller welt thun ist narren tant, Kein rechte tugent hat khein bstant“ —, lauter Reime auf ant, mit dem Worte Patriphilant zum Schlusse], ein Gedicht „N. Ö. Regierungs Feyrtagen Ferien vnd Recretationes (so!)“ [Anfang: „Ich hab offt gehört die Regierung sey, | ein Rechte Schuel darinnen, | Man sitzen mueß gar steths darbey, | thue ich mich aber besünnen, | so mueß ich dier anzaigen schier, | Wie ÿnnser alter Helte, | Herr Hans mit Nam des Edlen stam, | Von Sintzendorf erzelte, | Die Feyrtäg deren Regennten zwar, | Wieuil ihr habt zufeyren, | u. s. w.“ Schluss: „Dise Raittung zwar thuet zum neuen Jahr | Dein Knecht Fermont dier schenkhen | Dar wier mit Ehren, des freudln herrn | Darbey baidt wollen gedenkhen“], *Trias Viennensis ex urbis hominumque geniis lusa* [Anfang: „*Tria sunt quae urbis Viennensis dignitatem tuentur*“, 47 derartige Triaden]. Hier und da begegnet man in der Sammlung auch kleinen Drucksachen, z. B. einem Drucke des Liedes von Tollingers Turnier mit dem Türken (offnes Blatt in fol. gedruckt in italienischer Cursive 1631 für Wolff Christoff Tollinger von und zu Grünau und seine Geschwister, ihren Voreltern zu Ehren und ihnen zur Nachfolg. Der Text stimmt in der Hauptsache mit demjenigen überein, welchen Ch. G. Gumpelzhaimer, Regensburg's Geschichte Abth. 1. Regensb. 1830. S. 123. f. einer in Regensburg aufbewahrten, zum Eigenthum an dem betreffenden Hause am Rathhausplatze gehörigen Pergamenthandschrift entnimmt. Anfang: „Es rieth ein Tvrck avs Tvrgkenlandt | Das Stechen wardt Ihm wol bekandt“).

Die hier mitgetheilte Komoedie habe ich in der Form abdrucken lassen, wie ich sie in der Handschrift fand. Dieselbe gehört wahrscheinlich zu der Gattung der Singekomoedien, welche in der gedruckten Sammlung englischer Komoedien und Tragoedien vertreten ist. Leider fehlt ein Anhalt zur genaueren Bestimmung der Zeit ihrer Entstehung. Dass englische Komoedianten in Graz, Prag und Wien aufgetreten sind, ist schon früher bekannt gewesen (vgl. A. Cohn, Shakespeare in Germany. London, 1865. 4°).

EDLMAN: Eur grofße Schönheit zwinget mich vnd Krenkhet mier mein Herz:

PEURIN: Eur vnkheufchheit betriebt mich fehr, vnd bringt mier grofßen Schmerz:

EDLMAN: Alß was ich Hab dz gib ich euch, dorzue eur Puel will fein, Darauf habt jhr mein hertz vnnd handt,

PEURIN: des gleichen jhr auch mein.

EDLMAN: Ach fagt mir aber Wan folt ich dan meiner Lieb geniefßen.

PEURIN: heut zur nacht drauf worth fo Lang, vnd Lofft euchs nicht verdriefßen.

Mein mon jft vber Feldt verreifft, vber Perg vnd Thall, vnd khombt heut wider nicht zue Hauß, den er thuet fchult einholln.

EDLMAN: So nimb ich vrlob von eur Lieb,

PEURIN: Khombt bei rechter Zeit,

EDLMAN: Vnd wann ich khomb fo lafft mich ein,

PEURIN: eur Pedt jft fchan bereith.

Jetzt Redt DIE PEURIN mit jhr felbft: Jetzt will ichs meim man alß offenbarn, was er zu mier Hot gefagt, Jch Hoff fein Lieb, durch meine Lieb, werdt vmb fonft fein gemacht.

Jetzund Khombt DER PAUR haimb vnd redt mit ihm felbft.

Es hot khain Paur im dorff khain Pefßer Lebm, den ich allain, vnd wos mein frau thuet gebm, fie jft fchön, Kheufch vber die maß, Jhr Lieb zue mir fie nimermehr verloßt.

PEURIN: Jch fag euch dankh mein Lieber Hannß jhr preißet mich zue fehr,

PAUR: Verzeih miers drein habs nicht vermeint dz du werft jtzundt hier.

PEURIN: Wan ihr wüßßet vnd wos jch weiß, jhr wuert mich nicht fo fehr Loben vnd preißen, dieweill ihr auß Hobt euren weg genomen, Hob ich derweill ain reichen Puel bekhomen, er jft gegn mier fo fehr verliebt, er weiß nicht wer* nicht wos er thuet, dz macht dz ich jhn wider Lieb er Gibt mier Gelt vnd Guet:

PAUR: Warlich mein drein dz thuet mier nicht gefallen Dein worth thuen mier in meine ohren erfchallen es jft khain junckher in dißem Ganczen Landt, der mier mein drein folt nemen auß mein Handt, Drumb fag miers Drein vnd wer er jft, vnd wer er noch fo Khlueg, Dein Ehre zue bedekhen, wog jch mein junges Bluet:

PEURIN: Es jft junkher Franciscus, der wohnt alhie jm Schloß, Dem hab ich Geßtern zuegefagt zue fchlaffen in feinem Schoß, Aber feit nuer zuefriden vnd Lafft den Zoren Stillen, fo wert ihr woll erfaren wie ich jhm will bezallen.

PAUR: wie khan dz fein herzliebe drein,

---

* Am inneren Rande der Seite nicht deutlich lesbar.

PEURIN: Gor woll mit weniger müeh,

PAUR: So ſag mirs drein ſo will ich auch mein Roth geben dorzue:

PEURIN: So ſoltu jezt zue ſeiner Hauſfrau Gehn, vnnd ſogen ſie ſolt khomen zu mier allain, da wöllen wier guet roth zueſamen ſchaffen, vnd jhn belohnen dz ihr daruon wert lachen, drumb Lauff geſchwindt mein Liebe[r] drein, ſonſt möchts der Junkher erfahren,

PAUR: Jezt Lauf jch hin mein Liebe drein, mein fleiß will jch nicht ſparen.

Jetzt redt die PEURIN mit jhr ſelbſt.

PEURIN: Jezt mueß jch all mein wüz zuſamen ſuechen, ſonſt wuert der junkher mein Arbeit thuen fluechen, es ſchadt doch nichts, mein Treu will ich beweißen ſieh wie er khombt noch meinem wuntſch, jezt iſt dz anfang,

EDLMAN: wie ſtets mein ſchaz.

PEURIN: gar woll mein herr, jch wort eur mit verlangen.

EDLMAN: So khomb mein Schaz vnd Loß vns gehn Hinein, mich thuet verlangen, bei euch zue ſein allein.

PEURIN: gehet ihr nuer Hin ich hab noch was zue erberben, damit mein man nicht khombt darzue vnß baider will verderbet:

EDLMAN: Jch ſag euch dankh füer eure Sorg, jch bitt khombt balt zue mier.

PEURIN: hob du khain zweifel an meiner Lieb jch will balt ſein bei dier:

Jetzt Wexelt die PEURIN mit der FRAU VOM ADL Khlaider.

PEURIN: So wexel die Khlaider mit mier Bolt vnd gehe zu jm Hinein,

FRAU VOM ADL: Von Herzen gehrn Drein Hülff mier nuer jch will bolt bei jm ſein:

PEURIN: Wos denkhſtu jetzt mein Lieber Hanß vber mein Argen Lüſſt:

PAUR: Die Schönſte vnd die Khluegſte frau in vnßerm dorff du Biſt,

Jezt maint junkher Franciſce, er lag bei dier im Bett, Ehe dz ſolt ſein wolt ich Lieber dz ich khain Leben Het.

PEURIN: Ich Lieb dich mein Hannß vber die welt, Dein Armuet macht mich reich, Hunger vnd Durſt Leit ich mit dier es gilt mier alles gleich.

Jetzt nimbt der EDLMAN von ſeiner FRAUEN ſo er die Peurin zu ſein geweßen vermaint vrlab.

EDLMAN: Ade mein Schaz mein Ainiger Troſſt, Ich will dein Gunſſt belohnen, deine bewüßen Liebe, Loß dich nicht betrüebn, da hoſtue ain Hundert Cronen.

Vnd alß ain Zaichen meiner Lieb, nimb du den Ring von mier, Deine Lieb vnd Holt, Acht jch für rottes Golt, mein ſchoz dz Khlog jch dier:

Ich hob euch Altzeit Gliebt: FRAU: Ach Gott es mag ſo ſein, jch fürchte eures weibs, eur weib jst weiß vnd Khlueg, ſie mags erfohren thuen Alß don iſts mit mir verlohrn.

EDLMAN: Mein Weib, mein Leib, mein Lanndt mein Guett, vnd alles wos jch hob, ſolt mich nicht dohin maſſßen eur ſchönheit zuuerlaſſßen es ſolt ſein Biß in den Todt.

Ehe ich mein Lieb obwenden thue, ehe wüntſch jch mir den Todt, FRAU: Ihr hobt mirs offt geſchworen es jst doch alß verlohren, jhr wert mich noch bringen in Nott.

So laſſt eur Lieb StandtHofftig ſein. EDLMAN: Es ſoll ſein biß Todt: FRAU: Ich fürchte eures weib, EDLMAN: Wen ich eur freundt nuer bleib, mit ihr hots gor khain nott.

Jetzt Khombt der PAUR mit ſeinem WEIB ſo der vom Adl Khlaider an hot,

FRAU: Ach wehe vnd Angſt, wer khombt alda Behüet Gott es jſt mein man, EDLMAN: vnd mein frau dorneben, Ich wolt vill Golts drumb geben zu wüſſßen was ſie wolten han.

PAUR: Khomb her mein Drein, vnd ſog es mier, wos macht der Junkher bei dier, FRAU: Ich will euch alles ſagen, Wen ihr mich nicht wolt ſchlagen, [PAUR:] khomb her, vnd ſog es mier.

FRAU: Warumb jſt eur angeſicht Bedekht:

EDLMAN: Ich ſchamb mich meiner Thatt, FRAU: Warumb ſeit ihr ſo rott, EDLMAN: Ich wolt dz ich wehr Todt, FRAU: eur Angſt khombt vill zu ſpott.

EDLMAN: Ach wehe vnd Angſt es jſt mein Weib wie bin jch jetzt betrogn: FRAU: es jſt euch recht geſchehen eur Hauß jſt euch zue Khlein jr ſeit nicht mehr meiner Lieb gewogn.

EDLMAN: Ach Liebe Frau vergebt mier dz es ſolt nicht mehr geſchehen, FRAU: Ich bin des woll zue friden, wen jhr die Zeit eurs Leben ain ſolche Bueſſße thuet.

Aber Nochtber Hannß nimb du dz Gelt von mier, du hoſts verdient gegn mier, damit du vnd dein weib, mögt Leben in groſſßen freuden Du hets verdiennet mehr dorzu:

PAUR: Junkher Franciſchee hört mier zue, jch will euch etwos ſagn, es thuet aim Haußmon wehe, wen ainr bricht die Ehe, Khain gröſſßere ſchandt jſt auf Erdt.

Aber khombt Herein, wier wollen frölich ſein, mein weib thuet mier gefollen, Guet freundtſchofft wöllen Wier Hobn, All Zorn ſoll ſein begraben, Ade zu gueter nocht.

Tilly nach der Schlacht bei Breitenfeld.

Das Jahr 1631 zeichnet sich, wie durch die Wichtigkeit der Ereignisse, welche es herbeigeführt, so auch durch die Menge der poetischen Producte, zu denen es den Stoff geboten hat, in der Geschichte des Dreissigjährigen Krieges und der gleichzeitigen Litteratur aus. Neben der Periode von 1620 bis 1622 hat im Verlaufe der dreissig Kriegsjahre der zweijährige Zeitraum von 1631 bis 1632 die grösste Anzahl von historischen Liedern und politischen Dichtungen hervorgebracht, und zwar sind in diesen letzteren Jahren vorzüglich die Zerstörung Magdeburgs (im Mai 1631) und Tillys Niederlage bei Breitenfeld (7/17 September 1631) diejenigen Ereignisse gewesen, welche die Entstehung einer reichen poetischen Litteratur veranlassten.

Die Erregung der Gemüther, welche der Fall Magdeburgs im Gefolge hatte, konnte nur durch eine Begebenheit, wie die Schlacht bei Breitenfeld, gesteigert werden, durch welche das Verhältniss der kriegführenden Parteien sich nach so kurzer Zeit völlig verkehrte, Tillys kriegerische Erfolge so rasch von der Höhe, welche sie erreicht zu haben schienen, herabsanken. Beide Ereignisse verbanden sich im bewusstsein der Zeitgenossen mit einander auf das engste: wer nicht ligistisch dachte, dem bedeutete der Tag von Breitenfeld die unverhofft schnelle und ausgibige Rache für Magdeburg. Damit war denn der Ausgangspunct für einen grossen Theil der hier zu besprechenden Dichtungen gegeben. Tillys Persönlichkeit mehr als die des Schwedenkönigs beschäftigte nach der Schlacht bei Breitenfeld die dichtenden Zeitgenossen, er vor allen war der Gegenstand der wahren oder als wahr

cursierenden Erzählungen, welche von den Dichtern aufgefasst und in poetischen Bildern verwerthet wurden.

Wenn wir zu den Einzelheiten übergehen, so fällt in den durch die Breitenfelder Schlacht veranlassten poetischen Producten zunächst das häufige wiederkehren eines Darstellungsmotivs auf, das darin besteht, dass Tillys Niederlage mit einem verunglückten Confectschmause verglichen ist. Unter jenen Dichtungen ist kaum eine, in welcher dieses Bild nicht wenigstens beiläufig vorkäme, in mancher gibt es die Grundanschauung her, auf welcher die Ausführung des ganzen beruht. Um dies zu erklären, hat man sich auf die „Confectliebhaberei" der kaiserlichen Heerführer bezogen, in deren Requisitionen auch allerhand Specereiwaaren eine auffallende Stelle eingenommen hätten. In der That ist einem unter dem Titel „Neugedeckte Confect-Tafel" erschienenen Gedicht ein „Küchen und Tafelzettel, so General Tylli Abends vor der Schlacht von Leiptzig begeret" beigedruckt, in welchem beispielsweise 12 Tonnen frische Lax, 100 Holländische Käse, 80 Pf. vberzogen Aniß, 80 Pf. candirt Confect vorkommen.* Allein es ist zu bezweifeln, dass dieser Küchenzettel als historisches Document verstanden sein will oder durch andere Quellen als solches Bestätigung empfienge, und wenn wirklich die Art der Tillyschen Requisitionen zur Verspottung herausgefordert hätte, so bliebe doch unerklärt, wie es gekommen sein sollte, dass so zahlreiche, auch ausserhalb der zunächst betroffenen Gegenden entstandene Dichtungen in Tillys Misserfolge nichts wichtigeres gesehen hätten als den Contrast zu einer lächerlichen Naschgier. Das richtige ist: man muss das „Leipzigsche Confect" bildlich verstehen und sich überzeugen, dass diesem Bilde Vorstellungen zu Grunde liegen, welche schon vor der Breitenfelder Schlacht verbreitet waren. Zum Beweise dienen die Stellen, welche ich unten folgen lasse.

Der Anfang eines im Jahre 1631 oder wenig später entstandenen Gedichtes, welches sich betitelt: „Nach dem leipzigischen Confect etliche Schau-Essen" und sich bei Opel und

* vgl. L. Bechstein in seinem Deutschen Museum. Bd. 2. Jena, 1843. S. 261 f.

Cohn, der Dreissigjährige Krieg (Halle, 1862. S. 274—277) nach dem in Göttingen befindlichen Originaldruck abgedruckt findet, lautet:

„DIeweil jetzund nun etlich Jahr
Vom Gegentheil ausgeben war
Uns zum Herzleid, Trotz und Despect,
Daß man Chur-Sachsen zum Confect
Werde behalten bis aufs Letzt,
Dann soll er auch werden aufgesetzt,
Daraus dann klärlich zu verston,
Daß die ganz Reformation
Wurd verglichen einer Mahlzeit;
Und als nun dieselb war bereit,
Wurden viel Land und Fürstenthum
Grafen, Herren, Reichsstädt in Summ
Bis auf das Bein abgnaget gar.
Darnach die Sach also bstellt war,
Daß es jetzt sollt an Sachsen gehn,
Als das Confect, thut recht verstehn!
Kamen die Gäst ganz häufiglich
Und lagerten vor Leipzig sich."
„Die Stadt trug gar bald auf mit Fleiß
Viel Zuckerzelten roth und weiß." etc.

Im Verlaufe dieses Gedichtes wird dann erzählt, dass der Löw von Mitternacht* das „erste Schau-Essen", „vor Leipzig die Hauptschlacht", nächstdem die Städte Würzburg und Mainz vorsetzte, dass ferner Kur-Sachsen mit Prag und der Landgraf in Hessen mit Fulda aufwarteten und nur noch ungewiss sei, wie es mit dem Schlaftrunk gehen werde.

Im Anschluss hieran muss die nachfolgende Angabe erwähnt werden, welche sich bei Gervinus (Geschichte d. d. Dichtung. Bd. 3. 4te Ausg. S. 302) an der Stelle findet, wo er von der politischen Poesie aus der Zeit des Dreissigjährigen Kriegs handelt: „Es ward ein Stück ausgegeben, wie die verschiedenen deutschen Länder zum Schmaus aufgestellt und

---

* Auf den goldfarbenen Löwen von Mitternacht deuteten schon die vielberühmten Visionen des Schulmeisters Lorentz Bscherer in Altstatt in der jungen Pfaltz aus den Jahren 1627—1629. Vgl. „Kön: Schwed: Victori Schlüssel" 1631. 4. S. 16 f.

abgenagt waren, Chursachsen war bis zuletzt zum Confect aufgehoben. Das Gegenstück sagt nun: Leipzig sei es aufgetragen gewesen, das Confect vorzutragen, da aber sei der nordische Löwe gekommen und habe die Leipziger Schlacht wie auch die Städte Mainz und Würzburg, Chursachsen habe Prag, der Landgraf Fulda aufgetragen, und wie es mit dem Schlaftrunk gehen werde, müsse die Zeit lehren." Das „Gegenstück", von dem hier Gervinus redet, ist offenbar jenes Blatt: „Etliche Schauessen", von dem wir wissen, dass es in einer in der Göttinger Bibliothek befindlichen Sammlung von Einblattdrucken aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges enthalten ist, die er als seine Quelle ausdrücklich anführt. Dagegen ist eine Satire, welche ein verschmausen und abnagen der deutschen Länder und unter diesen Sachsen als Confect darstellte, weder in Göttingen noch in einer anderen der von Opel und Cohn (s. S. 468) benutzten Sammlungen vorhanden. Man darf daher annehmen, dass Gervinus eine solche Satire selbst nicht gesehen, sondern auf ihre Existenz nur aus den (oben mitgetheilten) Eingangsversen des „Gegenstücks" geschlossen und die Beschreibung, welche er von ihr gibt, ihnen entnommen hat. Dabei ist ihm aber, wie ich glaube, ein Irrthum widerfahren, den besonders eine missverständliche Auffassung des Wortes „ausgeben" in jenen Eingangsversen verschuldet hat. Denn diese besagen nicht, dass von der Gegenpartei ein satirisches „Stück", ein litterarisches Product „ausgegeben", ediert ward, sondern dass eine gewisse Parole, welche ihre Willensmeinung ausdrückte, von ihr ausgegangen war*.

Ganz das gleiche vermelden nachstehende Verse eines „Epigramma über ergangenen unserer Feinde Niderlage" (abgedruckt bei Opel S. 257 f. aus dem „wider erquickten und fröhlichen Leipzig"):

* Herrn Dr. O. Gilbert in Göttingen verdanke ich die Auskunft, dass sich in der dortigen Bibliothek auch gegenwärtig eine Satire, auf welche die Beschreibung von Gervinus passt, nicht nachweisen lässt. Auch hat er bereits, wie mir scheint, richtig erkannt, dass Gervinus in Wirklichkeit eine solche gar nicht vorgelegen hat.

„IHr Red war in verfloßnen Jahrn:
Das Leipzig wollen wir uns sparn
Zum Confect, den man gibt zuletzt.“

Nach einigen der Zeugnisse, die wir hier zusammenzustellen haben, knüpfte eine solche Rede an die Zerstörung Magdeburgs an, für die das Bild einer durch den Sieger erzwungenen Hochzeit so gangbar war*. Demgemäss heisst es in einer prosaischen Schrift von Theophilus Lampertus Magdeburgensis betitelt: Victoria Bleussenburgica d. i. Leipziger Sieg vnnd Triumph (1631) Bl. Aij: „Da die Feinde . . . . daselbsten [in Leipzig] (jhrem Vorgeben nach) vor die nackete dürfftige Magdeburgische Magd zur Kleidung Wahren außnehmen, zu D.[resden] aber das EheGeld abholen vnd die Heimfarth halten wollen“ und „Ja er selbsten *General Tylli* im Außreissen ein Paar schöne bleyerne Model vnd Muster der Wahren oder Zeuges [nämlich einige Flintenkugeln] davon bekommen haben soll, daß er sich wohl damit zu behelffen haben wird. Dieses ist der wohl *condirte Confect* im Churfürstenthumb, dorauff sie sich so lang gespitzet, vnnd jhre Zähne gewetzet.“ Ferner in der „Tillyschen Confect-Gesegnung“ (1631) (Weller, die Lieder des Dreissigjähr. Krieges. 2te Ausgabe. Basel, 1858. S. 193–196) sagt Tilly zu Magdeburg:

„Wir wolln uns wol wider schmückn
Mit unserm Heer in Meissen rückn
Umb Leipzig wolln wir uns kleiden,
Und versehn mit vilen Gschmeiden,
Auch *Confect* zu unser Hochzeit,
Daselbs *spendiren* solln die Leut
Zu Dreßden alles unser Leid
Verkehrt soll werdn in grosse Freud.“

Johann. Hellborn Haynsb. der H. Schrifft Studios. schreibt in einem Gedichte, betitelt: „Starcke Hand vnd mächtiger Arm Damit der GOtt aller Götter seine evangelische Herde für den Kätzrischen Wölffen beschützet u. s. w.“ (o. O. 1631. 8 Blätter 4.):

* vgl. Reinhold Köhler in diesem Archiv Bd. 1. S. 241 ff.

„Zu Leipzig wolten sie die nackte Jungfraw kleiden,
Alsdenn zu Dreßden solt angehn die Hochzeitfrewden.“
„Weil nun die Leipziger Kleidung ist nach geblieben,
So mustu, Tylli, nun die Hochzeit auch verschieben,
Die Bürschgen, so du hast vielmal vertröstet drauff,
Die werden, gläub ich, nicht bald wieder stehen auff.“

In einem „Schwedischen Liede“ (Weller S. 226—230. Soltau-Hildebrand, histor. Volkslieder. Zweites Hundert. Lpz. 1856. S. 390—394. vgl. S. XLI) liest man:

„Tylli du hast dich hoch vermessen,
zu Leipzig wolstu sie [Magdeburg] kleiden,
zu Wittenberg halten die Brautmesse,
zu Dreßden die Hochzeit Frewden.
Das Brautkleid hastu zwar außgenommen,
aber Leipzig wolt nicht lang borgen:
wie ist dirs Churfürsten Confect bekommen,
das du aßest den andern Morgen.“

In dem Gedichte: Tyllischer Nachklang Von FAMA außgesprenget, vnd eylends auffs Pappier bracht, durch Veit Postreutern . . . . . Gedruckt im Jahr, M.DC.XXXI. (6 Blätter. 4.), (dessen Anfang lautet: „MVß dann das Venus-Werck vnd süsse Gifft zu lieben“) kommen folgende Verse vor:

„Da brandte erst die Flamm ins alten Tylli Hertzen,
Cupido voller List erweckte newen Schmertzen,
Daß er die nackte Braut zu zieren sich verpflicht
Mit Gold vnd güldnem Schmuck, sehr köstlich zugericht.
Chur Sachsen solte jhm den Trawplatz willig reichen,
Den Zierath, vnd den Schmuck, vnd den Confect deßgleichen,
Da würde seiner Braut ein wunderzierlich Kleid
Zu Leipzig, in der Cronn des Landes seyn bereit.“

Auf gleicher oder ähnlicher Anschauung beruht endlich auch Paul Flemings Epigramm „von dem ergebenen und wieder abgenommenen Leipzig“ (s. Köhler im Archiv f. Littgesch. Bd. 1. S. 248) und das Gedicht „Der zornige frantzösische Schneider“, das sich unten abgedruckt findet.

Eine historische Anlehnung anderer Art bietet sich für die Vorstellung von einem Leipzigschen oder überhaupt sächsischen „Confect“ in einer Erzählung des Theatrum Europaeum (Th. 2. Fkf. a. M. 1679. S. 427. vgl. Khevenhiller, Annal.

Ferdinand. Th. 11. Lpz. 1726. Sp. 1693). Nach dieser Quelle hätte der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen zu Tillys Subdelegierten am 14/24. Aug. 1631 über Tisch geäussert, er sähe nun wol, dass man das sächsische, bisher so lang gesparte Confect aufzusetzen gesinnet wäre, man sollte aber bedenken, dass man auch bei demselbigen allerhand Nüsse und Schau-Essen aufzutragen pflegte, welche oftmals hart zu beissen wären, derohalben sollte man wol zusehen, dass sich ihrer Theils nicht die Zähne daran ausbissen, es könnte sich auch bei dem Confect noch viel zutragen. Ein neuerer Forscher (Wittich, Magdeburg. Bd. I. Berlin, 1874. S. 745 Anm.) spricht bezüglich dieser Erzählung die Ansicht aus, dass ihr Ton wenigstens nicht wol zu den actenmässigen Ueberlieferungen passe, und auch nach den Zeugnissen aus der poetischen Litteratur, welche wir kennen gelernt haben, können wir nur annehmen, entweder dass der Kurfürst von einem Gleichniss Gebrauch machte, das nicht von ihm selbst erfunden war, oder dass die Erzählung von seinem Dictum unwahr und darauf zurückzuführen ist, dass ein vor längerer Zeit gangbar gewordener bildlicher Ausdruck fortdauernd im Munde der Leute blieb und daher auch mit später eingetretenen Ereignissen verknüpft ward.

Die angeführten Beispiele genügen, um zu zeigen, eine wie ausgebreitete Anwendung in der uns hier beschäftigenden Litteratur von dem Bilde eines Confectschmauses gemacht worden ist.

Die Stadt, in deren Nähe die Breitenfelder Schlacht geschlagen ward, gab Stoff zu Darstellungen, welche sich auf ihre Messe oder ihre Universität bezogen. So lässt das Gedicht: „Tillische Banckerottierung“ (1632. 8 Blätter. 4.) Tilly von den deutschen Fürsten vor der Justitia verklagt und Gustav Adolf mit der Execution beauftragt werden, „der denn weil TILLY sich zu frühezeitig auff der Leipzischen Messe einstellet, vnd die grosse schuld, damit er dem Ober vnd Niedersachsischen Crayß verhafftet, nicht zahlen kan, In bey Leipzig, auß dem Feld schlägt, biß das er, Tilly, am 7. Septemb. deß 1631. Jahrs Bonis cediren, falliren vnd durch auffgespannetes Hasenpanier sich gen Hamelen an der Weser mit fluchtigen Fuß

salviren müssen." Das „Jahrgedächtnis der Leipzigischen Schlacht: Leipzigischer Studenten-Marcipan, Oder Spannew Sächsisches Confect Mit vnterschiedlich von den Tillischen nach der Schlacht zu Leipzig warhafftig gehaltenen Auffzügen, Masquaraden vnd Balleten verblättert vnd verbremet. So aber alle (doch eintzig vnd allein memoriae causa) in dem wolbekanten alten Ketzerischen Thon außgehen: Ist dir wol, so bleib davon, Daß du nicht kriegest bösen Lohn" (1632. 8 Blätter. 4.) enthält ein Kupfer, welches als „dritten Auffzug" darstellt, wie „die Ligistischen das Stettgeldt zusammen bringen, so sie von der Niederlag zu Leipzig (weil sie etwas frühe auff die Michaelis Meß kommen) auff acht Tage vom Marckt vnd Gassen geben haben." Ferner betiteln sich zwei Stücke, welche ich nur aus der Anführung bei Weller (Lieder S. XXXVII) kenne, „Tylli zeugt auff die Leipziger Messe vor Michaelis" und „Tillysche Deposition Nahe bey der Hohen Schul Leipzig *Depositore* Langen *Frizio*". Der hier genannte Lange Fritz war ein schwedischer Rittmeister vom Regimente des Rheingrafen, der in der Schlacht mit Tilly handgemein geworden und nahe daran gewesen war, ihn gefangen zu nehmen, als ihn eine Kugel des Herzogs Rudolf Maximilian von Lauenburg tödtete. Ein poetisches Zwiegespräch zwischen ihm und Tilly (anfangend: „Ach Tille, liebster Tille, Halt doch ein weillang stille, Daß dich erlangen künnt!") hat kürzlich F. W. Frhr. von Ditfurth in seinen Zweiundfünfzig ungedruckten Balladen (Stuttgart, 1874. S. 168—170) aus einem geschriebenen Blatte veröffentlicht. Die Omina, welche die Schlacht begleitet haben sollen, und besonders die von den zeitgenössischen Berichten hervorgehobene Thatsache, dass Tilly zuvor in des Todtengräbers Hause vor Leipzig Kriegsrath gehalten hatte, finden sich in den mir zugänglichen Poesien auffälliger Weise nicht verwerthet.

Durch die im folgenden abgedruckten Gedichte will ich, soweit mir das mit dem mir zu Gebote stehenden Material möglich ist, zur Ergänzung der vorhandenen Sammlungen historischer Lieder des Dreissigjährigen Krieges beitragen. Die Stücke sind meistentheils einem in der Dresdner Bibliothek befindlichen Sammelband (in Folio, bezeichnet Hist. Germ.

C. 16) entnommen, der eine grosse Anzahl von Einblattdrucken aus dieser Periode enthält und neben den anderwärts erwähnten ähnlichen Sammlungen in Göttingen, Hamburg*, Meiningen** und Ulm*** bekannt zu werden verdient.

1†.

Warhafftige Zeitung | Von der trefflichen | blutigen Schlacht, so sich den 7. | Septemb. nicht weit von der Stadt Leip= | zig im freyn Felde ist gehaltē worden, zwi= | schen dem Tylli, vnd jhrer Churfürstlichen | Durchleuchtigkeit zu Sachsen, benebē den | König in Schweden .... | Erstlich gedruckt zu Freyberg, durch | Georg Beutnern, Anno 1631. 4 Blätter in 8⁰.

[1] NVn hört jhr lieben Christenleut, wor von ich ſing vnd ſage, was ſich newlich in kurtzer zeit, abermal zugetragen.

Der Monſier Tylle mit ſeinen Volcke, ließ ſich in den Stifft Merſeburg finden, zur Naumburg, Weiſſenfels vnd Zeitz, thet rauben, morden vnd plündern.

Die lieben Leute arm vnd reich, muſten von den jhrigen entlauffen, mancher wuſte ſein Weib vnd Kinder nicht, ſie giengen zerſtrew in Höltzern vnd auff den Straſſen mit hauffen.

Vor Leipzig die wolberühmte Stadt, thet der Tylli mit ſeinem Volck rücken, mit einer ſtarcken Armada zu Roß vnnd Fuß, mit Carthaunen vnd groſſen Stücken.

[5] Ihre Churfürſtliche Durchlauchtigkeit thet mit ſeinem Volck ankommen, der König in Schweden der tapffere Held, mit einer ſtarcken Armada in ſummen.

Sie lockten den Tyllen in das Feld, theten ſich mit jhm ſchlagen vñ ſcharmitziren ob ſchon Ihre Churfürſtliche Durchlauchtigkeit etlich Volck thetn verlieren.

Der König in Schweden der tapffere Held, thet auff die Tylliſchen loß ſchlagen, da hub ſich vnter dieſem Volck, groß jammer, Noth vnd klagen.

---

* vgl. G. Droysen in den Forschungen zur Deutsch. Gesch. Bd. 3. Göttingen, 1863. S. 599.

** vgl. Bechsteins Museum. Bd. 2. S. 247.

*** vgl. J. Scheible, die Fliegenden Blätter des XVI. u. XVII. Jahrh. Stuttgart, 1850.

† Der Freiberger Originaldruck dieses Zeitungsliedes ist mir leider nicht zugänglich.

Die Stücke giengen loß daß alles kracht groß ſchieſſen, hawen vñ ſchlagen, da war ein gewaltiger dampff vnd Rauch, daß keiner den andern ſahe.

Da wuſt man nicht wer war freund oder Feind in dieſen Scharmitzel vnd ſchlagen, da ſah man manchen tapffern Held, Roß vnd Mann da todt lage.

[10] Zwölff gantzer Stunden hat es gewehrt eh denn es nam ein ende, ſie ſtunden auff beyden ſeiten wie eine Mawer, letzlich muſten ſich die Tylliſchen wenden.

Vnd muſten alßbald reiſſen auß, ſich in die Flucht ſalviren, wol auff die 18. tauſent Mann, thet der Tylli damals verlieren.

Ohne die noch täglich in der Flucht, die Bawren thun todt ſchlagen, damit ſie das geraubte Gold vnnd Geld, wol auß dem Lande nicht tragen.

Der Schwede verrennete jhn baldt das Loch, daß die Tylliſchen nicht hinkommen konten*, da jhre Backeſche vnd die beſten Beuten, im Felde beyſammen ſtunden.

Auff ein gantzes Königreich wird es geſchetzt, das der Tylli thet einbüſſen, 24. Carthaunen vnd groſſe Stücken, diß alles im ſtiche ſie lieſſen.

[15] Der König in Schweden erhielte den Sieg, damals im Felde ich ſinge, die Soldaten kriegten ſtatliche Beuten, ſie waren luſtig vnd guter dinge.

Da blieb ſo mancher ſtatlicher Held, damals auff beyden ſeiten, vñ wie die ſchlacht ein ende hat, da gab es ſchöne Beuten.

Der König in Schweden mit ſeinem Volck, zog nach der Stadt Merſeburg geſchwinde, er dacht er wolte den Monſier Tylli, im Schloſſe zu Halla wol finden.

Aber der Tylli war ſchon weg, nach Wolffenbüttel iſt er kommen, die Bürgerſchafft in der Stadt Halla, haben den Schweden angenommen.

Vier tauſent Man lag zu Leipzig in der Stadt, auff den Schloß Pleiſſenburg ſo feſte, ſie meinten der Tylli würde ſie wol, mit Volcke thun entſetzen.

[20] Den 13. September des Morgens früh, lieſſen jhr Churfürſtlich Durchlauchtigkeit nein ſagen, ob ſie gutwillig wolten auß der Stadt, oder ob er ſie ſolt rauß ſchlagen.

Sie zogen rauß mit jhren Gewehr, wol ohne brennende Lunten, man ſchickt ſie den König in Schweden zu, denſelbigen dienen ſolten.

Alſo habt jhr dieſe groſſe Schlacht, das ſchreckliche Blutbad verſtanden, ſo newlich bey Leipzig der werthen Stadt, im Felde wurde gehalten.

---

* Im Original: konten hinkommen.

Drumb betet. fleiſſig vnd dancket Gott, vor dieſen Sieg vnd gnade, daß er durch einen mächtigen Heldt, vnſer Feinde hat geſchlagen.

Gott woll vns ferner ſtehen bey, die feinde ſeines Worts dempffen, auß gnade vnd lauter barmhertzigkeit, vns allen die ſeligkeit ſchencken.

(Folgt: Verzeichniß was in dieſer Schlacht vor Leipzig der Stadt den 7. Septembris ſich begeben.

Ende: Chriſtus Jeſus die Hochgelobte Dreyeinigkeit, helffe vnd gebe Ihrer Königlichen Majeſtät, beneben Ihrer Churfürſtlichen Durchleuchtigkeit ferner Glück, Heil vnd Segen, Amen.)

2.

EXTRACT vnd SUMMA | Eines Schreibens | Von dem Durchleuchtigen Hochgebornen | Fürſten vnd Herrn, | HErrn ALBERTO, | Hertzogen zu Mechelnburgk, Friedland vnd | Sagan, deß Oceaniſch: vnnd Baltiſchen Meers Generaln, | An Sein Hochgräffliche Excellentz den General Tylli geſchrieben, Worin | jhre Durchl. Sein Excellentz Jhres wieder fahrnen Vnglücks beklagt, Jhm | die Importantz remonſtriret, auch theils etwas beſchuldigt vnd verwei- | ſet, durch einen wohl affectionirten Röm. Käyſerl. Mayeſt. | hohen Officirern außgeſchrieben vnd in folgende | Reimen verfaſſet. | Beneben | Der Päbſtiſchen Armee vnter | Deß Alten Corporals | General-Graffn von | Tylli Commando | Zugk vnd Flugk. | Im Thon: | Zeug Fahle zeug, etc. | Im Jahr vnd Tag | TILLIſChe Crafft, Der Tag Regln, | Von SChVVeDn aVCh SaChſn, | brIngt In RVIn.

In einem zweiten Druck (B) ist der „Extract“ gedruckt: „Beneben dem | Schwediſchen Pater Noſter oder | Vater vnſer. | Im Jahr vnd Tag | etc. etc.

Ey Tylli du alter Fotzenhut*
Biſtu nun gwahr was ſchlagen thut,
Der Schweden König kan dichs lehren,
Daß du jhm muſt den Rücken kehren,
Biſtu der kluge *General,*
Der ſich leſt rühmen vber all,
Zwey König habeſtu geſchlagen,
Den dritten werdeſt gar verjagen,

* B Funfzenhut.

Warumb gſchach nicht an ſtatt dem* Trotzen
  Die That, du alter Matthes Fotzen**,
Wo iſt Feldmarſchalck Pappenheim,
  Der voller ſteckt von Pockenſchleim,
Hat auch den Schweden ſchlagen wollen
  Vnd Erfft, von dem Churfürſt von Cöln,
Auch Schönburg*** wo iſt der geblieben,
  Daß du mir nichts von Ihm geſchrieben,
Es iſt mir geſagt, man hab ſein Dägen
  Gefunden bey den Todten glegen,
Darauff ein Contrafet ſey gſtochen,
  Wie er die Huren hat bekrochen,
Reinachern, hab der Schwediſch Teuffel
  Erwürget gewiß ohn allen Zweiffel,
Diß waren all die Principaln,
  Von deinen alten *Generaln,*
Vnd du biſt, hört ich, ſelbs gequetzt,
  Theils ſagen gar zum Todt verletzt,
Das hör ich alles gewiß nicht gern,
  Ob gleich die *Liga* deine Herrn,
Mich zu *Cassiren* haben grathen,
  Vnd dich vollmächtig aller Thaten
Deß Käyſers haben gemacht mit Glimpff,
  Mir zu Nachtheil vnd groſſem Schimpff,
So hab ich doch mit dir Mitleiden
  Auß Forcht, es möcht dabey nicht bleiben,
Sondern es dürfft durch dein Haußhalten
  Dem gantzen Werck der Muht erkalten,
Dem Keyſer vnd König auß *Spania,*
  Deß Bapſts Anhang in gantz *Germania,*
Wor durch ich käm zuletzt auch vmb
  All mein erkriegte Fürſtenthumb,
Die mir der Keyſer hat geſchenckt,
  Ich wolt du ScheißMatz wereſt ghenckt,
Biſt deiner Sach nicht gewiſſer gweſen,
  So hettſt eher das *Breviarium* gleſen †

---

* B deim.

** B Matthesgotzen. Mazfotz, Matz Fot, Matz Füsel, „weibischer Kerl." Vgl. J. F. Schütze, holstein. Idiotikon. Th. 1. Hamburg, 1800. S. 332. Th. 3. S. 87. Versuch eines brem. niedersächs. Wörterbuchs. Th. 3. Bremen, 1768. S. 138.

*** B Schönberg.

† B geſen.

Weil du ein geraume Zeit vor har,
Ein Jesubit* bist gewesen gar,
Hettst best** gethan an statt der Waffen
Du werest in eine Kutten gschloffen***,
Als also kale Händel machen,
Deß sich† viel durch die Finger lachen,
Wie hette es können ärger werden,
Wann all mein Schiefer†† auff der Erden,
Gehenckt, gebrandt vnd graubet hetten,
Ja Sathan selbst loß von der Ketten
Wer kommen, hett so viel nicht gschadt,
Als all jhr Scheiffers verlohren habt,
Schön habt jhrs gemacht vber die Massen,
Das sieht man in der Pfaffen Gassen,
Wo es fortgehet wie es angfangen,
So wird manch Münch an Klöten††† ghangen,

---

* B Jusubit.

** B besser.

*** B in deiner Kutten geschlaffen.

† Im Original: ich. B sich.

†† Schiefer kommt als Spitzname für Wallenstein vor und scheint hier Wallensteins Soldaten zu bezeichnen. Die erstere Bedeutung erscheint in der 9. Strophe des unten unter Nr. 8 mitzutheilenden Gedichtes und, nebst hinzugefügter Erklärung, in folgender Stelle des „Illuminirten Reichs- vnd Welt-Spiegels“ (s. l. 1631. 4. Jiiij. In einer zweiten Ausgabe Giij): „Stralsund. Der Schiefer hat vns bald vnsern Syncerations Zeug vber einen Hauffen geworffen, vnd wenn vnser Statt nicht mit Ketten were an den Himmel gebunden gewesen, hette er sie nieder gerissen. DIeweil der General von Friedland etc. diß einen Schiefer (daß ist ein Splitter) zu nennen pflegt, wenn er auff jemand vbel zufrieden oder einen Groll hat: Muß er [er fehlt in dem zweiten Druck Giij] hie der Schiefer selbst heissen.“ Die Bedeutung „Groll, Unwille“ hat Schiefer in dem unter Nr. 9 folgenden Gedichte in der 12. Strophe, wol auch in dem Liede von der Belagerung Stralsunds bei Soltau, Ein Hundert Histor. Volkslieder S. 475 („Hett dich der Schieffr vff die See gführt,“ bei Weller Lieder S. 185 liest man an der entsprechenden Stelle: „Hat dich der Teuffel in d See gefürt“), sowie in dem bei E. H. Zober, Gesch. der Belagerung Stralsunds durch Wallenstein i. J. 1628. Stralsund, 1828. 4. abgedruckten Gedichte in den Versen (S. 231): „Dem General | Kam auch damal | Der Schieffer an mit Grausen“ (wozu Zober auf F. J. Stalders Versuch eines schweizerischen Idiotikons. Aarau, 1812. Th. 2. S. 316 verweist).

††† Klooten, Knollen, Hoden. vgl. Schütze a. a. O. Th. 2 S. 282.

Ja der Pabſt ſelbſt ins Aug gebiſſen,
Dem Keyſer die Krone vom Kopff geriſſen,
Was die Rebellen breits gedencken,
Mann muß vns keim* kein Zech nicht ſchencken,
Wie wirs jhn gemacht ſolls vns jetzt gehn**,
Es ſoll kein MeßKirch bleiben ſtehn,
Nun langt man wieder bey mir an,
Ich ſoll doch mein Beſts darzu than,
GOtt weiß wie es ablauffen wird,
Vnd wie im Hauß noch bleibt der Wirth,
Wann Schweden, Schotten vnd die Finnen,
Mit den Rebellen noch eins gewinnen.

3***.

Der zornige Frantzöſiſche Schneider. Offnes Blatt in fol. Mit Kupfer zwei Figuren, Tilly und den Schneider, darstellend:

Der Schneider.

Bon jour, bon jour, mon Seigneur
Auff Teutſch ein guten Tag mein Herr,
Ich alß ſein Diener komm jetzt gleich
Weit hehr gewandert aus Franckreich,
Vnd wil nun die beſtäldte Sachen
In aller eyle fertig machen,
Die mir, mein Herr, vor kurtzer Zeit,
Alß Er zu Magdeburg gefreyt,
Hat zu zurichten angegeben
Vor ſeine Braut, vnd hat mich eben
Nach Leipzig her damalß beſcheiden,
Das ich hier die Braut ſoll Kleiden,
Darumb *Mon brave Cavalier*
Befehlet alßbald, das man hier
Zu Leipzig, die genommene Wahren
Mir gebe, denn man darff nichts ſparen,
Wenn man eine Braut bekleiden wil,
Ein Reichen Breutgam iſt nichts zu viel.
Zum wenigſten† müſſen die Röcke ſeyn
Von Gülden ſtücke, es iſt gemein

---

* Im Original: kein. B keim.

** B wirds vns ergehn.

*** Angeführt bei Weller, Lieder S. XXXVI. vgl. Reinhold Köhler im Archiv für Littgesch. Bd. 1. S. 249 Anm.

† Gedruckt ist: weingſten.

Der Sammet, Atlaß vnd der gleichen
  Ein güldenſtück das ziert die Reichen
Die Röcke, etliche wie ſichs gebührt
  Müſſen Werden *chamarirt*,
Dar zu bedürffen wir viel Pfundt,
  Fin passement, was man jetzundt
Vor *mode* braucht, die weißlich ſchön,
  Ich habe gar eine newe *fason.*

Tylli.

Helas! Monsieur perdonnez moy.

Schneider.

  Red Teutſch Red Teutſch, waß iſt denn da
Auff das es alle Leut verſtehn,
  Waß zwiſchen vnß vor reden gehen.

Tylli.

Mein Herr halt mirs doch jo zu gute
  Es iſt mir heut nicht wol zu muthe,
Ich hab es zwar nicht gar vergeſſen,
  Waß ich mit euch geredt vor deſſen.
Denn erſtlich iſt es zwar nicht ohne
  Das Ich mich mit einer Weibsperſone
In etwas habe eingelaſſen,
  Vnd doch nicht gentzlich aller maſſen,
Wie ich mir hatte Vorgenommen,
  So iſt auch jtzt darzwiſchen kommen
Viel hinderniß, wie faſt bey allen
  Heyrathen pflegen fürzufallen,
Der Loſen Leüte ſind genug
  Welche mit Lügen vnd betrug,
Gar offt vnd viel mit groſſen Schmertz
  Zertrennen pflegn zwey Liebes Hertz,
Darumb mein Herr bey der geſtalt
  Bitt ich, mirs doch zu gute halt,
Weil meine Hochzeit nicht geſchicht,
  Bedarff ich eines Schneiders nicht.

Schneider.

Was mein Herr, was ſaget jhr,
  Ihr kommet mir gar* anders für,

---

* Gedruckt ist: gax.

Das were recht, Ihr hettet mich
So lang vertröſtet vergeblich,
Das kan nicht ſeyn, Es iſt gewiß,
Ihr habt die Braut ohn hinderniß,
Was wolt jhr mir für falſche fratzen,
Itzt alſo öffentlich vorſchwatzen,
Die Braut iſt ewer das iſt war,
Ich weiß die Sache gantz vnd gar,
Macht mir doch nicht noch eine Naſe,
Ich bin jo nicht ſo gar ein Haſe,
Bekennet nur was für ein knack
Die Sache ſonſten haben mag.
Mich deucht ich habe von den dingen,
Ein andern Vogel hören ſingen.

Tylli.

Es iſt ja war ich muß bekennen,
Ich laß mich billich Bräutgamb nennen,
Ich bins auch, aber zur Hochzeit
Hats itzund keine gelegenheit,
Mir wil nun jtzund faſt belieben,
Die Hochzeit etwas auffzuſchieben,
Darzu ſind auch allhier die Wahren
Gar zu thewr, ich wil erſparen
Viel koſten vnd viel Geldt alſo,
Wenn ich ſie keuffe anderswo.

Schneider.

Ja wol zu thewr, mein lieber Tylle,
Höret mir zu vnd ſchweiget ſtille,
Ich weiß gar wol vmb deinen Kauff,
Vnd ewer Sachen gantzen verlauff.
Ihr ſeyd ein feiner alter Mann,
Der wol den Sachen nachdencken kan,
Habt jhr auch jrgend in der Welt
Geſehen, daß man keufft ohn Geldt,
Ich ſage dieſes vnverholen,
Ohn Geldt gekaufft iſt faſt geſtolen,
Wiſſet jhr denn nicht daß man ſpricht:
Was nicht dein iſt, das nim auch nicht,
Wollet jhr ſo Pracht verführen
Mit der Braut, vnd ſo braviren,
So fangets doch fein ehrlich an,
Vnd laſt den Leuten das jhre ſtahn,

Ohne Geldt ist ein stoltzer Prasser,
  Wie eine Mühle ohne Wasser,
Reputation sol auff Gelde stehn,
  Sonst muß Sie bald zu boden gehn,
So ein geflickter *Reputant*,
  Ist meinen Augen Spott vnd schandt,
Welcher nur dafür muß sorgen,
  Wie er kan stehlen oder borgen.
Was hat gethan der fromme Churfürst,
  Daß euch so nach sein Gütern dürst,
Ist daß der Danck, ist das sein Lohn,
  Daß er die Reputation
Deß Käysers, vnd an Käysers statt,
  So trewlich offt verthedigt hat.
Verdreusts euch daß er nicht wil springen,
  Wie jhr jhm wolt zu Tantze singen,
Daß ewer thun jhm nicht gefelt,
  Vnd Er vbr Deutsche Freyheit helt.
Sein Landt vors Papstes Ketzerey,
  Vnd newe Spanisch Tyranney
Beschützt, jhr habts zu grob gemacht,
  Biß jhr jhn in die Waffen bracht,
Die wird er auch durch Gottes Gnadn,
  Zu ewerm Spott vnd grossen schadn,
Noch lenger führen, vnd guter Sachen
  Ein mal ein gutes ende machen,
So bald jhr kommen in sein Landt,
  Hat sich auch ewer Glück gewandt,
Das macht, weil jhr auß Haß vnd Neid,
  Ohn vrsach zu jhm kommen seyd
Ich bin allhie ein schlechter Schneider,
  Wenn jhr mir nehmet meine Kleider,
Ich wolte euch auff dieser stelle,
  Weidlich abschmieren mit der Elle,
Wehrt jhr blieben in ewrem Nest,
  Wo jhr vor dessen seyd gewest,
Hett jhr nicht dörffen ewre Strassen
  So balde suchen, vnd verlassen
Auff einen Tag all ewren Ruhm,
  Der nur verlohren seine Blum,
Seht wie das kleine Kriegelein,
  Euch auß dem Felde jagte fein.
Nun Gott, den niemand kan betriegn,
  Wird den Gerechten lassen siegen.
Aber hört, *Monsieur* noch eins zum letzten,
  Ihr müst mir meinen Schaden ersetzen,

Denn ich habe viel vnkoſten,
  Nur gewendet auff die Poſten,
Vnd jhr ſolt mir auch darneben,
  Vorn Schimpff 10 tauſend Thaler geben,
Welchen ich habe, weil ich mich
  Stets berühmet öffentlich,
Daß ich ſey zu euch beſcheiden,
  Euch vnd ewre Braut zu kleiden,
Vnd wird nun gantz vnd gar nichts drauß,
  Ich muß ledig wieder zu Hauß.
Kompt mir nicht mehr mit ſolchen Taubn,
  Ich werd euch wol kein wort mehr glaubn.
Was red ich viel, Ich habe zeit,
  Ich frage nichts nach ewer Arbeit.

Tylli.

Großgönſtiger Herr verzeiht mir doch,
  Ich bitt euch mehr alß Himmel hoch,
Daß ich euch auff ſolche maſſen,
  So vergeblich die weite Straſſen
Hergeſprenget, Ich wil dem Herrn
  Die Koſten erſtatten hertzlich gern.

Schneider.

Großgünſtig hin, großgönſtig her,
  Ich dencke die lenge vnd die quer,
Ich laſſe mich nicht mehr vexiren,
  Vnd das Maul mit worten ſchmieren,
Liegt mir nicht mehr, Ich wil inmittel
  Euch machen einen Sterbekittel.
AMEN.

4.

Betrübte Klage eines Tyllischen Soldaten. | Gedruckt im Jahr 1631. Offnes Blatt in fol. mit Kupfer, eine sitzende männliche Figur darstellend.

ICh ſinn, ich dencke hin vnd her,
  Weil mir mein Beutl iſt worden leer,
Es wird nun wenig Beuten tragn,
  Der Schwedn König thut vns verjagn,
Ich hab offt dacht, es kan nicht bſtehn,
  Es wird einmahl anders hergehn.

Wir habn viel Wittben vnd Wayſn gmacht,
Viel Ehrlich Leut am BettlStab bracht:
Wir habn geſtoln, gemordt, verbrandt,
Verwüſt, verheert, manch ſtatlich Land.
Viel Ehfrawn vnd Mägdlein geſchändt,
Wie kans denn kommn zum guten end?
Gotts Zorn vber vns iſt erwacht,
Bey Breitenfeld wol in der Schlacht;
Da fieng vns Gott zu ſtraffen an,
Nun wirds auch vbr die Päbſtler gahn:
Weil ſie durch Krieg vnd gröſſen Mord
Wolten vertilgen Gottes Wort:
Vnd wir jhr Werckzeug ſeyn geweſn,
So kan ich ohn nichts anders gneſn,
Denn daß von Gott im höchſten Thron
Ich demütig bitte *perdon:*
Vnd daß Königlich Mayeſtat
Mir wolle bezeigen Ihr Gnadt:
Auch Churfürſtlich Durchlauchtigkeit,
Woll mir geben ſicher Geleid,
In Ihrr Bſtallung mich laſſe ein,
Hinfort ein Chriſtlichr Soldat ſeyn,
Vor Gottes Wort vnd Luthers Lehr,
Wil ich mein Leben wagen her,
Damit ich nicht bleib eiñ grobr Löll,
Der dem Teuffl kaum taug in die Höll.

5*.

Des Tilly Confect Panquet gehalten bey Leipzigk | den 7. Septemb. Anno 1631. Offnes Blatt in fol. mit Kupfer, welches Tilly an einem Tische sitzend vorstellt mit aufgetriebenem Bauch, vor ihm Speisen und ein Gefäss mit „*Rastrum*“; neben und hinter ihm stehen drei Mönche, von denen einer (A) ihn anspricht, die beiden anderen wehklagen (zu ihren Figuren sind die Worte *O S: Petre* und *O S: Vincens* beigeschrieben), ausserdem ein Arzt (B). An den Tisch heran tritt ein Zug geführt mit erhobenem Schwert von Johann Georg I von Sachsen, kenntlich an den Kurschwertern im Schild (C). Der Zug besteht aus einzelnen Figuren und einer Gruppe, die mit 1—8 bezeichnet sind.

* Angeführt bei Weller, Lieder S. XXXVII.

Ueber dem Kupfer:

A.

Was manglt eür Excellenz nuhr doch
das ihr gar schnell auflaufft so hoch
Jch glaub die Mörseburgsche Rübn
Habn Eurn Leib so aufgetriben.

B.

Het Man nit strack Rastrum gsoffen
der Leib Wer nit so vffgeloffen
Jch find Kein ander Mittel izt
den nidr gelegt vnd Ewig gschwizt.

Unter dem Kupfer, je zwei Verse links und rechts:

Jhr Jeſuiter all, verſteckt nun ewr Scartecken,
Hengt Trawerbinden aus, keufft all auff den Carteckn*,
Weil ewer Abgott Tyll jetzt liegt in groſſer Noth,
Vnd an den Schwerd Confect gefreſſen ſchand vnd ſpot.

Unter vorstehenden Versen in drei Columnen gedruckt:

ALl zu ſtumpff vnd all zu ſpitzig,
Allzu faul vnd allzu hitzig,
Das hat kein Nutz vnd taug auch nicht.
Wie man im gmeinen Sprichwort ſpricht,
Hett dieſes nun in acht genommn,
So wer in Spott vnd Hohn nicht kommn
Der alte Tyll jetzt wol bey Jahrn,
Wie er es in der That erfahrn,
Vnd ob er wol vor kurtzer Zeit
Ein altė Magd mit Gwalt gefreyt,
Die jhn doch, wie man wird bericht,
Zu halten Farb begehret nicht,
So hat er doch kein gnüg daran,
Sondern der alte Hanrey Mann,
Verſuchet andre mehr zu zwingn
Biß es jhn endlich mus mißlingn,
Hat nicht mehr Krafft zu führn ein Degn,
Noch wil er dran vbr ſein Vermögn,
Er wolt ChurSächſiſchs Confect habn
Fing an Mörßburgſche Rüben ſchabn,

---

* Cartek, ein seidnes Gewirk. vgl. Grimm-Hildebrand Wb. Bd. 2. Sp. 608. Bd. 5. Sp. 238.

Drauff kriegt ein Appetit gar bald,
Nacht Leipſiſchs Bier Raſtrum der Alt,
Das macht jhn ein ſolch Quodlibet,
Daß ers Confects vergeſſen thet.
Es kam ein Held der ſchenckt jhm ein,
Mehr als war das Begehren ſein,
Drumb weil ers gantz nicht kund vertragn,
Vnd ſchwach war ſein alt-kalter Magn
Gabs wieder er bald vntn bald obn,
Alles was er het eingeſchobn
[2te Columne] Zur andern Zeit, brauch andr Manir,
Trinck nicht ſo jehling Leipſiſch Bier,
Denn allzu ſcharff bald Scharten bracht,
Hart ſchneutzen blutge Naſen macht

Confect Träger.

C.

WOrnach euch ſtets verlangt ſo ſehr,
Daß bring ich jetzt mit mir hieher

1 [ein Soldat, der ein Feldgeschütz in der Hand trägt].

Euch hat verlangt je mehr vnd mehr,
Von Merſeburg zu komn hieher,
So wil vns anders nicht gebührn,
Als euch nach Würden zu Tractirn.

2 [ein Soldat, mit einem Standgeschütz in der Hand].

Nichts minder ich Befehlich hab,
Ewr Excellentz hier dieſe Gab,
So ſüß ſie iſt auch fürzutragn,
Ob beſſern möcht ſich ewer Magn.

3 [ein Soldat Kugeln auf einem Praesentierteller tragend].

Vor andern all find ich ſehr gut,
Cartaunen Apffel, machn ein Muth,
Die ſchlucket bald in einen nun,
Sie trefflich operiren thun.

4 [ein Soldat ein verschlossnes Fässchen, wol Pulverfass tragend].

In der Ordnung ich bin der vierd,
Mein Confect die gantz Tafel ziert
Werd deſſen jhr zu viel thun leckn,
So felt ewr gantz Armee in ſchreckn.

5* [trägt eine Flinte].
Wofern aus andern Confect** alln,
Ewr Excellentz möcht nichts gefalln,
So bring ich hier was delicat,
Das wird euch machen recht wol ſatt.

6 [trägt ein Schwert].
Das mein nicht das geringſte iſt,
So man nicht deſſen zu viel friſt,
Drümb hüt euch wol vnd ſeht euch für,
Daß jhr nicht mehr trinckt Raſtrum Bier.

7 [ein Bauer einen Nachtstuhl tragend].
Was ich hier bring iſt nötig auch,
Wofern es euch krümbt in dem Bauch,
Setzt euch hier auff, macht euch kein grauß,
Was jhr gefreſſn*** mus alles raus.

8 [zwei Bauern mit Dreschflegel, Mistgabel u. s. w.].
Vns armen Bawern iſt gboten,
Wein vnd Bier herbey zu ſchrotn.
Weil aber alles nun verlohrn,
Nicht vbrig mehr ein Scheffel Korn,
So können wir es nicht erſchwingn,
Herbey zu ſchaffen ſolche Dingn,
Thun aber nach vnſern Vermögn,
Vnd wollen derweil diß fürlegn,
Sie gar wol ſpeiſen ab damit,
Es mag ſie helffen oder nit.

6†.

Newgedeckte Confect-Tafel, | So Jhre Königl. Majeſt. in Schweden, vnd Churf. Durchl. zu Sachſen, General Tyllen, | vnd ſeinen Confect Näſchern den 17. Septemb. 1631 vor Leipzig angerichtet. Folgt ein Kupferstich, auf dem eine Festtafel im Vordergrund, an der Krieger und Landleute stehen, und vor der ein kranker auf dem Boden liegt und Krüppel sich bewegen; im Hintergrunde ein ausgedehntes Feld mit Schlacht-

---

* Im Original: 2.

** Im Original: Conſect.

*** Im Original: grfreſſn.

† Vgl. Bechsteins Museum. II. S. 261 ff. In Wellers Liedern S. XXXII ist angeführt Neugedeckter Confect-Taffel Anderer Theil. (1631).

scenen. Offnes Blatt in fol. O. O. u. J. Auch in Sechßerley ganß newe ankomene | AVISO. Gedruckt im Jahr, 1631. 4. unter Nr. II, 3. ohne das Kupfer.

WIe, wie, jhr Brüder, wie? begert jhr keine Gäſte?
Ein jeder reiſſt für ſich, vnd legt jhm vor das beſte.
Je haltet, haltet doch, jhr kriegt doch* alle ſatt.
Seyt jhr doch alle** bey der Statt, da man vollauff gnug hat;
Warumb jhr euch ſo drängt. Je kewet doch die Biſſen,
Eh jhr daran erworgt. Ich möchte gerne wiſſen,
Wie lang jhr nicht geſpeiſt, daß, weils euch wird ſo gut,
Ihr ſo verhungerlich, ſo arg nach ſüſſem thut,
Das jhr vorlängſt gehofft, nicht aber ſo begeret.
Leert jmmer weidlich auß. Ihr ſolt wol ſeyn gewäret.
Vnd wer es zwölffmal mehr. Leert nur die Schalen auß.
Hier iſt Confect genug. Hier haltet ewren*** ſchmauß.
Ich bitt euch noch einmal, jhr wolt doch nicht ſo eylen,
Dringt doch nicht, reiſſt nicht ſo, Ihr ſchlagt einander Beulen.
Legt nur die Teller hin. Jetzt geht der Bettel an.
Da ſiht man, was der Geitz vnd grimme Hunger kan.
Sie fallen ſelbſt in ſich. Der reiſſt ſich durch den hauffen,
Vermeynt er wil vorauß die volle Schal erlauffen,
Kompt doch vmb halben Kopff. Ein ander ängſtet ſich,
Schlägt vmb ſich hin vnd her, vnd laſt die Hand im ſtich?
Hier ſitzen jhrer viel, vnd klagen über† Rücken.
Dort wandern etliche mit vnterſtützten Krücken.
Ein jeder zeigt ſein Leyd, daß jhm zuviel geſchehn,
Vnd wünſcht, er hette nie das Breitenfeld geſehn.
Wo haſt du guter Freund, dein halbes Bein verloren?
Vnd du, was ſucheſt du ſo ſehnlich hindern Ohren?
Ich halte, das Piſtol, das dich hat auffgelöſt,
Vnd auß Barmhertzigkeit ſo weidlich abgeſtöſt.
Ihr dörffet ſagen nicht, daß jhr nicht gnug empfangen,
Iſt einem jeden doch man ſelbſt entgegen gangen,
Vnd hat jhm auffgedient. Da können wir nicht für
Daß mancher viel von ſich, vnd wol ſich ſelbſt leſt hier,
Da ſeyt jhr ſelbſten ſchuld. Die dreiſſig Fuder Weine
Gehn, ſeh ich, wol von euch, jhr ſchweiſſet wie die Schweine,
Die Schincken, Heringe, Lax, Käſe, Fiſche, Speck
Habt jhr zu ſehr verſucht, vnd gebt ſie roh hinweg.

---

* Sechßerley Aviso: noch.
** Aviso: alle fehlt.
*** Aviso: guten.
† A. vbern.

An Zucker, Negelein*, Mufcatenblü- vnd Nüffen,
Hat auch bey diefer Luft kein mangel vorgehn müffen,
Wie man zu Felde pflegt. Vnd wie der Schwede thut,
Der** Freunden, wie jhr feyt, das Mahl left würtzen gut.
Ihr habt viel hundert pfund vom beften Coriander
Mit frifchem Kraut vnd Loth erhoben vntereinander.
Das werthfte Zuckerbrodt, den ftärckeften Aniß,
Der manchen geitzigen kaum zeit zu fterben ließ,
Habt jhr wol außgemacht. Die Mandeln in den Schalen
Soviel auch in dem Drang vmbs Leben muften zahlen,
Bekamen euch*** fo wol, daß auch fchon in der Flucht
Sie mancher hin vnd her ohn aufferftehn gefucht.
Die Pflaumen, trucken gnug, die wörgenden Oliven,
Habt jhr, wie ftarck fie feyn, an euch wol können prüfen.
Vorauß verfungt jhr euch mit vnferm Marcipan,
Ob er verderbete fo manchen frifchen Zahn,
Ja manchen frifchen Bauch. Man hat euch zugemeffen,
Was jhr in ewrer Schrifft vnd Zettel doch vergeffen,
Ob gerne, weiß ich nicht, das Baumöl, welches euch
Auß Kopf vnd Leib erprefft fo mancher derber Streich.
Nun laufft, jhr Brüder, heym, vnd nemet fo verwillen:
Habt jhr noch andre mehr, fo jhren Hunger ftillen
Auch wollen hier, wie jhr, hier ift vollauff† Confect,
Doch faget jhnen auch, wie gut es euch gefchmeckt.

Dem Gedicht ist beigedruckt: „Küchen vnd Tafelzettel, fo General Tylli Abends vor der Schlacht von Leiptzig begeret.“ Derselbe ist bei Bechstein zu finden.

7.††

Tillius poenitens, | das ist: | Tyllische Buß vnd darauff erfolgete Absolution, nach allen dreyen Päpstischen Stücken, als | der Rew, Beicht vnd Gnugthuung, gethan vnd empfangen, nach erlittener Leipzischen Niderlag. Offnes Blatt in fol. O. O. u. J.

Anfang: WEr feiner Stärcke trawt, prangt mit viel fteten fiegen.

---

* A. Vögelein.
** A. Den.
*** A. auch.
† A. vollauff fehlt.
†† Wir begnügen uns dieses Gedicht nur theilweise abzudrucken.

Unter dem Titel sechs bildliche Darstellungen A—F in Kupfer. In A Tilly als siegreicher Held mit erhobenem Schwert; in B Tilly zu Pferd sitzend hält einen Kranz in der Hand, hinter ihm sitzt die Braut wehklagend; in C eine mit Speisen besetzte Tafel, um welche herum kämpfende Paare; in D Tilly sitzt allein trauernd; in E ist die „Confessio“, Tillys Beichte, in F die „Satisfactio“, seine Busse, sein Eintritt ins Closter dargestellt. Auch abgedruckt in den Sechßerley Aviso unter Nr. III.

Zu B und C lauten die Verse:

Doch wolt ich alter Fuchs jhm noch ein Tück beweiſen:
B Und Magdeburg die Braut auß ſeinen Händen reiſſen,
Welches* ich auch glücklich endt, vnd meinen krancken Muht
Der faſt erlegen war, friſcht in der Ketzer Blut.
Biß mein Vermeſſenheit ſich wolte weiter ſchwingen
Dort nach der Meißner Land, dem Sachſen Grablied ſingen.
Ein vngezähmte Luſt trug mich nach Leiptzig hin
Da wolt ich meine Hand, vnd halberquickten Sinn
Vollkömlich ſtercken noch: Hier wolt ich leſen können
Das ſüſſe LabConfect, vnd ſtercken meine Sinnen:
Hier ſolt mein trewes Volck die wunder ſüſſe Speiß
Deß Sächſiſchen Confects eins koſten nach der Reiß
Worauff es lang gewart. Ach aber was geſchiehet
Das, was ich ſo** geſucht, darumb ich war bemühet,
Kam mich gar Sawer an. Das liebliche Confect
In Salſen ward verkehrt die viel zu bitter ſchmeckt,
Der Schwediſch Waſſerhund hat ſchon den Sachſen Jäger
Die Kriegeskunſt gelehrt, der alte Haſenhäger
Grieff mich bey Leipzig an, vnd bracht mir einen Tantz,
Worzu der Schwed jhm halff, vnd ich verlohr die Schantz.
D Mein ſchönes Kriegsvolck ward bey nahe gantz erſchlagen,
Daß ich ſelbſt ſchwer entkam auff einem Bawerwagen,
Mein hocherarntes Lob das weit vnd breit bekant,
Vnd ewig ſolte ſeyn, ligt nun im Koht vnd Sand.

Der Schluss lautet:

Das vnverſchulte Blut macht mein Gewiſſen zagen,
Vnd läſt mich mein nicht ſeyn. Ja mache was du wilt,
So wird doch immer zu das ſchrecklich' Ebenbild

* Aviso: Welchs.
** Aviso: so fehlt.

Vor meinen Augen ſtehn. So daß ich auff der Erden,
Kein einig Mittel weiß deß Schreckens loß zu werden,
Es ſey denn daß ich folg dem Sprichwort welches ſagt:
Wenn eine Kloſterkapp verzweifflung nicht verjagt,
So ſey der beſte Troſt ſich nur bald ſelber hencken.
Nun läſt die groſſe Angſt mich nur nicht recht bedencken,
F Welchs beſſer ſey zuthun. Der Prieſter mahlt mir für
Ein feine Kloſterart, vnd mein Gewiſſen hier
Spricht, haſtu dieſen Strang, der vielen iſt geweſen
Ein Stück, dadurch ſie von Verzweiffelung geneſen.
Ich dencke hin vnd her. Bald mir der Strang gefällt,
Bald hab ich meinen Troſt auffs Kloſter nur geſtellt.
Doch hab ich endlich noch den Schluß bey mir genommen,
Ich wolt durch dieſen Weg dem Teuffel noch entkommen,
Vnd in der Kloſterklauß abhelffen meinem Leyd,
Gefällt es mir denn nicht, bin ich zum Strang bereit.

8.

Wolbeſtalter Ligiſtiſcher | General Lautenſchläger. | Welchem zwar jetziger Zeit, wegen mißbrauchs ſeiner Kunſt, ſehr mißlinget, vnd faſt alle Seiten, | nach dem ſie ſo hart vberſpannet worden, abſpringen.

Sih! ſpringſtu nun, da ich faſt kom
Auffs öbrſte *Semitonium?*

Wenn ein Tyrann bald ſteigt auffs höchſt,
Iſt er dem Fall aufs allernächſt.

In der Mitte des Blattes unter diesen links und rechts oben angebrachten Versen Tilly geharnischt auf einer Trommel sitzend die Laute spielend; über ihm die Sonne; links und rechts davon in der Luft schwebend Ikarus und Daedalus; im Hintergrunde der Darstellung das Meer, auf welchem ein Segelschiff, das links von zwei an der Küste stehenden bewaffneten erwartet wird, während rechts ein geharnischter Mann zu Boden stürzt, der die Worte spricht: „O sancta Maria juva me“. Offnes Blatt in qu.-fol. O. O. u. J.

MAn wil ſo weit vnd breit von vielen Künſten ſagen,
Die Monſier Tilly ſol mit ſich herumber tragen.
Die ich kaum nennen darff. Jetzt fellt mir eben ein
Daß er in andern auch ein Lauterniſcht ſol ſeyn.

Ey ſag' ich Lauteniſt. Er hat jhm ſeine Lauten
Fern' aus Italien, an der viel Meiſter bawten,
Längſt laſſen bringen her. Er gab ſie ſelber an,
Wie er denn iſt vor dis ein Ingenieriſch Mann,
Wenn ſolche Künſte gehn. Er hat jhm dieſe Seiten
Zu Rom auch ſonderlich vor laſſen zubereiten,
Vnd die ſo wol probirt. Der Meiſter ſelber Zeit,
Der ſo beſchryen war in der Kunſt weit vnd breit,
Der war ein Jeſuit. Bey dieſem wolte lernen
Herr Tilly: Lies jhn drümb zu ſich holen von fernen.
Vnd wurde mit jhm eins, daß, ſo er dieſe Kunſt
Würd' ehrlich lehren jhm, ſo ſolt er bey jhm Gunſt
Haben vnd Geld vollauff: Der Künſtler war zu frieden,
Er legt' jhm Stücken für, die er ſonſt keinem jeden
Zu weiſen pflegte nur. Vnd jnner kurtzen Zeit
Beſtund Herr Tilly ſo, daß er kam allbereit
Mit ſeiner Kunſt ins Lob. Der Pabſt der war jhm günſtig,
Von wegen der Mannier. Der Keyſer wurde brünſtig
Zu hören dieſen Mann. Der Beyer wuſte ſich
Mit dieſem Künſtler viel. Er lies den Friederich
Dort' auff dem weiſſen Berg' ein ſolches Täntzlein hören,
Daß er des tantzens ſatt ſich muſte drob beſchweren;
Von dannen zog er aus in manches fernes Land,
Vnd machte ſich alldar mit ſeiner Kunſt bekandt.
Zu letzte ward er ſtoltz. Man kunt' jhn gnug nicht ehren,
Er wolte Fürſten auch mit ſeiner Kunſt bethören,
Daß ſie ſich neigten jhm. Er nam viel Länder ein,
Und wolte nun ein Herr des Deutſchen Bodens ſeyn.
Dis nam der Schwede war, weil er zuvor vernommen,
Wie weit es were nun mit dieſem Künſtler kommen.
Drümb ſchafft' er Schifern* fort, vnd drunge ſich hervor,
Ob nicht der Lauteniſt jhm kommen möcht zu Ohr.
Er traff jhn an zu Gartz, da ſolt' er jhm eins machen.
Vnd er war willig bald. Dacht', hab' ich doch der Sachen
Vor Köngen auch gemacht. Vnd hub zu ſchlagen an.
Doch lies er dazumal die Tertie auff dem Plan',
Als es kaum halb aus war. Wie ſehr jhn dis verdroſſen,
Das denckt ein jeder leicht. Drümb er nach dieſem Poſſen
Lies faſt ſich ſehen nicht. Wurd' auch darzu bewegt,
Weil er ſo wenig Lob vor Herren eingelegt,
Daß er von dannen zog. Er nam die halben Stücken,
Vnd machte, wie ers kunt', ob etwan zu erflicken
Die Seite were noch. Es gieng jhm glücklich an.
Er ſchlug ſo hurtig fort, als er zuvor gethan.

---

* Vgl. oben S. 65.

Der Schwede hörte bald, die Laute wer bezogen,
Zog jhm auff Werben nach; Weil jhn die Kunſt betrogen,
Die er ſo gern' erhört. Der Meiſter ward halb froh,
Daß er mit ſeiner Kunſt dem Printz gefiele ſo.
Er machte noch eins auff; doch ſchlug er kaum vier Tacte,
Da ſprang die Quarte weg. Wie ſehr jhn dis erſchrackte,
Das iſt zu ſagen nicht. Er eilte ſchneller noch,
Als er zuvor gethan, nachs Zimmermannes Loch',
Vnd gabe FerſenGeld. Er ſucht' es hindern Ohren,
Sprach: Hat mich denn der Schwede ſo geſchoren,
Daß mirs nicht gehen wil. Zwey Seiten ſind entzwey,
Doch mus ich ſehen noch, ob nicht zu helffen ſey.
Ich habe newe nicht. ich mus bey alten bleiben,
Die Quarte helt noch wol, ich wil ſie milder treiben.
Sie iſt nur vnten weg. Vnd alſo zog er ſie,
Zwar tieffer als er ſie geſpannet hatte nie.
Er ſprach: Es hat nicht Noth. Ich wil noch wol beſtehen,
Ob mir es zweymal gleich hat mißlich können gehen.
Käm' er zum dritten mal, ich wolt' jhm ſpielen eins
Von meinen wertheſten, dergleichen er noch keins
Vnd niemand hat gehört. Kam drauff, vnd wolt auch Meiſſen
Zu Ehren ſeiner Kunſt vnd jhm auffwarten heiſſen.
Da, meynt' er, ſey Confect vnd beſter Sachen ſatt.
Drümb er ſich machte denn an keine ſchlechte Stadt.
Dis war der Sachſe nun beſonders vngewohnet;
Hatt' hertzlich auch gewolt, daß Tilly jhn verſchonet
Mit ſeiner alten Kunſt. Doch, ſprach er, weil er wil
Vns eines dienen auff, ſo wil ich in der ſtill
Dem Schweden ruffen her, weil er ſo lengſt begeret,
Daß er würd eines Stücks von ſeiner Kunſt geweret.
Vnd alſo kamen ſie, vnd ſagtens Tillen an,
Daß er eins hören lies im Breitenfelder Plan'.
Vnd er erſchracks jhm faſt. Doch, ſprach er, ich wils wagen,
Ob mich gleich meine Luſt jetzt träget nicht zu ſchlagen.
Vnd ja, es ahnt' jhm recht. als er am beſten ſchlug,
Da gieng die Quinte drauff. Nun, ſchry er, der Betrug
Mus ewig rewen mich. Vnd hub an fortzulauffen
Nach Altorff, vnd fortan, was beſſers jhm zu kauffen.
Er lieff ſo ſchnelle fort, daß er ſich vberwarff,
Thet' einen ſolchen Fall, den er nicht rühmen darff.
Der Bauch der Lauten ſprang; Ja auch ſein alter Rücken
Wer in demſelben Fall' auch gangen faſt auff Stücken.
Itzt heilt er ſie vnd Sich. Kompt er nur noch ein mahl,
Vnd machts dem Könige ſo bettleriſch vnd kahl,
So ſol ſein Seitenſpiel jhm vmb den alten Kneiffel
Vnd greiſen Knebel gehn. da dürfft' auch ohne Zweiffel

Sein Leben gantz drauff ſtehn. die Seiten halten wol
Daß noch der Lauteniſt an jhnen hangen ſol.

9.

Der arme Pilgrimirende Nimmer-Till. Offnes Blatt in fol. Mit Kupfer: Tilly barhaupt, ein Dorf. Gedruckt zu Heidelberg, Anno 1632.

ICh armer Nimmer-Till! ach was nenn ich mich Tillen?
Ach daß mein Nam vnd Ruhm, mit meiner Geiſter willen
In tiefſſten Lethe Fluß ſchon were dieſe Stund
Verſencket, wo nicht gar in tiefſſten Hellen grund.
Ach leb ich, oder nicht? O du verlognes Glücke!
Beweiſeſt du mir ſo ein tückiſch Meiſterſtücke?
Das hett ich nicht gedacht, daß mir es ſolte thun
Zuvor, an Tapffrigkeit, ein kaltes Waſſer-Hun.
Ich armer Nimmer-Gott! ich ließ mich heilig preiſen!
Ich wolte meinen Arm der gantzen Welt beweiſen!
Ich war ein JOSUA vnd GEDEON der Welt!
Da liget Arm vnd Gott im breiten Lerchen Feld.
Ich weis nicht, wie ich es noch endlich sol verſtehen?
Es wil kein Heiliger mehr hören auff mein flehen!
Der Teutſchen Ketzer Gott der ſtehet langſam auff,
Vnd kömmet doch noch wol zum beſten Jahrmarckts Kauff!
Ich armer Nimmer-Fürſt! ich wolte Fürſten pochen!
So haben ſie zuletzt das welſche Fett gerochen,
Jetzt pochen mich die Knecht vnd Bawren hinderm Pflug,
Vnd wiſchet' jhrer mir nicht einer einen Schuch.
Ich armer Nimmer-Starck! Ich wolt die Welt vmbkehren,
Jetzt kan ich mich der Leuß vnd Wörme nicht erwehren!
Doch ſchreib ich billich mich noch hundert tauſent ſtarck
An Knechten, die mir auß-gefreſſen Bein vnd Marck.
Ich armer Nimmer-Trew! O hett ich laſſen wachſen
Den frommen Rauten-Stock vnd Lindenbaum in Sachſen!
So hett auch meine Till* vnd Kimmel baß-gefrucht,
Die nun bekommen gar, die Schwind- vnd Schwindel-ſucht.
Ich armer Nimmer-Reich! ach was hab ich verlohren,
Daß ich ſo arm geleiſt, was ich ſo reich geſchworen!

---

* Dill Name einer Doldenpflanze, Anethum. Der Name Tillys hat auch zu folgendem Gedichte Anlass gegeben: „Die gemauste und gedilgete Dille, d. i. Wie vor einer jederzeit verachten und vernichten Wasser Mauß der Päbstlichen Ligae ihre Dille von dem Leuchter entführet etc." Weller, Lieder S. XXXIII.

O Meinäyd! Meinäyd du! du haſt die Peſtilentz!
Dein Nordwind treibet mich aus einer fetten Grentz.
Ich armer Nimmer-Gaſt, ich wolte mich bezecken,
Vnd auch ein liebes Mahl *Confect* vnd Zucker lecken!
Vnd käuffen ohne Geld; ſo kom ich gleich zum Bad
Daß mir gekrawet wird mein altes Rück gerad.
Ich armer Nimmer-Mann, ließ mich die VENUS reiten,
Vnd auffgezwungne Röth vnd Ketzer-Liebe leiten,
O Magd! O werthe Magd! der Mägde Kron vnd Blum!
Mit deinem Blut hab ich verlohren Glück vnd Ruhm.
Da David auff Befehl Philiſter-Blut vergoſſen,
Ward Er zum Tempel-Baw vntüchtig außgeſchloſſen:
Vnd ich vergieß ohn noth, aus lauter Frevelmuth
Getaufft vnd vngetaufft vnſchuldig Chriſtenblut.
Ich armer Nimmerklug, hett ich gefolgt vor deſſen
Dem ſeine Weißheit ich zum Schiefer zugemeſſen,
Vnd mich bey zeiten auch gemachet aus dem Staub!
So wer ich vnbestaubt vnd worden nicht zum Raub!
Ich armer Nimmerfromm! ich kunte meine Sachen
Mein Glück vnd meinen Sieg vnd mich ſelbſt feſte machen,
Durch meiner Geiſter Krafft vnd ſchönſten Engel-Glantz,
Jetzt liget Glantz vnd Glück vnd feſte machen gantz.
Sag ich, mein alter Rrumpff ſey *Jebusiter*-Feſte?
So ſchreyet Luthers Volck: ſind das die frommen Gäſte?
Iſt das der beſte Kern der Welſchen Cleriſey?
So ſind ſie hochgelehrt in *Babels* Zauberey.
Ich armer Nimmer-Feſt, ich halte meine Schande,
So feſt ich jmmer halt, an vnſerm *Ligae*-Bande!
Das Ligen-Band zerreiſt; die *Union* iſt ohn:
Des Luthers Teutſche Trew behelt die Ehren-Kron.
Vnd warlich, wenn ich ſol die Teutſche Warheit ſagen,
Hat mich zum Lutherthumb mein Hertze nie getragen,
Als ſeit dem ich befind, daß es Gott vnd der Welt,
Was es gleubt vnd verſpricht, ſo Teutſch vnd redlich helt.
Ich armer Nimmerſtreng, ach, was ſol ich nur ſagen?
Daß man den Glauben doch den Leuten wil einſchlagen!
Ich gleub es ſelber nicht, daß einer gleub ein Ding,
Daß er vor Lügen helt, wenn ich dazu jhn zwing.
Ich armer Nimmer-werth! wo ſol ich mich hinkehren?
Die Teutſchen laſſen ſich von mir nicht mehr bethören!
Die Welſchen ſchreyen ſchon, weil ich nicht ſiege mehr,
Ich ſey genommen ein mit Teutſcher Ketzer-Lehr.
Die Knechte mahnen mich! die *Jesuiter* flihen
Die Freunde laſſen mich! die Feinde mir nachzihen!
Die Saxen ſpeyen mir ins vntrew Angeſicht!
Die Todten ſchleppen mich vor Gottes Halsgericht!

Ich armer Nimmer-Till! vnd was nenn ich mich Tillen?
Ach daß mein Nam vnd Ruhm, mit meiner Geiſter willen,
In tieffſten Lethe Fluß ſchon were dieſe Stund
Verſencket! oder gar in tieffſten Hellen grund.
Gedruckt zu Heidelberg, Anno 1632.

10.*

Der jauchtzende Bothe, | So den 6. Septembris, Anno 1631. früh aus dem Tyllischen Läger vor Leipzig, nacher Franckfurt am | Mayn abgangen. | Gedruckt im Jahr MDCXXXII. Offnes Blatt in fol. Mit Kupfer.

Anfang: ES mus vns doch nur wol vnd glücklich gehen künnen.

Der Bote ist vor denselben Hintergrund gestellt, wie in der Darstellung des hinkenden Boten.

. . . .

Er (der sächsische Kurfürst) fleucht auff Dreßden zu. doch laſt jhn jmmer fliehen,
Wir wollen ſehen doch, ob Er für vns denn ziehen
Wird können aus der Welt. Wie feſte Dreßden ſey,
Das ſtehet auff der Prob, es iſt vns ohne ſchew.
Es iſt vns eine Luſt. Er hat vns nun im Lande.
Er bring' vns wieder naus, acht't ers jhm eine Schande.
Wir haben lange ſatt auff ſein Confect gehofft.
Wie wol bekömpts vns doch, nach dem ſo offt vnd offt
Sich mancher Held geſehnt.

Schluss:

Was gilts, die gute Poſt ſol mir was bringen ein,
Darauff ich dieſen Tag noch luſtig ſatt wil ſeyn.

11.

Der hinckende Bothe, | So den 7. Septembris, Anno 1631. Abends halbweg zehen Vhr, von Halle nacher Franckfurt am | Mayn abgangen. Gedruckt im Jahr MDCXXXII. Offnes Blatt in fol. Mit Kupfer.

Anfang: „Ach! aber dich erbarm, O fromme Mutter Gottes.“

---

* Von dieser und den folgenden Nrn. lasse ich mir genügen nur einige Verse hier aufzunehmen.

Der Bote ist vor denselben Hintergrund gestellt wie in der Darstellung des jauchzenden Boten.

. . . .

Ey muſt es alles doch der Jeſuiter Rathe,
Dem mörderiſchen Rath, anheim geſtellet ſeyn,
Was ſie nur ſchlugen für, da gab den Willen drein
Der fromme Ferdinand. Verzeihs euch Gott, jhr Brüder,
Daß wir durch ewren Witz ſo ſind geſchlagen nieder.
Daß nun das gantze Reich von vnſerm Pabſte felt.
Wo wolt jhr bleiben doch, und Er, in gantzer Welt?
Wer't jhr geweſen nie, ſo wer' ich auch ohn zweiffel
Noch ein geſunder Mann. ſo hab' ich armer Teuffel
Auch ein Gedenckmal kriegt vom Sächſiſchen Confect,
Ein jeder jäckt mich an: Mein Kerl, wie hats geſchmeckt?
Was ſeum' ich aber mich, ich ſolte ſchneller eilen.
Hilff Gott, wie hat es doch in Meiſſen ſawre Meilen.
Wie mühſam gehn ſie ſich. beſonders wer wie ich,
So eine böſe Poſt vnd Schäden hat bey ſich.
Ich war, wie vbel ich auch ſonſten bin zuſchlagen,
Doch der Geſündſte noch, die jhre Beine tragen
Auff Halle zu vermocht. da war wol keiner nicht,
Der ärger nicht, als ich, geweſen zugericht.
Er ſelbſt, der General, wie muſt' er ſeyn zupuffet,
Wie kröchſt er doch ſo ſehr. Er war wol abgekuffet.
Wer weis, iſt er ſchon tod. In deſſen ſehn' ich mich,
Wie man zu Franckfurt doch wird meiner frewen ſich.

12.

Tylliſcher Nachklang | Von FAMA außgeſprenget, vnd ey= | lends auffs Pappier bracht, | Durch | Veit Poſtreutern. | . . . . . | Gedruckt im Jahr, | M.DC.XXXI. 6 Blätter. 4°.

Anfang: MVß dann das Venus-Werck vnd ſüſſe Gifft zu lieben,
Des Tylli hohen Sinn vnd Helden-Hertz betrüben
Muß dann Cupido nu mit blinder Zauber-Kunſt
An Liſt vnd Witzes ſtatt entzünden wilde brunſt?

Am Rande folgende Inhaltsangabe: Der vmbgekehrte Tylli. Erſt war er (1.) Caſtus. (2.) Sobrius. (3.) Fortunatus et invictus. Jam vero Eſt flamma medullas. Et Eſt luſus Fortunae. Die Tilliſche Braut iſt I. Eine Edle Helden Br. Ante obſidionem Magdeburgicam. Tylli friſt den Narren an Magdeburg. Tylli-

ſcher Wanckelmuth. II. Eine betrübte Jammer Braut. In obſidione ipſa. III. Eine nackte Toden Braut Poſt obſidionem. IV. Eine erwachte Zauber-Braut. Vita, quam Hecates (!) penſae inſpirat, eſt Religio Papiſtica, ubi nimirum Miſſas inſtituunt & templa membris Antichriſti reſtaurant. Da wird die todte Braut lebendig. Tylli hat die naw durch Zauberey erweckte Antichriſtiſche braut lieber als die recht Lutheriſche. Sponſa rediviva e[ſt] ad apoſtaſiam prona. V. Eine trunckene Baals Braut. Sie hinckt. Vor Werben da dem Tylli ſeine Renterey (!) geklopfft wurde. Der tag Reginä ward zur Tilliſchen Heimfahrt ernant. Tylliſche Obriſten, ſo die Stadt Leipzig eingenommen. König in Schweden klimmt vber die Elbe bey Wittenberg. Hier geht die Schlacht an vor Podelwitz. Tylliſche Hochzeit auf welcher er Blut ſpeiſet. Tylliſcher Zugk vnd Flug. Tylli kan von der Liebe ſeiner Braut nicht laſſen. Fama malum, &c. Tylli gebirt einen feil. Vierfarbigtes Brautkleid. VI. Eine ſchamrote ſchimpffirte Braut. Die Braut repoſtulirt mit Tylli. Ehodum, bone vir, quid agis. VII. Eine raſende Helden-Braut. Caetera deſiderantur, quia Tilli eſt nomen | defectivum | jam | Audendum eſt dextrâ: nunc ipſa vocat res. Virg. Aen. lib. XI.

Tilly findet an Magdeburg eine nackte TodenBraut, sie wird von Hekate neu belebt:

, Noch konte Hecate das Bild voll Seele machen
Voll Seele vnd voll Geiſt der Welſchen Baals-Trachen,
  Daß es ſich regen kont, daß es dem Simpel-Mann
  Kont freundlich reden zu, kont freundlich lachen an.
Da brandte erſt die Flamm ins alten Tylli Hertzen,
Cupido voller Liſt erweckte newen Schmertzen,
  Daß er die nackte Braut zu zieren ſich verpflicht
  Mit Gold vnd güldnem Schmuck, ſehr köſtlich zugericht.
ChurSachſen ſolte jhm den Trawplatz willig reichen,
Den Zierath, vnd den Schmuck, vnd den Confect deßgleichen,
  Da würde ſeiner Braut ein wunderzierlich Kleid
  Zu Leipzig, in der Cronn des Landes ſeyn bereit, ꝛc. ꝛc.

Von und über Bodmer.

Mitgetheilt
Von
Jacob Baechtold.

1.

Ein Brief Bodmers an Samuel Henzi.

Monsieur mon tres cher ami.

Ohne Zweifel sind sie nunmehr in Bern wieder völlig eingesessen; und haben ihren ehemaligen *Train de vie* wieder gefunden. Ich weiß nicht, ob ich wünschen soll, daß unser Hr. Samuel König* bey Ihnen wäre. Ich fürchte schier daß er in Bern allzu vil Objecte seines Hasses antreffen würde. Indessen sind die Ansichten von seinem frißländischen Aufenthalt auch nicht kostlich. Ich bin seiner Freundschaft gegen mir so gut versichert, daß ich nicht die wenigsten Zweifel in diselbe setze, ob er gleich kein Zeichen von Leben von sich giebt; ungeachtet ich ihm durch sichere Gelegenheiten etliche mahl zugeschrieben habe. Ich bin nur desto mehr besorgt, daß das Leben ihm schwer und sauer geworden sey. — Es ist sehr gut, daß sie, mein Herr, die Ehre der Schweitzer gegen Deutschland und gegen Frankreich zu retten die Feder gespitzet haben. Sie sollten doch ihre *Misodemen* nicht unterbrochen haben. Ich erwartete sie wenigstens in der *Messagerie du pindus* zum

---

* Samuel König von Bern, Mathematiker, Rechtsgelehrter und Philosoph 1712—57. Wurde 1744 mit Henzi verbannt und vom Prinzstatthalter von Holland zum Bibliothecar und Professor der Philosophie an der Ritterakademie im Haag ernannt.

theil neu aufgelegt, und zum theil fortgesetzet. Seitdem hat doch der deutsche Parnaß eine gantz neue Welt gewonnen. Sie sollen davon Proben sehen, wenn ich mit meinen neuen *Critischen* Briefen hervorrucken werde, welches vermuthlich künftige Ostern geschehen kann*. In dem folgenden Monat *december* des *Journal helvetique de neufchatel* sollen *Extraits du Messie, poëme germanique de M. Klopstok* eingetragen werden. Dieser Klopstok** ist mein Vertrauter und ein junger *Pindarus,* seine poesie ist sehr orientalisch und prophetisch. Ich interessire mich stark für sein Gedicht auf den *Messias,* und habe die *Extraits* übersetzen lassen. Ich hätte sie aber lieber in einem geschiktern frantzösischen Journal gegeben, wenn ich eins an der Hand gehabt hätte. Sie werden 3 Bücher des *Messias* im vierten Band der Beyträge zum Vergnügen des Witzes antreffen***. Sie werden mich und den Poeten und die Musen verbinden, wenn sie in ihrer *Messagerie* dißes Gedichtes gedenken werden. Ich habe Oden von Klopstok, die wahrhaftig *pindarisch* sind.

Welches *phaenomenon* daß *Misodem,* daß der beissende Epigrammdichter eine *Tragoedie* schreibet! Ist er denn in alle sättel zu springen geschickt! Was vor ein Sprung vom *Homere travesti* auf *Guillaume Tell* und Gesler. Tell ist glüklich, daß die Poeten und die Historici *conspiriren* ihn zu einem Helden zu machen. Ich habe niemahls vil auf seinen wahren Charakter gehalten. Er dünkte mich stets ein *Etourdi,* der durch seinen unzeitigen Eifer die *Conjuration* beynahe vor der Zeit verrathen hätte. Wy dem sey, so haben sie hier Gelegenheit, schöne *sentimens* von Freiheit, Gerechtigkeit und Großmuth anzubringen, ohne daß sie darüber in Gefahr gerathen *proscribirt* zu werden. Ich sehe ihrer Arbeit mit Ungeduld entgegen. Ich habe bey Hr. Orell die Commission abgelegt, daß er ihnen ein deutsches Reimlexicon schike, wy auch Richelets frantzösisches. Damahls aber schien er mit keinem von beyden versehen; wenn er sie seitdem aufgejagt hat, so wird

* Neue critische Briefe. Zürich 1749.

** Klopstock war zu dieser Zeit in Langensalza.

*** Bremer Beiträge 1748.

ers ihnen wol geschikt haben. Er ist nicht so stark mit Büchern versehen; und in den Commissionen die man ihm aufträgt ein wenig langsam.

Weil ich meine Critischen Briefe drucken lasse, so habe ich desto weniger nöthig, meinen Freunden mit der Feder zu schreiben. Ich schreibe aber oder schreibe nicht, so können sie sich darauf verlassen, daß ich sie beständig hochschätze, ehre, liebe und verbleibe

Zürich den 18. *decemb.* 1748.

Ihr gehorsamster Diener

Joh. Jac. Bodmer.

Aufschrift: *A Monsieur Monsicur le Capitaine Henzy à Berne.* Daneben von Henzis Hand: Beantw. den 1 Jenner 1749.

Der vorstehende (jetzt im Besitz von Herrn Fürsprech Moser in Kiel) interessante Brief Bodmers an den unglücklicken Berner ist mir im Original von Dettloffs Antiquariat in Basel aus einem Convolut Henzi-Acten freundlichst zur Einsicht überlassen worden und bedarf nur weniger erläuternder Worte. Der Eingang bezieht sich auf Henzis Rückkehr aus der Verbannung, die er in Neuenburg abgesessen. Bodmer mochte sich längst des talentvollen Schriftstellers angenommen haben, dessen Messagerie du Pinde (3 Stücke erschienen), Misodem und Epigramme in jener Zeit viel Aufsehen erregten. Bezeichnend für Henzis damalige Lage ist sein litterarischer Plan, einen Tell zu dichten, der wol nicht ausgeführt wurde: nach einem halben Jahre fiel sein Haupt unter dem Schwert des Henkers. In Lessing aber erstand ihm ein Rächer.

2.

An obiges dürfte sich eine liebevolle, aber im allgemeinen gerechte Charakteristik Bodmers schliessen, die von einem uns unbekannten Freunde des Altmeisters, jedesfalls einem Mitglied der deutschen Gesellschaft in Zürich, etwa von J. C. Hirzel oder Pfenninger, nur wenige Tage nach Bodmers Tod geschrieben wurde und vom 9. Januar 1783 datiert. An wen der Brief gerichtet ist, kann ebenfalls nur vermuthet wer-

den. Aus dem Ende desselben wird man kaum den Schluss ziehen dürfen, dass er an den Herausgeber des „Deutschen Museums“ Boie geht, der übrigens mit Bodmer in Berührung stand (Weinhold, Boie S. 140). — Eine Abschrift des Originals stammt aus dem reichen litterarischen Nachlass von Joseph Lüthy aus Solothurn (1765—1837), Praesident des helvetischen Senats, Geschichtsforscher und Dichter, und befindet sich jetzt im Besitz des Herrn Dompropst Fiala in Solothurn. (Treffliche Biographie Lüthys von Fiala im Urkundio I, 125 u. ff.)

Zürich den 9. des Eismonds 1783.

Mein verehrenswürdigster Herr,

Zu einem neuen Correspondenten will ich mich Ihnen nicht aufdringen. Sie mögen ohne diß damit überschwemt seyn. — Nur für dißmahl will ich Ihnen einiges sagen, das Ihnen vielleicht einigermassen intereßant seyn mag.

Den zweyten des Eismonds starb hier Bodmer in seinem funfundachtzigsten Jahr. Ruhig, schmerzenlos, beynahe ohne Kranckheit entschlummerte Er. Ich sah Ihn im Sarge, und so, bis auf die geringste Muskel unverzerrt, so heiter kann nur im Tod der Weise liegen, der für Gegenwart und Zukunft unbekümmert aus der Welt geht, als gieng Er schlafen. Nur wenige Tage vor seinem Ende verließ Ihn seine immer heitere Laune und eine Thätigkeit, die mit seinen Kräften nicht immer gleichen Schrittes gieng, und Ihm vor dem Tribunal unbärtiger Zensoren manchen Seitenhieb zuzog. Noch las Er die meisten neuesten Schriften. Aber das nervenlose Gequäcke der deutschen Mode-Dichterlinge (und unter diese zählte Er beynahe Alles, was jetzt unsere Lesewelt anstaunt) war seinem Ohr unausstehlich, das an Milton und Homer gewöhnt war. Er machte gegen sie seinem Herzen Luft, wo Er konnte; empfahl dagegen jedem Jünglinge Rousseaus Schriften, die Er als Handbuch der Poesie, der Philosophie und der Politik anpries. Gegen seine Gegner und Nebenbuhler war Er streng, daher ergriff Er noch mit welcker Hand die Geißel der Personal-Satire, um sich an seinem Vaterlande zu rächen, das sich auf seine Trümmer

stellte, um einigen Gözen zu räuchern, die Bodmern nicht das Wasser reichten. Sein Haus war Jedem offen, der belehrende Unterhaltung suchte, und von Leuten aus allen Ständen besucht. Jünglinge liebte Er als Vater und Freund, und sein Umgang verbreitete unter diese eine praktische Welt-Philosophie, die man in Schulen nicht lehrt. Er lebte unabhängig auf einem Landgut ausser der Stadt. Erst 1775 legte Er seine Stelle als Professor der Schweizer-Geschichte und der Politik nieder. Deßwegen waren immer seine Politischen Schauspiele seine Lieblings-Geburten, die gewis noch kein Sterblicher ganz durchlas und durchlesen konnte. Von seinen Schriften zoge Bodmer gewis unter allen deutschen Vielschreibern den wenigsten Nuzen. Selbst sein Homer fand nur aus Gefälligkeit einen Verleger*. Er beklagte sich öfters darüber: „Hätte Er einen Roman geschrieben, der die Köpfe unserer deutschen Mädchen vollends gar verwirrt hätte, so würden sich Buchhändler um Ihn geschlagen haben. Aber wer liest Homer?“ Seine neuesten Gedichte und ein Theil seines wichtigsten Briefwechsels aus den Zeiten der Geschmacks-Revolution sind in Stuttgard unter der Presse**. Noch hoffte Er, seinen Homer einmahl umzuarbeiten, wozu Ihn seines Lieblings Tischbeins Versprechen, Zeichnungen dazu zu liefern, aufmunterte. Wer Ihn sah, liebte Ihn. Noch ward Er in dem verflossenen Jahr von dem edeln Fürsten von Dessau besucht. Er hatte die Gabe, sich mit jedem nach seinem Talente zu unterhalten, daher liebt' Ihn der Schwachkopf, wie der große Geist, und der Christ wie der Freydenker. Daß Ihm seine lebhafte Fantasie noch immer die Gottschedische Fehde zu oft für's Gesicht zauberte, ist wohl wahr. Aber wer höhrt nicht gern einen alten Krieger von seinen Thaten sprechen, und hatte Bodmer nicht das Recht?, Er, der sprach zum Geschmack: Es werde Licht! und dem das Dunkel wich. —

Unter den vielen Ungerechtigkeiten, mit welchen sich die

---

* Homers Werke aus dem Griechischen metrisch übersetzt. Zürich 1778. — Zu dieser Stelle vgl. Weinhold, H. Chr. Boie S. 140.

** Bodmers Apollinarien, herausgeg. von G. F. Stäudlin. Tübingen 1783.

Allg. d. Biblioth.* zu Grabe läutet, ist gewis die Verachtung Bodmers keine der geringsten. Ruhe seiner Asche, denn Er war uns Vater und Freund!

Nun verehrenswürdigster Herr, muß ich Ihnen in Lavaters Namen noch ein Wort sagen, das Sie bey Gelegenheit im d. Musäum dem Publikum wiederkäuen mögen.

(Auf der Rückseite des Briefes dieser recht Lavatersche Spruch:

Wo Licht ist, ist Ruhe;
Wo Ruhe ist, ist Kraft;
Wo Kraft ist, ist Leben;
Wo Leben ist, da ist Freyheit;
Wo Freyheit ist, da Glückseligkeit.)

---

* Nicolais Allg. deutsche Bibliothek 1765--91.

Ein Brief Wielands,
betreffend sein helvetisches Bürgerrecht.

Mitgetheilt von

Ludwig Hirzel.

Im dritten Bande dieser Zeitschrift, Seite 131—144, ist ausführlich über den Antrag gesprochen worden, welcher im Gesetzgebenden Rathe der helvetischen Republik zu Bern im Jahre 1801 die Bürgerrechtsertheilung an Christoph Martin Wieland bezweckte. Während es mir aber an jener Stelle unmöglich war, den überschwänglichen Lobredner des deutschen Dichters ausfindig zu machen, da ich lediglich auf eigene Vermuthungen angewiesen war, bin ich heute durch die Güte der Herren Professor Baechtold und Dompropst Fiala in Solothurn in den Stand gesetzt, den Lesern dieses Archives nicht nur den Antragsteller zu nennen, sondern auch in dem unten folgenden Briefe Wielands einen Nachtrag zu meinem frühern Aufsatze zu liefern, welcher nicht ohne Interesse sein dürfte.

Es war Urs Joseph Lüthy von Solothurn (1765—1837), welcher im Jahre 1801 „dem Dichter und Schweizerfreund" Wieland jenes eigenthümliche „Denkmal" errichten wollte. Von Jugend auf für die in seiner Vaterstadt damals sehr wenig geachtete deutsche Dichtung begeistert und sich selbst an den Vorbildern der damals besonders gefeierten Dichter übend, gab Lüthy schon 1785 bei Schweighauser in Basel einen „schweizerischen Musenalmanach" heraus, in den er selbst eine grosse Anzahl von Beiträgen, Oden in Klopstocks und Ramlers Weise, Trink- und Liebeslieder nach der Art

Gleims und Jacobis, Epigramme u. a. m. geliefert hat. Ebenso gehörte Lüthy zu den politisch aufstrebenden Jünglingen seiner Vaterstadt, und von ihm rührt der in Armbrusters „schwäbischem Museum“ (Band I, Kempten 1785) gedruckte Aufsatz her: „Theodorus Rabiosus über den schweizerischen Freistaat Solothurn.“ In Folge dessen musste Lüthy, der den Aufsatz von Dijon aus an Armbruster gesendet hatte (er war unzufrieden mit den seine Ausbildung unmöglich machenden Solothurner Verhältnissen dorthin gegangen), in die Heimat zurückkehren und seinen Freimuth mit Zuchthausstrafe und Landesverweisung büssen, wie auch Armbruster in Zürich gefangen gesetzt und darauf aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft verbannt wurde. So gieng Lüthy 1786 nach Wien, um Rechtswissenschaft zu studieren. Er ist auch dort litterarisch thätig gewesen und hat einige dichterische Versuche in Druck gegeben: vier Bücher „Fabeln“, Wien bei Kurzbeck, 1787 und „Scherzhafte Gedichte“, ebenda (1788). In Wien hat Mich. Denis besonders auf ihn eingewirkt, und folgende Worte Denis' blieben Lüthy unvergesslich: „Wenn Sie es je versuchen wollen, Ihrem Volke zu dichten, so studieren Sie zuerst vorhandene Lieder; fangen Sie damit an, dass Sie diese Lieder ausbessern, veredeln, ohne im Geringsten vom Sinne des Liedes abzuweichen. Das modernisieren der alten Volkslieder ist vielleicht noch bis jetzt der einzige Weg, dem Volke zu dichten.“ Im Jahre 1789 kehrte Lüthy in die Schweiz zurück, man hatte die gegen ihn ausgesprochene Verbannung aus der Eidgenossenschaft aufgehoben, aber nach Solothurn selbst durfte er erst 1791 und blieb auch dann noch lange unter polizeilicher Aufsicht. Aber unterdessen hatte dort doch ein regeres geistiges Leben und eine freiere Richtung der Geister Wurzeln geschlagen, Lüthy betheiligte sich bei der Herausgabe des ersten publicistischen Versuches in seiner Vaterstadt, beim „Solothurnischen Wochenblatt“, sowie an Gassmanns „helvetischem Hudibras“ 1797 und Müllers (in Luzern) „Taschenbuch für die helvetische Jugend“ 1799. Eines seiner Lieder aus jener Zeit ist auf den Zug der Solothurner Truppen an die Grenze, nach Basel, im Jahre 1792 bezüglich; es ist wahrscheinlich das folgendermassen überschriebene, von

dem ein Exemplar in meinem Besitz: „Lied der Solothurner Truppen bey ihrer Ankunft in Basel. Nach der Melodie: Auf, auf ihr Brüder etc. Solothurn 1792.“ 2 Bl. „Eröfne, Basel, uns das Thor“ etc.

Nachdem die Ideen der französischen Revolution in Solothurn immer mehr Eingang gefunden hatten, wurde auch Lüthy in den Strom der Bewegung hineingerissen. Er wurde Generalsecretär der neuen 1798 vom General Schauenburg eingesetzten Solothurner Regierung, kurz darauf trat er in die neuen helvetischen Behörden ein, die sich im April 1798 zu Aarau constituierten. Von Anfang an der gemässigteren Partei in dem neuen schweizerischen Einheitsstaate angehörend, hat er hier, wie auch später wieder in seinem Heimatcanton, eine einflussreiche Thätigkeit ausgeübt. Ueber diese und, was sonst in Lüthys Leben von Interesse ist, hat der Neffe desselben, Hr. Dompropst F. Fiala in Solothurn, ausführlichen Bericht erstattet in dem Organe des geschichtsforschenden Vereines des Kantons Solothurn: Urkundio, Erster Band. Solothurn, Scherer, 1857, S. 125—170. Diesem Aufsatze sind auch die vorstehenden Notizen zum grössten Theil entnommen. Doch ist von Lüthys Antrag, Wieland zum helvetischen Ehrenbürger zu machen, dort nicht die Rede. Auf ihn aber bezieht sich der folgende, von Heinrich Gessner, dem Tochtermanne Wielands, an Lüthy abschriftlich mitgetheilte Brief des Dichters, den mir Hr. Fiala aus den Papieren seines Oheims freundlichst überlassen hat:

An Heinrich Geßner.

Oßmannſtädt d. 20. Aprill 1801.

L. Sohn!

Die Motion des B. Lüthi in Euerm geſetzgebenden Rath, hat mich zwar ſehr überraſcht, doch bekenne ich unverholen, daß ſie mir einige ſehr angenehme Augenblicke gemacht. Ich liebe ſonſt dieſe Art von Weyrauch nicht ſonderlich, zumal in ſo ſtarker Gabe: aber der gute Lüthi meynt es ſo herzlich gut, und alles was er zu viel ſagt, kommt ſo augenſcheinlich aus der Fülle des Herzens und der innern Ueber-

zeugung, daß es mir ohnmöglich ist, ihm seine Freude und seinen Enthusiasmus, etwas Gutes gethan zu haben, verkümmern zu wollen. Hätte sein Enthusiasmus das Wunder gethan, sich (wie der h. Geist am Pfingsttag) plötzlich allen Hörern mitzutheilen und wäre seine Motion durch eine allgemeine Acclamation auf der Stelle angenohmen worden, so hätte ich mich allerdings durch eine so außerordentliche Begebenheit höchst geehrt finden müßen. Da dies aber nicht der Fall war und es, die Wahrheit zu sagen, ohne die Dazwischenkunft irgend eines *Dei ex Machina*, auch nicht seyn konnte, so wäre meine unmaßgebliche Meynung, man ließe es bey der Motion und der Vertagung derselben bewenden; und wenn die Majorität der Gesetzgebenden dem lieben Schwärmer Lüthi zu Gefallen, doch etwas zu Gefallen thun wollte, so würde ich die Ertheilung des helvet. Bürgerrecht an meinen Sohn Ludwig eben so dankbar aufnehmen, als ob sie mir selbst geschehen wäre. Übrigens wäre in meinen hiesigen Verhältnißen nichts gewesen, das mich im mindesten hätte bedenklich machen können, die mir von L. zugedachte Ehre anzunehmen. Nur scheint mir in solchen Dingen *Conditio Sine qua non* zu seyn, daß das Ganze ein *Impromptu* seyn muß, weil es nur als ein solches schmeichelhaft seyn kann. *Sapientibus pauca.* —

Auf der Aussenseite die Adresse:

An B. Lüthi

Mitglied d. gesetzg. Raths

Bern.

Vom Siegel noch erkennbar ein Fascenbündel und Umschrift (N)ATIO (NALBU)CHDRUCKEREI. Innen: HELVET. REPUBLIK.

Die handschriftliche Sammlung Goethescher Gedichte von Charlotte von Stein.

Ein Beitrag zur Geschichte des Textes der Goetheschen Gedichte.

Von

Heinrich Düntzer.

Schon in der Augsburger allgemeinen Zeitung 1870 Nr. 222 machte ich auf diese in Kochberg aufbewahrte Sammlung aufmerksam, deren Inhalt ich damals angeben und zugleich ein noch unbekanntes Gedicht mittheilen konnte. Eine genauere Einsicht derselben, insonderheit die Vergleichung der aufgenommenen Gedichte mit den ersten Drucken, war mir der Kürze der Zeit wegen nicht gestattet. Jetzt liegt durch die stets bereite Güte des Besitzers, des Freiherrn Felix von Stein Kochberg, die Sammlung mir zur genauen Durchsicht vor, welche mehrere anziehende Ergebnisse darbietet, besonders Aufschluss über Goethes ins Jahr 1777 fallende Durchsicht seiner Gedichte gibt.

Es ist ein zierlicher Franzband in klein Quart von ursprünglich 92 Blättern. Auf dem 2. Blatte hatte Frau von Stein ein Tagebuch begonnen; leider sind diese Blätter (Blatt 2 bis 25), ohne Zweifel von Frau von Stein selbst, ausgeschnitten worden. Aus den an den Seiten übrig gebliebenen Resten lässt sich, da auf dem 15. Blatte eine Eintragung vom 5. October erfolgte (es ist hier noch „5t Oc“ deutlich zu lesen) die Jahreszeit bestimmen, welcher diese Aufzeichnungen angehören. Das erste Datum, das der verheerenden Schere entgangen (nur auf der ersten Seite der Blätter konnten die

Datierungen sich erhalten, da diese immer zu Anfang der Zeilen stehen) findet sich auf dem vierten Blatt; es ist der 17., unzweifelhaft im August; dann folgen Blatt 5 der 21., 6 der 22., 7 der 23., 8 unten der 27., 9 unten der 30., 11 der 3. 4. und 5. (September), 12 der 10. und 11., 13 der 21., 14 der 24. 25. 26., 15 der 5. und 9. October, 16 der 10—14., 17 der 17. und 19., 18 der 27. 28. 29. 30. 31., 19 der 1. 2. 3. 4. 5. 6. (November), 21 unten der 29.; Blatt 22 beginnt mit dem 3. (December), erst nach der Mitte von Blatt 23 steht der 4. und drei Zeilen vor dem Ende der Seite der 25. Ob der 22., womit Blatt 25 beginnt, der Januar des nächsten Jahres sei, bleibt zweifelhaft. Die sechste Zeile scheint mit einer Eintragung von einem 16. zu beginnen, und so könnten schon hier die zerstreuten in längern Zeiträumen gemachten Eintragungen beginnen, wie auf dem 25. Blatte, auf dem nur zehn Zeilen stehen, eine grosse Theegesellschaft vom 29. November, unter dem 15. März 1794 der am vorigen 27. December erfolgte Tod ihres Mannes nach vierjährigem leiden und am 17. December 1803 der Tod ihrer Schwester Imhof verzeichnet sind. Hiernach würden sich die ersten Eintragungen auf die fünf letzten Monate eines Jahres beziehen. Höchst wahrscheinlich gehören sie in das Jahr 1777, so dass Charlotte nach ihrer Rückkehr von Pyrmont, die Anfangs August erfolgte, ihr Tagebuch begann. Leider hat die grausame Schere uns alle Nachrichten weggeschnitten, nur die Namen Goethe, Herder, Wieland, Schröter, ihres Sohnes Fritz, ihrer Schwester Louise, ihrer Schwägerin und der Herzogin lassen sich erkennen, am 5. October auch, Lenge(feld). Fast wie ein Spott des Zufalls sieht es aus, dass sich gegen den 10. September am Rande die Bemerkung erhalten hat: „mir ein Hanswursthut geschenkt." Der Geschenkgeber war wol ihr jüngerer Bruder, der als komischer Tänzer im Liebhabertheater grossen Beifall fand und sich in Narrenrollen gefiel. Während der Zeit unseres Tagebuches kam Goethe am 27. August nach Kochberg, von wo er am andern Morgen wieder wegritt; zu Weimar sah er die geliebte erst am 24. October wieder. Den 29. November trat er seine Harzreise an, von welcher er erst am 16. December nach Weimar zurückkehrte. Es sind

also nur anderthalb Monate während dieser Zeit, die sie mit Goethe zusammen verlebte. Demnach können es kaum die Beziehungen zu Goethe gewesen sein, die sie veranlassten, diese Blätter auszuschneiden; man möchte eher daran denken, freiere Aeusserungen über Familienverhältnisse hätten sie dazu veranlasst, schiene sich nicht die Vertilgung dieser Aufzeichnungen schon daraus genügend zu erklären, dass Frau von Stein überhaupt solche leicht misszuverstehende abgerissene Aufzeichnungen, die sie eigentlich nur zu ihrer Erinnerung niedergeschrieben hatte, nicht auf die Nachwelt kommen lassen wollte, wenn sie auch einmal in ihren spätern Jahren bedauerte, keine Memoiren über ihr Leben abgefasst zu haben. Das vierte Blatt ist so dicht am Anfange ausgeschnitten, dass von der Schrift sich gar keine Reste erhalten haben; es bezog sich dieses auf die Zeit kurz vor dem 17. August, wo Goethe in Weimar, Frau von Stein in Kochberg sich befand. Eine Spur von Goethes Namen hat sich nur am 26. September erhalten und vielleicht am 28. October, unter welchem sie von einer Fahrt nach Jena mit ihrem Fritz berichtet haben dürfte; denn die Anfänge der Zeilen lauten: 28. Fuh(r) — Jena — Fritzen — te (?) G".

Mit dem Ende des Jahres 1777 stellte sie ihre fortlaufenden Tagebucheinzeichnungen ein; sie wandte nun das Buch um und fieng von hinten an Gedichte Goethes einzuschreiben, deren Anfang die Verse auf der Harzreise vom vorigen November und December bilden. Dieselbe scheint sie so erfreut zu haben, dass sie, obgleich sie das Gedicht in Goethes eigenhändiger Sammlung besass, der diese, um es einzutragen, am 30. December 1777 von ihr sich erbeten hatte, in ihr Album schrieb und beschloss, ihr andere Gedichte derselben Sammlung folgen zu lassen, um sie durch ihre eigene Abschrift sich gleichsam noch näher anzueignen. In diese Sammlung hatte Goethe seine frühern Gedichte in verbesserter Fassung eingetragen, von welcher er sich natürlich auch selbst Abschrift zurückhielt, die er bei den späteren Ausgaben benutzte. Dass dies der Fall sei, wird die folgende Vergleichung beweisen. Was zunächst die Harzreise betrifft, so stimmt die Abschrift der Frau von Stein mit der am 5. August 1778 an

Merck gesandten Handschrift, nur dürfte der Herausgeber von Mercks Briefen bei der Angabe der abweichenden Lesarten einzelnes übersehen haben. Frau von Stein lässt V. 14 Er, 15 Sich weg, schreibt 16 ehrnen, 79 verbessert sie das von ihr geschriebene schneebehangner, indem sie noch ein *e* vor der letzten Silbe oberhalb der Zeile schreibt; vor 77 („Und Altar") hat sie einen Absatz. Dagegen sind Schreibfehler 49 den, 52 Jeden, 58 Den statt der Formen auf *m*, wie in dem ganzen Buche statt des schliesenden *m* häufig ein falsches *n* steht.

An zweiter Stelle finden wir mit schwärzerer Tinte und zierlicher geschrieben auf der folgenden Seite das Gedicht „Freuden des jungen Werthers", das Frau von Stein noch in ihrem höchsten Alter auswendig herzusagen wusste. In der Sammlung „Der junge Goethe" (III, 180) wird es nach dem sogenannten Drucke Lachmanns gegeben. Unsere Abschrift weicht in folgenden Stellen von dieser ab. V. 2 beginnt sie Starb einst, 3 hat sie denn, 6 Wie's denn so, 7 setzt nothdürftig sich aufs, 8 legte da sein, 9 Beschaute freundlich, 10 Ging wohl erathmet, 11 sprach, 12 f. Der gute Mensch, wie hat er sich doch verdorben. Bekanntlich weicht die Fassung, die Boas aus Heims Nachlass gab, wesentlich von Lachmann ab; mit Frau von Stein stimmt sie überein V. 2 und 12 f. und 9 in freundlich. Nach Lachmann wäre erathmend eine Correctur wol von Goethes Hand statt erathmet, aber ich sehe nicht, was gegen letzteres im Sinne „nachdem er aufgeathmet hat" zu sagen wäre. Goethe hatte wol die Verse Frau von Stein vordeclamiert und sie dann auf ihren Wunsch niedergeschrieben. Es ist bezeichnend für die geringe Scheu, die man damals vor der Bezeichnung natürlicher Dinge hatte, dass Frau von Stein in der vorletzten Zeile das jetzt so anstössige Wort ruhig ausgeschrieben hat.

Bei dem auf der nächsten Seite beginnenden „Mahomets Gesang" ist nicht nur der ursprüngliche Wettgesang zwischen Ali und Fatima aufgegeben, sondern es findet sich hier schon der grösste Theil der 1788 in der ersten Ausgabe der Werke erscheinenden Aenderungen. Goethe hatte diese ohne Zweifel gemacht, als er seine Gedichte für Frau von Stein 1777 zu-

sammenschrieb. Abweichend von der ersten Fassung im Göttinger Musenalmanach lesen wir hier V. 7 als einen Vers „Zwischen Klippen im Gebüsch“, 15 mit frühem (statt festem), 16 Bruderquellen; 21 beginnt Lebt von den Vers, statt den vorigen zu schliessen; 29 steht Sich gesellig an, 30 f. „Und nun tritt er In die Ebne silberprangend“; 33 Bäche von Gebürgen, 34 Bruder! noch in diesem Verse, 37 ewgen, 38 weitverbreiten, 43 Gierger Sand und Die Sonne droben als zwei Verse, 47 Gebürgen; 51 fängt mit Herrlicher an, 53 f. steht „Und in rollendem Triumphe Gibt er Ländern Namen; Städte“, 56 f. „Unaufhaltsam rauscht er über (Versehen statt weiter?) Lässt der Türne Flammengipfel“, 58 f. „Marmorhäuser, eine Schöpfung Seiner Fülle hinter sich“.

Bei dem an vierter Stelle folgenden Wanderers Sturmlied* finden sich fast alle Abweichungen, welche der erste Druck in der dritten Ausgabe der Gedichte von der ursprünglichen handschriftlichen Fassung zeigt, schon hier. Spätere Aenderungen sind nur V. 5 Regengewölk, wofür ursprünglich Regenwolke, in unserer Abschrift Regenwolk, 28 Umschwebet, vielleicht Druckfehler statt Umschwebt, 46 alle (dessen Richtigkeit man wol bezweifeln kann) statt des hier beibehaltenen all, 79 Musigen statt müsigen, 97 Blumensingenden, das vielleicht auf einem Druckfehler beruht, 107 Gebirg' statt Gebürg. Blosse Versehen der Abschrift der Frau von Stein sind V. 15 den Kalions, 20 auf den Felsen, 25 warmumhüllen, 42 und 52 Bronius, 49 Umgränzende, 56 Pindaren, die Verbindung von 69 f. (Die — harrt) in einen Vers, 94 Gebürges, wofür der erste Druck Gebirgs hat.

Zunächst kommt Künstlers Morgenlied, das schon einige Veränderungen hat, die es in der ersten Ausgabe der Werke zeigt: V. 13 hin statt hier, 19 Wagen statt Wägen, 21 denn statt dann, 28 Götterhand statt Gottheit Hand

* Von jetzt an stehen die Gedichte unmittelbar hintereinander, nur durch ein kleines Abtheilungszeichen getrennt, während bisher jedes auf einer neuen Seite begann.

29 Ab statt 'Rab, 68 heiligs statt heilges. V. 29 hatte Goethe damals geändert den Todtenrogus stürzt. V. 25 steht Flammesschwert, 67 Erstlingkind. Versehen der Abschrift sind 31 um statt nun, 54 schmachtest statt schmachtetst, 75 um dich, 76 den Olymp. Die Veränderungen von V. 1. 8. 17. 23. 29. 33 f. 36. 38. 40. 44. 46. 54. 71 f. 80 gehören dem Jahre 1788 an.

Höchst bedeutend sind die bisher unbekannten ältern Lesarten in dem darauf folgenden Gedicht „An Schwager Kronos in der Postchaise den 10. October 1774". V. 5 findet sich Haudern statt Zaudern, im Sinne von säumen, wie auch im Götz haudern steht, V. 6 f. lauten hier: „Frisch den holpernden | Stock, Wurzeln, Steine den Trott", wo über vor Stock ausgefallen sein könnte, und nach holpernden wol ein Komma zu denken ist. Nach wieder 9 steht ein Fragezeichen, das richtig sein dürfte, 13 hoffend an, 16 zweimal Gebürg, 17 Aber statt Schwebet ohne vorhergehendes Komma. 24 steht Trunk, 25 Und den freundlichen Gesundheits Blick, 26 Ab dann, frischer hinab, 28 f. eh mich fasst Greisen im, 31 schlockernde, 37 Schwager dein Horn, 39—41 „vernehme: ein Fürst kommt, Drunten von ihren Sitzen Sich die gewaltigen lüften".

Das nun folgende Gedicht Prometheus zeigt meist die ursprüngliche Fassung, aber schon hier fehlt nach V. 7 der Absatz, 13 steht kenn' statt kenne, die zwei längern Verse „Von Opfersteuern (hier Opfersteuren) — wären" sind in vier kürzere getheilt. 20 steht Da statt Als, 21 wusst', alles Aenderungen, die Goethe 1788 aufnahm. Zweifelhaft bleibt, ob auch 41 mich nicht, das jedesfalls den Vorzug verdient, eine absichtliche Aenderung für nicht mich war, und ebenso 14 Sonne statt Sonn'. Offenbare Verschreibungen sind 38 in statt je, 48 Knabenmorgen statt Knabenmärchen.

Für das Gedicht Ganymed erhalten wir durch die Aufnahme desselben in die Sammlung der Frau von Stein eine Zeitgrenze, der freilich diejenigen nicht bedürfen, die es kurzer Hand in die Frankfurter Zeit versetzen. Auch gewinnen wir zwei ältere Lesarten; denn V. 1 steht in unserer Abschrift Morgenroth statt Morgenglanze, 20 auch an erster Stelle komme, 30

aufwärts als besonderer Vers und zwar ausdrücklich als solcher durch Correctur bezeichnet. Auch fehlt mit Recht der Absatz nach 8. Nach Morgenwind 17 steht Ausrufungszeichen, wie auch 22 nach strebt's. Sonderbar ist das 24 nicht nach abwärts, sondern nach dem zweiten die Wolken stehende Komma; auch hier fehlt das Ausrufungszeichen 26 nach dem zweiten mir.

Von den drei folgenden Gedichten Menschengefühl, Eislebenslied, Königlich Gebet, von denen nur das mittlere gedruckt war (im Februarstücke 1776 von Wielands Merkur), zeigt nur das letzte, erst in der dritten Ausgabe gedruckte ein paar Abweichungen. V. 1 fehlt mit Recht der vor Herr; sollte es eingefügt werden, wie es im ersten Drucke der Fall ist, so musste dies gleichfalls V. 3 geschehen; im letzten Verse findet sich Lieb statt Liebe. Das sich daran schliessende Gedicht Seefahrt stimmt fast ganz mit der an Lavater gesandten Handschrift überein, nur steht V. 1 Nächt, 32 Streckt, das also kein blosser Druckfehler ist, wie Sauppe meinte, 47 männlich; die beiden letztern Lesarten bietet auch der Druck in der ersten Ausgabe, der aber V. 1 verändert gibt. Auch dieses Gedicht kannte Frau von Stein aus Goethes eigener verbesserter Fassung. Die Formen Gedult und Ungedult und den statt dem V. 18 und 33 gehören der Abschreiberin an. Dass auch bei dem darauf folgenden prächtigen Gedicht der Wanderer nicht der Abdruck aus dem Göttinger Musenalmanach, sondern eine neue verbesserte Abschrift vorlag, zeigen die Abweichungen. Diese stimmen zum Theil mit der Fassung von 1788 überein, vor allem in der Verseintheilung; denn schon in unserer Abschrift endet V. 47 mit Linken, während früher „Gleich — hinan“ einen Vers bildete, 54 mit Brunnen, nicht erst mit trinke, 58 mit dir, 59 mit zusammengestürzt (früher der erstere mit ist, der zweite mit Meisterstück), 65 mit emporstrebst (nicht erst mit Schutte), 157 mit Schutzort (statt erst mit gedeckt), 159 mit Mittagsstrahl (nicht mit wehrt), 161 mit dann (nicht mit heim). Sonst kommen beide überein in den Ausrufungszeichen nach 27, in wandle 156 statt wandele, 164 vergoldet statt verguldet. Sonstige Ab-

weichungen, die von Goethe herrühren müssen, sind 16 „Schwül ist, schwer (statt schwül) der Abend", wofür später „Kühl wird nun der Abend", 37 „ihr Gesellen" (statt „ihr Gespielen"), später ihr allein, 69 „Wie ihr düstres — Haupt" als ein Vers, 88 „Dass ich Wasser schöpfen hinabgeh" (statt „dass ich hinabgeh, Wasser zu schöpfen"), jetzt „Dass ich Wasser schöpfen gehe", 93 Geborner statt geboren, 100 „Lieblichdämmernden Lenzes" (statt „Lieblich dämmernden Frühlingstags"), wofür seit 1788 „Des glänzenden Frühlings", auch wol das 148 statt Cuma stehende Cumä. Zweifeln kann man, ob 12 Lande statt Land, 42 Steine statt Stein absichtlich eingeführt ist. 51 steht Trümmern statt Trümmer, wogegen 137 Trümmer geblieben ist. Schreibfehler sind zeugen statt zeigen 40 und Untern statt Unterm 86.

Nun folgt das Gedicht Ein Gleichniss, das zuerst im Wandsbecker Boten erschien, in die Gedichte erst in der dritten Ausgabe unter der Ueberschrift Dilettant und Kritiker aufgenommen ward. Auch dieses ist hier offenbar nach einer Bearbeitung Goethes gegeben. Es fehlen V. 5 f., damit das Gedicht, mit Ausnahme der schliessenden Moral, aus lauter vierzeiligen Strophen bestehe. 10 steht Wundern statt Wunder, 13 „mein Täubchen so schön", 14 Tage und Täubchen 15 „Geht wohl an", 16 „Aber es fehlt noch", 17 „Die Federn zum Exempel sind zu kurz", 20 „schwingt nicht", 24 „für Füchsen". Von diesen Lesarten erscheinen die von V. 13—17 (mit Ausnahme von Tage) in dem ersten Druck in den Werken wirklich, aber 20 steht dort schwinget. Unmittelbar darauf kommt die Legende, die gleichfalls erst in der dritten Ausgabe der Werke erschien; ihre frühere Entstehung wird durch unsere Sammlung bestätigt. Abweichend findet sich hier V. 6 „Zur seligen Freud, uns dürst' darnach", 8 „'s sieht". Dann kommen die in der Quartausgabe unter dem Titel „Ein Lutherischer Geistlicher spricht" gebrachten vier Verse und das Gespräch Catechisation. In letzterem finden sich schon hier die beiden Abweichungen des ersten Druckes in den Werken, in der dritten Ausgabe, von der Mittheilung im Wandsbecker Boten (V. 4 woher und 5 Nicht doch! Woher statt von wem und Von wem). Auch das Gedicht Kenner

und Künstler weicht von der Gestalt ab, in welcher der Wandsbecker Bote die Verse brachte. Dort bildeten die Worte 7 f. „Und die Lippe nicht ganz Natur“ zwei Verse, während in unserer Abschrift mit nicht ein zweiter Vers beginnt; 9 ist aus „Zu todt noch alles“ geworden „Noch alles todt“, 15 „empor“ aus „hervor“. Im Jahre 1788 traten mehrere Aenderungen ein, von denen nur die Trennung von V. 7 f. mit unserer Abschrift übereinstimmt. Das darauf folgende Gedicht Ein Gleichniss (jetzt Autoren) weicht nur darin vom Wandsbecker Boten ab, dass V. 5 kömmt statt kommt, 9 und 12 mein statt meine steht. Nur kommt hat Goethe später nicht verändert. Das einzige kleine Gedicht, das bisher ungedruckt war, habe ich bekannt gemacht*, und so ist es in von Loepers Nachlese zu Goethes Gedichten bei Hempel S. 252 übergegangen. Aber der letzte Vers beginnt nicht Drum, sondern Und drum. Das durch einen Strich angedeutete Wort ist ausgeschrieben. Uebrigens ist dieser Spruch so rasch hin und mit ganz anderer Tinte als das vorhergehende und nachfolgende geschrieben, dass die Vermuthung nahe liegt, Frau von Stein habe hier ein Impromptu, das Goethe bei ihr gesprochen, aufzuzeichnen sich beeilt.

Darauf folgt zunächst die Ballade Vor Gericht, für deren Entstehung wir durch die Aufnahme in unsere Sammlung einen Anhaltspunct gewonnen haben. Das Gedicht zeigt hier nur vier unbedeutende Abweichungen: V. 1 ichs statt ich es, 7 goldne statt goldene, 14 bitt statt bitte, 15 und bleibt statt es bleibt. Die Verse An Kenner und Liebhaber (jetzt Monolog des Liebhabers) zeigen nur zwei Abweichungen von der Fassung im Merkur, V. 2 In (statt An) deinem Busen, 5 Schöpferkraft statt Schöpfungskraft. Ohne Ueberschrift folgt Der neue Amadis, ganz unverändert, nur ist durch Versehen der vorletzte Vers ausgefallen. Goethe gab es in seiner Abschrift, nicht im Drucke aus Jacobis Iris, wo es die Ueberschrift erhielt**. Richtig

* Dass von mir gefundene Gedicht steht schon auf einem unpaginierten zu Berlin 1869 gedruckten Doppelblatt.

** In der Liedersammlung von Corona Schröter (1786) ist es „Jugendlied“ überschrieben.

steht 21 Himmelbrod. Daran schliessen sich die zuerst in der dritten Ausgabe gedruckten Verse Hypochonder. Hier steht richtiger V. 4 sehn statt sehen, so dass nur V. 2 und 6 weiblich enden. Das Lied Christel, das, wie im Merkur, keine Ueberschrift hat, zeigt keine wesentliche Abweichung; denn dummen statt dumpfen V. 1, Braune statt Braue 10, Wanglein statt Wänglein 14, luftgen statt lüftgen 18, Ist statt 's ist 24, nicht statt nit dürften kaum Aenderungen des Dichters sein. Der wol verdruckte V. 7 steht hier gerade wie im Merkur. Das sich anschliessende Gedicht, welches im Anhang zu Mercier Wahrhaftes Märchen, im Musenalmanach von Voss Der Kenner, jetzt Kenner und Enthusiast überschrieben ist, heisst hier Anekdote unsrer Tage und zeigt mehrere Abweichungen: V. 10 hinüber herüber (wol durch Versehen statt der umgekehrten Folge), 11 gar bald statt schon lang oder schon bald, 14 Führt statt Zieht, 17 nehm statt nahm, meinem statt mein oder mei'm, 18 seh statt sah. Gar bald 11, Führt 14 und meinem nahm Goethe später auf, schrieb 10 herüber hinüber statt rüber hinüber.

In einer mittlern Fassung tritt uns das auf Ewalds Hochzeit im September 1775 gedichtete, dann wol mit wenigen Veränderungen 1776 im Februarstücke des Merkur gedruckte Bundeslied einem jungen Paar gesungen von vieren hier entgegen. Wenn wir bisher annehmen mussten, die allgemeine Fassung als Bundeslied sei erst 1788 erfolgt, so zeigt die Sammlung der Frau von Stein, dass ein sehr grosser Theil der Veränderungen, mit denen es 1789 erschien, schon sehr frühe fällt. Es lautet hier:*

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein.
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns zusammen bracht'!

Von reinen ewgen Flammen
Seid glücklich durchgefacht!
So glühet fröhlich heute,
Seid recht von Herzen eins.
Auf! trinkt der Dauer Freude
Ein Glas des echten Weins!

* Die veränderten Stellen sind gesperrt gedruckt.

Auf! in der holden Stunde
Stosst an und küsset treu
Bei jedem neuen Bunde
Die Alten wieder neu.

Wer lebt in unserm Kreise
Und lebt nicht fröhlich* drin?
Geniesst der freien Weise
Und unsern treuen Sinn.
So bleib' zu allen Zeiten
Herz Herzen zugekehrt,
Durch keine Kleinigkeiten
Werd' unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Ringsum mit freiem Blick,
Und wie umher die Gegend,
So frisch sei unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust,
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange,
Fort ewig so gesellt**.

1788 änderte Goethe nur weniges an dieser Fassung. Str. 1, 6 schliesst seit da hierher gebracht, 7 f. heissen: „Erneuert unsre Flammen, Er hat sie angefacht". Str. 2, 3 ward erneuter Freude geschrieben, Str. 3, 2 selig vorgezogen, 3 die freie, 4 „Und treuen Brudersinn", 5 durch alle, 7 Von keinen, 8 Wird geändert. Str. 4 musste der falsche Reim und die Beziehung auf die schöne Umgegend weggeschafft werden. V. 2 trat „Mit freiem Lebensblick" ein, 3 „Und alles, was begegnet". Im Schlussverse des Gedichtes ward Fort durch Auf glücklich weggeschafft.

Das sich anschliessende, gleichfalls im Merkur schon gedruckte Jägers Nachtlied hat ausser stiller statt süsser V. 15 keine Veränderung erlitten; auch steht noch jetzt statt itzt V. 5 und Nicht statt Nie 10. Ebenso das duftige Lied Zu einem gemalten Band, ursprünglich Lied, das ein selbst gemaltes Band begleitete, jetzt Mit einem gemalten Band, blieb ohne Aenderung, nur dass hier V. 4 luftig statt lüftig steht. Die Eintragung der Gedichte Goethes bricht mitten in der schon im Merkur erschienenen Erklärung eines alten Holzschnittes vorstellend Hans

---

* Ueber das unterstrichene fröhlich ist selig geschrieben.

** Die letzten vier Verse stehen statt zwölf des ursprünglichen Liedes, in welchem die beiden letzten ursprünglich den fünften und sechsten Vers dieser Strophe bildeten.

Sachsens poetische Sendung ab, nämlich in dem Worte find(en,) dem Schlusse von V. 125. Auch hier lag eine verbesserte Abschrift Goethes zu Grunde, wie sich daraus ergibt, dass der Abdruck in Goethes Gedichten vom Jahre 1789 vielfach gegen den Merkur mit unserer Sammlung übereinstimmt. V. 4 haben beide Einen statt Ein, 21 erfreun statt erfreuen, 22 Wollten statt Wollt'n und weihn statt weihen, 28 Oder mit den Augen herum statt Noch mit'n Augen rüm, 30 gülden statt guldin, Absatz vor 35, 38 sie lang statt sie schon lang, 49 Frummkeit statt Frommkeit, 55 Männlichkeit statt Mannlichkeit, 56 Ihr (im Druck Ihre) innre Kraft statt Ihr inner Mass, 57 Der Natur Genius statt Der Natur-Genius, 68 Obs ihm mög' (im Druck möcht') eine für Obs ihnen möcht' zur, 72 seinen statt sein'n, 82 Eine statt Ein, 88 einem statt ein'm, 105 war statt was, 114 gross statt grossen, 118 ein'n statt e'n, 122 nicht wollen wen'ger statt nie wöll'n minder. Aber auch einige später nicht aufgenommene Abweichungen unserer Abschrift scheinen auf Goethes Aenderung zu beruhen: V. 7 siebten statt siebenten (Goethe liess sieb'nten drucken), 12 Hirne statt Gehirne, 79 schrumpfet statt des falschen strumpfet (im Drucke fiel dieser Vers mit dem folgenden aus), 86 Sodoms statt Sodom, 100 dienet statt dient, 120 ihn'n statt ihnen. Schreibfehler sind 41 sollt, 42 Unschicklichs, 66 ein, 95 gemalt, auch wol allen Dingen statt allem Ding 48, Furm und Wurm 119 f.

Höchst unwahrscheinlich ist es, dass die eben angegebenen 78 Seiten einnehmenden Eintragungen Goethescher Gedichte der Zeit nach weit auseinander liegen. Frau von Stein ergetzte sich an der in ihrer Hand befindlichen Sammlung und schrieb sich daraus ab, was sie gerade besonders anmuthete, um es sich dadurch eben ganz zu eigen zu machen. Die Abschriften dürften nur einige Monate in Anspruch genommen haben; vielleicht war es eine äussere Veranlassung, etwa die Reise am 15. Juli oder am 8. September 1778 nach Kochberg, welche die Schreiberin unterbrach, und nach ihrer Rückkunft blieb dann das begonnene ganz liegen. Erst nach vielen Jahren, wol erst nach dem Bruche mit Goethe nahm sie das

Auf! in der holden Stunde
Stosst an und küsset treu
Bei *jedem* neuen Bunde
Die Alten wieder neu.

Wer lebt in unserm Kreise
*Und lebt nicht fröhlich** *drin?*
Geniesst der freien Weise
Und unsern treuen Sinn.
So bleib' zu allen Zeiten
Herz Herzen zugekehrt,
Durch keine Kleinigkeiten
Werd' unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Ringsum mit freiem Blick,
Und wie umher die Gegend,
So frisch sei unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust,
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange,
Fort ewig so gesellt**.

1788 änderte Goethe nur weniges an dieser Fassung. Str. 1, 6 schliesst *seit da hierher gebracht*, 7 f. heissen: „Erneuert unsre Flammen, Er hat sie angefacht“. Str. 2, 3 ward *erneuter Freude* geschrieben, Str. 3, 2 selig vorgezogen, 3 *die freie*, 4 „Und treuen Brudersinn“, 5 *durch alle*, 7 *Von keinen*, 8 *Wird* geändert. Str. 4 musste der falsche Reim und die Beziehung auf die schöne Umgegend weggeschafft werden. V. 2 trat „*Mit freiem* Lebensblick“ ein, 3 „Und alles, was begegnet“. Im Schlussverse des Gedichtes ward *Fort* durch *Auf* glücklich weggeschafft.

Das sich anschliessende, gleichfalls im *Merkur* schon gedruckte *Jägers Nachtlied* hat ausser *stiller* statt *süsser* V. 15 keine Veränderung erlitten; auch steht noch *jetzt* statt *itzt* V. 5 und *Nicht* statt *Nie* 10. Ebenso das [illegible] Lied *Zu einem gemalten Band*, ursprünglich Lied, [illegible] *ein selbst gemaltes Band begleitete* [illegible] *Mit* [illegible] *gemalten Band*, blieb ohne Aenderung [illegible] *luftig* statt *lüftig* steht. Die [illegible] Goethes bricht mitten in der schon [illegible] *Erklärung eines alten Holzsch*[illegible]

* Ueber das unterstrichene [illegible]

** Die letzten vier Verse [illegible] Liedes, in welchem die [illegible] sechsten Vers dieser Strophe [illegible]

Sachsens poetische Sendung ab, nämlich in dem Worte find(en,) dem Schlusse von V. 125. Auch hier lag eine verbesserte Abschrift Goethes zu Grunde, wie sich daraus ergibt, dass der Abdruck in Goethes Gedichten vom Jahre 1789 vielfach gegen den Merkur mit unserer Sammlung übereinstimmt. V. 4 haben beide Einen statt Ein, 21 erfreun statt erfreuen, 22 Wollten statt Wollt'n und weihn statt weihen, 28 Oder mit den Augen herum statt Noch mit'n Augen rüm, 30 gülden statt guldin, Absatz vor 35, 38 sie lang statt sie schon lang, 49 Frummkeit statt Frommkeit, 55 Männlichkeit statt Mannlichkeit, 56 Ihr (im Druck Ihre) innre Kraft statt Ihr inner Mass, 57 Der Natur Genius statt Der Natur-Genius, 68 Obs ihm mög' (im Druck möcht') eine für Obs ihnen möcht' zur, 72 seinen statt sein'n, 82 Eine statt Ein, 88 einem statt ein'm, 105 war statt was, 114 gross statt grossen, 118 ein'n statt e'n, 122 nicht wollen wen'ger statt nie wöll'n minder. Aber auch einige später nicht aufgenommene Abweichungen unserer Abschrift scheinen auf Goethes Aenderung zu beruhen: V. 7 siebten statt siebenten (Goethe liess sieb'nten drucken), 12 Hirne statt Gehirne, 79 schrumpfet statt des falschen strumpfet (im Drucke fiel dieser Vers mit dem folgenden aus), 86 Sodoms statt Sodom, 100 dienet statt dient, 120 ihn'n statt [illegible]n. Schreibfehler sind 41 sollt, 42 Unschicklichs, [illegible] 95 gemalt, auch wol allen Dinge[illegible] [illegible]g 48, Furm und Wurm 119 f.

[illegible]einlich ist es, dass die eben angegebenen [illegible]en' Eintragungen Goethescher Gedichte [illegible] auseinander[illegible]en. Frau von Stein er[illegible] ihrer H[illegible]ndlichen Sammlung und [illegible]ab, wa[illegible]de besonders anmuthete, [illegible] eben [illegible]gen zu machen. Die Ab[illegible]ur ein[illegible]e in Anspruch genommen [illegible]war e[illegible]ere Veranlassung, etwa die [illegible]i od[illegible] September 1778 nach Koch[illegible] Sch[illegible]erbrach, und nach ihrer Rück[illegible] d[illegible] ganz liegen. Erst nach vielen [illegible]uche mit Goethe nahm sie das

Buch wieder zur Hand, und trug Stellen aus den Schriften des Marquis Stanislas de Boufflers, den sie auch persönlich kennen lernte*, unmittelbar nach der Seite ein, in deren Mitte sie das Gedicht auf Hans Sachs abgebrochen hatte. Sie beginnt mit dessen Bemerkungen: Sur l'erreur, worauf Bemerkungen aus dem Discours sur la littérature folgen. Daran schliesst sich das Gedicht: Heureux, qui voit chaque matin, dann die für ihr Verhältniss zu Goethe bezeichnenden Strophen:

De ce destin j'aurais joui:
La fortune pour mon partage
Me donna tous biens du sage,
J'avais plus, j'avais un ami.

De l'amour j'ai senti la flamme
Et les tourmens et les douleurs
Ont aussitot rempli mon âme:
J'étais heureux, j'aimai, je meurs.

Darauf folgt ein „Lied an das gestorbene Kind von einer Mutter am Ganges" in Prosa, das beginnt: „Ach! wie ist dir so wol in deiner kalten Brust, du mein liebstes Kind". Dann Sprüche über das Wesen der Weisheit, die zuletzt als Losreissung von allem sinnlichen bestimmt wird, um durch das anschauen des unwandelbaren sich zur Vereinigung mit der Gottheit aufzuschwingen. Weiter die Verse der Deshoulières:

Tant qu'on est belle, on fait naître
Des désirs, des transports et des soins assidus.
Mais on a peu de temps à l'être
Et longtemps à ne l'être plus,

der Spruch: „L'humanité est une vertu, la simplicité une qualité de l'âme et la bonté un charactère" und eine längere französische Stelle, in welcher der Landmann für den grössten Wolthäter der Menschheit und das nützlichste Glied der Gesellschaft erklärt wird. Daran schliesst sich das Gedicht Erdgeister, mit der später hinzugefügten Bemerkung: „Von

* Seine Oeuvres waren schon 1782 erschienen, wiederholt 1786, 1792, 1795. 1792 bis 1800 brachte er in Deutschland zu. Nach Frankreich zurückgekehrt trat er von neuem als Schriftsteller auf.

Fräulein von Günderode, welche wegen einer unglücklichen Leidenschaft ihrem Leben selbst ein Ende machte"*. Darauf folgt ein Spruch aus Goethes neuestem morphologischem Hefte über unser ewiges bestreben, die Kluft zwischen Idee und Erfahrung „mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Albernheit zu besiegen", mit der Unterschrift „Goethe, den 20. April 1820." Aus Alfieri merkte sie sich das Wort an: „Je ne cherchais dans l'amitié que l'épanchement réciproque des faiblesses de l'humanité, afin que la raison et la bienveillance de l'ami pussent atténuer ou améliorer tout ce qu'il y a de mauvais dans l'homme et ennoblir tout ce qui s'y trouve de louable et dont il peut tirer utilité pour les autres et honneur pour lui". Dann den Spruch des Prinzen von Ligne: „Il y a justice de sévérité et justice de bonté. Il y a tant de nuances imperceptibles à suivre dont on ne peut pas rendre compte, et qui permettent cependant de justifier l'action ou d'addoucir la peine. Il y a beaucoup d'esprit dans la bonté; elle suppose même plus de pénétration que le blâme, car ce qu'il y a de meilleur dans les hommes, est souvent caché au fond de leur âme". Endlich schliessen die Aufzeichnungen mit den wol eben daher stammenden Worten: „Je n'ai pas bonne opinion de ceux qui ne sont pas aimables dans leur famille: sans parler du mauvais coeur que cela suppose, il faut être bien peu riche pour se montrer si économe de l'esprit et de grâce". Die Auswahl dieser Sprüche dürfte für die Herzensgüte, den Edelmuth und die höhere Weltanschauung der neuerdings vielgeschmähten Frau bezeichnend sein.

Zusatz.

Diese Mittheilungen waren längst niedergeschrieben, ehe mir Suphans schöne Entdeckung von Abschriften Goethescher Gedichte in Herders Nachlass bekannt wurde, von welcher derselbe vorläufige Mittheilung in dem Vortrag „Goethesche Gedichte aus den siebziger

* Ihres Todes gedenkt sie im Briefe an ihren Sohn Fritz vom 10. August 1806. Ihre 1804 und 1805 erschienenen Schriften hatten sie so sehr angezogen, dass sie ihr einmal unbekannter Weise hatte schreiben wollen.

und achtziger Jahren in ältester Gestalt" in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" VII, 2 gab. Für uns kommen zunächst nur die auf sechs lose Blättchen eines Oktavbogens sehr klein und eng geschriebenen 27 Gedichte in Betracht. Die daraus mitgetheilte Fassung des Gedichtes „An Schwager Kronos" stimmt mit der von uns S. 101 gegebenen überein, abgesehen von einigen Kleinigkeiten. Suphan gibt V. 26 denn statt dann, im letzten Verse Gewaltigen, nach V. 6 und nach Steine V. 7 Gedankenstrich, nach V. 16 Semikolon. Auch in „Jägers Nachtlied" (S. 106) trifft Herder mit der Abschrift der Frau von Stein überein, welche nur noch Nicht statt Nie hat. Welche andere Gedichte Goethes sich zugleich in beiden Sammlungen finden, lässt uns Suphans Bericht nicht errathen. Zu welcher Zeit auch die Abschrift erfolgt sein mag (die neun Gedichte eines siebenten Blättchens fallen später), jedesfalls floss dieselbe aus der Abschrift der Gedichte, welche Goethe Frau von Stein gegeben hatte, aber auch zuweilen sich zurückerbat, so dass er sie sehr wol schon in frühern Jahren einmal Herder mitgetheilt haben konnte, der sich die ihn am meisten ansprechenden abschrieb. Zu dem Schlusse Suphans, frühestens im Juni 1786 sei „die Herderische Sammlung der lyrischen Gedichte" Goethes ihrem grössten Theile nach angelegt worden, sehe ich keinen Grund; denn warum sollte Herder erst zu dieser Abschrift veranlasst worden sein, als Goethe zum Drucke eine neue Sammlung seiner kleinern Gedichte veranstaltete? Ein bestimmteres Urtheil dürfte sich erst aus der Kenntniss ergeben, welche Gedichte die Sammlung bilden. Vorab ist kein Grund zur Annahme vorhanden, dass Herder eine andere Sammlung vorgelegen als die der Frau von Stein, in welche Goethe auch seine spätern Gedichte, wie die Epigramme, nach und nach eingetragen haben wird. Dass die Abschrift seiner ungedruckten Werke, deren Anfang Goethe Weihnachten 1781 Frau von Stein gab, auch seine Gedichte enthalten habe, ist kaum glaublich, da sie diese schon in einer von ihm sorgfältig gemachten Handschrift besass. Beide scheint Frau von Stein später verbrannt zu haben, so dass wir in Bezug auf die Fassung, welche Goethe seinen ältern Gedichten vor der ersten Ausgabe seiner Schriften gab, auf die sich ergänzenden Abschriften der Frau von Stein und Herders angewiesen sind. Dass sich in Herders Nachlass von dessen eigener Hand eine aus Italien gesandte Strophe aus Goethes neubearbeiteter „Claudine" fand, habe ich im ersten Bande der Hempelschen Ausgabe Herders S. 11 bemerkt.

Notizen aus dem Leben Klingers.

Von

Hermann Dalton.

Unter alten Papieren blätternd, stiess ich in diesen Tagen auch auf die nie veröffentlichte Handschrift der Grabrede, die bei der Beerdigung von Friedrich Maximilian Klinger am $\frac{\text{20. Februar}}{\text{3. März}}$ 1831 gehalten wurde. Die Beerdigung fand in der deutsch-reformierten Kirche zu St. Petersburg statt. Klinger gehörte bei seiner Uebersiedelung nach Russland dem Lutherischen Bekenntniss an, das innige Freundschaftsverhältniss aber, das er seit 1810 mit dem damaligen Pastor der deutsch-reformierten Gemeinde, Johannes von Muralt, geknüpft, veranlasste ihn, sich dieser Gemeinde anzuschliessen. Bis zu seinem Tode blieb ungetrübt die Freundschaft der beiden Männer; wöchentlich einmal war der Pastor Tischgenosse des Dichters, der, für das gesellschaftliche Leben fast unzugänglich, an diesem Tage dann nur noch die beiden hochgestellten Männer und einstigen Lehrer von Kaiser Nikolaus, Geheimrath Storch und Adelung bei sich sah*. Die Grabrede hielt Muralt. Damals war es noch in den deutschen Kirchen Petersburgs Brauch, der Leichenrede Notizen aus dem Leben des entschlafenen einzufügen; in der Regel wurden dieselben von der Familie selbst geliefert, in diesem Falle hatte Muralt, dem auch die Ordnung der geistigen Hinterlassenschaft des bedeutenden Mannes anvertraut war, eine reiche Fundgrube

---

* Vgl. das nähere in Dalton, Johannes von Muralt, eine Pädagogen- und Pastorengestalt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrh. in der Schweiz und in Russland. Wiesbaden, Niedner 1876.

für die Skizze in den Erzählungen, die der Freund ihm im trauten Gespräche gemacht. Diese Notizen weichen zum Theil ab von den herkömmlichen Angaben. Es scheint deshalb nicht uninteressant, aus der Grabrede den biographischen Theil herauszuheben und die abweichenden Angaben den Forschern zur Prüfung anzubieten, auf welcher Seite wol die Wahrheit ruht. Auch Hettner noch in seinem meisterhaften Bilde von Klinger* gibt dessen Frau einen Ursprung, für den ich in vielen vorliegenden auf die Dame bezüglichen Papieren keine bestätigende Andeutung finde, und doch stand Muralt der Witwe bis zu ihrem Tode (3/15. Aug. 1844) persönlich sehr nahe. Bekanntlich ist der Dichter auf dem Smolensker Fridhofe in Petersburg beerdigt. Freunde errichteten ihm damals ein schönes Denkmal mit der bezeichnenden Inschrift: *Ingenio magnus, virtute major, vir priscus.* Ein genaues Abbild in verkleinertem Massstabe, aber in denselben Materialien ausgeführt, wie das Denkmal selbst, wurde dem Pastor und Freund des Dichters zum Andenken gegeben. Ich habe dasselbe im Jahre 1868 der Vaterstadt Klingers übermittelt, woselbst es im Deutschen Hochstift, im Geburtshause Goethes, aufgestellt ist.

Friedrich Maximilian Klinger war geboren zu Frankfurt a. M. im Februar 1753** von einer armen bürgerlichen Familie. Seinen Vater, einen Artilleristen im Dienste des Magistrats, verlor der Knabe schon im 5. Lebensjahre, die Mutter, eine sehr verständige und in strenger Frömmigkeit lebende Frau, blieb nach mit diesem Sohne und 3 Töchtern, unter denen die zärtlichste Liebe und gegenseitige herzliche Besorgung herrschte; von diesen 3 Schwestern ist keine mehr am Leben, wohl aber 4 Nichten, die Klinger in seinem Testament liebevoll bedacht hat. Der junge Fr. M. besuchte als Armenschüler die Bürgerschule und das Gymnasium von Frankfurt. Er zeichnete sich aus durch entschiedene natürliche Anlagen,

---

* Vgl. Hettner, Gesch. d. deutschen Literatur. Braunschweig 1870. III, 376.

** Vielmehr i. J. 1752. Vgl. Koberstein Bd. 4. 5. Aufl.; S. 52. Düntzer, Frauenbilder S. 289 Anm. 2.

durch leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniss und besass die Sprachengabe in hohem Grade. Er betrieb mit unermüdetem Fleisse das Selbsterlernen des Englischen und Französischen, nur mit Hülfe eines Wörterbuchs und einer Grammatik — so dass er die schwersten Schriftsteller in diesen beiden Sprachen mit Leichtigkeit lesen konnte. — Mit Vorliebe studirte er den Pindar und Sophokles, den Horaz und Tacitus; in diesem las er bis zu seinem Lebensende täglich einige Capitel im Original. Sein Exemplar findet sich voll Randglossen von seiner Hand*. Ganze Nächte durch las er, ohne Wissen der Mutter, die es nicht zugegeben hätte, bei schwacher Lampe, Englische und Französische Schriften. Shakespeare und Rousseau machten den mächtigsten Eindruck auf ihn; er erwähnte besonders gern der Begeisterung, die er empfunden bei Lesung von Rousseaus Emile. — Dessen Worte: „Alles ist gut wie es aus den Händen der Natur kommt; aber Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen" wurden gleichsam der Text zu den philosophischen Schriften, die Klinger selbst erst 2 Decennien später in Petersburg geschrieben hat. Im 18. Jahr bezog er Giessen, wo er in die Juristen-Facultät trat. — Auf einem Besuche in Frankfurt machte er die erste Bekanntschaft mit — Goethe, mit dem er später — in freundschaftliche Verbindung gekommen. Noch Student, trat Klinger schon als Schriftsteller auf — besonders für die Bühne, da die Liebhaberei an dramatischen Unterhaltungen in Deutschland eben erst zu erwachen anfing. Er lebte seit 1776 in Leipzig als Theaterdichter der Koch-Seylerschen Schauspielergesellschaft. In seiner ersten schriftstellerischen Periode schloss sich Klinger durch seine Kraft — an diejenige Literatur-Periode an, die eben nach einem Klingerschen Lustspiele die „Sturm- und Drang"-Periode genannt wurde. — Klingers Jugendkraft setzte alle Leidenschaften in Bewegung — er erhielt Beifall und ward bewundert. Diese Richtung führte ihn aber auf Abwege, von denen er bald wieder einlenkte. Klinger hat den grössten Theil seiner

* Die Bibliothek des Dichters wurde bekanntlich laut testamentarischer Verfügung der Universitätsbibliothek zu Dorpat einverleibt.

dramatischen Jugendversuche nicht in die Sammlung seiner sämmtlichen Werke aufgenommen; von vielleicht 50 dramatischen Stücken hat er ihr nur 10 einverleibt. — Seit 1778 erscheint er im Militär-Dienst. Durch wohlwollende Vermittlung des Herzogs von Würtemberg zu Montbeliard — trat Klinger in östreichische Dienste — als Soldat in ein Freicorps, hernach als Unterleutenant in das Regiment des Feldzeugmeisters Fr. Riede zog er im Baierschen Erbfolgekrieg nach Sachsen. Nach der kurzen Campagne lebte er in Basel und Zürich, im vertrauten Umgang mit Burkhard, Landolt, Pfenninger, Lavater und Klopstock. Diese Zeit bezeichnete er als eine der beglücktesten seines Lebens. Zu Freiburg im Breisgau befreundete er sich mit G. Jacobi, in Emmendingen mit G. Schlosser, in Düsseldorf mit Fr. Heinz Jacobi und mit Heinse und in Weimar mit Wieland, Herder und Goethe; auch fand er wohlwollende Aufnahme bei der Grossherzogin Amalie. — Der Herzog von Würtemberg schickte ihn 1780 mit 100 Ducaten Reisegeld nach Petersburg nebst einer speciellen Empfehlung an — Paul Petrowitsch und dessen Gemahlin, seine Tochter. Der Geheimerath Baron Nicolai nahm ihn wohlwollend auf und blieb nachher stets sein Gönner und Freund. Klinger ward sogleich den 1. Februar bei der Person des Grossfürsten angestellt unter dem Titel eines Unterleutenants in einem Flotten-Bataillon und hatte das Glück, Ihre k. HH. nach Deutschland, der Schweiz, Italien und den Niederlanden zu begleiten. Nach der Rückkehr 1781 erbat sich Klinger den Eintritt in den eigentlichen Militärdienst — er hatte Lust, den bevorstehenden Türkischen Feldzug mitzumachen. Er trat als Leutenant in das Petersburgische Infanterie-Regiment, mit welchem er 1783 und 1784 nach Polen zog, wo er das Unglück hatte von einem wüthenden Hund gebissen zu werden. 1785 ward er als Offizier in das adlige Land- jetzt erste Cadetten-Corps versetzt. Hier diente er bis zum Rang eines General-Majors, den er 1798 erhielt; 1801 am 10. Februar ward er zum Director dieses Corps so wie auch Oberdirector des Pagencorps ernannt, für welches er 1802 einen neuen Plan entwarf, der eingeführt ward. 1803 ward er mit Beibehaltung

der früheren Posten zum Curator des Unterrichtsbezirks Dorpat ernannt* — 1805 Mitglied in dem Conseil für die Militär-Erziehungsanstalten. Unter seiner Curatel wurde der neue Plan für die Universität, das Gymnasium und die Kreisschule eingeführt. 1811 avancirte er zum General-Leutenant. — Aus den Oekonomie-Summen des Cadettencorps begründete er ein Capital von 100000 R., um den unbemittelten Cadetten bei ihrem Eintritte in den Dienst eine Unterstützung zu ihrer ersten Einrichtung zu ertheilen. Hiefür so wie für eine Menge Ersparnisse und die wissenschaftlichen Fortschritte der Pagen hat er viele Belohnungen erhalten (S. Annen 1. Georgen 4. S. Wladimir 2. S. Alexander Nevski Orden, die Arende von Drukenhof 1831, öftere Gehaltzulagen und Geschenke.)

1817 ward Klinger auf seine Bitte von dem Amte eines Curators und 1820 von der Direction des Pagen- und Cadetten-Corps, mit Beibehaltung der Uniform und mit voller Pension entlassen. Wenig Männer sind in solchem Grade verkannt und schief beurtheilt worden. — Klingers aus Gemüth und Verstand gebildeter gerader und offener Charakter hat sich durch das Welt- und Geschäftsleben stets gleich erhalten. Ein Mann ein Wort! Ohne Biegsamkeit und ohne Schmeichelei, ohne Neid und Intrigue hat sich dieser Mann selbst tüchtig, fest und redlich zu so bedeutenden Posten erhoben, hat er sich, so lange die Kräfte es zuliessen, auf denselben zu behaupten gewusst. Niemand kann ihm den Ruhm einer unbestechlichen Rechtschaffenheit und einer hohen Wahrheitsliebe rauben. — Seit 1801 bis an seinen Tod war er auch ein höchst thätiges und nützliches Mitglied in dem Conseil der beiden k. Stifte für weibliche Erziehung, Smolnoe und S. Catharinen. Das hohe Vertrauen der Kaiserin Mutter hat die Oberaufsicht der Oekonomie ihm übertragen. Darum brachte Klinger jeden Sommer auf die Einladung der Kaiserin einige Wochen in Pawlowsk zu, wo für denselben im Palais eine besondere Wohnung stets zubereitet war. In diesen 2 Erziehungsanstalten lebte er mit wahrhaft väterlichem Sinn. Nach dem

* Ueber ein Project Klingers bezüglich der Errichtung von Volksschulen vergl. Schmid, Encycl. des ges. Erziehungswesens. Gotha 1875, XI, 7.

Ableben der Höchstseligen wurde ihm laut Testament eine kostbare Tabatière mit dem Portrait der Kaiserin nebst 10000 R. übermacht. Der Kaiser und die Kaiserin baten ihn 1830 die 2 Anstalten, in denen er so viele Liebe genossen, bis zu seinem Lebensende nicht zu verlassen: desshalb ist auch der Verewigte noch bis zuletzt alle Wochen einmal in diese Anstalten gefahren. — Auch S. K. H. der G.-F. Michael und dessen Gemahlin Helena Pawlowna waren ihm sehr gewogen. — 1790 verheirathete er sich mit Fräulein Elisabeth Alexejew, Tochter des Obersten Alexejew, von 3 Söhnen lebt keiner mehr — 2 starben als Säuglinge, der dritte Alexander verlor als Capitän in der Garde und Adjutant des Feldmarschalls Barclay von Tolly in der Schlacht von Borodino sein Bein und starb bald nachher im Hospital an den Folgen der Amputation. — Die unglückliche Mutter weinte sich über den Verlust ihres Lieblings halb blind — der Schmerz des Vaters äusserte sich still und ernst — Ehrfurcht gebietend. — Es gewährte den Eltern einige Erquickung die russische Krankenwärterin ihres Sohnes in Moskau aufgefunden zu haben.

Nach dem Tode ihres Sohnes hat er die Gattin theilnehmend, freundlich, herzlich-liebevoll gepflegt. Die Lebensweise Klingers war abgeschlossen und bestimmt. Seit seinem Ruhestand erschien er nirgends mehr öffentlich — lebte nur seinen Ideen und Büchern mit seiner Frau und einigen auserwählten Hausfreunden. Des Morgens machte er bei dem einen oder andern derselben einen Besuch und des Abends verplauderte er gern im Zimmer seiner Frau einige Stunden mit den ihn besuchenden Freunden. — Selten kam ein ausgezeichneter Mann oder eine fürstliche Person nach P., die nicht Klingers Bekanntschaft gesucht hätten. — Als Major im Land-Cadetten-Corps unter der Oberleitung des Grafen Anhalt, 1790, trat Klinger wieder als deutscher Schriftsteller auf mit ganz neuen Ansichten und Erfahrungen, mit edeln und grossen Gedanken, mit einer durch den Charakter bestimmten Denkungsart. Er unternahm die Ausführung von 10 philosophischen Romanen, in denen er die grossen alle Menschengeister beschäftigenden Fragen zu lösen versucht.

Ueberall zeigt Klinger, wie es in der moralischen Welt hergehn sollte, aber nicht hergeht — und spricht seine frommen Wünsche für die Veredlung der Menschheit aus. — Der starke hohe Geist, der uns diese Werke hinterlassen, hat in seinen Betrachtungen über Gegenstände der Welt und Literatur den Schlüssel gegeben, einen Commentar zu seinem Leben, die Endergebnisse seiner Erfahrungen und seines Nachdenkens.*

* Nicht überflüssig wird es sein, an dieser Stelle auf das inhaltsreiche Schreiben Klingers an Goethe d. d. Pawlofsky 26. Mai 1814 (abgedruckt in den Verhandlungen der achten Versammlung deutscher Philologen. Darmstadt, 1846. S. 45—49) zu verweisen, worin Klinger auf Goethes Wunsch diesem Beiträge zur Geschichte ihres Freundschaftsverhältnisses liefert.

Zu Schillers Briefwechsel.

Von

Oskar Brosin.

In einem vom 6. März 1798 datierten Briefe Schillers an Goethe findet sich folgende Stelle: „Haben Sie noch keine Neugier gehabt, die neue englische Tragödie von Walpole *the mysterious mother* zu Gesicht zu bekommen? Sie wird als eine vollkommene Tragödie im Geschmack und Sinn des *Oedipus rex* gerühmt, mit dem sie dem Inhalt nach, davon ich einen Auszug gelesen, in einer gewissen Verwandtschaft steht. Vielleicht dass von dieser materiellen Aehnlichkeit auch das ganze Urtheil herrührt. Wäre dem so, so sollte man den englischen Kunstrichtern diese Leichtsinnigkeit nicht so hingehen lassen, und in jedem Falle scheint mir's nicht übel, ein solches vorübergehendes Interesse des Publikums zu ergreifen und, da einmal der Fall da ist, über das Gesetz und die Forderungen ein Wort zu sagen. Ich werde trachten, das Stück zu bekommen, ob es vielleicht zu einem Raisonnement über die Gattung Anlass geben kann."

Ich hoffe den Lesern der Schillerschen Correspondenz einen Dienst zu erweisen, wenn ich im nachstehenden kurz mittheile, was ich zum Verständniss dieser meines Wissens noch nicht behandelten Stelle ermittelt habe.

Horace Walpole (1717—1797), jüngster Sohn des bekannten Staatsmannes, in der englischen Brief- und Memoirenlitteratur mit Auszeichnung genannt, hatte im Jahre 1768 die oben erwähnte Tragoedie auf seinem Landsitze Strawberry-Hill in einer nur geringen Anzahl von Exemplaren drucken lassen. Zur Aufführung, auf welche selbst der Autor nach

eigenem Geständniss aus gewissen Gründen nicht gerechnet hatte, ist dies Werk nie gelangt. Ein Jahr vor Walpoles Tode wurde es, wir wissen nicht auf wessen Veranlassung, in London neu aufgelegt und nun erst durch den Buchhandel allgemeiner bekannt, so dass Schiller, der von dem ersten Druck nichts wusste, ein gewisses Recht hatte, von der „neuen" Tragoedie zu sprechen.

Auch diese Ausgabe, welche übrigens Schiller schwerlich zu Gesicht bekommen hat, ist im Laufe der Zeit ein sehr seltenes Buch geworden. Das von mir benutzte Exemplar, ein kleines Bändchen, vorn mit einem abscheulich ausgeführten Kupfer verunziert, befindet sich auf der Göttinger Bibliothek (Poet. Dram. 6546).

Die Personen der in Blankversen verfassten fünfactigen Dichtung sind folgende: die Gräfin von Narbonne, Graf Edmund, ihr Sohn, Florian, sein Freund, Adeliza, eine Waise, die Mönche Benedict und Martin, der Pförtner Peter. Die Scene ist dauernd auf Schloss Narbonne.

Hier lebten einst in der Fülle des Glücks der Graf und seine Gemahlin mit ihrem einzigen Sohne Edmund. Ein jähes Schicksal änderte alles, als eines Abends der Graf, von seinem Weibe nach langer Trennung mit glühender Sehnsucht erwartet, als Leiche heimgebracht wurde. In der Unglücksnacht schleicht sich Edmund, während er seine Mutter „mit ihren Thränen, Ohnmachten und Messen beschäftigt" glaubt, in die Kammer seiner geliebten, Beatrice. Seitdem hat sich das Herz der Mutter völlig von ihm abgewandt; ja er ist auf immer von ihrem Angesichte verbannt worden. Sechzehn Jahre lang hat er fern vom Vaterlande versucht, durch tapfere Kriegsthaten das quälende Heimweh zu betäuben; da leidet es ihn nicht mehr in der Fremde, und er sieht, begleitet von seinem Waffenbruder Florian, den Stammsitz seiner Ahnen wieder.

Schwer hat unterdessen der Zorn des Himmels auf der Grafschaft und ihrer Herrin gelegen: Misswachs hat die Mühe des Landmanns vereitelt; die Gräfin, von einem furchtbaren Geheimnisse gepeinigt, welches sie gegen jedermann ängstlich bewahrt, hat vergeblich durch Gebet, anhaltende Bussübungen

und aufopfernde Mildthätigkeit die unerträglichen Martern ihrer Seele zu lindern gesucht. Die einzigen Lichtblicke in dieser Nacht des Grames verdankt sie der hingebenden Liebe Adelizas, ihres Lieblings unter den Waisen, deren Pflege ihre Sorge gewidmet ist. In Adelizas Erziehung theilt sich mit ihr die ehrwürdige Aebtissin eines nahe gelegenen Closters; dort hat Edmund, der nicht sogleich seiner Mutter vor Augen zu treten wagte, das zur holden Jungfrau herangereifte Pflegekind derselben kennen gelernt und heisse Leidenschaft für sie gefasst.

Die Handlung des Stückes beginnt mit einem Besuche Florians im Schlosse; der treue Freund ist gekommen, um zu erkunden, welcher Empfang Edmund dort erwartet. Unerkannt begegnet er der Gräfin, die den fremden, von welchem Adeliza ihr erzählt hat, in ihm zu sehen glaubt und, von dem edeln Wesen des Ritters gewonnen, die Hand ihrer Pflegetochter für ihn bestimmt.

Ein grausiges Ungewitter mit Donner und Blitz, welcher das Monument des verstorbenen Grafen zerstört, begleitet den unheilvollen Eintritt Edmunds in sein Erbe. Ein tödtlicher Schreck befällt die Gräfin bei seinem Anblick und verräth Benedict, dem ränkevollen Beichtiger derselben, die erste Spur des bisher undurchdringlichen Geheimnisses. Damit hat der von Herrschsucht und Fanatismus erfüllte Mönch endlich ein Mittel gefunden, seine lange gehegten Pläne zu verwirklichen; um die Kirche zu bereichern und zugleich an der Gräfin, die stets seine bigotten Einflüsterungen schroff abgewiesen, Rache zu nehmen, will er Mutter und Sohn dem Verderben weihen. Die Gräfin selbst erleichtert durch ihre unselige Verwechselung der beiden Freunde sein teuflisches Spiel; so gelingt es ihm, Adelizas Einwilligung zur Verbindung mit Edmund zu erpressen, und der Segen der Kirche vereinigt an heiliger Stätte — Bruder und Schwester, Vater und Tochter. Denn jetzt endlich lässt eine Anwandlung von Wahnsinn bei der unter Sorgen und Gewissensqualen zusammenbrechenden Gräfin das erste Dämmerlicht auf das grässliche Geheimniss fallen, und als sie vollends von dem geschlossenen Bunde vernimmt, hebt sie in rücksichtsloser Verzweiflung den Schleier von der nackten

Wahrheit. Sie selbst hatte, von der rasenden Wallung ihres Blutes fortgerissen, in jener Nacht den Platz Beatricens eingenommen; Adeliza war die Frucht dieser gräuelvollen Umarmung. Die schuldbeladene ersticht sich; ihre Tochter kehrt auf immer in das Closter zurück, und Edmund sucht das Ende seines zerstörten Lebens auf dem Schlachtfelde.

Eine gewisse Verwandtschaft des Inhalts dieser Tragoedie mit dem des *Oedipus rex* konnte Schillern, wenn er auch oder vielmehr weil er nur einen Auszug vor sich hatte, nicht entgehen. Hier wie dort lange verborgene Blutschande zwischen Mutter und Sohn; wie Adeliza lernt Oedipus zu spät seine Eltern kennen, wie Edmund schliesst er ahnungslos einen verbotenen Bund; bei beiden folgt Verzweiflung auf die Entdeckung; die Gräfin tödtet sich wie Jokaste mit eigener Hand. Der sechzehnjährige Misswachs in Narbonne entspricht der in Theben wüthenden Pest. Oedipus befragt in der Noth den Seher Teiresias, die Gräfin wendet sich unter der Last ihrer Seelenqualen um Rath und Fürbitte an den Mönch; als aber Seher und Mönch ihre Schranken zu überschreiten und ein falsches Spiel zu treiben scheinen, werden sie mit rücksichtsloser Bitterkeit abgewiesen.

Dagegen würde Schillers Vermuthung, dass einzig um dieser materiellen Aehnlichkeit willen Walpoles Tragoedie von den englischen Kunstrichtern mit Sophokles' Meisterwerke zusammengestellt sei, entschieden zur Gewissheit geworden sein, wenn er das Stück selbst vor Augen bekommen hätte. Denn dass bei allen jenen äusserlichen Uebereinstimmungen das englische Drama keineswegs eine Tragoedie im Geschmack und Sinn des Oedipus ist, liegt klar auf der Hand. Dort erfüllen sich die Orakel und rechtfertigen die Wahrhaftigkeit ihrer Verkünder trotz aller Zweifel, hier gehen die Prophezeiungen des Mönches lediglich aus selbstsüchtigen Absichten hervor und erweisen sich als eitel Lüge und Trug. Die wesentlichen Momente im Oedipus, der auf dem Geschlechte der Labdakiden ruhende Fluch und die sichtbare Hand eines finstern Verhängnisses, fehlen in der *mysterious mother*. Hier gilt es nicht, neben eigener Verschuldung die Frevel der Ahnen zu büssen; alles geht hier durchaus natürlich zu. Das Unglück

des Hauses ist einzig eine nothwendige Folge menschlicher Leidenschaft und menschlicher Verirrung; nicht die Veranstaltung eines unbegreiflichen Schicksals, sondern die Stimme des Gewissens führt die Katastrophe herbei und fremde Bosheit befördert und beschleunigt sie. Und welche Verschiedenheit der Charaktere! Wie wäre es möglich, den verächtlichen Intriganten Benedict mit der imposanten Greisengestalt des Teiresias oder die tiefe und echte Religiosität der Gräfin mit der leichtfertigen Frivolität Jokastes zu vergleichen.

Auffallend und nur aus der Form des Schiller vorliegenden Auszuges erklärlich ist es, dass er, der den Oedipus gerade wegen der Führung der Handlung bewunderte, der analogen Composition des englischen Dramas gar keine Erwähnung thut. Es ist ja bekannt und in einem Briefe an Goethe (vom 2. October 1797) von Schiller klar ausgesprochen, wie viel ihm daran lag, einen Stoff zur Tragoedie aufzufinden, der dem Dichter die nämlichen Vortheile gewähre wie der des Oedipus. Er hebt besonders hervor, wie sehr es den Poeten begünstige, wenn die Handlung schon geschehen sei und ganz jenseits der Tragoedie falle, zumal da das geschehene als unabänderlich seiner Natur nach viel fürchterlicher sei und die Furcht, dass etwas geschehen sein möchte, das Gemüth ganz anders afficiere, als die Furcht, dass etwas geschehen möchte. „Der Oedipus, sagt er, ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen."

Diese Vortheile hat sich der Dichter der *mysterious mother* nicht entgehen lassen, und wenn sein Werk irgend einen künstlerischen Werth besitzt, so liegt er auf diesem Gebiete. Es mag dahin gestellt bleiben, ob der Autor in dem seiner Tragoedie angehängten Postscriptum mit Recht geltend macht, dass sein Gegenstand als eine Quelle von Schrecken und Mitleid *(terror and pity)* seine tragische Qualification beweise, dass der Stoff, so grausig er sei, nicht unnatürlich genannt werden dürfe, da eine ganz ähnliche Begebenheit in England sich wirklich ereignet habe, dass die Moral, nach welcher unbändige Leidenschaften zu Unheil und oft zur Vernichtung

eines ganzen Geschlechtes führen, dem Zwecke der Tragoedie durchaus angemessen sei. Aber das durfte er der Kritik gegenüber mit Zuversicht und Genugthuung constatieren, dass die Handlung, nicht durch die kleinste Episode gestört, den geraden Weg zum Ziele nie verlässt, dass jede Scene der Katastrophe näher bringt und dass die Lösung auf Nothwendigkeit beruht. Diese Vorzüge verdankt aber das Stück hauptsächlich der analytischen Composition, welche sich eigentlich nur auf die Darstellung der tragischen Katastrophe beschränkt und die auch Schiller in seiner Maria Stuart, strenger und mit wahrer Meisterschaft in der Braut von Messina angewandt hat. Und in diesem Puncte treffen der Oedipus, die *mysterious mother* und die Braut von Messina offenbar zusammen.

Dagegen erinnert in dem Drama des Engländers nichts an die charakteristischen Merkmale der sogenannten Schicksalstragoedie, ausser etwa das eingeflickte Gewitter, bei welchem uns ein ähnlich verwendetes Phaenomen in Müllners König Yngurd einfällt, und der Umstand, dass gerade 16 Jahre nach dem Tode des Grafen an dem nämlichen Tage, dem 20. September, die Katastrophe eintritt; eine ähnliche Rolle spielt bekanntlich bei Zacharias Werner der 24. Februar.

Uebrigens verhinderte die Dürftigkeit des von Schiller benutzten Auszuges nicht, dass manche Analogie in Stoff und Charakteren aus Walpoles Tragoedie in die Braut von Messina übergieng, welche der Dichter anstatt des oben gedachten „Raisonnements über die Gattung“ solcher Tragoedien wenige Jahre nachher schrieb.

Um nicht zu wiederholen, was schon aus der obigen Zusammenstellung der griechischen und englischen Tragoedie für die Aehnlichkeit mit der deutschen sich ergibt, will ich nur folgendes hervorheben. Isabella hat die unverkennbarste Verwandtschaft mit der Gräfin, welche auf die Conception jenes Charakters kaum ohne Einfluss gewesen ist. Die gleiche Klarheit und Hoheit des Sinnes, dieselbe innige Liebe zur Tochter, die nämliche Achtung gebietende Würde und Majestät des auftretens (vergl. *the mysterious mother* S. 47: *why this is majesty etc.).* Beatrice ist bei gleicher Naturanlage nur so weit

von Walpoles Adeliza unterschieden, als es der Einfluss des südlicheren und nördlicheren Himmels bedingt. Dieselbe Zartheit der Empfindung; aber während Beatrice, welche die Mutter nur ein Mal gesehen hat, zu dieser nicht zurückkehren mag, wenn sie sich deshalb vom geliebten trennen soll, will Adeliza, die in stetem innigem Verkehr mit ihrer vermeintlichen Pflegemutter geblieben ist, lieber den geliebten lassen, als von der Gräfin scheiden. Edmunds ruhiger und fester Sinn erinnert oft an Manuel, des Pförtners treue Ergebenheit für seine Herrin finden wir bei Diego wieder.

Das streng bewahrte Geheimniss über die Abstammung der Töchter, deren Erziehung in einem Closter und ihr dort sich entspinnendes Verhältniss zu ihren Brüdern haben Schiller und Walpole gemein. Dass darum noch nicht von einer Entlehnung die Rede sein könne, springt bei den wesentlichen Unterschieden beider Dramen von selbst in die Augen.

Ob nicht unserem Dichter auch bei seiner Maria Stuart die fremde Tragoedie vorgeschwebt hat? Der gleiche Kunstgriff, durch würdevolles ertragen tiefer Seelenleiden und durch die langjährige ernste Reue und Busse die Theilnahme des Zuschauers für die Verbrecherinnen von vorn herein zu gewinnen und die Abneigung gegen die schuldigen auf andere Personen, hier Elisabeth, dort Benedict, abzuleiten, könnte leicht auf diese Vermuthung führen.

Miscellen.

1.

Ein Gedicht des Theodorus Prodromus als Beispiel für eine Erscheinung in der Volkspoesie.

Es genügt auf August Kobersteins Aufsatz: „Ueber die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt"* zu verweisen, um daran zu erinnern, wie alt und wie häufig wiederkehrend in den Dichtungen der verschiedensten Völker der Gedanke ist, dass liebende, welche im Leben keine Gemeinschaft finden konnten, im Tode sich durch die ihren Körpern entspriessenden Pflanzen vereinigen. Schon Koberstein hat die, wie mir scheint, richtige Ansicht ausgesprochen, dass die Entstehung dieses Gedankens auf eine mythologische Grundlage zurückzuführen sei. Dem hier mitzutheilenden Gedichte des Theodorus Prodromus will ich nur ein Beispiel aus der neugriechischen Volkspoesie vorausgehen lassen.

In verschiedenen Liedern wird berichtet, wie eine junge schöne sich rühmt den Charos nicht zu fürchten; da kommt er und schiesst sie mit seinen Pfeilen todt. Und wie man nun das Leichenbegängniss feiert, kommt Konstantin — ihr junger Gatte, oder auch geliebter — und erfährt die Trauerkunde. Ich citiere eine bei Passow unter No. 414 veröffentlichte Version:

Τὸ χρυσομάχαιρ' ἔβγαλεν ἀπ' τὴ χρυσὴ τὴ θήκη,
'ψηλὰ, 'ψηλὰ τὸ σήκωσε καὶ 'ς τὴ καρδιὰ τ' ἐμπῆκε.
ἐκεῖ, ποῦ θάψανε τὸν υιὸν, ἐβγῆκε κυπαρίσσι,
κ' ἐκεῖ, ποῦ θάψανε τὴν νιὰ, ἐβγῆκε καλαμιῶνας.
κι ὄντας φυσάει ὁ κὺρ βοριὰς, σκύφτει τὸ κυπαρίσσι,

---

* „Vermischte Aufsätze." Leipzig, 1858. S. 31—62; vorher im Weimarischen Jahrbuch Bd. 1. 1854. S. 73—100 nebst Nachtrag von Reinhold Köhler ebd. S. 479—483. Vgl. a. A. von Perger, Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart und Oehringen, 1864. S. 12 ff.

κι ὄντας φυσάει ὁ ζέφυρος, λυγίζ' ὁ καλαμιῶνας,
λυγίζ' ὁ καλάμιῶνας (καὶ) φιλεῖ τὸ κυπαρίσσι.

Da zog hervor den goldnen Dolch er aus der goldneu
Scheide,
Hoch hielt er ihn und senkt' ihn dann und stiess ihn
in das Herz sich.
Und ein Cypressenbaum erwuchs dort, wo sie ihn
begruben,
Und Schilfrohr sah man wachsen dort, wo man sie
hin begraben;
Und wenn der Boreas nun bläst, dann neigt sich die
Cypresse,
Und wenn des Zephyrs Hauch sich regt, dann neiget
sich das Schilfrohr,
Das Schilfrohr neigt sich nieder dann und küsset die
Cypresse.

In einer anderen Version bei Passow (No. 415) heisst es noch:

γιά' δὲς τὰ 'λιγόζωα, τὰ 'λιγοζωημένα·
ποῦ ἂν δὲν φιλιοῦνται ζωντανά, φιλιοῦνται πεθαμμένα.

Nun sieh nur diese Wesen an, die wenig Leben haben:
Was sich nicht in dem Leben küsst, das küsst sich noch
im Tode.

(Vgl. die Variation zu Ende von No. 418). Sehr bezeichnend ist, dass diese Wendung in der von Fauriel 2, 112 veröffentlichten Version fehlt, wo die Erzählung mit einem kahlen

τοὺς δυὸ μαζὶ τοὺς ἔθαψαν, τοὺς δυὸ 'ς ἕνα μνημοῦρι

abschliesst.

Je seltener man in der byzantinischen Gelehrten-Litteratur Hindeutungen auf Volkspoesie begegnet, um so mehr verdienen die nachfolgenden Verse des gerade auch durch seine vulgärgriechischen Gedichte bekannten Theodorus Prodromus Beachtung, welche ich aus der Pariser Handschrift 1630, fol. 180, entnehme; so viel ich weiss, sind sie bis jetzt unbekannt.

Τοῦ Προδρόμου κὺρ Θεοδώρου τοῦ φιλοσόφου.

Εἰς δακτύλιον ἔχοντα σφραγῖδα ἐρῶντας δύο, καὶ ἀπὸ τῶν στέρνων αὐτῶν δύο δένδρα ἐκπεφυκότα καὶ εἰς ἕνα συγκορυφούμενα κόρυμβον.

'Εκ τῶν ποθούντων δένδρα, τοῖς δένδροις γάμος,
αὐτοῖς δὲ τοῖς ποθοῦσιν οὐδαμοῦ γάμος.

ἐκ καρδιῶν τὰ δένδρα καὶ ξυνεπλάκη·
Ἔρως, Ἔρως, σύναπτε καὶ τὰς καρδίας.
ἐρᾷ τὰ δένδρα καὶ φιλεῖ καὶ μίγνυται,
ἐρῶμεν, οὐ φιλοῦμεν, οὐ μιγνύμεθα.
Ἔρως, τὰ δένδρα καὶ φιλεῖς καὶ μιγνύεις,
τὰ στέρνα δ' ἐξέρρηξας, οὐχὶ μιγνύεις;
εἰς δένδρον οὖν τὰ δένδρα συμπεφυκότα,
δοίητε καρπὸν, τῶν ἐρώντων τὸν γάμον.

Es ist dies eine byzantinische Verballhornung der volksthümlichen Idee, in der aber doch die Symbolik vollständig gerettet ist. Obendrein aber beweist dieses kleine Gedicht, dass man schon frühe genug diese Vorstellung für Zwecke der Kunst verwerthet hatte, indem ja nach Prodromus das ganze auf einem Siegelring dargestellt war. Freilich wäre es interessant zu erfahren, ob diese Darstellung ein Werk der antiken, oder der byzantinischen Kunst war; doch fehlen darüber weitere Andeutungen. Dem neugriechischen Volksliede aber lässt sich aus anderen Gründen (welche auszuführen hier zu weitläufig sein würde) ein ziemliches Alter beilegen; vielleicht kannte Prodromus — der die *χυδαία γλῶσσα* liebte, bediente er sich ja derselben in Schriften, die an den Kaiser gerichtet waren! — das Volkslied schon: wenigstens ist immerhin auffallend, dass er den auch im Liede gebrauchten Ausdruck *τὰ δένδρα φιλεῖ* — die Bäume küssen sich — angewandt hat; einen Ausdruck, der von dem gewöhnlichen Gebrauche von *φιλεῖν* im classischen Griechisch abweicht.

Wilhelm Wagner.

2.

Gottfried Finckelthaus.

In dem Stammbuche eines Gottfried Cernitius, welches die K. öff. Bibliothek zu Dresden aufbewahrt (Msc. C 477 = C 271 bei K. Falkenstein S. 236), findet sich auch ein Blatt folgendes Inhalts:

La felicité est la principale fin de l'homme, et la | vertu le vray moyen pour en avoir la jouyssance. | Symb: | wie Mir mein Glücke Fält! |

> Moribus et Eruditione politiſſimo viro-Juveni domino | huius albi poſs[eſsori] talibus memoriam sui exhibebat | Lips: 15. Jun: annj à Nato Christo 1639 | M. Gottfriedt Finckelthaus.

Die Datierung: Lips. 1639 fügt den spärlichen Nachrichten, welche wir von dem Leben des Dichters Finckelthaus haben, eine neue hinzu.

3.

Zu Goethes Hexen-Einmaleins.

Leibniz, ed. Dutens, V, S. 202: Alterum aenigma extat apud Basilium (Valentinum) et his versibus Germanicis continetur:

Fünf Bucher hat uns zugericht
Moses allein durch Gotts Gedicht
Die wen'ger Zahl sein'n Buchern folgt
Wie da geboten ist sein'm Volck
Drey Patriarchen stumm
Erclärns in einer summ
Ein Zeüge redt mit höchster Stimm
Wer gar nichts gilt ist lehr im Sinn
Funfzig ist mehr denn Fünf die Zahl
Und sind doch nur zween überal
Tausend beschliessens End zugleich
Wers versteht der ist ganz reich.
Fünf Ding im Leb'n solchs offenbaren,
Und fünf im Todt dabei auch waren,
Viere sprechen das Urtheil aus,
Das ein' allein richt nur den Strauss."

Dieses deutet Leibniz auf: Victriolum (Vitriol), VICTRIOLVM. Robert Boxberger.

4.

Zu Goethe.

Zu Hempels National-Bibliothek, III, S. 198.
Auf F. C. Nicolai.

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen,
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen.

Dazu heisst es in der Anmerkung: „Sie (die Verse) sind nach Goethes Angabe, die sich auf Vers 3 und 4 beziehen möchte, Nachahmung eines alten Reimes." Ich weiss nicht, ob schon jemand bemerkt hat, dass sich in Eikes von Repgow poetischer Vorrede zu seinem „Sachsenspiegel", die ich Wagenseils Buch de civitate Norimbergensi entnehme, das Original dazu zu finden scheint. Es heisst da S. 571 f:

Wer mein leer nicht vernimbt,
Wil er mein Buch schelten dann,
So thut er das ihm missezimpt,
Wenn wer nicht schwimmen kan,
Wil er dem wasser verweisen das,
So ist er unversonnen.

Robert Boxberger.

Valentin Schumann und Michael Lindener,
zwei deutsche Humoristen des XVI. Jahrhunderts.

Von

Felix Bobertag.

Man kann das XVI. Jahrhundert mit vollem Recht als die Blütezeit des volksthümlichen deutschen Humors bezeichnen. Schon die beiden hervorragenden Erscheinungen, Hans Sachs und Johann Fischart, würden dieses Urtheil rechtfertigen. Aber auch ausser den allbekannten und bereits wol gewürdigten Vertretern jener echt deutschen Geistesrichtung, welche sich zu allen Zeiten geltend gemacht hat, da das innere Leben unseres Volkes lebhafter pulsierte und das nationale Selbstbewusstsein stärker erregt wurde, findet jeder, der sich mit der Litteratur und Cultur des XV. und XVI. Jahrhunderts eingehender abgibt, den Humor, so zu sagen, auf Schritt und Tritt in seinen mannigfaltigsten Gestalten und Ausprägungen. Bildet der Humor doch einen Hauptcharakterzug in der Gestalt des gewaltigsten deutschen Mannes, den diese Zeit hervorgebracht hat, ich meine Martin Luther; und wie bei Luther, so gesellt sich bei vielen andern Männern, die mitten in dem wild bewegten Leben und den tobenden Kämpfen der Zeit standen, der Humor zu dem erhabenen, der „Schimpff" zum Ernst. Diese Worte „Schimpff und Ernst", welche den Titel des beliebtesten und gediegensten aller Schwankbücher bilden, können in der That als das Motto des litterarischen Lebens in unserem Vaterlande gelten vom Ende des XV. Jahrhunderts bis zu den Zeiten, in denen der Dreissigjährige Krieg und die anderen mit ihm zusammenhängenden Leiden der Nation den Tod zu drohen schienen und sie den „Schimpff" vor dem furchtbaren Ernst fast ganz vergessen liessen.

Aber nicht allein da können wir im XV. und XVI. Jahrhundert den Humor seine bunten und absonderlich duftenden Blüten treiben sehen, wo er sich mit dem Ernst verbrüdert, wir finden ihn auch in seiner Besonderheit, als Humor an sich, um seiner selbst willen. Die grosse Anzahl der verschiedenen Schwank- oder Facetienbücher, welche in deutscher wie in lateinischer Sprache entstanden, und die überaus schnell aufeinander folgenden Auflagen derselben beweisen, wie stark sowol Nachfrage als auch Angebot in dem Artikel der humoristischen Litteratur war, und es kann als gewiss angenommen werden, dass uns nicht nur eine Anzahl von Ausgaben der berühmtesten derartigen Bücher noch unbekannt sind, sondern dass auch noch gar manche interessante Funde von bisher ganz unbekannten Werken und Werkchen in Bibliotheken und Archiven werden gemacht werden.* Es ist leider nicht zu verkennen, dass die gelehrten sich noch verhältnissmässig wenig mit der Jagd auf dieses kleinere Wildpret beschäftigt haben, wenn auch zugegeben werden muss, dass allerdings auf dem Gebiete unserer Litteraturgeschichte Aufgaben vorgelegen und noch vorliegen, hinter denen das Interesse an den „schimpfflichen Büchern“ nicht ohne Grund zurücktritt. Von einer bis zur gänzlichen Verkennung gehenden und höchst ungerechten Missachtung des dem XVI. Jahrhundert eigenthümlichen Humors aber geben — um von anderen Stimmen zu schweigen — die einer doch noch nicht allzu lange hinter uns liegenden Vergangenheit angehörenden Auslassungen Zeugniss, welche sich in den litteraturgeschichtlichen Zugaben zu Schlossers Weltgeschichte über Fischart finden.

Freilich, von dem Humor, wie ihn das ausgehende XVIII. und der Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts an den gleichzeitigen Vertretern dieser Richtung kannte und bewunderte, ist der Humor des XVI. von Grund aus verschieden, so verschieden, dass meines erachtens sich der Geschmack für beide nicht verbinden lässt, so wenig, wie eine und dieselbe Persönlich-

* Noch nicht aufgefunden sind meines wissens die ohne Zweifel hierher gehörenden Bücher, welche Fischart im Gargantua mit den Namen Jacob Winters Wintermeyen und Marckschiff bezeichnet.

keit bei einem aesthetischen Thee und einem ausgelassenen Zechgelage ihre Rechnung finden wird. Der von einem Lichtenberg, Hippel, Jean Paul producierte Humor ist der Ausdruck höchstgesteigerter Bildung, einer Feinfühligkeit, die an Raffinement nicht bloss grenzt, sondern selber durch und durch Raffinement ist, allerdings andererseits bedeutsam als die Form, welche einen überreichen und hoch entwickelten Ideengehalt aufnehmen konnte.

Es würde zu weit führen und uns in eine weitschichtige aesthetisch-philosophische Erörterung verwickeln, wenn wir auf die angedeuteten Unterschiede näher eingehen wollten. Wir würden auch von den beiden Erscheinungen, die uns zur Betrachtung vorliegen, abgelenkt werden, wenn wir uns anschickten, ein ausführlich motiviertes Urtheil über den Gehalt und Werth jenes und dieses Humors zu gewinnen, denn weder Valentin Schumann noch Michael Lindener ist geeignet, die grossen und bedeutenden Seiten der humoristischen Litteratur des XVI. gegen die des XVIII. und angehenden XIX. Jahrhunderts zu vertreten. Sie sind kleinere, aber das Gesammtbild ergänzende Figuren, interessant durch die Blicke, welche sie uns auf das kleine Leben des Schriftstellerthums ihrer Periode thun lassen, und so mag der angedeutete Gegensatz nur dazu dienen, an den allgemeineren Hintergrund, auf dem sie erscheinen, zu erinnern.

Valentin Schumann hat den mittleren Schichten des Bürgerstandes angehört, und zwar jener damals neu aufgekommenen Classe von Gewerbtreibenden, welche ein Mittelglied zwischen dem Handwerkerstande und dem der gelehrten bildete. Denn seine Beschäftigung, die Schriftgiesserei, stand in Beziehung zu der Kunst, deren Erfindung auf die ganze Cultur der Neuzeit den tiefsten Einfluss gehabt hat. Seine Stellung war eine untergeordnete, es scheint ihm auch — wol nicht ohne eigene Schuld — noch besonders schlecht gegangen zu sein. Er war gebürtig von Leipzig, Sohn des dort 1542 verstorbenen Buchhändlers Valentin Schumann, muss aber eine Zeit lang vor 1558, wo er mit seinem Nachtbüchlein als Schriftsteller auftrat, in Nürnberg ansässig und in der Officin Gabriel Heyns des jüngeren, Bürgers und

Buchhändlers zu Nürnberg, beschäftigt gewesen sein und sich auch früher weiter im Süden Deutschlands aufgehalten haben. Er erwähnt in der Dedication an Heyn, dass er dessen Tischgenosse gewesen sei und sich oft lustig mit ihm unterhalten habe, und gedenkt an einer andern Stelle eines Aufenthalts in Basel. Gegen Ende des Jahres 1558 fielen Dinge vor, welche Schumann veranlassten, das weite zu suchen und seine Verbindung mit Gabriel Heyn zu lösen. Den Ausschlag gab das verhalten seiner Frau, die sich nach seinem Ausdrucke als sein ärgster Feind zeigte und als seine Anklägerin auftrat. Sie setzte es durch, dass er im November 1558 sein Haus und seine Kinder verlassen musste; erst als er schon fort war, im December, erfuhr er, dass sie hierbei eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Welcher Art diese Vorgänge waren, wird allerdings nicht ganz aufzuhellen sein, doch führt eine Bemerkung, welche Schumann in der Geschichte Nr. 10 des I. Theils seines Nachtbüchleins macht, ziemlich sicher auf die Vermuthung, dass er wegen Ehebruchs von seiner beleidigten Gattin verfolgt wurde, welcher Reden, die der leichtsinnige Mann in trunkener Gesellschaft geführt, die Waffen gegen ihn in die Hand gaben*. Auch ist gewiss, dass Schumann, wenn er unschuldig gewesen, in der mehrerwähnten Dedication, die nicht bloss für seinen Gönner, sondern für die Oeffentlichkeit geschrieben war, mehr gesagt und deutlicher sich ausgedrückt haben würde. Wie es ihm nach jenem kritischen Winter 1558/59 weiter ergangen, darüber erhalten wir in der Dedication des II. Theils des Nachtbüchleins nur eine unbestimmte Andeutung, indem er dem Erhart Hüller von Plawen, welchem der II. Theil gewidmet ist, mittheilt, er werde den 3. April seinen (nicht genannten) Aufenthaltsort verlassen und an einem anderen Orte abwarten, „bisz mein sach besser oder gar böser werde“. Auch an einigen anderen Stellen klagt er über sein Missgeschick und spricht den Vorsatz aus, es mit Ergebung zu tragen. Wir sehen, dass wir es mit einem armen Teufel zu thun haben, den offenbar auch die Noth zur Schriftstellerei trieb, und der, weil ihm eine genaue Kenntniss der

* Vergl. auch den Schluss der unten von uns mitgetheilten Geschichte.

Nachfrage auf buchhändlerischem Gebiete zu Gebote stand, sich der gesuchtesten Gattung, der komischen Erzählung, zuwandte. Hierzu stimmte allerdings auch seine Neigung und, wie anerkannt werden muss, seine Begabung.

Etwas mehr lässt sich über die Lebensverhältnisse Michael Lindeners sagen. Ob aus der Unterschrift der Vorrede seines Hauptwerkes Katziporj, wo er sich Hans Compan von Schleusing nennt, zu schliessen sei, dass er in Schleusingen geboren war, muss ich dahingestellt sein lassen, gewiss ist aber, dass er in seiner Jugend sich eine gelehrte Bildung angeeignet hat, da er sich uns in mehreren Stellen als Leipziger Studenten vorführt. Er war als solcher bei einem geizigen und bigotten gelehrten, Dr. Ochssenfart*, Famulus, was ihn, wie er sagt, sein Leben lang reute. Denn Dr. Ochssenfart ass in der Fasten nichts zu Abend und liess sich nur ein halbes Mass Torgisch Bier holen. Nachdem er es dann in zwei Trünken ausgeleert, machte er Lindener darauf aufmerksam, dass noch viel Schaum in der Kanne sei, er solle Wasser darauf giessen, es auf dem Ofen zergehen lassen, so werde Bier daraus werden, so habe er auch zu trinken. Junker Michael aber, dem dies nicht anstand, half sich dadurch, dass er zwei Mass anstatt eines halben holte, denn er fürchtete das an diesem Ort namentlich in der Fastenzeit ungesunde Wasser. Ebenso originell übrigens, wie Dr. Ochssenfart für den Bierbedarf seines Famulus sorgte, flickte er seine Hosen, er nähete nämlich hinten am Gesäss mit Schusterdraht Pergament darauf, damit es besser hielte. Seinen Freunden vermachte der alte Geizhals nichts, sondern nur den Mönchen, Nonnen, Geistlichen.

Doch auch die Lichtseiten des Studentenlebens hat Lindener durch eigene Erfahrung kennen lernen. „Vnd bin, sagt er, mein leben lang nit frölicher gewesen, dann do ich alle nacht mit der Lawtten gieng, vnd den Ouidium vnter dem Arm trůg, ausz höltznen Kannen trunck, vnd Papyren fenster hette, vnd mein stůblein mit einem alten Beltz gefütert war, do ich nit vil holtzes bedorffte, allein ein brunnen håller liecht

* Ueber ihn vgl. man Seidemann im Sächsischen Kirchen- und Schulblatt 1874 Nr. 18 und 19.

in Ofen setzet, vnnd die Kacheln zerschlůge, das man das grawsamē fewr sehen kundt, oder sonst einen vergebenen rawch machet, das nyemandt bleyben kundte, sonderlich wañ die zech vnnd råihe an mir war, das ich gest haben solt, vnnd ein Katz für ein Hasen briete, das die Kürszner verdrosz, vnnd nit leyden wolten, Es ist aber der Krieg ohne blůtvergiessen gestillet worden, vnnd fein seüberlich hingelegt, darauff grosz gelt gangen ist, fur Torgisch Bier vnd rostige Håring, die nit vngesundt seind, Bey nachtlicher weyl, ein halb stundt zůuor ehe man schlaffen gehet, růhet einer trefflich sanfft darauff“ etc.

Nach vollendetem Studium scheint auch Lindener sich, wenigstens eine Zeit lang in dienenden Verhältnissen zu Buchdruckern oder Buchhändlern befunden zu haben. Denn in einer Geschichte der Katziporj redet ihn ein Zechbruder als Corrector an, und die Dedication des Buches an Hans Greüther, Bürger und Papyrer zu Landsberg, mit dessen Leuten er ein fröhliches Zechgelage durchgemacht hatte, sowie die an anderen Stellen des Buches noch angedeutete Bekanntschaft mit Männern ähnlichen Gewerbes stimmen hierzu. Doch später scheint Lindener in bessere Verhältnisse gekommen zu sein und das Leben eines gelehrten oder Litteraten geführt zu haben, denn er brachte es zur Würde eines poeta laureatus, wie die Unterschrift der Widmung seines Rastbüchleins besagt. Ob er den Doctortitel erlangt hat, scheint mir zweifelhaft, da die Stelle, welche Ignaz Hub aus Katziporj Bl. Q. v. anführt, dies nicht beweist, und sich Lindener wol im bejaenden Falle den Titel ohne Zweifel würde beigelegt haben. Uebrigens erwähnt er auch, dass er sich gern Junker Michael von Lindener nennen höre, und einmal führt er selbst sich so an, indem er sagt: „Es war ein leyden gůter Compan, mit nammen Jungkherr Michael von L., ein zimmlicher Poet. Es sol sich nyemand selber loben.“ Aber es wird daran festzuhalten sein, dass Junker Michel mit der Unterschrift „Michael Lindener p. l.“ alles gab, was ihm von Rechts wegen an irdischen Ehren zukam.

Als chronologische Anhaltspuncte für das Leben Schumanns und Lindeners haben wir nur die beiden Jahre 1558 und 1559, denn auch alle Drucke Lindenerscher Schriften haben,

wiefern sie überhaupt datiert sind, die Jahreszahl 1558. Da auch Lindener seiner selbst in den Katziporj als eines verheirateten Mannes gedenkt, muss er mit Valentin Schumann ziemlich gleichaltrig gewesen und etwa in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts geboren sein.

Soviel von den Lebensumständen unserer beiden Schriftsteller. Ihre Werke, soviel bis jetzt bekannt, sind folgende. Von Schumann haben wir nur den I. und II. Theil des Nachtbüchleins o. O. und J., dessen erscheinen sich jedoch durch das Datum der Dedication auf das Jahr 1559 feststellen lässt und welches jedesfalls bei Gabriel Heyn dem jüngeren in Nürnberg gedruckt ist. Der zweite Theil erschien unmittelbar nach dem ersten und in demselben Verlage.

Lindeners Muse war fruchtbarer. Abgesehen von der ihm gewiss mit Recht von Goedeke zugeschriebenen deutschen Uebersetzung der facetiae Heinrich Bebels haben wir von ihm die schon erwähnten Katziporj, das crasseste aller Facetienbücher, und das Rastbüchlein, welches jenem kaum nachsteht. Von ersterem ist nur die Ausgabe von 1558 bekannt*.

Es sind 200 Bll. 8., der Titelholzschnitt zeigt einen auf dem Rücken liegenden nackten Mann, der mit einem Wedel das ihn umsummende Geschmeiss verscheucht und sich zugleich seines Kothes entleert, ein des Inhalts würdiges Aushängeschild. Ein zweiter Theil dieses Werkes ist nicht bekannt, obgleich sich das vorhandene als erster Theil praesentiert. Das Rastbüchlein kennen wir in einer Ausgabe o. O. u. J., von der sich ein Exemplar zu Wolfenbüttel findet, und in einer andern o. O. 1558, von der die Berliner Bibliothek ein Exemplar besitzt. Nach der Vorrede des Rastbüchleins hat Lindener auch eine „Chronica für den gemeinen man̄, vn̄ einfältigen Laien, sehr kurtzweilig zůlesen“ u. s. w. druckfertig gehabt, er bemerkt aber, dass sie noch nicht aufgelegt und „etwas damit verzogen ist worden“. Wir wissen also nicht, ob dieses Werk, das seinem Titel nach manches Interesse bieten musste,

* Das in Berlin befindliche Exemplar hat v. Meusebach vom Untergange gerettet, ob sonst wo noch eins zu finden ist, weiss ich nicht, da Hub, der einzige, welcher bis jetzt Proben daraus hat abdrucken lassen, nicht angibt, woher er das von ihm benutzte hatte.

mag wirklich erschienen sein. Dasselbe gilt von des Verfassers Dieta und Methodus, welches Werk er in lateinischer Sprache geschrieben hatte und das nach seiner Angabe (ebenda) medicinische Vorschriften über essen und trinken enthalten haben dürfte. Ich will hieraus nicht schliessen, dass Lindener ein Arzt oder wenigstens etwas dergleichen gewesen sei, aber es mag bemerkt werden, dass er nach einer Anzahl von Stellen in seinen Büchern sich mit Untersuchungen über die Salubrität von Nahrungsmitteln und Getränken beschäftigt hat. Dieser Zug erinnert, wie vieles in seinem Stil und seiner Denkart, an sein grosses französisches Gegenbild Rabelais, aber leider ist es mir nicht möglich gewesen, genügende Beweismittel für eine Bekanntschaft unseres Mannes mit dem genialsten Possenreisser des XVI. Jahrhunderts zu finden.

Um den Charakter der Schriftstellerei Schumanns und Lindeners näher zu bezeichnen, können wir beide zunächst selbst reden lassen. Schumann sagt schon auf dem Titel, dass seine kurtzweiligen Hystorien zu Nacht nach dem Essen oder auf Weg und Strassen zu lesen oder zu recitieren seien. Aehnlich spricht er sich auch in der Dedication des zweiten Theiles des Nachtbüchleins aus, fügt aber noch eine Erklärung über den Inhalt desselben hinzu, welche nicht nur litterarhistorisches, sondern auch einiges culturhistorisches Interesse bietet. Im zweiten Theil, sagt er, seien enthalten 29 Historien, unter diesen drei von Kriegen und Untreu der Herrschaft und Diener, sieben von der Liebe und ihrem oft traurigen Ausgange, vierzehn „gůter Bossen vnnd Kurtzweiliger Schwenck ...“ „Diese vier vnd zweintzig Historien, führt er dann weiter fort, vñ gůte schwencke, mag eines, es sey jung oder alt, Mañ od' Fraw junger gesel oder Jungfraw, wol lesen, vnd darausz etwz gůts lernen vñ boͤses vermeidē ...“ Es sei ihm aber ein Brief „von einer Wefftze“ zugekommen, diese habe ihm vorgeworfen: „ich habe inn meinem ersten Theil des Nachtbuͤchleins gesetzt, Bossen vnnd grobe Schwencke, die sich nicht gezym̄en, Eheleütten zů Lesen, sondern sie seind zů grob, vnd vnfletig, gleich als sey dieselbe Wefftze so züchtig vnnd subtil, ich bin offt darbey gewesen, das kein groͤberer vnflat nicht ist inn der gantzen Zech gewesen, dann dasselbe Wefftzlein ...

Dieselbe Wefftze hat mich bewegt, das ich habe in disen andern tail, auch fünff grober vnnd vnflettiger bossen gesetzt...."
Diese eigenthümliche Erklärung erhält noch mehr Licht durch eine Stelle in der auf die Dedication folgenden Vorrede an den Leser, wo Schumann sagt: „ein Ginaffe hat mich bezüchtiget, ich hab in dem vorigen, meinem Ersten theyl, die groben Bossen mit klůgen wortē verblůmet, das leüget er mich an vñ thůt mir gewalt vñ vnrecht, ob ich schon etliche wörter habe verkehret..." Ob die „Wefftze" und der „Ginaffe" dieselbe Person sind, scheint zu bezweifeln, da Schumann sich gegen erstere gerade mit der Wendung vertheidigt, er habe die Zoten des ersten Theils ein wenig beschnitten. Wie dem aber auch sei, und mag auch die sonderbare und widersprechende Polemik Schumanns nur als Gewandtheit im litterarischen Skandal anzusehen sein, so ist es doch nicht uninteressant, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit Skandal ebenso Reclame machen zu sehen, wie dies jetzt geschieht. Dass unser Mann nebenher äusserst sittlich thut, Bibelsprüche in Menge und das Gleichniss von der Biene, die das gute und nicht das böse aus den Blumen nimmt, herbeizieht, gehört mit zum Handwerk und soll ihm die Gunst der ernsteren Leser erwerben, während er für die Liebhaber „grober Bossen" gleich in der Vorrede (des zweiten Theils) die Blätter angibt, wo diese zu finden sind.

Noch unverhüllter tritt Lindener auf. Er bezeichnet den Inhalt seiner Katzipori sowol als auch das Publicum, für das sie bestimmt sind, auf die derbste Weise. Seine Geschichten sind „newe Mugken, seltzame Grillen, vnerhörte Tauben, visierliche Zotten", sein Publicum besteht aus „gůtten frommen auszerlesenen bundten vnd rundten Schnudelbutzen*, welche man auf Welsch Kazipori nennet. Diese gute Schlucker haisset man auf teütsch vñ vnser sprach Storchschnäbel, entenfüsz, genszkragen, Säw-

* Ableitung und praeciser Sinn des Wortes Katzipori, welches Lindener auch im Singular in derselben Form braucht, sind mir unerfindlich. Schudel bedeutet Nasenschleim, Rotz, Butz einen Klumpen oder Knoten. Uebrigens will ich nicht unterlassen auf die Aehnlichkeit der oben citierten Stelle mit der Anrede im Gargantua aufmerksam zu machen.

rüssel, Eselsohren, Bockshörner, Wolffszähn, Katzenschwentz, Hundszägel, Ochsenköpff, Kalbsfüsz.“ In diesem Tone, dem der Inhalt des Buches entspricht, ist die ganze Vorrede der Katziporj abgefasst. Das Rastbüchlein stellt sich den Katziporj vollkommen ebenbürtig an die Seite, und zu grosses Unrecht geschieht beiden Producten nicht, wenn wir sagen, dass sie wenigstens hart an der Grenze der Schmutzlitteratur stehen.

Doch würde es auch diesen litterarischen Thatsachen gegenüber falsch und unbillig sein, den Eindruck der zuerst ins Auge fallenden Eigenschaften zur Grundlage des Gesammturtheils machen zu wollen. Es ist wahr, dass uns die Rohheit der komischen Litteratur des XVI. und XVII. Jahrhunderts verletzt, es ist auch wahr, dass edlere Naturen wie Luther und Hans Sachs diese Rohheit missbilligten und ihr mit Erfolg entgegentraten. Aber man gebe sich nur einmal die Mühe, das nach Luthers und Hans Sachsens Grundsätzen zulässige und das nach ihnen unzulässige einigermassen zu sondern, man begnüge sich hierbei nicht mit den Bemerkungen in Compendien der Litteraturgeschichte, und man wird finden, dass auch das nach den damaligen Auctoritäten unanstössige noch einen gewaltigen Gegensatz gegen das, was bei uns gilt, darstellt. Und ich glaube, dass man billigerweise diese Humoristen an Fischart messen muss, wobei ohne Zweifel noch mehr als im Vergleich mit Luther und Hans Sachs ihnen wird zu Gute zu halten sein. Zu bestreiten indess, dass gerade unsere beiden Leute nicht auch zu ihrer Zeit und nach der billigsten historischen Beurtheilung allzuviel obscoenes geliefert, darf uns nicht einfallen. Die zu ihren Gunsten gemachten Bemerkungen können es uns nur leichter machen, einmal von diesem Makel abzusehen, um ihre Vorzüge ni anderen Beziehungen zu erkennen. Es handelt sich hier natürlich in erster Reihe um solche Vorzüge, welche sie mit der Mehrzahl der Schriftsteller ihrer Gattung und ihrer Zeit gemein und vor denen anderer Zeiten, zunächst der unsrigen, voraus haben. Man vergisst jetzt nur allzuleicht, wie viel Vortheil allen Arten der Poesie eine sinnlich anschauliche Sprache bringt. Hieran sich zu erinnern, bieten aber die Leute, die wir eben betrachten, die beste Gelegenheit. Ihre Ueberlegenheit in dieser

Beziehung beruht auf denselben Verhältnissen, die den Reiz aller Volkspoesie gegenüber der Poesie der gebildeten, der Kunstpoesie bedingen. Es ist bekannt, wie fleissig Goethe das, was ihm von Schriftstellern jener Zeit erreichbar war, gelesen hat, und seine Werke aus der Sturm- und Drangperiode, vor allen Götz, beweisen, dass er viel aus ihnen gelernt. Die sinnlich-anschauliche Sprache, die ungesuchte und treffende Bildlichkeit des Ausdruckes, die Frische und Kraft des Stils sind Vorzüge, die zu erkennen man nicht Goethe zu sein braucht, und die sich fast bei allen Vertretern der volksthümlichen Litteratur des XVI. Jahrhunderts finden.

Was Schumann und Lindener im besonderen anbetrifft, so hat schon Goedeke richtig gesagt: „Im allgemeinen erzählt Schumann schlank und kräftig, nur die durchwuchernde Lehre und Nutzanwendung stört ihn mitunter und wird widrig bei den unsaubern Geschichten, die er mit roher Unbefangenheit vorträgt; doch selbst hier steht er, weil er unbefangen ist, über dem witzhaschenden Katzipori und dem Rastbüchlein, die nur durch die älteren Fastnachtspiele überboten sind.“ Nur das haschen nach Witz möchte ich hier im Gegensatz zu Goedeke nicht sowol tadeln als aus der Art der Lindenerschen Geschichten erklären. Diese sind meist nur Anekdoten, oft gar keine Erzählungen und durchweg Kneipenwitze, vorgetragen und belacht von zechenden guten Gesellen. Allerdings zeigen eine Anzahl von Numern, dass bei Bier und Wein, wenn diese Getränke bereits ihre Wirkung gethan haben, manches belacht wird, was sonst keinen Eindruck macht. Dagegen aber ist der Stil Lindeners viel stärker komisch, bei ihm ist schon ein Ansatz zu jener übermüthigen Ueppigkeit und Tollheit des Humors, welche sich bei Fischart findet, vorhanden, und niemand kann bestreiten, dass Lindeners Ausdrucksweise häufig an die unsrer grössten deutschen Humoristen erinnert. Seine beiden Bücher und das allerdings in jeder Beziehung weit bessere Schiltbürgerbuch stehen in stilistischer Hinsicht Fischart unter allen Schriften der Zeit am nächsten. Es ist auch hervorzuheben, dass unter den Schriften, welche zu einem Fischart-Glossar herangezogen werden müssten, die Lindeners einen hervorragenden Platz

einnehmen würden, was namentlich in dem Umstande seinen Grund hat, dass Lindener wie Fischart es liebt, Ausdrücke für eine Sache zusammenzuhäufen und dazu entlegene und provincielle oder nur gewissen Volksschichten angehörende herbeizuholen.

Schliesslich haben wir unsere Aufmerksamkeit noch auf eine andere Seite der Schriftstellerei Schumanns und Lindeners zu lenken, nämlich auf die Herkunft ihres Stoffes. In dieser Hinsicht bietet Schumann das grössere Interesse, weil er weniger blosse Anekdoten als Lindener vorführt. Seiner ausgedehnten Lectüre gedenkt er selbst in der Vorrede zum ersten Theil des Nachtbüchleins. Er führt an Livium, Ovidium, Cento Novellam, Ritter Pontus, Ritter Galmy, Fortunatum, Tristrant, Peter von Provincia und Magelona, zwey liebhabenden aus Franckreich und Engelland, den Ritter im Thurn, den grossen Alexander, Octauianus, vnd die 7 Weysen Mayster, ferner Rollwagen, Schimpff und Ernst, Schertz mit der Warheit, Rast-Büchlein,* Wegkürtzer.

Man sieht beim durchlesen des Nachtbüchleins, dass Schumann seine Lectüre stark benutzt hat. In erster Linie stehen unter den Entlehnungen die beiden grösseren Stücke Nr. 22 im I. und Nr. 28 im II. Theil. Letzteres ist die Episode von der Liebe zwischen Florens (bei Schumann Florius) und Marcebille aus dem in Salzmanns Uebersetzung verbreiteten französischen Romane vom Kaiser Octavianus, welcher damals in Deutschland noch den Reiz der Neuheit hatte; ersteres ist die Geschichte von der schönen Magelone, die dritte deutsche Recension dieses Stoffes mit Veränderung der Localität, der Namen und einer Anzahl von Nebenumständen. Schumann behauptet, seine Vorlage 1548 in Basel kennen gelernt zu haben, und hat die Dreistigkeit, die Warbecksche Recension, das bekannte Magelone-Buch, nicht nur an der eben citierten Stelle der Dedication, sondern auch an einer Stelle seiner Bearbeitung als ein ihm bekanntes, aber anderes Buch anzuführen; die Dreistigkeit, sage ich, weil seine Geschichte von Chri-

* Hierin dürfte der Beweis liegen, dass Lindeners Rastbüchlein früher erschienen ist als die Katzipori.

stoffel von Montpelgart und der schönen Feronica der Warbeckschen Recension so genau folgt, dass ihm die Identität beider Geschichten klar sein musste. Ob das Verhältniss der Schumannschen Recension zu der ältesten deutschen, der Historie von Phyloconio, ein näheres oder entfernteres ist als das zu der Recension Veit Warbecks, kann ich nicht sagen, da ich die sehr seltene erste Recension nicht kenne. Diese Frage ändert an der Beurtheilung von Schumanns verfahren nichts, die Vermuthung aber ist sehr wahrscheinlich, dass Schumanns Vorlage keine andre als Warbecks Magelone war, eine treffliche Uebertragung, welche, wie man aus äusseren bibliographischen Gründen schliessen kann, jene älteste Phyloconius-Geschichte ganz in Vergessenheit scheint gestellt zu haben.

Von den übrigen Geschichten — ich nenne nur die interessantesten — sind zwei Schiltbürgererzählungen, vom Meuszhund und vom abgeschlagenen Kopfe, hervorzuheben, deswegen interessant, weil sie dem Schiltbürgerbuche vorausgehen. Die Oertlichkeit wird Ganszlosen bei Göppingen genannt, die Geschichten sind Nr. 1 und 8 des ersten Theils. Nr. 9 und 19 desselben Theils, von dem den Ehebruch verrathenden Vogel und den drei getödteten Liebhabern, gehören den sieben weisen Meistern, Nr. 5 und 6 gehen auf die Unibos-Sage zurück, die zweite weist durch den Namen des Helden, Einhyrn, noch deutlicher als die erste darauf hin. Legendarische Stoffe geben die Geschichten 3. 5. 22. 24 des II. Theils, Nr. 3 enthält einen ähnlichen Stoff wie die berühmte Comedi des Hans Sachs von den ungleichen Kindern Evae, Nr. 5 eine Gregorius-Oedipus-Geschichte, Nr. 22 die Fabel von der Ehe des faulen Knechtes mit der fleissigen Magd, Nr. 24 die Geschichte vom König im Bade. Einige Erzählungen stammen aus dem Alterthume, allerdings in sehr weitgehender Umbildung, so die vom Stier des Phalaris, bei welcher Schumann sich in der Conjectural-Kritik versucht und Valerius herausbekommt; andere sind aus Gedichten umgebildet und zwar sehr flüchtig, wie Nr. 29. Es bleiben im ganzen etwa 20 Erzählungen übrig, welche direct aus dem Leben oder mündlicher Tradition geschöpft sind und meist dem niedrig-komischen Genre der groben Bossen und visierlichen Zoten angehören.

Von Lindeners nachweisbaren Entlehnungen sind Nr. 23, 24 und 25 des Rastbüchleins Novellen des Decameron, das meiste Interesse bieten drei Faustgeschichten in den Katzipori, von denen aber nur zwei, und nicht zum Vortheil verändert, in das Faustbuch aufgenommen worden sind. Wir haben in diesen Geschichten die originalere Gestalt, wie sie ein Menschenalter vor Abfassung des Faustbuches und wol schon früher im Volksmunde umlief. Der Held dieser Geschichten heisst bei Lindener auch nicht Faust, sondern Schrammhansz. Die Erzählung vom Krebs an der Deichsel, gleichfalls in den Katzipori, ist eine Schiltbürgerei, aber auch selbständig gegenüber der ihr nur ähnlichen im Schiltbürgerbuche.

So sehen wir auch bei den Erscheinungen untergeordneter Art das, was ein Hauptmerkmal der gesammten epischen Unterhaltungslitteratur des XVI. Jahrhunderts war, die halbe Abhängigkeit von der mittelalterlichen Stofftradition, eine Eigenthümlichkeit, welche die volksmässige Prosadichtung bis ins XVII. und XVIII. Jahrhundert beibehält, während die sich bald trennende Unterhaltungslitteratur der höheren Stände diese Tradition verlässt, um dafür vom modernen Auslande nur um so abhängiger zu werden, bis erst nach Mitte des XVIII. Jahrhunderts auch für diese Gattung eine bessere Zeit kommt.

Ich theile nun die zweite der Einhyrn-Geschichten aus dem Nachtbüchlein (Nr. 6.) und die von Ignaz Hub nicht veröffentlichte Schrammhans-Geschichte aus den Katzipori, welche im Faustbuche zwei Numern ausmacht, mit. Die erste Einhyrn-Geschichte Schumanns habe ich in den Beilagen des vierten Capitels meiner „Geschichte des Romans u. s. w.“ abdrucken lassen. Die ganze vorliegende Abhandlung soll zur Ergänzung des erwähnten Abschnittes dienen, in welchem ich bereits darauf aufmerksam gemacht habe, dass die hier mitgetheilte Einhyrn-Geschichte die Vorlage zu der ist, welche Adolf Wolf in der Germania (1872. S. 322) aus einem Buche des achtzehnten Jahrhunderts veröffentlicht hat.

Katziporj. Bl. Jij. b.

Ein vnerhörter Stumpf, von einem Zauberer, einem Bawren gerissen.

ZV Saltzburg war ein Meszpfaff mit namen Schramhansz, der war ein grawsamer grosser vnerhörter Zauberer, der stellt sich einsmal als ein Bawr, vnd hett Sew feyl. Wie nun ein Bawr daher kompt vnnd kaufft dem die Sew ab, so befilcht jm der Schramhansz, er soll sie bey leyb vnd leben in kein wasser treiben. Der Bawr aber nimpt das nit acht, vnd kan es nit auch vmgehn, vnd treybt die Sew durch ein kleines Bächlein, vnd wie die Sew mitten in den Bach komen, wirdt dz Wasser vngestům, durch ein Wind, vnd werden die Sew durch Zauberey zů lauter strowischen. Der Bawr verthöret drüber, vñ sihet was entlich ausz den strowischen werden wölle, die da hin schwimen, er keret widerum, vnd auf den Marckt zů, sucht den Schweintreiber der jm die Sew verkaufft het, findt jn nit, wirdt aber in ein Wirdtshausz gewisen, da Schramhansz zůschlemmen pflegt, Schramhansz wuszte wol wie es gehen wurde, das jn der Bawr suchen wurde, vnd zeyget es dem wirdt an, wie das er sich hinder den Offen legen wölle, vñ sich stellen, gleich als schlieff er. Der Bawr kompt in dz Wirdtshausz vnnd findet den hinter dem Offen ligen, zů jm zů, vnd schreit: Hörest du, dů Abentheürer, stehe auff, das dich Sanct Veltin berůhre, wie hast du mich mit den Sewen beschissen, der schnarcht, als schlieff er hart. Der Baur nimpt den bei einem beine vnnd zeühet, reiszt jm dasselbig ausz dem arschbacken, mit wurtzeln mit allem. Der schramhansz fehet jemmerlich an zů schreyen: Der Bawr erschrickt, vnd wirfft jm das bein wider zů, vnnd laufft zůr Statt hinausz, vnd dancket der Baur Gott, das er mit dem leben daruō kam.

Nachtbůchlein. Bl. C. v. b.

Ein Hystorj vonn eim Bauren, mit namen Einhyrn, vnd seinen Bauren im selben Dorff, bisz sie sich alle ertrenckten.

EIn Bawr ist gesessen inn einem Dorff, des namen ist mir abgefallen, der hett einen Son, der war sehr můtwillig.

Nun als der Vatter starb, hůb der Son vil schalckheit an, vnnd thet den Bauren vil schaden, das sie verursachet wurden, auch jhm schaden zu zufùgen, ob sie jhn möchten ausz dem Dorff bringen, diser Son hiesz Einhirn. Nun thetē die baurē auf ein nacht eins, schaften an dz dem Einhyrn ward sein Bachofen eingeworffen, vermeintē er solt kein Brot mehr bachen, dieweyl er nicht vil vberiges het, jm auch keiner mehr bawen kundt, so wolt jm auch keiner vergunnen, das er inn seinem Ofen bůche, wolten jn also vertreyben, so gescheyd waren sie. Nun der gůt Einhirn gedacht ich hab offt hören sagen, Was man gehn Augsburg bringet, das gilt alles Gelt, vnnd nam den roten leymen von dem Ofen, stiesz den auffs aller schönest vñ kleinest, thet dz fein in ein liderlin secklin, zoch also auff Augspurg zu, vnd zoch zu Herberg bey einer Wiertin, die war ein Witfraw, het nur ein einige Tochter, mit d' hielt sie also hausz. Nun thet der gůt Einhyrn eins, vnd sprach, zu der Wiertin, mein liebe Wirtin hebt mir das secklin auff, fein fleyssig, dz mir kein schad darzu widerfare, dañ es stůnd mir sonst verderben darauff, vnnd ich můszt entlauffen. Da sprach die Wiertin, Ey mein lieber freündt, jhr dürfft kein sorg haben, vnnd wann das lauter schön gemalen gold were, so solt euch kein steüblein daruon kommen, also thůndt die frommen Wirtin alle, machen sich so gewisz vnnd fromb. Nun als der Einhyrn schlaffen was, dachte die Tochter was hat er nur im sack, das ers so theür vnd wol befilcht, gieng hin vnd machet den Sack auff, fande den leymen, mainet es wer lauter gemahlen gold, lieff hin vnd sprach zů der Můtter, Warlich der hat lauter gemahlen gold im sack, Die Můter besahe es auch maint es wer jm also, sprach: Halt ich wils auszlären, vnnd will jhm schwartze pfennig darein thůn, Er wirdt es morgen nicht mercken, mainten Gott hett sie berahten, da hett sie der Teuffel beschissen. Als am morgen der gůtte Einhyrn aufstůnd, hiesz jhm sein Sack geben, da bracht sie jhm den Sack mit den schwartzen Pfenningen, er sach wol das er nicht ware wie er vorhin gewesen ware, schweyge still, dancket der Wirtin vmb jhr Herberg, zoch heymwertz. Als er für dz thor kam, band er sein sack auff, den er voller schwartzen pfenning fande, der war von

hertzen fro, gieng heim, vnd sprach zu den Bauren, Botz hyrn wie habt jr mir ein schalckheit gethan, das jhr mir mein Bachofen eingeworffen, jetzt hab ich ein Sack voller pfenning darausz gelöszt, ich kan wol ein andern machen, das verdrosz die Bawren, vnnd fragten jhn wa er sein Erdt oder leymen verkaufft hett, sprach er zu Augspurg löszt man ausz aller war Gelt, die Bauren giengen haim, vnnd schlugen all jhre Bachöfen ein, führen mit grossen Wagen gen Augspurg, meinten sie wolten vil Gelt herausz bringen, vnd hielten auff dem Berlach, es kam aber niemand ders failszte wil geschweigen zukauffen, sie hielten bisz nach mittage, löszten aber kein gelt, desz waren sie sehr zornig, vnd führen wider zur Statt hinausz, füren die gantze nacht, bisz sie heim kamen, hungerig vñ durstig, auch die Rosz müdt vnd mat, da wurden sie dem Eynhyrn noch feinder, wolten jn gar vmbbringen, vnd sprachen der laur hat vns beschissen, wie sollē wir jm nur thûn, das wir jhn bezalen, vnd giengen zu rath. Nun het der gût Einhyrn ein Kûe, die trib man ausz mit andern kūē, die wolten sie jm erschlagen, als sie dañ theten. Da der gûtte Einhyrn die Kûe fande, flucht er nichts, sahe wol wo es herkame, Schand sein Kûe, vnnd nam die haut, zoch wider auff Augspurg zu, da geriet jhm aber ein beüt. Als er auff dem Berlach stûnd, vnd sein haut faul (fail) het, da kam ein alter Lederer od' gerber, wie man sie dann heiszt, fragt wie er jm die haut wolt geben, vmb zwen gulden bot er sie, vnd wurden des Kauffs eins, das er jhme solt fünff vnd zweintzig batzen darumb geben. Nun mûst der Lederer noch etwas auszrichten, das er nit gleich heim gienge, sprach zum Einhyrn höre Baur, gehe vnnd frage auff dem Mittellech, nach einem Lederer, so wirdt man dir mein Haus zeygen, das sicht also, gab jhm darmit alle warzeychen, wart mein ich will bald kommen, vnd dich zu friden stellen, da gieng der gût Einhyrn dahin, fand wie jhm der Mann saget. Der alt Lederer ein schön Jung Weib het, die hett vielleicht auch mangel an der kleinen Hauszarbeyt, als sie den Bauren sahe, das er Jung vnnd starck was, auch sich alleine bey jhm fande, fieng sie mit jhm an von der sach zureden, sprach, Lieber Baur was schied es, das jhr mir ein dienstlein theten,

der Einhyrn verstůnd jhren willen, willig ware, vnd sein sach machet. Als er fertig ward, sprach er, Fraw jetzt wañ ewer Mañ kompt, so will ich jm sagen, das jhr so leichtfertig seyt, vnd so bald euch vnder ein frembden legt, Da sprach die Fraw, ach nein das thůnd nicht, jhr brecht mich von Heüszlichen Ehren, vnd inn ein grosse schand, vor meinen Freünden, Ich will euch hundert Gulden geben, vnd kommet wider wann jhr wolt, nemet ein haut zum fürzügel, ich will alle zeit gar willig sein. Der gut Einhyrn nam das Gelt, wart bisz der Mann kam, der gab jhm auch fünff vnnd zweintzig batzen, also zoch er dahin. Wie vil meinet jhr, das der Weyber in allen stetten sein, die dz auch geren theten, wann sie nit jhrer freündschafft daran schonten, oder sonst köndten haimlich zu wegen bringen. Als da der Einhyrn heym kame, sprach er zu seinen Nachbauren, Ey wie habt jr mir ein schalckheit gethan, das jr mir habt mein Kůh erschlagen, jetzt hab ich ausz der haut hundert gulden gelöszt, zeyget jhnen hiemit das Gelt, das thet jhnen erst recht zoren, glaubtens vnd giengen haim, schlůgen all jhre Küh zu Todt, schandens, namen die Heüt, vnnd zogen wider auff Augspurg hinzu, hettens fail, Da kamen die Lederer wolten heüt kauffen, wann sie dann ein Bauren fragten, wie theür die haut, sprach er vmb hundert gulden, vnd dann der ander auch also, bisz auff den letzten, da sprachen die Lederer, Wir glauben die Bauren sein vnsinnig, oder sie meinen wir sein Narren, das sie ein haut vmb hundert gulden bieten, spotten jhrer, vñ failszten nur desto öffter, legten ye einem hundert fünff hallerer darauff, od' hundert Creützer, desz wurden die Bauren sehr zornig, vñ wolten nur den Einhyrn gar auszroten, das sie erst auch het vmb jhre Küh bracht. Nun hett der Einhyrn ein gůte alte Můtter, da fielen die Bawren inn sein Hausz, wolten jhn vmbbringen, zu allem Glück war er nicht daheymen, da schlůgen sie jhm sein gůte alte Můtter zu todt, giengen wider daruon. Als er heym kam, vnnd fand sein Můtter also Todt ligen, sahe er wol wer es gethan hette, nam sein Mutter also erstarret, vnd trůg sie weyt ausz dem Dorff, lainets an ein stauden, da kam von weytem ein Wein Fůrman gefaren, der het vier starcker Geül, vnd ein gůt fuder wein, das het der

Einhyrn ersehen, nam sein Mûtter, stellet sie flux mitten inn weg, ehe sein der Fûrman jnnen ward, versteckt sich wider hinder die stauden, wolt sehen, wie es gehen wurd. Als der Fûrman nur daher füre, sach die Frawen im weg stehn, vnnd nicht weichen wolt, schrey er hola Fraw geht weck, oder ich fahre vber euch, aber die Fraw wolt nicht weichen, thet eben sam̃ hört sie es nicht, als dañ auch war ware, der Fûrman ward auch zornig, sprach das dich Gott schende, wilt du mich erst vexieren, vnnd mein spotten, hyb auff seine Geüle, vnnd für flux das todt Weib vmb, gleich vber sie hin, das sach der Einhyrn, wuscht hinder dem Zaun herfür, ey, du schelm hast mir mein Mûter zu todt gefaren, du mûst auff eim Rad erfaulen, der Fûrmann meint es weren jr mehr da, hyb seim Sattel gaul die streng ab, vnnd rit eylendts daruon, vñ nam der Einhyrn sein Mûtter, begrûb sie, sasz auff das ein Pferdt, füret den Wagen mit wein in sein dorff, vexieret die Bauren sprechend, Ey der grossen schalckheit, das jhr mir mein Mûtter habt erschlagen, yetzundt hat man mir drey Rosz vnnd den Wagen vol Wein darumb gegeben, da wolten die Bauren gar toll werden, namen jhn gefangen, vnd Rathschlagten, wie sie doch sein nur abkemen, hielten jhn gefengklich, bisz an den Morgen, da giengen sie zu Rathe, vnnd wolten den gûten Einhyrn ertrencken, schoben jhn in ein Sack, vnd trugen jhn auff die Brucken, dann der Lech flosz vor dem Dorff hin. Als sie nun also stûnden, wolten jhn in das wasser werffen, fieng ein alter Baur an vnnd sprach, Ey sollen wir dann an dem morgen frü ein tod volbringen, vnnd haben noch kein Mesz gehöret, wir wöllen vor inn die Kirchen gehen, vnnd ein Mesz hören, wöllen den Einhyrn dieweil inn dem Sack lassen ligen. Als sie dahin giengen, vnnd der Einhyrn hörte das keiner nicht mehr da ward, schrye er für vnnd für, ich mag es nicht lernen, ich will es nicht Lernen. Sich da mein lieber Landtsmann, ob das gelůck nicht wunderbarlich ist, vnnd wem es wol will, dem kommet es mit hauffen, GOTT gebe wann sich die Welt zerrisse, auch toll vnnd vnsinnig wurde, so hilfft es doch nicht, vnd wann mancher das Gelt vnden zum Hausz hiñausz schlůge vñ wurff, so fiel es oben zu dem Tach wider hinnein, dargegen, wann es einem

vbel.wil, so hilfft weder Krisum noch Tauff, auch wann sich einer zerrisse, vñ mit vrlaub beschisse, so laszt es sich nicht nöten, Als nun der gůte Einhyrn also im Sack stacke, schicket es sich vngefehr, das ein Sewtreyber einen hauffen Sew trybe, der höret das schreyen, dacht was ist es doch, das er nicht lernen will, gienge hinzů, fraget, was wiltu nit lernen, antwort der Einhyrn, ey da will mein Vatter nur ein Goldschmid ausz mir machen, so kan vñ mag ichs nit lernen, O sprach der Sewtreyber, wie wolt ichs so geren lernen, wann mans mich nur lernen liese, da sprach der Einhyrn, lieber kreuche du inn den Sack, wann dann mein Vatter kommet, wirdt er dich an mein statt das Goldschmidt handtwerck lernen lassen. Der einfeltige Sewtreiber liesz sich vberreden, machet den Sack auff, vnd schloff hinnein, den liesz der Einhyrn also ligen, treyb die Sew den Lech hinab. Als nun die Bauwren von der Mesz kamen, wurffen sie den Sewtreyber inn das Wasser, vnnd ertrenckten jhn. Als es nun Abendt warde, kam mein gůter Einhyrn wider mit den Säwen, das nam die Bauren sehr wunder, mainten er trybe die Säw ausz dem Wasser, wurden zu rath, sie wolten einen inn das Wasser werffen, vnnd wann er am boden etwas sehe, solt er die händ vbersich werffen, so wolten sie alle mit einander hinein springen, auff dz ein yeder so vil Säw bekomme. Als der Baur hinein kame, sahe (verstehe inn das Wasser) nichts dann Wasser, vnd wolt ertrincken, warff er händ vbersich, vermainet sie solten jhm helffen, verstůnden die Bauren er sehe ein hauffen Sew, sprangen alle in das Wasser, ersaufften sich selber, vnd brachten sich alle vmb Leib vñ Leben. Also geschicht gemeinklich allen denen, die ander leůten ein gruben graben, vnnd zů letst selber darein fallen, Sihe aber wie GOTt sogar seltzam vnnd langmůtig ist mit seinen Werken, die Bauren vermainten so sie den Einhyrn ausz dem Dorff hetten, so weren sie gar aller sorgen frey, wuszten nicht das Er sie wurd vmb leib vnd leben bringen, also denckt die närrische Welt, vnd die Weltweysen, wañ ich nur desz oder jenes ledig were, so hette ich schon gewunnen, wissen nicht das es Gott anders will haben, vnnd nach seinem willen machen, Wie dann auff ein zeyt auch ein Weib dachte, wann sie nur jhren

Mann alle tag verklaget, so müszt er darnach thůn was sie wolt, wuszt nicht das es ein andern weg můszt gehn, von dem genůg, darumb hab ich dise kleine Verszlein daran gehenckt, wie vnden stehn.

Wolgethan hat mich betrogen,
  Ich het recht vnd wart erlogen.
Die Zutietler seind den Herrn lieb,
  Vnd stelen mehr dann ander Dieb.

Butlers Hudibras, ein echtes Zeit- und Sittengemälde.

Von

Rudolf Boxberger.

II.

Während wir früher der beiden religiösen Secten der Presbyterianer und Independenten nur in so weit Erwähnung gethan haben, als in ihrem dasein in letzter Instanz sämmtliche historische Ereignisse jener Periode ihren Grund hatten, betrachten wir sie jetzt unabhängig von aller äussern Politik. Ihr gebahren im bürgerlichen Leben als niedrige Heuchelei zu entlarven ist die Tendenz unseres Gedichtes. Nicht unpassend versah daher der anonyme deutsche Uebersetzer des Hudibras sein Werk mit dem Motto:

„Für seines Gottes Ruhm gilt Meineid und Verrath!
Was Böses ist gescheh'n, das nicht ein Heuchler that?"
Albrecht v. Haller.

Was einem an den Sitten dieser Fanatiker sofort ins Auge springt, ist jenes dem weltlichen treiben abgekehrte Wesen, das die heitere Seite des Lebens als sündlich verdammt*. Der letzte Grund der Entstehung des Hudibras nun ist in der Auffassung dieses sauertöpfischen Wesens zu suchen;

* „They proved as intolerant and as meddling as ever Laud had been. They interdicted under heavy penalties the use of the Book of Common Prayer, not only in churches, but even in private houses. It was a crime in a child to read by the bedside of a sick parent one of those beautiful collects which had soothed the griefs of forty generations of Christians. Severe punishments were denounced against such as should presume to blame the Calvinistic mode of worship. Clergymen

Hume vermuthet zuerst, dass Butler ein specielles Factum vor Augen gehabt habe*. Ausführlich gibt dasselbe Macaulay an, der einen Auszug aus einer Schrift, betitelt: „A perfect Diurnal of some passages of Parliament, and from other parts of the Kingdom, from Monday July 24th, to Monday July 31th 1643“ mittheilt: „Upon the Queen's coming from Holland, she brought with her, besides a company of savagelike ruffians, a company of savagelike bears, to what purpose you may judge by the sequel. Those bears were left about Newark and were brought into country-towns constantly on the Lord's day to be baited, such is the religion those here related would settle amongst us; and if any went about to hinder or but speak against their damnable profanations, they were presently noted as Roundheads and Puritans, and sure to be plundered for it. But some of Colonel Cromwell's forces coming by accident into Uppingham town, in Rutland, on the Lord's day, found these bears playing there in the usual manner, and, in the height of their sport, caused them to be seized upon, tied

---

of respectable character were not only ejected from their benefices by thousands, but were frequently exposed to the outrages of a fanatical rabble. Churches and sepulchres, fine works of arts and curious remains of antiquity, were brutally defaced. The Parliament resolved that all pictures in the royal collection which contained representations of Jesus or of the Virgin mother should be burned. Sculpture fared as ill as painting. Nymphs and Graces, the work of Jonian chisels, were delivered over to Puritan stone-masons to be made decent. Against the lighter vices, the ruling faction waged war with a zeal little tempered by humanity or by common sense. Sharp laws were passed against betting. It was enacted that adultery should be punished with death. The illicit intercourse of sexes, even where neither violence nor seduction was imputed, where no public scandal was given, where no conjugal right was violated, was made a misdemeanour. Public amusements, from the masques which were exhibited at the mansions of the great down to the wrestling matches and grinning matches on village greens were rigorously attacked. One ordinance directed that all the Maypoles in England should be hewn down Another proscribed all the theatrical diversions. The play-houses were to be dismantled, the spectators fined, the actors whipped at the cart's tail.“ Macaulay a. a. O., S. 158.

* Hume a. a. O., Vol. VII, S. 326.

to a tree and shot*." Dies geschah auf Befehl des Colonel Hewson (andere: Hughson); und Colonel Pride, ein anderer von Cromwells blind ergebnen, liess in seiner Eigenschaft als Sheriff von Surrey die Bären in dem Park von Southwark tödten. Ein loyaler Satiriker lässt ihn diesen Act so vertheidigen: „The first thing that is upon my spirits is the killing of bears, for which the people hate me, and call me all the names in the rainbow. But did not David kill a bear? Did not the Lord Deputy Ireton kill a bear? Did not another Lord of ours kill five bears?"** In Betreff der Bärenhetzen und anderer öffentlicher Vergnügungen macht Macaulay die zutreffende Bemerkung: „It is to be remarked that their antipathy to this sport had nothing in common with the feeling which has, in our own time, induced the legislature to interfere for the purpose of protecting beasts against the wanton cruelty of men. The Puritan hated bear-baiting, not because it gave pain to the bear, but because it gave pleasure to the spectators. Indeed, he generally contrived to enjoy the double pleasure of tormenting both spectators and bear".*** Dieser sich allenthalben offenbarende Fanatismus ist es, den die Satire geisselt: Hudibras, ein presbyterianischer Friedensrichter, macht sich in Begleitung seines Dieners, des Independenten Ralph, auf, um seinem frommen Eifer Genüge zu thun, d. h. um alle öffentlichen Vergnügungen innerhalb seines Districts zu verhindern. Man kann mit Recht die Frage aufwerfen, warum der Dichter zwei Männer von verschiedenen Glaubensgrundsätzen zusammenbringt? Darauf lässt sich erwidern, dass der Zweck, den beide verfolgen, derselbe ist, und dass, wenn sie auch in nebensächlichem nicht einig sind, sie doch ihre Kräfte zum Schaden der vom Staate eingesetzten Kirche verbinden. Diesen Meinungsverschiedenheiten der beiden Helden entspringen jene Disputationen über Synoden, Eide, Gewissen, die unstreitig einige der Hauptschönheiten unsres Gedichtes sind und einen tiefen Einblick in den Charakter dieser Zeiten verstatten. Sie stossen

* Macaulay a. a O, S. 159, Anm.

** Ebd.

*** Macaulay a. a. O, S. 159.

zuerst auf jene schon mehrfach erwähnte Bärenhetze; ihr zweites Abenteuer bildet eine Art Volksfest, das Hudibras mit einem römischen Triumphzug vergleicht:

„A Paganish invention,
Which Heathen writers often mention."
P. II, C. II, V. 667—8.

Aus einigen Versen des 6. Gesanges geht hervor, dass unser Held sich auch der Aufrichtung eines Maibaumes widersetzt hat. Welche Erfahrungen er bei diesen Bethätigungen seines Glaubenseifers gemacht hat, hören wir zur Genüge:

„This scheme of th' haevens set
Discovers how in fight you met
At Kingston with a May-pole idol,
And, that y' were bang'd both back and side well;
And, though you overcame the Bear,
The dogs beat you at Bedford fair,
Where sturdy butchers, broke your noddle,
And handled you like a fop doodle." 991—8.

Wie sehr die Fanatiker jener Zeit gegen Volksbelustigungen eingenommen waren, beweist, dass einer von ihnen, Prynne, ein Advocat aus Lincoln's Inn, einen Quartband von 1000 Seiten geschrieben hat, den er Histriomastix nannte, in der Absicht, Schauspiele, Komoedien, Zwischenspiele, Musik, Tanz, Jagd, Volkslustbarkeiten, Weihnachtsfeier, Freudenfeuer und Maibäume zu verdammen. Sein Eifer gegen dergleichen Ausschweifungen, sagte er, sei aus der Wahrnehmung entsprungen, dass Schauspiele lieber gelesen würden als die besten Predigten, und dass sie häufig auf feineres Papier gedruckt seien als die Heilige Schrift selbst. Ausserdem seien die Schauspieler oft Papisten und gottlose. Die Theater sind nach seiner Versicherung Häuser des Satans; die Leute, die sie besuchen, seien wenig besser als eingefleischte Teufel; und jeder Schritt beim Tanze bringe den Tänzer um einen Schritt näher zur Hölle. Neros Hauptverbrechen habe in dem besuchen der Theater und seiner Mitwirkung als Schauspieler bestanden; und die Verschwörer gegen sein Leben seien hauptsächlich durch ihren Unwillen über solche Ruchlosigkeiten zu ihrem vorhaben vermocht worden. In diesem Tone sind jene

1000 Seiten gehalten*. Noch mehr, Prynne verwendet eine beträchtliche Anzahl von Seiten dazu, um seine Leser zum Puritanismus zu bekehren, und behauptet sogar, Christus selbst sei ein Puritaner gewesen**.

Im 1. Gesange geht der Dichter auf die Glaubensgrundsätze beider Secten näher ein. Was des Ritters Religion angeht,

„It was Presbyterian true blue;
For he was of that stubborn crew
Of errant saints, whom all men grant
To be the true church militant.“ 191—4.

Man kann allerdings nicht in Abrede stellen, dass, wo immer der Presbyterianismus Eingang fand, dies nur durch Waffengewalt bewerkstelligt wurde; nicht mit Unrecht wird er daher in unserem Gedichte öfter mit dem Islam verglichen. Mit Waffengewalt wurde er in der Schweiz, Holland, Schottland hergestellt und auf ähnliche Weise in Frankreich eingebürgert. Um ihn auch in England zur Staatsreligion zu erheben, wurde viel Blut vergossen, und während der grossen Revolution schien es fast, als solle er festen Boden gewinnen. Denn in den Jahren 1645 und 1646, als das Parlament und mit ihm der Presbyterianismus noch auf der Höhe ihrer Macht waren, wurden mehrere Beschlüsse in dieser Absicht gefasst***.

* Hume a. a. O., Vol. VI, S. 234. In einer Note (S. 234) führt Hume eine Paragraphe aus dem Histriomastix an: „The music in the churches is not the noise of men, but a bleating of brute beasts; choiristers bellow the tenor, as it were oxen; bark a counter part as it were a kennel of dogs; roar out a treble, as it were a sort of bulls; and grunt out a base, as it were a number of hogs. Christmas, as it is kept, is the devil's Christmas.“ Vgl. über Prynne oben S. 32.

** Hume a. a. O., Vol. VI, S. 234.

*** „The Parliament, though they had early abolished episcopal authority, had not, during so long a time, substituted, any other spiritual government in its place; and their committees of religion had hitherto assumed the whole ecclesiastical jurisdiction. But they now established, by an ordinance, the Presbyterian model in all its forms of congregational, classical, and national assemblies. All the inhabitants of each parish were ordered to meet and choose elders, on whom, together with the minister, was bestowed the entire direction of all spiritual concerns within the congregation. A number of neighbouring

Doch als sie executiert werden sollten, setzten die Independenten, die mittlerweile das Uebergewicht erlangt hatten, dem ein unerwartetes Hinderniss entgegen. Die presbyterianische Kirchenordnung bildet oft die Zielscheibe von Butlers Satire Ralph eifert dagegen, und in einem vom Dichter eigens zu diesem Zwecke eingeschobenen Dialog bemüht sich jener zu beweisen, dass

„Bear-baiting equal
With Synods, orthodox and legal."
P. I, C. III, V. 1085—6.

Seinen Beweis tritt er so an:

„Synods are mystical Bear-gardens,
Where Elders, Deputies, Church-wardens,
And other members of the Court,
Manage the Babylonish sport;
For Prolocutor, Scribe, and Bear-ward,
Do differ only in a mere word.
Both are but sev'ral synagogues
Of carnal men, and Bears and Dogs:
Both antichristian assemblies,
To mischief bent as far 's in them lies:
Both stave and tail, with fierce contests,
The one with men, the other beasts.
The diff'rence is, the one fights with
The tongue, the other with the teeth;
And that they bait but Bears in this,
In th'other Souls and Consciences." 1095—1110.

In dieser drolligen Weise nimmt Ralphs Beweisführung ihren Verlauf; wie sehr sich der Ritter auch anstrengt, er kann seines Squires Gründe nicht widerlegen und sieht sich zuletzt so in die Enge getrieben, dass er die Disputation gewaltsam abbricht.

parishes, commonly between twelve and twenty, formed a classis; and the court, which governed this division, was composed of all the ministers, together with two, three, or four elders chosen from each parish. The provincial assembly retained an inspection over several neighbouring classes and was composed entirely of clergymen. The national assembly was constituted in the same manner; and its authority extended over the whole kingdom". Hume a. a. O., Vol. VII, S. 67.

Besonders hart werden von unserm Dichter gewisse Mängel des Presbyterianismus mitgenommen: so macht er die Unwissenheit und niedere Herkunft der presbyterianischen Beamten lächerlich. Unter andern hervorragenden Eigenschaften seines Helden zählt er die auf, dass derselbe „by force of argument“ beweisen konnte, dass

„A calf an alderman, a goose a justice,
And rooks committee-men and trustees.“

Die Aldermen belegt der Dichter mit dieser schmeichelhaften Titulatur, weil sie durch ihr entschieden feindliches verhalten gegen den Hof und durch Befürwortung der Parlamentsbeschlüsse seinen Unwillen erregt haben. Was die Richter betrifft, so soll man oft Leute zu Friedensrichtern gemacht haben, die kurz vorher Constablerdienste verrichtet hatten. Diese bildeten die rechte Hand des Parlaments, dem sie ja ihr Amt verdankten*. Cromwell folgte dem ihm vom Parlament vorgezeichneten Weg, insofern er die High Sheriffs mit Vorliebe aus dem Pächter- oder dem niedrigsten Handelsstande ernannte. Dass diese aus Dankbarkeit für ihren Wolthäter seine Befehle blind vollzogen, liegt auf der Hand. Die Committee-men nennt der Dichter diebische Krähen, weil sie das Land auf eine höchst spitzbübische und willkürliche Weise aussogen**. Ueberhaupt war es nicht ungewöhnlich, den

* Es ist gleichfalls bestätigt, dass zu Anfang der Revolution die Stadt Chelmsford in Essex von einem Färber, zwei Schustern, zwei Schneidern und zwei Krämern verwaltet wurde. Compl. Ed. (Manchester 1845), S. 4, Anm.

** „But what excited the most universal complaint, was the unlimited tyranny and despotic rule of the country-committees. During the war, the discretionary power of these courts was excused from the plea of necessity; but the nation was reduced to despair, when it saw neither end put to their authority. These could sequester, fine, imprison, and corporally punish, without law or remedy. They interposed in questions of private property. Under colour of malignancy, they exercised vengeance against their private enemies. To the obnoxious, and sometimes to the innocent, they sold their protection. And instead of one starchamber, which had been abolished, a great number were anew erected, fortified with better pretences and armed with more unlimited authority.“ Hume a. a. O., Vol. VII, S. 91.

Teufel für den Erfinder dieser geistlichen Gerichtshöfe zu halten, und Butler selbst drückt sich in dieser Weise aus:

„Did no Committee sit, where he (der Teufel)
Might cut out journey-work for thee,
And set th' a task, with subornation,
To stitch up sale and sequestration;
To cheat, with holiness and zeal,
All parties and the common weal."
P. I, C. II, V. 721—6.

In dem oben erwähnten Beweise Ralphs, Synoden seien identisch mit Bärenhetzen, werden noch andere presbyterianische Beamte genannt:

„Synods are whelps o' th' Inquisition,
A mongrel breed of like pernicion,
And, growing up, became the sires
Of Scribes, Commissioners, and Triers:
Whose business is, by cunning sleight,
To cast a figure for men's light;
To find, in lines of beard and face,
The physiognomy of Grace;
And by the sound and twang of nose,
If all be sound within disclose,
Free from a crack or flaw of sinning,
As men try pipkins by the ringing."
P. I, C. III, V. 1149—60.

Die genannten Beamten wurden durch die beiden Häuser ernannt, um die zu Kirchenvorständen zu wählenden Personen zu prüfen, ob sie im Puncte des Glaubens auch des ihnen übertragenen Amtes würdig seien*.

* Dr. South sagt in einer seiner Predigten: „That they were most properly called Cromwell's Inquisition, and that they would pretend to know men's hearts, and inward bent of their spirits by their very looks: but the truth is, as the chief pretence of these triers was, to enquire into men's gifts, so if they found them to be well gifted in the hand, they never looked any further; for a full and free hand was with them an abundant demonstration of a gracious heart, a word in great request in those times." Die Fragen, die diese Triers ihren examinanden vorzulegen pflegten, lauteten ungefähr so: Wann wurdest du bekehrt? Wo fühltest du die Regungen des heiligen Geistes? In welchem Jahr, in welchem Monat? An welchem Tag, in welcher Stunde des Tags empfiengst du deine Berufung, oder trieb dich der Geist an, im Dienste des Herrn

Die Independenten nahmen es mit den Fähigkeiten ihrer Beamten gleichfalls nicht genau: Die Officiere waren meist aus der Hefe des Volks hervorgegangen und zeichneten sich nur durch ihre Disciplin und die Zähigkeit, mit der sie die Grundsätze ihrer Religion und ihrer Politik verfochten, aus. Das bekannteste Beispiel eines pöbelhaften Emporkömmlings bildet der schon mehrfach erwähnte Oberst Pride, der als ein ausgesetztes Kind vor einer Kirchenthür gefunden wurde, später das Gewerbe eines Hausierers betrieb, dann der Armee seine Dienste widmete und es schliesslich bis zu dem Rang eines Obersten und einem Sitz im Oberhaus brachte. Von dem Usurpator soll er mit einem Fiedelbogen zum Ritter geschlagen und darauf in den Stand der Lords erhoben worden sein. Er starb noch vor der Restauration und entgieng somit der über die Königsmörder verhängten Strafe. Er war die geeignete Figur, auf die sich die satirischen Pfeile der Royalisten richteten. Auf ähnliche Weise gelangte John Hewson* zu seiner Würde; ebenfalls der untersten Schicht des Volks entsprossen vertauschte er das Schusterhandwerk mit dem Dienst in der Armee und brachte es bis zum Obersten. Gleichfalls von Cromwell zum Ritter geschlagen erhielt er Sitz und Stimme im Oberhaus. Später gab er seine politische Laufbahn auf, verliess das Königreich und starb in Amsterdam**.

Die Unwissenheit der weltlichen Beamten hielt gleichen Schritt mit der der geistlichen. Sie findet sich gebührend in unserm Epos gegeisselt. So rühmt unser Dichter unter andern Eigenschaften Cerdons, eines der Führer der Bärenhetze, „That preaching was his chiefest talent“. In der That traten in jener Zeit Handwerker aller Art als Prediger auf, und manche standen beim Pöbel in hohem Ansehen***. Leicht ersichtlich

zu arbeiten. Eine Menge anderer Fragen über die geistige Wiedergeburt, die Praedestination, und ähnliche schlossen sich in der Regel daran an. Vgl. anon. Ausg. (London 1812), P. I, C. III, Anm. z. V. 1152—6.

* Vgl. S. 152.

** Ueber Pride und Hewson vgl. Compl. Ed. P. III, C. II, S. 42.

*** Für diese Unsitte finden sich nahezu zahllose Belege bei gleichzeitigen Schriftstellern und den Historikern, die sich an diese anlehnen. Vgl. anon. Ausg. (London 1812), P. I, C. II, Anm. zu V. 435; Compl. Ed., S. 46, Anm.

ist es, dass solche Geistliche, denen jegliche Bildung mangelte, Verächter aller Bildung überhaupt waren: in ihrem religiösen Dünkel waren sie alles Ernstes überzeugt, derselben vollständig entbehren zu können, da sie ja durch die Vorsehung, durch die Praedestination, oder inneres Licht und Gnadengaben in jeder Hinsicht geleitet würden; der letzteren Lehre hiengen besonders die Independenten an*. Hinlänglich wird diese Doctrin von Butler verspottet bei Gelegenheit des Disputs über die Identität von presbyterianischen Synoden und Bärenhetzen. Der Independent Ralph erwidert auf den Schwall unverdauter Gelehrsamkeit seines Herrn, womit dieser Ralphs frivole Behauptung in ihr nichts zurückschleudern will:

„Nothing but th' abuse
Of human learning you produce;
Learning, that cobweb of the brain,
Profane, erroneous, and vain;
A trade of knowledge, as replete
As others are with fraud and cheat;
An art t' encumber Gifts and wit,
And render both for nothing fit;
Makes Light inactive, dull, and troubled,
Like little David in Saul's doublet:
A cheat that scholars put upon
Other men's reason and their own,

---

* Jonathan Swift in seinem berühmten Tendenzstück „The Tale of a Tub", das er nach Johnsons Ansicht in der Zeit seines zusammenlebens mit Temple, also in den Jahren 1695—9 verfasste, geisselt gleichfalls die Praedestinationstheorie, indem er von dem Presbyterianer Jack sagt: „He would shut his eyes as he walked along the streets, and if he happened to bounce his head against a post, or fall into a kennel, he would tell the gibing 'prentices that looked on, that he submitted with entire resignation as to a trip or blow of fate, with which he found, by long experience, how vain it was either to wrestle or cuff: and whoever durst undertake to do either would be sure to come off with a swinging fall or bloody nose: it was ordained (said he), some few days before the creation, that my nose and this very post should have an encounter and therefore Providence thought fit to send us both into the world in the same age, and to make us countrymen and fellow citizens. Now, had my eyes been open, it is very likely the business had been a great deal worse; for how many a confounded slip is daily got by a man with all his foresight about him."

A fort of error, to ensconce
Absurdity and ignorance
That renders all the avenues
To truth impervious and abstruse,
By making plain things, in debate,
By art perplex'd and intricate:
For nothing goes for Sense or Light,
That will not with old rules jump right;
As if rules were not in the schools
Deriv'd from truth, but truth from rules.
This Pagan, Heathenish, invention
Is good for nothing but contention:
For as in sword and buckler fight
All blows do on the target light,
So, when men argue, the great 'st part
O' th' contest falls on terms of art,
Until the fustian stuff be spent,
And then they fall to th' argument."
P. I, C. III, V. 1337—66.

Diese Ansicht von 'der Nichtigkeit und Unzweckmässigkeit alles menschlichen wissens war unter jenen Fanatikern allgemein verbreitet. Und kaum ist es zu glauben, was ein Herausgeber des Hudibras versichert*, dass Cromwell, als er in Durham zum besten der nördlich gelegenen Theile des Reichs eine Universität gründen wollte, auf so hartnäckigen Widerstand von Seiten George Fox' und seiner Anhänger stiess, dass er seine Absicht aufgeben musste. Doch des mächtigen Protectors Einsicht und Energie muss es bald gelungen sein, diese Absurdität mit Stumpf und Stiel auszurotten; denn viele unparteiische Historiker vereinigen sich in dem Lobe von Cromwells Pflege der Künste und Wissenschaften während seines Protectorats**. Die Providenz und die Praedestination vertraten eben die Stelle der Wissenschaft. Anspielungen auf diesen Glauben finden wir häufig sowol

* Anon. Ausg. P. I, C. III, Anm. zu V. 1339. Vgl. auch Compl. Ed., S. 109, Anm 2: „It was the opinion of those tinkers, tailors etc., that governed Chelmsford at the beginning of the Rebellion, 'That learning had always been an enemy to the Gospel, and that it were a happy thing, if there were no universities, and that all books were burned except the Bible'."

** Vgl. S. 41.

bei Butler als bei andern gleichzeitigen Schriftstellern. So lässt ersterer seinen Helden, als er im Begriff ist, gegen die Bärenhetze Einsprache zu erheben, sagen:

„Whatsoe'er we perpetrate,
We do but row, w' are steer'd by Fate,
Which in success oft disinherits,
For spurious causes, noblest merits.
Great actions are not always true sons
Of great and mighty resolutions;
Nor do the bold'st attempts bring forth
Events still equal to their worth;
But sometimes fail, and in their stead
Fortune and cowardice succeed."
P. I, C. I, V. 881—90.

Dieses alle Annehmlichkeiten des Lebens perhorrescierende, finstere Wesen des echten Puritaners, das mehr oder weniger den Grundzug seines Charakters ausmacht, ist durch wenige, jedoch inhaltsvolle Worte in folgenden Versen charakterisiert:

„A sect whose chief devotion lies
In odd perverse antipathies;
In falling out with that or this,
And finding somewhat still amiss;
More peevish, cross, and splenetic,
Than dog distract, or monkey sick."
P. I, C. I, V. 207—12.

Als abgesagte Feinde der anglicanischen Kirche hassten und verfolgten die Puritaner sogar die unschuldigsten Gebräuche derselben, „to suppress the camisado of surplices". Macaulay* verbreitet sich ziemlich ausführlich über ihre aus Oppositionssucht eingeführten Gebräuche und Missbräuche. Ausdrücklich betont er ihre Vorliebe für das Alte Testament, die in allen ihren Sitten und religiösen Gewohnheiten deutlich hervortrat; daher zollten sie auch der hebräischen Sprache eine Achtung, die sie der Sprache des Urtextes des Neuen Testamentes versagten**. Auf diese letztere sonderbare Eigen-

* A. a. O. S. 79—81.

** Vgl. Hume a. a. O., Vol. VII, S. 226—7. Warburton (a. a. O., S. 113, Anm. 1) bemerkt sehr treffend: „The Puritan pulpits at this time rang with anathemas, and were filled by men whose popularity

thümlichkeit, die sich auch bei seinem Helden findet, spielt Butler in folgenden Versen an:

„For Hebrew roots, although they 're found
To flourish most in barren ground,
He had such plenty, as suffic'd
To make some think him circumcis'd."
P. I, C. I, V. 59—62.

Unter andern ferner von Macaulay* angeführten Eigenthümlichkeiten dieser Secten, die aus ihrer Verehrung für das Alte Testament entsprangen, ist besonders eine hervorzuheben. Seine Worte lauten:

„The extreme Puritan was at once known from other men by his gait, his garb, his lank hair, the sour solemnity of his face, the upturned white of his eyes, the nasal twang with which he spoke, and, above all, by his peculiar dialect. He employed on every occasion, the imagery and stile of Scripture. Hebraisms violently introduced into the English language, and metaphors borrowed from the boldest lyric poetry of a remote age and country, and applied to the common concerns of English life, were the most striking peculiarities of this cant, which moved, not without cause, the derision both of prelatists and libertines."

Für diese eigenthümliche Art der Ausdrucksweise erfand man auf royalistischer Seite ein neues Wort, das sich allmählich einbürgerte und jetzt in der Bedeutung von „Kauderwelsch" gebraucht wird: the cant**. Vortrefflich ist es nun

---

and influence depended on their vehemence. These 'Boanerges', as they delighted to be called, preached largely from the Pentateuch, and indeed many of their doctrines seem better suited for the other side of Jordan than for the banks of the Thames, or for any people whom Christianity has blessed. —

Those Roundhead saints of blessed memory
Cut throats in godly pure sincerity;
So they with lifted hands and eyes devout
Said grace, and carv'd a slaughter'd monarch out.
Oldham's Satyre."

* Ebend.

** Man ist sehr geneigt, dieses Wort mit dem Stamm des lat. canere, cantare zusammenzubringen, und meines wissens bringen auch alle etymologischen Wörterbücher diese Ableitung. Doch Warburton

Butler gelungen, diesen geschraubten, meist der Bibel entlehnten Stil in allen Dialogen Hudibras' und Ralphs und sonstiger Persönlichkeiten nachzuahmen. Beispielsweise sei nur folgende Stelle angeführt:

„Shall precious Saints, and Secret ones,
Break one another's outward bones,
And eat the flesh of Bretheren,
Instead of kings and mighty men?
When fiends agree among themselves,
Shall they be found the greater elves?
When Bel 's at union with the Dragon,
And Baal-Peor friends with Dagon;" etc.
P. III, C. II, V. 697—704.

Den alltäglichsten Handlungen wurde die biblische Phraseologie angepasst; ja sie trieben diese Art von Fanatismus so weit, dass sie dafür hielten, die Heilige Schrift sei die Richtschnur alles menschlichen handelns, so dass sie zu allem, was sie thaten und sprachen, ein Vorbild in der Bibel suchten. So lässt unser Dichter den Squire seine Scrupel über den Gebrauch des Wortes bear-baiting ausdrücken:

„The word bear-baiting
Is carnal, and of man's creating,
For certainly there is no such word
In all the Scripture on record;
Therefore unlawful, and a sin."
P. I, C. I, V. 805—9*.

(a. a. O., S. 92, Anm. 1) gibt eine andere, die, wenn das Wort wirklich nicht vor der Rebellion existiert hat, unzweifelhaft die richtige ist: „This word was unknown, it seems to me, before the Civil Wars; one of the most hateful in our vocabulary, it was the name of one of the Scotch Presbyterian divines, who visited London on a political and proselytizing mission. Andrew Cant and his son Alexandre made their names sufficiently notorious, I presume, to create the epithet. It is not used by Clarendon, Warwick, or, I believe by any writer of this date; but Hudibras, who has every thing, says: —

„And till they first began to cant
And sprinkle down the covenant."

Ausser dem Subst. und dem Verb. finden sich im Hudibras auch noch die Composita outcant (P. III, C. II, V. 151) und recant (P. II, C. II, V. 155).

* Ein Pendant dazu bietet folgender Abschnitt aus einer in jener Zeit erschienenen Abhandlung, betitelt: „Accommodation discommended,

Kein Wunder, wenn infolge dieses gewaltsam eingeführten Stiles sich eine Menge neuer Worte bildeten: je bewanderter ein Puritaner in der biblischen Anschauung war, um so mehr standen ihm solche Worte zu Gebote. So wird Hudibras' Fertigkeit im Worte machen gerühmt:

„He could coin or counterfeit
New words, with little or no wit;
Words so debas'd and hard, no stone
Was hard enough to touch them on;
And when with hasty noise he spoke 'hem,
The ignorant for current took 'em."
P. I, C. I, V. 109—14.

Nicht weniger vortrefflich ist es unserem Dichter gelungen, solche neue Worte, „hard words", wie er sie nennt, in den entsprechenden Situationen anzubringen. Wir finden z. B.: Outgoings, Carryings-on, Nothingness, Workings-out, Gospel-walking-times, Gospel-preaching, soul-saving. Eine andere Classe neu fabricierter Worte bilden ferner die Benennungen, die sie sowol sich selbst als ihren religiösen und politischen Feinden beilegten. Sie selbst waren nur die Elect, Saints, Godly, Predestinate u. s. w. Die Anhänger der englischen Kirche hingegen und die Royalisten nannten sie Papists, Prelatists, Malignants, Reprobates, Wicked, Ungodly, Carnal minded. Mit den Ausdrücken Rag of Popedom, the Whore of Babylon's Smock, und the Smock of the Whore of Rome wurde der ihnen so verhasste Bischofsornat bezeichnet. Die Kleriker der englischen Hofkirche wurden Dogs, bisweilen Dumb Dogs und Greedy Dogs genannt, auch The blind whelps of an ignorant devotion.

Unter jenen „odd perverse antipathies" rief besonders das Verbot der Weihnachtsfeier, das von dem presbyterianischen Parlament ausgieng, die grösste Entrüstung hervor. Butler sagt mit Beziehung hierauf, dass sie

---

as incommodious to the Commonwealth": „First, accommodation is not the language of Canaan, and therefore it cannot conduce to the peace of Jerusalem. 2. It is no Scripture word: now to vilify the ordinances which are in Scripture, nQ, not so much as in the Apocrypha, is to relinquish the word, and follow the inventions of men, which is plain popery." Vgl. anon. Ausg., Anm. zu P. I, C. I, V. 807—8.

„With more care keep holiday
The wrong than others the right way."
P. I, C. I, V. 213—4.

Wirklich erliess das Parlament eine Verordnung, dass die Feier dieses und andrer Feste wegfallen sollte; und um ihr bessern Nachdruck zu geben, sandte man um die Mittagszeit Soldaten in die Häuser, die Fleisch und andere an diesen Tagen verbotene Gerichte wegnehmen sollten*. In den folgenden Versen:

„Rather than fail, they will defy
That which they love most tenderly;
Quarrel with minc'd pies, and disparage
Their best and dearest friend plumb-porridge;
Fat pig and goose itself oppose,
And blaspheme custard through the nose."
P. I, C. I, V. 225—30

werden einige andere Eigenthümlichkeiten des Puritaners durchgezogen. Das essen gewisser Speisen an gewissen Tagen galt ihnen als ein Ueberbleibsel des Papstthums**; ihre Abneigung in diesem Puncte gieng so weit, dass sie einen Mann, welcher der alten Sitte treu blieb, nicht für fähig hielten, einen Sitz im Parlament einzunehmen. Mit vielem Witz ist diese Thorheit von dem Verfasser des Gedichtes „Sir John Birkenhead revived"*** gegeisselt:

„All plumbs the prophets' sons despise,
And spice broths are too hot;
Treason is in a December pie,
And death within the pot:
Christmas farewell, thy day (I fear)
And merry days are done;
So they may keep feast all the year,
Our Saviour shall have none.
Gone are the golden days of yore
When Christmas was an high day,
Whose sports we now shall see no more, —
'T is turn'd into Good Friday."

* Macaulay a. a. O., S. 160.
** Hume a. a. O., Vol. VII, S. 31 Anm.
*** Anon. Ausg. P. I, Anm. zu V. 227—8.

Die Independenten unterschieden sich von den Presbyterianern im wesentlichen dadurch, dass sie in ihren Ansichten über Politik und Religion noch radicaler als jene waren. Ihr Repraesentant in unserem Gedicht ist, wie schon oft erwähnt, Ralph. Butler charakterisiert ihn als Independenten kurz:

„His knowledge was not far behind
The Knight's, but of another kind,
And he another way came by 't:
Some call it gifts, and some new light.“
P. I, C. I, V. 479—82.

Während die Presbyterianer ihre religiösen Principien nach den schon besprochnen und vom Dichter so sehr verspotteten Synoden regelten, verabscheuten die Independenten alle von Menschen aufgestellten Satzungen; und Butler deutet diesen Grundsatz an in jenem prächtigen Dialog, der sich an Ralphs Behauptung, dass Synoden gleich Bärenhetzen seien, anschliesst. Ein strenger Independent verliess sich vielmehr auf die Führung seines innern Lichtes; jeder einzelne war somit in den Stand gesetzt, sich nicht bloss über alle möglichen Dinge seine eigne Meinung zu bilden, sondern sie auch mit schrankenloser Willkür durchzuführen; wie verderblich dieser Grundsatz in einer dominierenden Partei wirkte, dafür ist der Verlauf der Rebellion ein trauriger Beweis *. Noch deutlicher in dieser Hinsicht drückt sich unser Dichter in den folgenden Versen aus:

„Disdain the pedantry o' th' letter,
And since obedience is better
(The Scripture says) than sacrifice,
Presume the less on 't will suffice;

---

* Dass Cromwell selbst weit über derartige thörichte Principien erhaben war, oder sie wenigstens im Verlauf seiner dreizehnjährigen politischen Thätigkeit abgestreift hatte, unterliegt wol keinem Zweifel; solche Grundsätze hätten ihn bald von seiner Höhe stürzen müssen. Und wenn er manches that, das ihn in den Augen der Mit- und Nachwelt verdammungswürdig erscheinen liess, so lässt sich mit Recht der Einwand geltend machen, dass der Geist der Masse, den er allerdings selbst heraufbeschworen hatte, ihm über den Kopf wuchs und zeitweilig nicht von ihm in die gehörigen Fesseln geschlagen werden konnte. Vgl. Macaulay a. a. O., S. 130.

And scorn to have the moderat'st stints
Prescrib'd their peremptory hints,
Or any opinion, true or false,
Declar'd as such, in Doctrinals;
But left at large to make their best on,
Without b'ing called t'account or question".
P. III, C. II, V. 609—18*.

Die Hauptdoctrin der Independenten, die vom innern Licht, nennt Butler:

„A liberal art, that costs no pains
Of study, industry, or brains"; . . . .

und fährt dann fort:

„For as of vagabonds we say
That they are ne'er beside their way,
Whate'er men speak by this new light,
Still they are sure to be i' th' right:
'T is a dark lantern of the Spirit,
Which none see by but those that bear it;
A light that falls down from on high,
For spiritual trades to cozen by;
An ignis fatuus, that bewitches,
And leads men into pools or ditches,
To make them dip themselves, and sound
For Christendom in dirty pond;
To dive like wild-fowl for salvation,
And fish to catch regeneration.
This light inspires and plays upon
The nose of saint, like bagpipe drone,
And speaks through hollow empty soul,
As through a trunk or whisp'ring hole,
Such language as no mortal ear
But spirit'al eaves-droppers can hear:
So Phoebus, or some friendly Muse
Into small poets song infuse,
Which they at second-hand rehearse,
Through reed or bagpipe, verse for verse".
P. I, C. I, V. 483—524.

---

* Ueber die Unterschiede und Uebereinstimmungen des Presbyterianismus und der Independenz, auf die hier und da geeigneten Orts schon aufmerksam gemacht worden ist, verbreitet sich am ausführlichsten Hume a. a. O, Vol. VII, S. 17—19.

Wie man sieht, macht damit Butler den Independenten denselben Vorwurf der Unwissenheit wie den Presbyterianern. Die Beschreibung Ralphs setzt er in folgenden Versen fort:

„By means of this, with hem and cough,
Prolongers to enlighten'd stuff,
He could deep mysteries unriddle,
As easily as thread a needle",

womit er auf die thörichte Gewohnheit jener Zeloten anspielt, die Mysterien des christlichen Glaubens in den Bereich ihrer Discussion zu ziehen; und das thaten sie mit eben so wenig Scheu und Zurückhaltung, als wenn sie von Gegenständen des Gewerbes oder den trivialsten Angelegenheiten des Lebens sich unterhielten; demgemäss entlehnten sie ihre Metaphern bei Discussionen über religiöse Dinge den üblichen Ausdrücken des Handwerks, dem jeder angehörte*. Wenn daher der Dichter von Ralph sagt, er könne Mysterien ebenso leicht enträthseln als eine Nadel einfädeln, so sind wir zu dem Schluss berechtigt, dass der Squire ein Schneider gewesen ist.

Eine Eigenheit der Fanatiker war es, solche Fragen zu erörtern, deren wissen in keiner Hinsicht fruchtet. Aus den angeführten Beispielen sei nur eins herausgegriffen:

„He knew the seat of Paradise,
Could tell in what degree it lies."
P. I, C. I, V. 173—4.

Der Herausgeber macht dazu die fast unglaublich klingende Bemerkung, dass eine Sammlung der verschiedenen Ansichten über diese eine Frage einen ganzen Band anfüllen würde; und der deutsche Uebersetzer** sagt in einer Anmerkung zu dieser Stelle, dass der Ritter Walther Raleigh die verschiedenen Meinungen von der Lage des Paradieses gesammelt und zu Anfang seiner Weltgeschichte erzählt habe.

„Thus Ralph became infallible,
As three or four legg'd oracle,
The ancient cup, or modern chair."
P. I, C. I, V. 525—7.

* Vgl. anon. Ausg., P. I, C. I, V. 499—500 Anm.
** Dtsch. Uebers., S. 15, Anm.

Diese Verse geisseln die grenzenlose Anmassung der Puritaner, die nur ihrer Gestalt nach dem Menschengeschlechte, infolge des innern Lichts und der Gnadengaben oder der Providenz und der Praedestination und der daraus resultierenden Weisheit einer Gattung höherer Wesen anzugehören vermeinten*. Demgemäss stattet Butler den Squire mit allen möglichen und unmöglichen Kenntnissen aus. Er ist ein grosser Philosoph:

„Deep sighted in intelligences,
Ideas, atoms, influences,“ 533—4,

er ist im Besitz der Geheimnisse der terra incognita, versteht die Sprache der Vögel,

„As well as they themselves do words,“

hat die Fähigkeit, die Zukunft zu prophezeien.

Angenommen, alle diese besprochenen Eigenthümlichkeiten beider Secten seien aus wahrer religiöser Ueberzeugung geflossen, so lässt sich doch nicht leugnen, dass die Masse der puritanischen Lehre folgte theils aus Furcht vor den mächtigen Zeloten, theils um unter dem Deckmantel der Frömmigkeit selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen. Und in diesem Lichte betrachtet die grosse Mehrzahl der Schriftsteller jenes Zeitalters den Puritanismus. In diesem Lichte betrachtet ihn auch der beste englische Sittenlustspieldichter Ben Jonson in seiner berühmtesten Komoedie „Der Alchimist“, in welcher der niedrige Egoismus eines äusserlich bigotten puritanischen Priesters gebührendermassen gezüchtigt wird; diese Figur ähnelt überhaupt in mehr als einer Beziehung unserm Hudibras.

Am besten ist es unstreitig Butler gelungen, die puritanische Heuchelei zu brandmarken, in der Scene nämlich, wo Hudibras sich einzureden sucht, dass sein puritanisches Gewissen ihm verbiete, der Witwe jenen Eid, der ihn zu einer Selbstgeisselung verpflichtet, zu halten: er raisonniert so:

„Whether it be direct infringing
An oath, if I should wave this swinging,

* Auf diese Ansicht ist die Erklärung ihres Namens zurückzuführen: „Thus these sectaries were called, on account of their pretending to a superior purity of whorship and discipline.“ Hume a. a. O., Vol., V. S. 150.

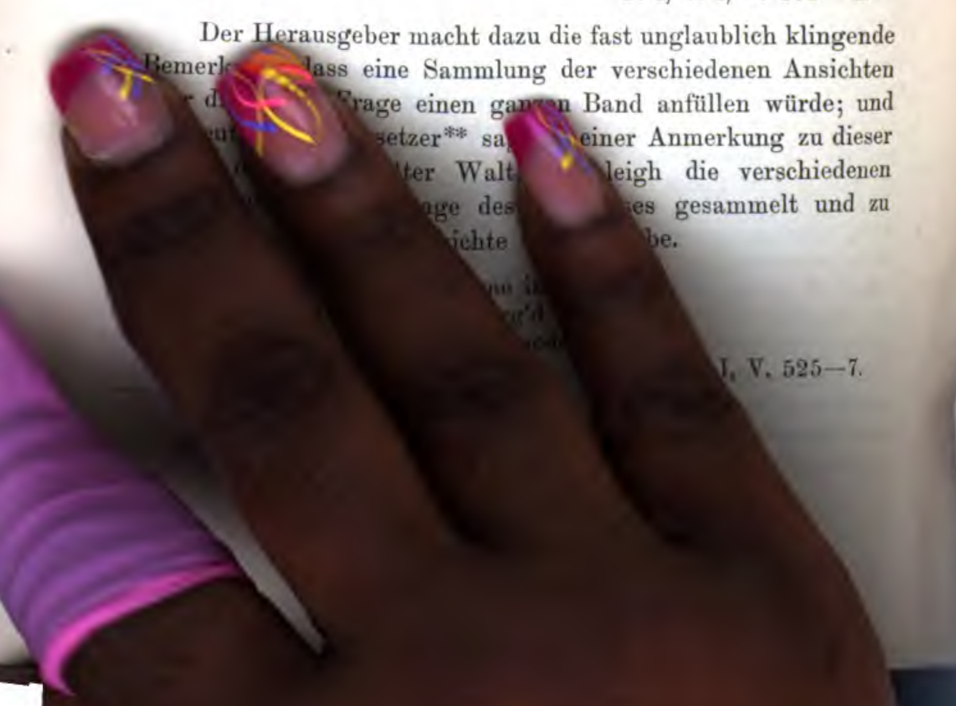
Wie man sieht, macht damit Butler den Independenten denselben Vorwurf der Unwissenheit wie den Presbyterianern. Die Beschreibung Ralphs setzt er in folgenden Versen fort:

> „By means of this, with hem and cough,
> Prolongers to enlighten'd stuff,
> He could deep mysteries unriddle,
> As easily as thread a needle",

womit er auf die thörichte Gewohnheit jener Zeloten anspielt, die Mysterien des christlichen Glaubens in den Bereich ihrer Discussion zu ziehen; und das thaten sie mit eben so wenig Scheu und Zurückhaltung, als wenn sie von Gegenständen des Gewerbes oder den trivialsten Angelegenheiten des Lebens sich unterhielten; demgemäss entlehnten sie ihre Metaphern bei Discussionen über religiöse Dinge den üblichen Ausdrücken des Handwerks, dem jeder angehörte*. Wenn daher der Dichter von Ralph sagt, er könne Mysterien ebenso leicht enträthseln als eine Nadel einfädeln, so sind wir zu dem Schluss berechtigt, dass der Squire ein Schneider gewesen ist.

Eine Eigenheit der Fanatiker war es, solche Fragen zu erörtern, deren wissen in keiner Hinsicht fruchtet. Aus den angeführten Beispielen sei nur eins herausgegriffen:

> „He knew the seat of Paradise,
> Could tell in what degree it lies."
>
> P. I, C. I, V. 173—4.



Diese Verse geisseln die grenzenlose Anmassung der Puritaner, die nur ihrer Gestalt nach dem Menschengeschlechte, infolge des innern Lichts und der Gnadengaben oder der Providenz und der Praedestination und der daraus resultierenden Weisheit einer Gattung höherer Wesen anzugehören vermeinten*. Demgemäss stattet Butler den Squire mit allen möglichen und unmöglichen Kenntnissen aus. Er ist ein grosser Philosoph:

> „Deep sighted in intelligences,
> Ideas, atoms, influences,“ 533—4,

er ist im Besitz der Geheimnisse der terra incognita, versteht die Sprache der Vögel,

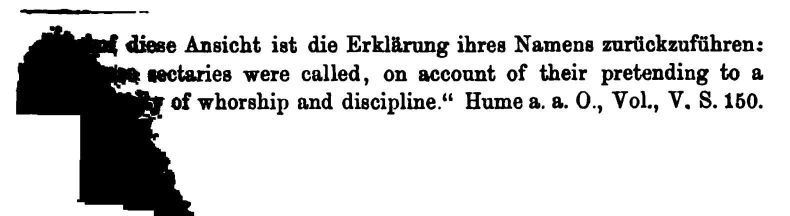
> „As well as they themselves do words,“

hat die Fähigkeit, die Zukunft zu prophezeien.

Angenommen, alle diese besprochenen Eigenthümlichkeiten beider Secten seien aus wahrer religiöser Ueberzeugung geflossen, so lässt sich doch nicht leugnen, dass die Masse der puritanischen Lehre folgte theils aus Furcht vor den mächtigen Zeloten, theils um unter dem Deckmantel der Frömmigkeit selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen. Und in diesem Lichte betrachtet die grosse Mehrzahl der Schriftsteller jenes Zeitalters den Puritanismus. In diesem Lichte betrachtet ihn auch der beste englische Sittenlustspieldichter Ben Jonson in seiner berühmtesten Komoedie „Der Alchimist“, in welcher der niedrige Egoismus eines äusserlich bigotten puritanischen Priesters gebührendermassen gezüchtigt wird; diese Figur ähnelt überhaupt in mehr als einer Beziehung unserm Hudibras.

Am besten ist es unstreitig Butler gelungen, die puritanische Heuchelei zu brandmarken, in der Scene nämlich, wo Hudibras sich einzureden sucht, dass sein puritanisches Gewissen ihm verbiete, der Witwe jenen Eid, der ihn zu einer Selbstgeisselung verpflichtet, zu halten: er raisonniert so:

> „Whether it be direct infringing
> An oath, if I should wave this swinging,



* [illegible] diese Ansicht ist die Erklärung ihres Namens zurückzuführen: [illegible] sectaries were called, on account of their pretending to a [illegible] of whorship and discipline.“ Hume a. a. O., Vol., V. S. 150.

Die Independenten unterschieden sich von den Presbyterianern im wesentlichen dadurch, dass sie in ihren Ansichten über Politik und Religion noch radicaler als jene waren. Ihr Repraesentant in unserem Gedicht ist, wie schon oft erwähnt, Ralph. Butler charakterisiert ihn als Independenten kurz:

„His knowledge was not far behind
The Knight's, but of another kind,
And he another way came by 't:
Some call it gifts, and some new light."
P. I, C. I, V. 479—82.

Während die Presbyterianer ihre religiösen Principien nach den schon besprochnen und vom Dichter so sehr verspotteten Synoden regelten, verabscheuten die Independenten alle von Menschen aufgestellten Satzungen; und Butler deutet diesen Grundsatz an in jenem prächtigen Dialog, der sich an Ralphs Behauptung, dass Synoden gleich Bärenhetzen seien, anschliesst. Ein strenger Independent verliess sich vielmehr auf die Führung seines innern Lichtes; jeder einzelne war somit in den Stand gesetzt, sich nicht bloss über alle möglichen Dinge seine eigne Meinung zu bilden, sondern sie auch mit schrankenloser Willkür durchzuführen; wie verderblich dieser Grundsatz in einer dominierenden Partei wirkte, dafür ist der Verlauf der Rebellion ein trauriger Beweis *. Noch deutlicher in dieser Hinsicht drückt sich unsér Dichter in den folgenden Versen aus:

„Disdain the pedantry o' th' letter,
And since obedience is better
(The Scripture says) than sacrifice,
Presume the less on 't will suffice;

* Dass Cromwell selbst weit über derartige thörichte Principien erhaben war, oder sie wenigstens im Verlauf seiner dreizehnjährigen politischen Thätigkeit abgestreift hatte, unterliegt wol keinem Zweifel; solche Grundsätze hätten ihn bald von seiner Höhe stürzen müssen. Und wenn er manches that, das ihn in den Augen der Mit- und Nachwelt verdammungswürdig erscheinen liess, so lässt sich mit Recht der Einwand geltend machen, dass der Geist der Masse, den er allerdings selbst heraufbeschworen hatte, ihm über den Kopf wuchs und zeitweilig nicht von ihm in die gehörigen Fesseln geschlagen werden konnte. Vgl. Macaulay a. a. O., S. 130.

And scorn to have the moderat'st stints
Prescrib'd their peremptory hints,
Or any opinion, true or false,
Declar'd as such, in Doctrinals;
But left at large to make their best on,
Without b'ing called t'account or question".
P. III, C. II, V. 609--18*.

Die Hauptdoctrin der Independenten, die vom innern Licht, nennt Butler:

„A liberal art, that costs no pains
Of study, industry, or brains"; . . . .

und führt dann fort:

„For as of vagabonds we say
That they are ne'er beside their way,
Whate'er men speak by this new light,
Still they are sure to be i' th' right:
'T is a dark lantern of the Spirit,
Which none see by but those that bear it;
A light that falls down from on high,
For spiritual trades to cozen by;
An ignis fatuus, that bewitches,
And leads men into pools or ditches,
To make them dip themselves, and sound
For Christendom in dirty pond;
To dive like wild-fowl for salvation,
And fish to catch regeneration.
This light inspires and plays upon
The nose of saint, like bagpipe drone,
And speaks through hollow empty soul,
As through a trunk or whisp'ring hole,
Such language as no mortal ear
But spirit'al eaves-droppers can hear:
So Phoebus, or some friendly Muse
Into small poets song infuse,
Which they at second-hand rehearse,
Through reed or bagpipe, verse for verse".
P. I, C. I, V. 483—524.

* Ueber die Unterschiede und Uebereinstimmungen des Presbyterianismus und der Independenz, auf die hier und da geeigneten Orts schon aufmerksam gemacht worden ist, verbreitet sich am ausführlichsten Hume a. a. O, Vol. VII, S. 17—19.

Wie man sieht, macht damit Butler den Independenten denselben Vorwurf der Unwissenheit wie den Presbyterianern. Die Beschreibung Ralphs setzt er in folgenden Versen fort:

„By means of this, with hem and cough,
Prolongers to enlighten'd stuff,
He could deep mysteries unriddle,
As easily as thread a needle",

womit er auf die thörichte Gewohnheit jener Zeloten anspielt, die Mysterien des christlichen Glaubens in den Bereich ihrer Discussion zu ziehen; und das thaten sie mit eben so wenig Scheu und Zurückhaltung, als wenn sie von Gegenständen des Gewerbes oder den trivialsten Angelegenheiten des Lebens sich unterhielten; demgemäss entlehnten sie ihre Metaphern bei Discussionen über religiöse Dinge den üblichen Ausdrücken des Handwerks, dem jeder angehörte*. Wenn daher der Dichter von Ralph sagt, er könne Mysterien ebenso leicht enträthseln als eine Nadel einfädeln, so sind wir zu dem Schluss berechtigt, dass der Squire ein Schneider gewesen ist.

Eine Eigenheit der Fanatiker war es, solche Fragen zu erörtern, deren wissen in keiner Hinsicht fruchtet. Aus den angeführten Beispielen sei nur eins herausgegriffen:

„He knew the seat of Paradise,
Could tell in what degree it lies."
P. I, C. I, V. 173—4.

Der Herausgeber macht dazu die fast unglaublich klingende Bemerkung, dass eine Sammlung der verschiedenen Ansichten über diese eine Frage einen ganzen Band anfüllen würde; und der deutsche Uebersetzer** sagt in einer Anmerkung zu dieser Stelle, dass der Ritter Walther Raleigh die verschiedenen Meinungen von der Lage des Paradieses gesammelt und zu Anfang seiner Weltgeschichte erzählt habe.

„Thus Ralph became infallible,
As three or four legg'd oracle,
The ancient cup, or modern chair."
P. I, C. I, V. 525—7.

* Vgl. anon. Ausg., P. I, C. I, V. 499—500 Anm.
** Dtsch. Uebers., S. 15, Anm.

Diese Verse geisseln die grenzenlose Anmassung der Puritaner, die nur ihrer Gestalt nach dem Menschengeschlechte, infolge des innern Lichts und der Gnadengaben oder der Providenz und der Praedestination und der daraus resultierenden Weisheit einer Gattung höherer Wesen anzugehören vermeinten*. Demgemäss stattet Butler den Squire mit allen möglichen und unmöglichen Kenntnissen aus. Er ist ein grosser Philosoph:

„Deep sighted in intelligences,
Ideas, atoms, influences," 533—4,

er ist im Besitz der Geheimnisse der terra incognita, versteht die Sprache der Vögel,

„As well as they themselves do words,"

hat die Fähigkeit, die Zukunft zu prophezeien.

Angenommen, alle diese besprochenen Eigenthümlichkeiten beider Secten seien aus wahrer religiöser Ueberzeugung geflossen, so lässt sich doch nicht leugnen, dass die Masse der puritanischen Lehre folgte theils aus Furcht vor den mächtigen Zeloten, theils um unter dem Deckmantel der Frömmigkeit selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen. Und in diesem Lichte betrachtet die grosse Mehrzahl der Schriftsteller jenes Zeitalters den Puritanismus. In diesem Lichte betrachtet ihn auch der beste englische Sittenlustspieldichter Ben Jonson in seiner berühmtesten Komoedie „Der Alchimist", in welcher der niedrige Egoismus eines äusserlich bigotten puritanischen Priesters gebührendermassen gezüchtigt wird; diese Figur ähnelt überhaupt in mehr als einer Beziehung unserm Hudibras.

Am besten ist es unstreitig Butler gelungen, die puritanische Heuchelei zu brandmarken, in der Scene nämlich, wo Hudibras sich einzureden sucht, dass sein puritanisches Gewissen ihm verbiete, der Witwe jenen Eid, der ihn zu einer Selbstgeisselung verpflichtet, zu halten: er raisonniert so:

„Whether it be direct infringing
An oath, if I should wave this swinging,

---

* Auf diese Ansicht ist die Erklärung ihres Namens zurückzuführen: „Thus these sectaries were called, on account of their pretending to a superior purity of whorship and discipline." Hume a. a. O., Vol., V. S. 150.

And what I 've sworn to bear forbear,
And so b' equivocation swear;
Or whether 't be a lesser sin
To be forsworn than act the thing,
Are deep and subtle points, which must,
T'inform my Conscience, be discust".
P. II, C. II, V. 55—62.

Wie unser Dichter gelegentlich die Puritaner in Hinsicht auf Fanatismus mit den Muhamedanern, von einem andern Standpunct aus mit den Juden verglich, so weist er bei dieser Gelegenheit nach, dass ihnen auch das jesuitische Princip der reservatio mentalis (equivocation) eigen ist*. Da unser „Honourable Knight" grosses Vertrauen zur dialektischen Gewandtheit seines Squires hat, die ihm gewöhnlich über seine Scrupel hinweg hilft, so appelliert er auch in diesem kritischen Falle an Ralphs Einsicht; nach verschiedenen Argumenten kommt dieser zu dem einem puritanischen oder jesuitischen Gewissen alle Ehre machenden Schluss:

„Saints, whom oaths and vows oblige,
Know little of their Privilege;
Farther (I mean) than carrying on
Some self-advantage of their own,
For if the devil, to serve his turn,
Can tell truth, why the saints should scorn,
When it serves theirs, to swear and lie,
I think there 's little reason why:
Else he 'as a greater power than they...

* In Petyts Visions of the Reformation heisst es: „You will find, that though they have two faces that look different ways, yet they have both the same lineaments, the same principles, and the same practices, and both impudently deny it, like the two men that stole the piece of flesh from the butcher in the fable: he that took it swore he had it not, and he that had it swore he did not take it. 'Who took it, or who has it (quoth the butcher), I know not, but by Jove, you are a couple of knaves.' As in their Pharisaical disposition they symbolize with the Jew, so in some of their positions they jump pat with the Jesuit: for though they are both in the extremes, and as contrary one to the other as the scales of a diameter, yet their opinions and practices are concentric to depress regal power; both of them would bind their kings in chains, and their nobles in links of iron." Anon. Ausg. P. III, C. I, V. 499—500 Anm.

We 're not commanded to forbear
Indefinitely at all to swear;
But to swear idly, and in vain,
Without self-interest or gain".
P. II, C. II, V. 119—32.

Ralph beweist nun, dass die puritanischen Behörden ihnen in diesem Puncte leuchtende Vorbilder sind; denn sobald es das Wol der guten Sache (Cause) erfordert hätte, hätten sie unbedenklich ihre Eide gebrochen. Besonders ist es hier wieder Cromwell, den Butler mit andern gleichzeitigen Dichtern als den Typus eines vollendeten Heuchlers hinstellt:

„For breaking of an oath, and lying,
Is but a kind of self-denying,
A saint-like virtue; and from hence
Some have broke oaths by Providence".
P. II, C. II, V. 133—6.

Hume*, dem die Historiker jener Periode vorlagen, der auch ihren Ansichten über die damalige politische Lage huldigt, erzählt von Cromwell: „In proportion to the enormity of the violences and usurpations, were augmented the pretences of sanctity, among those regicides. 'Should any one have voluntarily proposed', said Cromwell in the House, 'to bring the King to punishment, I should have regarded him as the greatest traitor; but, since providence and necessity have cast us upon it, I will pray to God for a blessing on your counsels; though I am not prepared to give you any advise on this important occasion. Even I myself, when I was lately offering up petitions for his majesty's restoration, felt my tongue cleave to the roof of my mouth, and considered this preternatural movement as the answer which heaven, having rejected the King, had sent to my supplications'."**

* a. a. O., Vol. VII, S. 132.

** Dieser puritanische Jesuitismus findet sich gleichfalls in Butlers Gedicht „On a hypocritical Nonconformist" (The Poetical Works of Samuel Butler, compl. ed. [Manchester 1845]) gezüchtigt. Dort heisst es:

„His slipp'ry conscience has more tricks
Than all the juggling empirics,
All ev'ry one another contradicts;
All laws of heav'n and earth can break,

Im Verlauf der sophistischen Beweisführung Ralphs kommt der Dichter auf einen andern presbyterianischen Kniff zu sprechen:

„Did they not swear, at first, to fight,
For the King's safety, and his right;
And after march'd to find him out,
And charg'd him home with horse and foot;
But yet still had the confidence
To swear it was in his defence."

Der deutsche Uebersetzer* bemerkt zu einer Parallelstelle im 2. Gesang: „dies war ein merkwürdiger Kunstgriff der Presbyterianer, welche in offnem Krieg wider den König, doch für ihn zu streiten vorgaben: Sie unterschieden nämlich zwischen der politischen und physischen Person des Königs. Jene, sagten sie, ist mit seinem Parlament stets verbunden und kann nicht davon getrennt werden; diese kam nicht in Betrachtung: Im Covenant verbanden sie sich ausdrücklich, die Gewalt des Königs zu beschützen; Essex, ihr erster General, erhielt seine Bestallung im Namen des Königs und des Parlaments; und ebenso legt Hudibras am Ende seiner Rede den streitenden Parteien den Frieden an; alles nämlich im Namen des politischen Königs. Dieses dauerte, bis die Independenten anfiengen, den Meister zu spielen, welche die Monarchie in eine ganz freie Republik umschmelzen wollten. Der General Fairfax erhielt seine Bestallung allein im Namen des Parlamentes, und der Artikel, zur Sicherheit der Person des Königs, ward ausgelassen"**.

And swallow oaths, and blood, and rapine easy,
And yet is so infirm and weak,
'T will not endure the gentlest check,
But at the slightest nicety grows queasy."

* Dtsch. Uebers., S. 77.

** Der anonyme englische Herausgeber des Hudibras citiert eine Parallelstelle aus einer „Parable of the Lion and Fox", die er Butler zuschreibt; doch findet sie sich nicht in seinen „Genuine Remains" in der Compl. Ed. (Manchester 1845). Sie lautet:

„You know when civil broils grew high,
And men fell out, they knew not why,
That I was one of those that went,
To fight for King and Parliament.

Butler ist an unsrer Stelle unerschöpflich in der Schilderung der Heuchelei und der damit verbundenen masslosen Ueberhebung der Puritaner. Ralph stellt die Behauptung auf:

„Suppose the Scriptures are of force,
They 're but commissions of course;
And Saints have freedom to digress,
And vary from 'em, as they please;
Or misinterpret them by private
Instructions, to all aims they drive at". 211—6.

Er raisonniert dann weiter: Die Witwe, der Hudibras die Selbstgeisselung versprochen hat, gehört der feindlichen, der Royalistenpartei, an:

„She 's of the wicked, as I guess
B'her looks, her language, and her dress". 251—2.

Gewissensscrupel wegen des Bruchs eines Eides, der einem gottlosen geleistet ist, sind daher noch viel weniger am Platze:

„All of us hold this for true,
No faith is to the Wicked due;
For truth is precious and divine,
Too rich a pearl for carnal swine". 255—8.

Diesen saubern Grundsatz stützt Ralph durch folgendes Argument:

„'T is the temptation of the devil,
That makes all human actions evil:
For Saints may do the same things by
The Spirit, in sincerity,
Which other men are tempted to,
And at the devil's instance do;
And yet the actions be contrary,
Just as the Saints and Wicked vary.
For, as on land there is no beast,
But in some fish at sea 's exprest,

When that was over, I was one
Fought for the Parliament alone:
And though to boast it argues not,
Pure merit me a halbert got;
And as Sir Samuel can tell,
I used the weapon passing well".
P. I, C. II, Anm. zu V. 513.

So in the Wicked there 's no vice,
Of which the Saints have not a spice;
And yet that thing that 's pious in
The one, in th' other is a sin.
Is 't not ridiculous and nonsense,
A Saint should be a slave to Conscience?
That ought to be above such fancies,
As far as above Ordinances". 233—50.

Es bedarf wol kaum der Versicherung, dass diese Selbstüberhebung den grössten Widerwillen bei der Mit- und Nachwelt hervorrief, wie er sowol aus allen gleichzeitigen und nachfolgenden Historikern, als auch ganz besonders aus der Litteratur jener Periode, die fast ausschliesslich, meist mit wenig Witz und viel behagen, sich gerade diesen Stoff erwählte, hervorleuchtet.

Hudibras seinerseits lässt sich gern von den Gründen seines Squires überzeugen und kommt zu der Einsicht, dass

„He that imposes an Oath, makes it;
Not he that for Convenience takes it:
Then how can any man be said
To break an Oath he never made?" 377—80.

Gleichwol kommen dem Ritter neue Zweifel: die Dame könnte sich doch wol nicht durch jene Scheingründe überzeugen lassen; und da einmal eine Geisselung vollzogen werden soll, so meint er, diese könnte auch an einem Stellvertreter executiert werden:

„There may a medium be found out
To clear to all the world the doubt;
And that is, if a man may do 't,
By proxy whipt, or substitute." 399—402.

Als dieses Auskunftsmittel Ralphs Beifall erlangt, befiehlt ihm Hudibras, in diesem Puncte sein Stellvertreter zu sein. Der drollige Verlauf der ganzen Scene ist schon mitgetheilt.

Nächst Unwissenheit und Heuchelei ist es besonders die Habsucht, die Butler an dem Repraesentanten des Presbyterianismus geisselt. Es wäre ein eitles bemühen, diesen Zug des von unserem Dichter geschilderten puritanischen Charak-

ters aus einzelnen Stellen seines Epos belegen zu wollen. Dieser geht vielmehr vom 3. Gesang bis zum Ende desselben durch die Darstellung hindurch und erregt unsere Lachlust zugleich mit unserm Abscheu in allen Scenen, die darauf berechnet sind, Hudibras als unternehmenden Liebhaber zu schildern, der, gleich den mittelalterlichen Rittern, keine Anstrengungen scheut, die Dame seines Herzens zu erringen; freilich äussert sich seine Unternehmungslust nur in Feigheit und Heuchelei, und seine Liebe gilt nicht sowol der Dame als deren Vermögen. Um dasselbe zu erobern, setzt er, wie wir gesehen haben, alle Hebel der Heuchelei und Unverschämtheit in Bewegung; und dadurch, dass Butler alle möglichen andern Laster Hudibras' sich aus diesem einen, der Habsucht, entwickeln lässt und somit das Bibelwort, „der Geiz ist die Wurzel alles Uebels" bewahrheitet, hat er sich hoch über die Menge jener zeitgenössischen Poetaster, deren ganze Satire in einer Fluth von Schmähungen gegen die puritanische Doctrin bestand, erhoben. Mit dieser moralischen Tendenz stellt sich unser Dichter den grössten dichterischen Genien seines Jahrhunderts ebenbürtig zur Seite. Was Shakespeare in der Tragoedie, Ben Jonson in der Komoedie, das leistete Samuel Butler in der Satire.

Sehr lehrreich in Bezug auf die Laster und Ränke der Presbyterianer ist im 7. Gesang jenes scharfe Examen, das der vermeintliche Teufel mit Hudibras im Hause der Witwe anstellt. Dort muss er seine schmählichen Absichten auf die Dame bekennen. Der Teufel fragt ihn:

„What made thee venture to betray
And filch the Lady's heart away,
To spirit her to matrimony? —"

Der Ritter antwortet:

„That which contracts all matches, money.
It was th' inchantment of her riches,
That made m'apply t' your crony witches;
That in return would pay th'expense,
The wear and tear of conscience,
Which I could have patch'd up and turn'd
For th' hundredth part of what I earn'd."
P. III, C. I, V. 1175—84.

Im Verfolge des Examens bekennt sich jener im Namen sämmtlicher Teufel als sein Schüler, worauf denn Hudibras Muth fasst und, sich mit seinen Kenntnissen brüstend, in seinen Geständnissen fortfährt. Die Fragen beziehen sich nun nicht mehr auf die Affaire mit der Witwe, sondern werden allgemeiner. Sie laufen sammt und sonders darauf hinaus, die Gemeinheit puritanischer Denkweise in religiöser und politischer Beziehung recht anschaulich zu machen.

So ist die Tendenz des Epos Hudibras, ein Bild von dem ganzen denken und handeln der Puritaner, sowol der Presbyterianer als Independenten, zu entwerfen; und dass diese beiden Secten schlecht genug dabei weggekommen sind, haben wir zur Genüge gesehen. Von den gleichzeitigen Schriftstellern, sowol Geschichtsschreibern als Dichtern, war wol keiner, der die Lage der Dinge mit unparteiischem Auge betrachtet hätte; selbst Hume, der doch schon um einen beträchtlichen Zeitraum später schrieb, bewahrte sich nicht, soweit es die besprochne Periode angeht, den vorurtheilsfreien historischen Blick. Doch je weiter man sich von dieser Aera entfernte, um so mehr klärten sich die Ansichten über dieselbe. Spätere Generationen genossen ihre segensreichen Früchte, wie sich die Zeitgenossen an ihren Stacheln verwundet hatten! Die modernen Historiker haben begriffen, dass dieser Zeit, so reich an grossen Männern und grossen Ereignissen, und den patriotischen Bemühungen der damaligen Engländer, die mit wolgemeintem Eifer nach Kräften den königlichen Beeinträchtigungen ihrer alten Freiheiten Widerstand leisteten, die jetzt lebenden diese wolgeregelte Monarchie, die den Stolz des heutigen Briten bildet, verdanken.

Wie sehr die Ansichten über diese Periode der englischen Geschichte von einander abweichen, beweist, dass das, was Butler als Heuchelei hinstellt, Macaulay z. B. ein wahres, religiöses Gefühl, das naturgemäss bei einzelnen Menschen in Heuchelei ausartet, nennt; dass ferner, während unser Satiriker Oliver Cromwell als den grössten Heuchler hinstellt, Macaulay ihn als einen klugen und gemässigten Mann aufgefasst wissen will, der, geeignet wie keiner, in jener schwierigen Zeit an der Spitze der Verwaltung zu stehen, und weit entfernt, eine

Macht zu missbrauchen, die ihm nicht von Geburt, sondern durch seine von ihm selbst ins dasein gerufene Armee verliehen war, durch die Macht der Verhältnisse, die ihm über den Kopf wuchsen, nicht durch seine eigne freie Entschliessung, zur nothwendigen Begehung jenes Verbrechens getrieben wurde, über das sich das ganze damalige Europa entsetzte*.

Wie dem Haupte, so hat man in unserm Jahrhundert auch den einzelnen Individuen des Puritanerthums, ich will nicht sagen Gerechtigkeit, aber doch die richtige Auffassung ihres Glaubenseifers und eine vorurtheilsfreie Zurückführung auf seine Quellen zu Theil werden lassen. B. T. M. Sträter** sagt bei Gelegenheit der Erwähnung der Briefe, die Oliver während seines Aufenthalts in St. Ives an seine Londoner Freunde schrieb***: „Namentlich geht aus diesen Briefen eins hervor, dass nämlich die seltsamen Manieren jener Puritaner in Bezug auf religiöse Dinge nicht ganz so unsinnig oder heuchlerisch waren, als es in manchen Darstellungen jener Zeit noch aussieht, dass es sich vielmehr um etwas sehr ernstes und tragisches und tief erschütterndes für alle handelte, die sich erfasst fühlten in tiefster Seele von dem Gericht, das durch die Welt hinzog, dass wieder einmal Ernst gemacht wurde mit dem Gesetze des Geistes, wie es in den heiligen Büchern enthalten, dass eine Weltordnung praktisch gültig werden sollte, die seit Jahrtausenden den ernstesten Männern als Ideal vorschwebte, dass nicht die Lüge der Welt, sondern die Wahrheit Gottes, nicht die Frivolität der Zeit, sondern die männliche Tugend eines Willens, der sterben könne für seine Zwecke, herrschend werden sollte, — das sind so einige von den bestimmenden Motiven, die uns aus Olivers Briefen überraschend entgegenleuchten.“

Sogar von dem langen Parlament, gegen das so viele Pfeile des Spottes und der Satire gerichtet waren, unter dessen Auspicien in der That alle jene Ungeheuerlichkeiten vor sich giengen, hat man eine bessere Ansicht gewonnen: „It was, in

* Macaulay a. a. O., S. 122—37.

** Oliver Cromwell (Leipzig 1871), S. 35.

*** Oliver Cromwell's Letters and Speeches. With Elucidations by Thom. Carlyle, 4 Vls. (London 1855 ff.).

spite of many errors and disasters, justly entitled to the reverence and gratitude of all who, in any part of the world, enjoy the blessings of constitutional government."* Durch solche und ähnliche Raisonnements kommt Macaulay zu dem Schluss**: „It would not be difficult to compose a lampoon or a panegyric on either of these renowned factions. For no man not utterly destitute of judgement and candour will deny that there are many deep stains on the fame of the party to which he belongs, or that the party to which he is opposed may justly boast of many illustrious names, of many heroic actions, and of many great services rendered to the State. The truth is that, though both parties have often seriously erred, England could have spared neither. If, in her institutions, freedom and order, the advantages arising from innovation and the advantages arising from prescription, have been combined to an extent elsewhere unknown, we may attribute this happy peculiarity to the strenuous conflicts and alternate victories of two rival confederacies of statesmen, a confederacy zealous for liberty and progress."

---

* Macaulay a. a. O., S. 95.

** Ebd., S. 98. 99.

Nachträge zu Hirzels „Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek (1767—1874)".

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Wer öffentlich über das „Neueste Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek" schreiben will, muss sich wol zunächst die Frage vorlegen: ist das erlaubt? Dieses Werk ist trotz seiner Bedeutung für die Litteraturgeschichte denn doch nur ein gedrucktes Manuscript, zur Vertheilung an Freunde bestimmt, und es gilt als Vorzug es vom Herrn Verfasser geschenkt zu erhalten, sodass es wie eine unschickliche Verletzung gebotner Verschwiegenheit aussehen könnte, wenn man damit auf den Markt tritt. Indessen hat der Herr Verfasser selbst anerkannt, dass es mit seiner Tarnkappe nichts ist. Macht er sich doch in seinem Vorwort, wenn auch mit einigermassen elegischer Resignation, darauf gefasst, dass manchmal ein Litterator bei Anführung einer Schrift mit dem Zusatz grossthun werde: „Fehlt bei Hirzel." Und in der That lässt sich über das dasein dieses Verzeichnisses gar nicht mit augenzudrücken vorübergehn: es ist eben die Grundlage der Goethelitteratur geworden und geblieben. Man kann keinen Schritt in dieser thun, keine Hand zum Weiterbau derselben aufheben, ohne es als Codex zu Rathe zu ziehn. Man hat mit der Thatsache zu rechnen, dass dieses Verzeichniss jedem bekannt ist, der sich litterarisch gründlich mit Goethe beschäftigt, und man kann deshalb die formelle Frage auf sich beruhen lassen, wie er in Besitz desselben gelangte und ob er ein gedrucktes Exemplar oder nur eine Abschrift zur Verfügung hat, wie dies ja vorkommt. Wenn daher in dieser

Zeitschrift ein Aufsatz an dasselbe anknüpft, so behandelt man nicht lediglich eine res domestica Hirzeliana.

Das Verzeichniss unterscheidet sich von ähnlichen litterarischen Hilfsmitteln hauptsächlich durch zweierlei: einmal dadurch, dass es eben nur das Verzeichniss einer wirklichen Goethe-Bibliothek ist, und dann dadurch, dass es lediglich solche Schriften aufführt, in denen etwas von Goethe selbst geschriebenes gedruckt sich findet.

Jene erste Beschränkung gewährt auf der einen Seite den Vorzug der schlechthin zuverlässigen Gewissheit, dass der aufgeführte Druck vorhanden ist, aber auf der andern Seite ist auch davon ausgeschlossen, was der Zufall nicht in die Bibliothek kommen liess, obschon allerdings der Zufall hier selten zur Geltung gekommen ist. Es hat sich aber daraus noch eine andre Folge ergeben. Jeder Sammler freut sich der Seltenheiten, und so hat auch die berühmte Goethe-Bibliothek Separatabdrücke, die nur in geringer Zahl, wol gar nur in éinem Exemplar ausdrücklich für diese Bibliothek abgezogen worden sind. Der Litterator glaubt nun leicht, auf Benutzung solcher Schriften verzichten zu müssen, während es im Grunde nur darauf ankäme, an Stelle der Seltenheiten diejenige allgemein zugängliche Schrift zu setzen, welcher der besondere Abzug entstammt. Vervollständigen wir nun das Verzeichniss in dieser Richtung, so machen wir es manchem ferner stehendem, der die den Uebelstand ausgleichende rühmliche Gefälligkeit des Bibliotheksbesitzers in Anspruch zu nehmen sich nicht getraut, nutzbarer, obschon mit solchen Nachträgen der Inhalt nicht bereichert wird. Dies geschieht ferner nicht, wenn Schriften, die unter verschiednen Titeln erschienen sind, nach dem von Hirzel nicht angeführten nochmals aufgenommen werden; zum Theil sind solche doppelte Titel bereits im Verzeichniss angegeben, zum Theil sind sie jedoch ausgelassen und somit nachholbar.

Die Beschränkung des Verzeichnisses auf Drucke von Schriftstücken, die Goethe selbst verfasste, der Ausschluss alles dessen, was über ihn und seine Schriften von andern geschrieben worden ist, sowie dessen, wozu seine Schriften nur den Anlass gegeben haben, diese keusche Beschränkung also

auf das wesentlichste der Goethe-Forschung ist nicht minder ein Umstand, welcher dem Verzeichniss seinen kanonischen Werth verleiht. Es ist damit auf einen klaren Zweck hingearbeitet, der kein anderer sein kann, als eine beziehungsweise vollständige Uebersicht aller authentischen Drucke Goethischer Erzeugnisse, ingleichen den Stoff zu Herstellung des wirklichen Textes derselben zu liefern.

Zu Berichtigung des Textes der ersten Drucke wird aber jeder spätere Druck dienen, der irgendwie wieder durch die Hände des Verfassers gegangen oder aber ein abermaliger Abdruck aus einer Handschrift ist.

Das „Neueste Verzeichniss" enthält einige Drucke, die nach diesem Grundsatz wol hätten wegbleiben können, weil sie nur Abdrucke nach Drucken sind, wie z. B. 1773 der schweizerische Nachdruck des „Briefs des Pastors zu ***" etc., 1775 „Rheinischer Most", 1775—1779 „Goethens Schriften etc. Bei Ch. F. Himburg", 1777 „Des Herrn Jacobi Allerley", 1778 „Ausbund flüchtiger Poesien" und der Nachdruck der „Leiden des Jungen Werthers", 1779 „Auswahl der besten zerstreuten Aufsätze" u. a. insbesondere aus späterer Zeit, wie 1826 die in „Goethes Philosophie etc. von F. K. J. Schütz" aufgenommenen Schriften. Allerdings kann zu Rechtfertigung der Aufnahme aller Drucke bis zu Goethes Tod geltend gemacht werden, dass die Möglichkeit eines Einflusses derselben auf Goethes eigne spätere Ausgaben nicht ausgeschlossen sei, wie es ja Bernays bezüglich der Abhängigkeit der späteren „Leiden des jungen Werthers" von Himburgs Nachdruck dargethan hat; allein zu diesem Zweck hätte dann auch eine noch grössere Zahl von Drucken nicht nur einzelner Dichtungen, sondern auch von Sammlungen in dem Verzeichniss Platz finden müssen. Ich erinnere nur an

J. W. Göthens Schriften. Erster [Zweiter — Dritter] Band. Mit allerhöchst-gnädigst Kayserl. Privilegio. Carlsruhe, bey Christian Gottlieb Schmieder. 1778. [79. 80. und 81. Theil der „Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftsteller und Dichter"];

ferner an

J. W. Goethens Schriften. Erster [Zweiter — Dritter] Band. Zweite Auflage. Frankfurt und Leipzig. 1778,

von welcher Ausgabe ich die erste Auflage nicht gesehen habe.

Ausserdem können allerdings auch Nachdrucke durch den Ort, an welchem sie besorgt wurden, die Gewähr grösserer Richtigkeit bieten, wie z. B. die „Sammlung zur Kenntniss der Gebirge von und um Karlsbad" hinsichtlich der Rechtschreibung der geographischen Namen zuverlässiger sich findet im

Taschenbuch für Carlsbads Curgäste wie auch für Liebhaber von dessen Naturschönheiten. Eine vollständige Beschreibung alles desjenigen, was Curbrauchende sowohl als wissbegierige Reisende von diesem Heilorte und seinen Umgebungen in topographischer, pittoresker, naturhistorischer, geschichtlicher und medicinischer Hinsicht zu wissen wünschen. Von Dr. Franz Sartori. Mit einer colorirten Ansicht, Vignette und Grundriss. Wien, Prag und Carlsbad, in der Carl Haas'schen Buchhandlung. 1817.

Doch es ist gar nicht meine Absicht in dieser letztgedachten Richtung das „Verz. einer Goethe-Bibliothek" zu erweitern, sondern nur ausser wirklich übergangenen ersten Drucken ausschliesslich solche nachzubringen, welche die Bedeutung von Originaldrucken haben, oder noch einen andern Titel führen, als den dort genannten. Nachträge dieser beiden Arten werden schon eine beträchtliche Zahl ausmachen, sodass sich getäuscht findet, wer aus der Menge der meinigen auf die Menge von Neuheiten schliessen wollte. Sie sind fast nur von bibliographischem, nicht sehr von litterarischem Werth.

Uebergehen werde ich zu Vermeidung von Wiederholungen diejenigen Beiträge, welche von Loeper in diesem Archiv V, 93 ff. zu den Jahren 1776, 1782, 1802, 1812, 1818, 1828 (2), 1825 und 1830 des Verzeichnisses gegeben hat. Der genannte gründliche Kenner der Goethe-Litteratur, auch glücklicher Sammler, will jedesfalls noch weitere Nachträge bringen, da er jene ersten mit I. überschrieben hat; nachdem jedoch die II. bis heute auf sich hat warten lassen, halte ich mit meinen Nachträgen nicht länger zurück.

Von den ersten Drucken Goethischer Gedichte wissen wir

nur zu sagen, dass sie dagewesen sind, aber vielleicht hat sie kein jetzt lebender gesehen, niemand hat sie beschrieben, und so können wir nur Andeutungen über sie geben. Es sind dies namentlich die Drucke des Leichencarmens und des Hochzeitgedichts von 1764, deren Erlös Goethe, wie er im V. Buch von „Dichtung und Wahrheit" erzählt, mit einer lustigen Gesellschaft verjubelte; sodann der Druck der „Höllenfahrt Christi" in der Frankfurter Zeitschrift „Der Sichtbare" von 1766, den Eckermann am 16. Februar 1826 bei Goethe gesehen zu haben versichert; ferner die Gedichte an Caroline Schulze und an Corona Schröter von 1767, die Goethe, wie aus seiner Skizze „Leipziger Theater" hervorgeht, damals drucken liess; endlich der in Goethes Brief an Käthchen Schönkopf vom 30. December 1768 erwähnte gleichzeitige Druck des „Neujahrsliedes".

Festen Boden gewinnen wir erst

1768,

in welches Jahr wol zwei Radierungen Goethes nach Landschaften von Alexander Thiele mit französischen Widmungen fallen, einer an seinen Vater und einer an Assessor Hermann.

1775.

Epigramme und Gedichte an Schauspieler. Leipzig, 1775. Gleditsch. [Der Titel ist nur nach Mittheilung gegeben; die Sammlung enthält ein achtzeiliges Gedicht an die Schauspielerin Schulze, das nach Dr. Uhdes treffender Vermuthung ein Wiederabdruck des eben gedachten Gedichts von 1767 ist.]

Hiernächst ist zu

1776

zu erwähnen, dass der „Musenalmanach für das Jahr 1776" auch unter dem Titel ausgegeben wurde:

Poetische Blumenlese für das Jahr 1776. Von den Verfassern der bisherigen Göttinger Blumenlese, nebst einem Anhange, die Freymaurerey betreffend; herausgegeben von J. H. Voss. Lauenburg, gedruckt bey Johann Georg Berenberg.

1777.

Das in Goethes Tagebuch unterm 22. und 23. October 1777 erwähnte, auf Band gedruckte Gedicht an die Herzogin Amalia zum 24. October ist bis jetzt als verloren anzusehen,

und kann daher etwas weiteres darüber nicht angegeben werden.

Hieran reihen sich die Drucke zu Aufführungen am Weimarer Hof, wovon Burkhardt in Nr. 27 der „Grenzboten" (1873; II.) Kenntniss gegeben hat; da ich sie nicht gesehen, kann ich sie nur, wie sie dort stehen, mit vielleicht nicht ganz genauer Angabe des Titels anführen:

Gesänge zu dem Feenspiele Lila. [Gedruckt bei Glüsing; 13 Seiten.]

Dasselbe. [12 Seiten, mit Abweichungen vom ersten Druck.]

1778.

Proserpina. [Gedruckt bei Glüsing; 1 Bogen 8.]

1780.

Gesänge zu Jery und Bätely. [Gedruckt bei Glüsing; 2 Bogen 8.]

1781.

Aufzug des Winters.

Dasselbe. [Verändert.]

1782.

„Amor der den schönsten Segen" etc. [Schlussgedicht von „Der Geist der Jugend", gedruckt in Octav, Folio und auf Bändern.]

Aufzug der vier Weltalter. [Gedruckt bei Glüsing; nach v. Loeper in der Hempelschen Goethe-Ausgabe IX, 291 in Folio.]

1783.

Das Horoskop der Elementargeister. [Besonderer Druck aus dem Festspiel „Das Opfer im Hain der Geister" in Dornbergers „Sammlung von Reden" etc. — vielleicht von Goethe.]

Hiermit schliessen Burkhardts Mittheilungen. Goethes Gedicht im nächsten Stück hat Freiherr von Maltzahn ermittelt und wieder abdrucken lassen in „Goethe an Lavater 1775. Zur Feier des 28. August 1875. Weimar. Wendelin von Maltzahn:"

1785.

Erzählung von einer gesellschaftlichen Reise durch einen Theil der Schweiz und des obern Italiens nebst Aus-

zügen aus Briefen über einige Gemälde herausgegeben von Samuel Gottlieb Bürde. — Quand on voit le style naturel, on est tout étonné et ravi; car on s'attendait de voir un auteur et on trouve un homme. Pensées de Pascal. Breslau, bey Gottlieb Löwe. 1785. [S. 74. Gedicht an Lavater.]

1786

stand der im V. e. G.-B. S. 28 im „Journal von und für Deutschland", sowie im „Deutschen Museum" nachgewiesene Brief auch im

Teutschen Merkur vom Jahre 1786. — Anzeiger des Teutschen Merkur August 1786. [S. CXVI.]

1791.

Bergmännisches Journal. Vierter Jahrgang. Erster Band. Herausgegeben von A. W. Köhler. Freiberg und Annaberg 1791. [S. 384—400 u. 483—502 sind die vierte und fünfte Nachricht von dem Fortgang des Ilmenauer Bergbaues wieder abgedruckt.]

Ueber Goethes Verfasserschaft hierbei s. „Goethes Werke etc. Berlin, Gustav Hempel". Th. XXVII. Abth. 2. S. 7 f. Dass Goethe aber auch bei diesem Wiederabdruck noch besonders mitgewirkt habe, scheint daraus hervorzugehen, dass dabei ausser den Titulaturen des Herzogs von Weimar auch eine Stelle weggelassen ist, von welcher zu vermuthen war, dass sie das Oberbergamt zu Freiberg verletzen konnte.

Jahrbücher des Brockens von 1753 bis 1790 oder Namenkunde aller Personen, welche in diesem Zeitraume sich in die Originalstammbücher dieses berühmten Berges eingezeichnet haben nebst ihren hinzugefügten Beischriften, physikalischen Beobachtungen und Nachrichten, Gedichten und theils witzigen und launigen theils possier- und schnackischen Einfällen. Magdeburg 1791 bei Johann Adam Creutz. — Zweiter Theil. [S. 57. Goethes Eintrag.]

1792.

Zerstreute Blätter von J. G. Herder. Vierte Sammlung. Gotha 1792 bey Carl Wilhelm Ettinger. [S. 264. Das Gedicht „Sakontala" mit abweichender Lesart.]

1795.

Nach „Briefwechsel zwischen Rahel und D. Veit“ 1861, II, 143 findet sich der erste Druck des Liedes „Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer“ etc. eingelegt im

Arienbuch zur Oper Claudine von Villabella.

Das V. e. G.-B. führt auch Schriften anderer Verfasser auf, sobald nur Goethes Mitwirkung dabei, wenn auch nur im allgemeinen, bekannt ist, so 1788 die Schrift von Moriz. Mit gleicher Berechtigung wird nachzutragen sein

1798.

Elegieen von Properz. — Ardua res est, vetustis novitatem dare. Plin. hist. nat. — Leipzig bey Georg Joachim Göschen. 1798,

worüber zu vergleichen Knebels Brief, der dem Februar 1792 zugewiesen ist, ingleichen Schillers Brief an A. W. Schlegel vom 10. December 1795.

1799.

Allgemeine Zeitung. Nr. 275. Mittwoch 2. October 1799. [S. 3012. Die auch im Intelligenzbl. d. Allg. Lit. Zeitung Nr. 123 stehende Anzeige.]

Den ersten Druck der „Metamorphose der Pflanzen“ hat

Archiv für die Botanik. Herausgegeben von D. Johann Jacob Römer. Zweiten Bandes erstes Stück. Mit drey Kupfertafeln. Leipzig in der Schäferschen Buchhandlung 1799. [S. 34.]

1802.

Allgemeine Zeitung. Nr. 283. Sonntag 10. October 1802. [Enthält eine Anzeige Goethes das Vorspiel „Was wir bringen“ betr., worüber zu vergleichen „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta hggb. von W. Vollmer“ S. 470.]

Johann Kaspar Lavater's Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann Georg Gessner. Zweyter Band. Winterthur in der Steinerischen Buchhandlung. 1802. [S. 135. Dictat Goethes zu einem Briefe Lavaters an seine Frau.]

1805.

Der im I. Bande der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung abgedruckte Aufsatz „Ueber Majolicagefässe“ ist auf

Foliobogen abgezogen und mit coloriertem Kupfer ausgestattet worden.

Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung. Numero 60. Den 3. Junius 1805. [Sp. 513. Ankündigung von „Rameaus Neffen"; vergl. Goethes Brief an Eichstädt vom 21. Mai 1805.]

Ebenda. Numero 95. Den 26. August 1805. [Sp. 806. Ankündigung von Goethes Werken; vergl. Goethes Brief an Eichstädt vom 12. August 1805.]

1806.

Jenaische Allgemeine Literaturzeitung. Num. 25. Den 29. Januar 1806. [Sp. 197 fg. Recension der „Kritischen Uebersicht der Linearperspective etc. von T. Gruber"; vergl. Goethes Brief an Eichstädt vom 24. Januar 1806.]

Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung. Numero 97. Den 22. October 1806. [Sp. 997. Anmerkung zu Cottas Beobachtungen über den Saft in den Gewächsen; vergl. „Goethes Briefe an Eichstädt" S. XIX.]

Der erste Druck der „Schneidercourage" findet sich

1810.

Vaterländische Blätter. Herausgegeben von Heinrich von Kleist. Den 5. und 6. November 1810,

die ich jedoch nicht selber sah.

1812.

Das Blumenchor. Zum 30. Januar 1812. [Foliostreifen; vergl. „Goethes Werke. Berlin, Gustav Hempel". Bd. V. S. 261.]

1815.

Journal für Literatur, Kunst und Mode. Herausgegeben von Carl Bertuch. Dreissigster Band. Jahrgang 1815. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfertafeln. Weimar im Verlage des H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs. 1815. [April. S. 221 ff. „Aufführung des Trauerspiels Zenobia nach Calderon, und des Melodrama Proserpina, neu motivirt von Goethe"; darin die nachher im „Morgenblatt" 1815, Nr. 136, wieder abgedruckte Stelle über Proserpina; vergl. Goethes Brief an Graf Brühl vom 1. Mai 1815.]

Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 115. Montag, 15. Mai 1815. [S. 457. Stelle aus der Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen".]

1816.

Neues Journal für Chemie und Physik. Herausgegeben von Dr. J. S. C. Schweigger. Band XVI. Heft 2. 1816. [S. 157. Goethes Nachwort zu dem Aufsatz von Schultz über physiologe Gesichts- und Farbenerscheinungen.]

1817.

Jenaische privilegirte Anzeigen. 14. Juni 1817. [Bekanntmachung, die Thierarzneischule betr.; s. „Goethe in amtlichen Verhältnissen etc., von etc. Vogel". S. 31.]

1818.

Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 308. Freitag, 25. December 1818. [Maskenzug in Weimar im December 1818; Einleitung z. Th. anders als im Einzeldruck.]

1820.

Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 262. Mittwoch, 1. November 1820. [Zahme Xenien „Aus dem zunächst auszugebenden Heft über Kunst und Alterthum von Goethe".]

1821.

Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 265. Montag, 5. November 1821. [S 1060. „Beim alten Herrn v. Wanzenau" etc. aus der Bühnenbearbeitung des „Götz", unabhängig von dem Druck von 1805.]

Nur nach der Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken (XI. Th. 1. Abth. S. 253) führe ich an

Berlinische Neue Monatsschrift. Herausgegeben von Fr. Förster. [Erster Druck des „Prologs zu Eröffnung des Berliner Theaters".]

1824.

Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch geführt während eines Aufenthalts zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822, von Thomas Medwin Esq. vom 24. leichten Drag. Reg. Verfasser des „Ahasverus". Aus dem Englischen. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1824. [S. 333—339. „Goethe über Byron"; erschien

ziemlich gleichzeitig mit dem englischen Journal of Conversations of Lord Byron.]

1825.

Am siebenten November. [Sedezblatt, Goethes Bildniss nach Rauchs Büste, gest. von Schwerdgeburth, darunter „Meinen feierlich Bewegten“ etc. unterzeichnet: 1825 Goethe.]

1826.

Goethes Bildniss, gemalt von Sebbers, gestochen von G. Wolf, mit Goethes Facsimile: „Gruss und Heil! Goethe Weim. 28. Aug. 1826“.

Nr. 25. Intelligenz-Blatt. 1826. [Beilage zum „Morgenblatt“; enthält die Anzeige von Goethes sämmtlichen Werken.]

1828.

Nach von Loepers Mittheilung im III. Theil der Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken, S. 307, findet sich der Reim „Was will von Quedlinburg heraus“ etc. schon 1828 in der Foreign Review — wol entnommen der mündlichen Mittheilung in der

Zeitung für die elegante Welt. 26. Dienstags den 5. Februar 1828. [Sp. 206.]

Ebenda. 183. Donnerstags den 18. September 1828. [Sp. 1460. Stelle aus Goethes Brief an v. Müller vom 28. (27?) August 1828.]

Pius Alexander Wolffs letzte Lebenstage und feierliche Bestattung. Von P. Eckermann. [Separatabdruck aus der „Zeitung für die elegante Welt“.— Die vorgedachte Briefstelle.]

Abend-Zeitung. 258. Montag, am 27. October 1828. Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell). [S. 1032. Goethes Eintrag in Anthings Stammbuch. 1789.]

Ohne den Druck selbst gesehen zu haben, erwähne ich

Allgemeine Theaterzeitung. Herausgegeben von Ad. Bäuerle. Nr. 31, den 11. März 1828. [Prolog zu „Hans Sachs“ von Deinhardstein.]

und

L'Eco di Milano, giornale di scienze, lettere, arti, commerzio e teatri. Nr. 73. [„Ein Gleichniss“, an die Redaction von Goethe gesandt.]

1829.

Nur nach der 1839 erschienenen zweiten Auflage, daher vielleicht nicht ganz genau, führe ich an

Adam Oehlenschlägers Werke. Zum ersten Male gesammelt. Zweites Bändchen. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Komp. 1829. [3. Capitel: Goethes Eintrag in Oehlenschlägers Stammbuch.]

Hans Sachs. Dramatisches Gedicht in vier Acten von Deinhardstein. Zum ersten Male aufgeführt im k. k. Hof-Theater nächst der Burg, den 4. October 1827. Wien 1829. In Carl Armbrusters Verlagsbuchhandlung. [S. 125 fg. Goethes Prolog.]

Dreihundert und achtzehn Briefe berühmter und geistreicher Männer und Frauen zur vielseitigen Bildung des Stils, des Tones und des Geschmackes im brieflichen Umgange. Herausgegeben von J. D. F. Rumpf, Königlich preussischem Hofrathe. Berlin, bei A. W. Hayn. 1829. [S. 322 ff. 2 Briefe Goethes an Mecklenburgische Stände — einer in Raumers Taschenbuch falsch datiert — und S. 324 f. Brief an Lesegesellschaft in Mainz vom 10. October 1819.]

Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 47. Dienstag, 24. Februar 1829. [Goethes Brief an Schiller vom 19. April 1797 „aus dem in Kurzem etc. erscheinenden 3. Theil des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller".]

Ebenda. Nr. 48. Mittwoch, 25. Februar 1829. [Goethes Brief an Schiller vom 17. August 1797.]

Ebenda. Nr. 75. Sonnabend, 28. März 1829. [Ueber epische und dramatische Dichtung von Goethe und Schiller.]

Ebenda. Nr. 201. Sonnabend, 22. August 1829. [Goethes Brief an Schiller vom 6. Januar 1798 „aus dem nächstens erscheinenden 4. Theil des Briefwechsels".]

Ebenda. Nr. 208. Montag, 31. August 1829. [Goethes Brief an Schiller vom 29. Juli 1800 „aus dem in einiger Zeit erscheinenden 5. Theil des Briefwechsels".]

Ebenda. Nr. 271. Donnerstag, 12. November 1829. [Goethes Brief an Schiller vom 23. Januar 1804 „aus dem nächstens etc. erscheinenden 6. Band des Briefwechsels etc.".]

1830.

Abendzeitung. 149. Mittwoche, am 23. Junius 1830. Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung. Verantw. Redacteur C. G. Th. Winkler (Th. Hell). [S. 596. Stammbucheintrag „Guter Adler“ etc. für die Schröder-Devrient.]

Facsimiles auf Octavblättern.

Die Nachtigall sie war entfernt etc. [Signiert:] May 1830. J. W. Goethe.

Eines schickt sich nicht für alle etc. [Signiert:] Johanni 1830. J. W. Goethe.

Schwer in Waldes Busch und Wuchse etc. [Signiert:] Johanni 1830. J. W. Goethe.

Lass dich nur zu keiner Zeit etc. [Signiert:] Johanni 1830. J. W. Goethe.

Liegt dir gestern klar und offen etc. [Signiert:] Johannis 1830. J. W. Goethe.

Know'st thou yesterday, its aim and reason etc. [Signiert:] June 1830. J. W. Goethe.

Chaque jour est un bien que du ciel je reçoi etc. [Signiert:] ce 24 Juin 1830. J. W. Goethe.

Nun sieht man erst was Rose sey etc. [Signiert:] Juli 1830. J. W. Goethe.

1832.

Goethe an Zahn. [Briefe vom 24. Februar und 10. März 1832. 8 Seiten 16. Lithographiert.]

Von den beiden folgenden Schriften wären eigentlich auch die grösseren Werke, aus denen sie besonders abgedruckt sind, anzuführen, doch haben mir dieselben nicht vorgelegen. Dies gilt von

Notice sur Goethe. Tiré de la Bibliothèque universelle, Juin et Juillet 1832. Genève, Imprimerie de la Bibliothèque universelle 1832. [S. 49. Bruchstücke zweier Briefe Goethes an Soret]

und

Notice sur Goethe, lue à la séance générale de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg, le 22 mars 1833 par M. le Président de l'Académie. — Amicus Plato.... — St. Pétersbourg dans l'Imprimerie de l'Académie Impé-

riale des Sciences 1833. [S. 15. Bruchstück eines Briefs von Goethe an Uwaroff.]

Diese letzte Schrift ist das Original der im „Neuesten Verzeichniss“ Seite 106 angeführten Uebersetzung, die aber wahrscheinlich ebensowenig die ursprüngliche Fassung des Goethischen Briefes wiedergibt wie das französische Original. Die auf derselben Seite verzeichnete Schrift „Die letzte Krankheit Goethes“ etc. ist ein besonderer Abdruck aus dem

Journal der practischen Heilkunde. Herausgegeben von C. W. Hufeland, Königl. Preuss. Staatsrath, Ritter des rothen Adler-Ordens zweiter Klasse, erstem Leibarzt, Prof. der Medicin auf der Universität zu Berlin, Mitglied der Academie der Wissenschaften etc. und E. Osann, ordentlichem Professor der Medicin an der Universität und der Medicinisch-Chirurgischen Academie für das Militair zu Berlin, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1833. LXXVI. Band. Berlin. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. [Auch unter dem Titel: Neues Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst herausgegeben von etc. LXIX. Band. Berlin 1833. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. — — II. Stück. Februar.

Die folgenden sieben Numern des „Morgenblattes“ enthalten Episoden aus „Faust, Zweiter Theil“:

Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 70. Freitag, 22. März 1833.

Ebenda. Nr. 71. Sonnabend, 23. März 1833.
„ Nr. 72. Montag, 25. März 1833.
„ Nr. 73. Dienstag, 26. März 1833.
„ Nr. 74. Mittwoch, 27. März 1833.
„ Nr. 75. Donnerstag, 28. März 1833.
„ Nr. 76. Freitag, 29. März 1833,

während

Ebenda. Nr. 159. Donnerstag, 4. Juli 1833

und

Ebenda. Nr. 160. Freitag, 5. Juli 1833

einen Brief Goethes an Cornelius vom 26. September 1828 mittheilen.

1835.

Das Seite 110 aufgeführte Werk „Georg Wilhelm Friedrich Hegel's vermischte Schriften“ ist noch unter dem andern Titel nachzutragen:

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: D. Ph. Marheineke, D. J. Schulze, D. Ed. Gans, D. Lp. v. Hennig, D. H. Hotho, D. K. Michelet, D. F. Förster. Siebzehnter Band. *Τἀληϑὲς ἀεὶ πλεῖστον ἰσχύει λόγου.* Sophocles. — Mit Königl. Württembergischem, Grossherzogl. Hessischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucks-Verkauf. — Berlin 1835 Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

Der im „Neuesten Verzeichniss“ stehende Briefwechsel zwischen Goethe und Schultz ist Abdruck aus

Rheinisches Museum für Philologie. Herausgegeben von F. G. Welcker und A. F. Näke. Vierten Jahrgangs drittes Heft. Bonn bei Eduard Weber. 1836. [S. 309—354.]

1837.

Ohne selbst Einsicht davon genommen zu haben, rücke ich ein:

Thalia. Herausgegeben von Karl Töpfer 1837. Nr. 38. [Sp. 297 f. 3 Briefe Goethes an den Schauspieler Schröder vom 6. April und 24. Mai 1791, sowie 7. October 1798.]

Der unter diesem Jahr erwähnte Druck des Spottgedichts „Herr Nicolai auf Werthers Grabe“ mit der Unterschrift „J. W. G . . . . .“ ist von Henrik Steffens veranstaltet.

1838.

Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohne. Nach dem Englischen bearbeitet von Dr. Boumann. In zwei Theilen. Zweiter Theil. Braunschweig, Verlag von Georg Westermann. 1838. [S. 242 f. Brief Goethes an Varnhagen v. Ense vom 5. August 1831, nicht völlig gleichlautend mit dem Abdruck im Literarischen Zodiacus.]

1839.

Franz Passows Leben und Briefe. Eingeleitet von

Dr. Ludwig Wachler. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt. 1839. [S. 162. Stelle aus einem Briefe an Passow.]

Adam Oehlenschlägers Selbstbiographie. Zweites Bändchen. Breslau im Verlage bei Josef Max und Komp. 1839. [Auch unter dem Titel: „Adam Oehlenschlägers Werke. Zum zweiten Male gesammelt, vermehrt und verbessert. Zweites Bändchen. Breslau etc.". S. 30 der schon 1829 gedruckte Stammbucheintrag.]

1840.

Die Seite 117 aufgeführten „Schriften von F. v. Gentz" etc. haben auch den Titel:

Ungedruckte Denkschriften Tagebücher und Briefe von Friedrich von Gentz. Herausgegeben von Gustav Schlesier. Mannheim. Verlag von Heinrich Hoff. 1840.

Goethe und Einer seiner Bewunderer. Ein Stück Lebensgeschichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin Verlag von Alexander Duncker. 1840. [S. 35. Goethes Widmung von Werthers Leiden an Fouqué.]

1841.

Goethe als Naturforscher. Eine Skizze von A. Clemens' Doctor der Medicin und Chirurgie etc. Frankfurt am Main, Verlag von Karl Küchler. 1841. [S. V. Stelle aus einem Briefe Goethes an Clemens in indirecter Rede.]

1842.

Die in dem Unicum Seite 120 zu lesenden zwölf Briefe Goethes an Reichardt sind weiteren Kreisen zugänglich durch den Originaldruck in

Allgemeine musikalische Zeitung. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Nr. 2 und 3, den 12. und 19. Januar 1842.

1843.

Justus Möser's Sämmtliche Werke. Neu geordnet und gemehrt von B. R. Abeken. Zehnter Band. Berlin 1843. [S. 241—246. 5 Briefe Goethes an Frau von Voigts wieder abgedruckt — wie auch 1858 in der neuen Ausgabe dieser Werke.]

1845.

Vierzig Jahre von Karl von Holtei. Vierter Band. — „Viel lieber, was Ihr euch unsittlich nennt, Als was ich mir unedel nennen müsste.“ Goethe im Tasso. — Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1845. [Stellen aus einem Briefe Goethes an eine Freundin nach seines Sohnes Tod.]

1846.

Verhandlungen der achten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Darmstadt den 1. 2. 3. und 4. October 1845. Darmstadt, Verlag von Gustav Georg Lange, 1846. [S. 43 f. Der 1852 in den „Hamburger Nachrichten“ wieder abgedruckte Brief Goethes an Klinger.]

1847.

Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Dritter Theil. 1793 bis 1796. Berlin, Verlag von Veit und Comp. 1847. [S. 194. Stelle aus einem Briefe Goethes an Meyer.]

1848.

Neuer Nekrolog der Deutschen. — „Deine Todten werden leben“, Jes. XXVI, 19. — Vierundzwanzigster Jahrgang, 1846. Erster Theil. Weimar 1848. Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt. [S. 284 f. Stellen aus Goethes Briefen an Wilbrand von 1820 und 1822.]

Der ursprüngliche Ort, an dem „Goethes Briefe aus dem Nachlass der Frau C. v. Wolzogen“ erschienen, ist Seite 127 des „Neuesten Verzeichnisses“, wenn auch nur in Parenthese, angegeben.

1849.

Henr. Car. Abr. Eichstadii, Theol., jur. utr. et philos. Dr., Magni Ducis Sax. a consil. aul. intim., Acad. Jen. senioris, Ord. ducum Sax. Ernestinae prosapiae praefecti, Ordd. regg. Svec. astri borealis, Sax. virtutis civicae et magniduc. Vimar. falconis albi equitis, die IV. Mart. MDCCCXLVIII defuncti Opuscula oratoria. Orationes memoriae elogia, quorum duo inedita Schilleri et Ludenii memoriae dicata. Indices adjecit Weissenborn. Jenae prostat in libraria Maukiana MDCCCXLIX. [S. 293. Brief Goethes an Eichstädt, S. 446, an v. Voigt; S. 500 f. Gedicht an Frh. v. Ziegesar.]

Die Neuausgabe dieses Werkes von 1851 ist nur Titelausgabe.

Zeitung für die elegante Welt. Neunundvierzigster Jahrgang. Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer. Nr. 27. 1849. [S. 209. Widmungen Goethes an J. A. Stumpff.]

1853.

Holzschnitte berühmter Meister. Eine Auswahl von schönen, charakteristischen und seltenen Originalformschnitten oder Blättern, welche von den Erfindern, Malern und Zeichnern eigenhändig geschnitten worden sind. In treuen Copien von bewährten Künstlern unserer Zeit und als Bildwerk zur Geschichte der Holzschneidekunst herausgegeben von Rudolf Weigel. IX. Leipzig, Rudolf Weigel, 1853. [S. XXII. Facsimile von Goethes Widmung einer Münze an Weigel.]

Freundesbilder aus Goethes Leben. Studien zum Leben des Dichters. Von H. Düntzer. — Ein edler Mensch zieht edle Menschen an, Und weiss sie festzuhalten. — Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung 1853. [Enthält Berichtigungen und Ergänzungen zu Guhrauers „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel"; so: S. 507 f.*]

1854.

Goethes Prometheus und Pandora. Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. Von Heinrich Düntzer. — Wenn du hast, das ist wohl schön, Doch du musst es auch verstehn. — Neue mit einem Nachtrag vermehrte Ausgabe. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. 1854. [S. 126. Stelle aus Goethes Tagebuch.]

1855.

Weimarer Sonntagsblatt etc. Nr. 45. 1855. 4. November. [Drei Briefe Goethes an Nicolovius, die dann 1856 gesammelt erschienen.]

1856.

Weimarer Sonntagsblatt etc. Nr. 12. 1856. 23. März.

---

* Was aber Düntzer Seite 540 mit der angeblich weggefallnen Briefstelle in Brief 166 will, ist unverständlich, denn 1. spricht Düntzer von diesem Brief gar nicht an der Stelle, wohin er der Zeit nach gehört, 2. ist derselbe namentlich nicht, wie Düntzer sagt, vom 19. December 1798 und 3. steht die Stelle im Brief 191 vom 7. December 1798.

[S. 93 f. Stelle aus Goethes Bericht an den Herzog, vollständig in „Goethes Briefen an Ch. G. v. Voigt“ S. 505—511.]

1857.

Aus Herders Nachlass. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Zweiter Band. Frankfurt a. M. Meidinger u. Comp. 1857. [S. 353. Stelle aus einem Briefe Goethes an Zimmermann von 1775.]

1858.

Deutscher Volkskalender 1858. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit vielen, zum Theil in Farbendruck umrahmten Holzschnitten von demselben und unter dessen Leitung. Vierundzwanzigster Jahrgang etc. Zum Debit im Auslande. Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin. Expedition für das Ausland: Leipzig. [Auch unter dem Titel: Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Herausgegeben etc. 1858. Berlin. Vereins-Buchhandlung. — S. 138. Angeblich von Goethe ins Brockenbuch eingetragner Reim.]

1859.

Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweiter Band. Hannover. Verlag von L. Ehlermann. MDCCCLIX. [S. 874—878, 885, 887, 890 f. und 896. Biographisches Schema von Goethe.]

Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juli 1789. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. Giessen 1859. J. Ricker'sche Buchhandlung. [S. 138. Stelle aus einem Briefe Goethes an Angelica Kaufmann.]

Schiller und Goethe. Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Von Heinrich Düntzer. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1859. [S. 318. Stelle aus einem Briefe Goethes an Meyer.]

1861.

Die Gartenlaube. Nr. 33. 1861. Illustrirtes Familienblatt. Verantwortl. Redacteure F. Stolle und A. Diezmann. [S. 518. Stammbucheintrag Goethes: „Es regnet, wenn es regnen soll etc.“.]

Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy aus den Jahren 1830 bis 1832. Herausgegeben von Paul Mendelssohn-

Bartholdy. Leipzig, Verlag von Hermann Mendelssohn. 1861. [S. 12. Goethes Widmung eines Bogens des „Faust".]

Hiernächst ist nicht abzusehen, warum von dem „Verzeichniss von Goethes Handschriften" etc. Seite 147 nicht zunächst der erste Abdruck angeführt ist; die hervorgehobenen ungedruckten Verse und Stellen aus Briefen und Aufsätzen stehen übrigens auf denselben Seiten wie im zweiten Abdruck.

1862.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm. Dritter Band. E bis Forsche. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1862. [Unter „Eilfte" Distichen aus einem ungedruckten Epigramm Goethes.]

Catalogue VII d'une belle collection de lettres autographes et documents. Siebentes Verzeichniss einer werthvollen Sammlung von Autographen. Für beigefügte Preise zu beziehen von Richard Zeune, Antiquarium für Autographen und Portraits in Berlin, Krausenstrasse 52. Berlin 1862. Commissionair in Leipzig Herr Eduard Schmidt. [S. 12. Stelle aus einem Briefe Goethes an Nees von Esenbeck.]

Was das „Neueste Verzeichniss" in der nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift „Goethes Beziehungen zum sächsischen Erzgebirge" etc. suchen lässt, stand zuerst in der

Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 85. Donnerstag, den 23. October 1862.

Ebenda. Nr. 86. Sonntag, den 26. October 1862.

Ebenda. Nr. 87. Donnerstag, den 30. October 1862.

Dass „Das Blücherdenkmal in Rostock" etc. entnommen ist aus dem 3. Jahrgang der IV. Folge des „Historischen Taschenbuchs, herausgegeben von F. v. Raumer", findet sich im „Neuesten Verzeichniss" nebenbei erwähnt.

1863.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines Hundertjährigen Geburtstages herausgegeben von Ernst Förster. Erster Band. München, 1863. E. A. Fleischmann's Buchhandlung (A. Rohsold). [S. XVI. Billet Goethes an P. E. Thieriot.]

Beilage zu Nr. 279 der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 29. November 1863. [S. 2798 f. Brief Goethes an W. v. Humboldt vom 17. März 1832 — neuer Abdruck

nach der Urschrift des schon 1846 in Riemers „Briefen von und an Goethe“ gedruckten Briefs.]

1864.

Goethe in Dornburg. Gesehnes, Gehörtes und Erlebtes von Karl August Christian Sckell, Grossherzoglichem Hofgärtner zu Dornburg. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble. 1864. [S. 19. Fensterinschrift von Goethe.]

1865.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten von Carl Gustav Carus. Zweiter Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1865. [S. 244 f. und 288. Neuabdruck zweier Briefe Goethes an Carus.]

1866.

Catalogue XI d'une belle collection de lettres autographes et documents. Elftes Verzeichniss einer werthvollen Sammlung von Autographen. Für beigefügte Preise zu beziehen von Richard Zeune, Antiquarium für Autographen und Portraits in Dresden, Priesnitzstrasse Nr. 16a. Dresden 1866. (Commissionair in Leipzig Herr Eduard Schmidt). [S. 8. Stammbuchvers von Goethe von 1829.]

1867.

Catalogue XII etc. in Berlin, Victoriastrasse 29a. Berlin 1867 etc. [S. 11. Bruchstücke von Briefen Goethes an Nees v. Esenbeck und von einem Aufsatz.]

Der Druck von Goethes Stammbucheintrag für Wilhelmine Wolf im XX. Band der „Preussischen Jahrbücher“ ist ebenso, wie der der Briefe an F. A. Wolf im XXI. Band, Seite 158 des „Neuesten Verzeichnisses“ bei der betreffenden Schrift von Bernays 1868 erwähnt.

1868.

Catalogue d'une belle collection de lettres autographes dont la vente aura lieu le 4 mai 1868 à Leipzig par H. Hartung. — Verzeichniss der von Herrn Dr. Joh. Gottfr. Flügel, Consul der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu Leipzig nachgelassenen bedeutenden Sammlung von Autographen, welche vom 4. Mai an Vormittags von 9 Uhr, Nachmittags von 3 Uhr ab durch den verpflichteten Universitäts-Proclamator H. Hartung in Leipzig, Goethestrasse 7,

öffentlich gegen baare Zahlung (in sächs. Courant) versteigert wird. Eingesandt von H. Hartung in Leipzig, der sich zu Besorgung von Aufträgen bestens empfiehlt. [S. 28. Variante „Das Kleinod und das Vergissmeinnicht".(?)*].

Leipziger Bücher-Auction, 26. October 1868. Verzeichniss der Bibliothek des Herrn Dr. Aug. Diezmann in Leipzig u.s.w. welche nebst andern Büchern u. s. w. von Montag, den 26. October 1868 an u. s. w. durch den verpflichteten Universitäts-Proclamator H. Hartung in Leipzig, Goethestrasse 7, öffentlich gegen baare Bezahlung versteigert werden soll. [S. 17. Bruchstück eines Goethischen Briefs.]

Aus Goethes Freundeskreise. Darstellungen aus dem Leben des Dichters. Von Heinrich Düntzer. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1868. [S. 448. Stelle aus Goethes Tagebuch; S. 535 f. Brief an Christian Schlosser.]

Goethe's Briefe, worunter viele bisher ungedruckte. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. — Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Goethe. — Dritter Band. Erste Abtheilung. Berlin. Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. [Ohne Jahr. Neu: S. 450 u. 1378. Briefe an Frau v. Heygendorff 1803 u. 1826; S. 713, an Karl August 1811; S. 751 f. u. 897 f. an Genast 1812 u. 1815; S. 1433, an Borchardt 1828.]

Das Tagebuch. Bisher noch nicht gedrucktes Gedicht von Goethe. Berlin, Buchhandlung von Th. Lemke, Ritterstrasse 27. [Der Druck von 1861 ohne Lücke.]

Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. Nr. 51 Der zweiten Folge. — December 1868. — Der ganzen Reihe Nr. 147. — Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. [S. 272. Von Goethe zu einigen Gedichten geschriebene Daten.]

Cöthensche Zeitung. Centralorgan für ganz Anhalt. Verantwortlicher Redacteur: Dr. med. Frankenberg in Cöthen.

---

* S. 58 in des Verfassers „Zu Goethes Gedichten" wol irrig als „Ueberschrift". bezeichnet.

Druck und Verlag von Paul Schettler in Cöthen. Nr. 304. Dinstag, den 29. December 1868. [S. 1857. Englisches Gedicht angeblich von Goethe.]

XII. Venetianische Epigramme. [12 Correcturblätter, ein im letzten Druck ausgelassenes Epigramm enthaltend.]

Die Darstellung von „Goethes Verkehr mit Gliedern des Hauses der Freiherrn und Grafen von Fritsch“ stand vor Ausgabe dieses Separatabdrucks in

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 15. Donnerstag, den 20. Februar 1868.

Ebenda. Nr. 16. Sonntag, den 23. Februar 1868.

Ebenda. Nr. 17. Donnerstag, den 27. Februar 1868.

1869.

Catalogue XIV d'une belle collection etc. zu beziehen von Richard Zeune, Antiquarium für Autographen und Portraits in Berlin, Victoriastrasse Nr. 29 a. Berlin 1869 etc. [S. 12. Stelle aus einem Briefe Goethes an Kriegsrath Reinhard.]

Aus dem Niedgau, zwangslose Beilagen zu den Frankfurter Familienblättern. 1869 zu Nr. 302. [S. 2. Brief Goethes an Textor von 1782.]

Korrespondent von und für Deutschland. Nr. 598. Morgenblatt. Nürnberg. Sonntag, den 21. November 1869. [S. 2716. Brief Goethes an den Buchhändler Vieweg 1797.]

Dass „Goethe und Suleika“ zuvor in den „Preussischen Jahrbüchern“ stand, ist im „Neuesten Verzeichniss“ angegeben, nicht aber, dass der Inhalt der 1870 erschienenen Schrift „Zu Goethes Gedichten“ (Seite 162) im wesentlichen sich schon findet in

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 88. Sonntag, den 31. October 1869.

Ebenda. Nr. 89. Donnerstag, den 4. November 1869.

Ebenda. Nr. 90. Sonntag, den 7. November 1869.

1870.

Archiv für Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Richard Gosche. I. Band. 2. u. 3. Heft. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1870. [S. 116—119. „Bruchstücke der geheimen Nachrichten von den letzten Stunden

Woldemars, eines berüchtigten Freigeistes“ etc. wahrscheinlich von Goethe.]

Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. Nr. 66 der zweiten Folge. März 1870. Der ganzen Reihe Nr. 162. Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. [S. 671. „Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet“ etc. aus dem Stammbuch von Minna Herzlieb.]

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 138. Mittwoch, 18. Mai 1870. [Stellen aus dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“, die auch in der 3. Ausgabe fehlen.]

Ebenda. Nr. 139. Donnerstag, 19. Mai 1870. [Desgleichen.]

Index Scholarum publice et privatim in Academia Georgia Augusta per semestre aestivum anni MDCCCLXX a. d. XX. M. Aprilis usque ad d. XX. M. Augusti habendarum. Insunt Hermanni Sauppii Goethiana. Goettingae, typis expressit officina academica Dieterichiana Guil. Fr. Kaestner. [Handschriftliche Lesarten zu: „Planetentanz“ S. 11 f., „Trilogie der Leidenschaft“ S. 13, „Von wem auf Lebens- und Wissensbahnen“ S. 14, „Hegire“ S. 15 und „Faust“ S. 17 f.]

Catalogue XV d'une belle collection de lettres autographes et documents etc. zu beziehen von Richard Zeune, Antiquarium für Autographen und Portraits in Berlin, Victoriastrasse Nr. 29a. Berlin 1870. [S. 10. Stelle aus Brief Goethes an B. A. v. Lindenau, vollständig 1873 in der „Greizer Zeitung“ gedruckt.]

Zwei Polen in Weimar. (1829.) Ein Beitrag zur Goetheliteratur aus polnischen Briefen, übersetzt und eingeleitet von F. Th. Bratranek. Wien. Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1870. [S. 102. Stelle aus einem Briefe Goethes an Mickiewicz und S. 147, die erste Strophe der 1. neugriechischen Liebesskolie mit Variante.]

Diese Uebersetzung ist aus der in Warschau erscheinenden Zeitschrift Kronika Rodzinna Nr. 2, 4, 5, 8 und 11, die ich mir jedoch nicht zur Einsicht verschaffen konnte. — Die im „Neuesten Verzeichniss“ aufgeführten Ausgaben von „Faust Zweiter Theil“ und von „Goethes Sprüchen in Prosa“ konnten auch bezeichnet werden als:

Goethes Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. — Goethes Wappen. — Dreizehnter Theil. Faust. Zweiter Theil. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von G. von Loeper. Berlin, Gustav Hempel.

und

Dieselben. Neunzehnter Theil. Sprüche in Prosa etc.

1871.

Catalogue XVI d'une belle collection de lettres autographes et documents etc. zu beziehen von Richard Zeune, Antiquarium für Autographen und Portraits in Berlin, Victoriastrasse Nr. 29a. Berlin 1871. [S. 11. Stelle aus einem Briefe Goethes vom 27. September 1830.]

Catalogue de la précieuse et nombreuse collection de Lettres Autographes du feu Mr. le Professeur Abrahams, Conseiller d'état à Copenhague, dont la vente publique aura lieu à Leipzig le 30 Janvier 1871 par le ministère de MM. List & Francke, Libraires, Rue de l'Université, 15, au premier. Leipzig 1871. [S. 39. Goethes Datumunterschrift unter „Vorüber führt ein herrliches Geschick etc.".]

Verzeichniss der ausgewählten und werthvollen Autographensammlung des vormal. Kgl. Hannov. General-Consuls, Ritter etc. Herrn G. M. Clauss in Leipzig, welche durch die Herren List & Francke in Leipzig, Universitäts-Strasse Nr. 15, 1 Treppe am 23. Januar 1872 gegen baare Zahlung öffentlich versteigert werden soll. Leipzig 1871. [S. 82. Neuabdruck von „Freundlich werden neue Stunden etc.".]

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Erste Section. A—G. Herausgegeben von Hermann Brockhaus. Einundneunzigster Theil. Grias — Grizio. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1871. [S. 308. Stelle aus einem Briefe Goethes an Frau v. Arnim.]

Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. Mit Mendelssohns Portrait aus seinem zwölften Lebensjahre. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1871. [S. 16. Lied; S. 30, Brief und S. 40, Widmungszeilen von Goethe.]

Hamburger Nachrichten. Nr. 25. Hamburg, Sonntag, den 29. Januar 1871. [„Wer in die Welt kommt" etc. mit Variante und Datum.]

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 103. Sonntag, den 24. December 1871. [S. 573. Data einiger Briefe Goethes an Bürger.]

Die Grenzboten. XXX. Jahrgang. II. Semester. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. Nr. 34. Ausgegeben am 18. August 1871. Inhalt: Das Tiefurter Journal (C. A. H. Burkhardt) Seite 281 etc. Leipzig 1871. Friedrich Ludwig Herbig (Fr. Wilh. Grunow). [„Todeslied eines Gefangenen" von Goethe.]

Ein besonderer Druck dieses Aufsatzes führt den Titel: Das Tiefurter Journal. Literarhistorische Studie, von C. A. H. Burkhardt. (Separatabdruck aus Heft 34 der „Grenzboten" 1871.) Leipzig, Friedrich Ludwig Herbig (Fr. Wilh. Grunow). 1871.

1872.

Zur Geschichte der Universität Strassburg. Festschrift zur Eröffnung der Universität Strassburg am 1. Mai 1872 von Dr. August Schricker, Senats-Secretär. — S. Academiae Reip. Argentinensis. — Strassburg, C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung. Friedrich Bull 1872. [Goethes Eintrag in die Universitätsmatrikel facsimiliert.]

Mélanges posthumes d'Adam Mickiewicz publiés avec introduction, préfaces et notes par Ladislas Mickiewicz. Première série. I. Drames polonais: Les Confédérés de Bar. — Jacques Jasinski. II. Roman militaire et roman prophétique: La Semaine de miel d'un conscrit. — Le premier chapitre des guères futures. III. Critique litéraire: Goethe et Byron. — Alexandre Puszkin. — Paris. Librairie du Luxembourg. 16, rue de Tournon, 16. 1872. [S. 210. Brief Goethes an Mickiewicz.]

Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten. Herausgegeben von Karl von Holtei. (Die Originale befinden sich in der gemeinschaftlichen Autographensammlung des Herrn

Rob. Weigelt und des Herausgebers.) Erster Band. (Erster und zweiter Theil.) Hannover. Karl Rümpler. 1872. [I. Theil. S. 137. Briefe Goethes an Freiherrn von Schuckmann — die schon 1835 und 1865 — sowie an Friedrich Tieck — die schon 1864 gedruckt erschienen — in Neudruck.]

Die Grenzboten. XXXI. Jahrgang. II. Semester. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. Nr. 27. Ausgegeben am 28. Juni 1872. Inhalt: Aus Weimars Culturgeschichte 1800 bis 1832. I. C. A. H. Burkhardt .... Seite 1 etc. Leipzig 1872. Friedrich Ludwig Herbig (Fr. Wilh. Grunow). [S. 5. Stelle aus einem Briefe und S. 11 aus einem Promemoria Goethes].

Spenersche Zeitung. Nr. 208. Morgenausgabe. Sonntag, 28. Juli 1872 .... In der Haude- und Spenerschen Zeitungsexpedition, 94 Zimmerstrasse. Chefredacteur: Dr. Wehrenpfennig. Verlag und Druck: Julius Gossmann in Berlin. [Zwei Briefe Goethes an Maler Müller, vollständiger als 1864.]

Preussische Jahrbücher. Herausg. von H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig. Dreissigster Band. Drittes Heft. September 1872. Inhalt: etc. Notizen. (H. G.) Seite 339. [Briefe Goethes an Willemer von 1822 und an Karl August von 1820.]

Dieselben. Fünftes Heft. November 1872. Inhalt: etc. Goethe, Minna Herzlieb und Bettina Brentano. Seite 591. [S. 593. Variante und Datum des Sonetts „Wachsthum".]

Von jenen beiden Briefen an Willemer und an Karl August ist auch ein Separatabdruck „Zwei Briefe von Goethe" ausgegeben worden. — Ins Jahr 1872 gehört übrigens auch der Seite 165 des „Neuesten Verzeichnisses" aufgeführte Brief Goethes an A. W. Schlegel in dem

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Karl Elze. Siebenter Jahrgang. Berlin, Asher u. Comp. 1872.

1873.

Ungedruckte Briefe Goethe's. Nach der Zeitfolge geordnet. Leipzig, Commissionsverlag von Ed. Wartig, 1873. [Von C. A. Diezel. Die Daten und grösstentheils auch Anfangsworte von 985 Briefen. Metallographiert.]

Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlass. Herausgegeben von Hermann Kletke. Inhalt: Aus der Jugendzeit. — Erinnerungen an Goethe. — Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1873. [S. 169. „Als an der Elb' ich die Waffen" etc. mit Abweichungen.]

Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie von Schardt. Von Heinrich Düntzer. Leipzig, Hahnsche Verlagsbuchhandlung. 1873. [S. 290 f. und 302. Drei Briefchen, darunter ein englisches, an Frau von Schardt.]

Goethe in Tennstädt und mit Friedrich Krug von Nidda. Theilnehmenden zum Wolfgangstag 1873 zugestellt von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Dresden, Druck von B. G. Teubner. 1873. [S. 8. Ungedruckter Brief Goethes an Krug von Nidda aus dem Jahre 1817.]

XIXme Catalogue d'une excellente collection de lettres autographes de célèbres poètes et savants. — Neunzehntes Verzeichniss von Autographen enthaltend: Die bedeutendsten Dichter und Gelehrten des 18. und 19. Jahrhunderts. Für beigesetzte Preise zu haben bei Richard Zeune, Antiquarium für Autographen und Portraits in Weimar, B, 90. [S. 6. Entwurf von „Wilde Stürme, Kriegeswogen etc.".]

Kölnische Zeitung. Nr. 51. Erstes Blatt. Donnerstag, 20. Februar 1873. [Erste Gestalt des „Kölner Mummenschanz".]

1874.

Hier ist an erster Stelle die Schrift, welcher diese Nachträge gelten, selbst zu nennen, indem abweichend von seinen beiden Vorgängern

Neuestes Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek. (1767—1874.) August 1874. Gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig.

von Seite 175 an in einem Anhange die Fülle von Handschriften vorführt, welche die reiche Sammlung des Herausgebers bilden; die darunter befindlichen Gedichte und Briefe sind grossentheils vollständig oder bruchstückweise abgedruckt.

Allgemeine Zeitung. Nr. 96 (ohne Beilage) Augsburg, Montag, 6. April 1874. [S. 1157. Brief Goethes an Geheimen Rath v. Gerning.]

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 303. Freitag,

30. October 1874. [S. 4699. Neudruck von „Du dem die Musen von den Actenstücken“ etc. mit Abweichungen.]

Neue Freie Presse. Morgenblatt. Nr. 3650. Wien, Samstag, den 24. October 1874. [S. 2. Neudruck von „In einer Stadt einmal“ etc. mit Abweichung in Text und Datum.]

Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Dreizehnter Band. 1874. (Mit 11 Tafeln.) Wiesbaden. Auf Kosten des Vereins. (In Commission bei W. Roth.) [S. 42. Brief Goethes an Lorsbach von 1815.]

Die Grenzboten. XXXIII. Jahrgang. II. Semester. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. Nr. 43. Ausgegeben am 23. October 1874. Inhalt: Goethe's Tagebücher. 1780. 1781. 1782. C. A. H. Burkhardt. Seite 121 etc. Leipzig, 1874. Friedrich Ludwig Herbig (Fr. Wilh. Grunow).

Zeitschrift für bildende Kunst. Mit dem Beiblatt: Kunst-Chronik. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl von Lützow, Bibliothekar der k. k. Kunst-Akademie in Wien. Berlin, L. Sachse & Co. — Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. — Wien, P. Kaeser — Gerold & Co. 1874. Neunter Band. Heft 9. 11. 12. [„Goethe und der sächsische Kunstverein. Von Dr. H. Uhde.“ Mit Briefen Goethes.]

Thüringer Hausfreund. Familienblatt für Stadt und Land. Nr. 5. 1874. [S. 80. Brief Goethes an die Gebrüder Ramann von 1825.]

Србдніа. 1. Илустрован лист за забаву и поуку. — Година прва. — Свеска прва. Убецу 26. Октобра 1874. — Излази 15. сваког мęсеча. Годишња іе чена 6 фор. или 72 гр. ц. [S. 18. Brief Goethes an Karadschitsch.]

K. F. Köhler's Antiquarium in Leipzig. Poststrasse 17. Catalog Nr. 251. 1874. etc. Leipzig, Druck von G. Kreysing. 1874. [S. 53. „Liegt Dir gestern klar“ etc. mit Datum des 15. Sept. 1830.]

Anna Amalia, Karl August und Minister von Fritsch. Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Carl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Weimar, Hermann Böhlau 1874. [S. 150. Correctur Goethes in ein Rescript des Herzogs; S. 211—220. Briefe Goethes an Minister von Fritsch.]

Charlotte von Stein, Goethe's Freundin. Ein Lebensbild, mit Benutzung der Familienpapiere entworfen von Heinrich Düntzer. Zweiter Band. 1794—1827. Mit einer Abbildung und einem Facsimile. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1874. [S. 445. Brief Goethes an Frau v. Stein 1817.]

Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage von H. Köchly. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1874. [S. 227 f. Neudruck eines Briefes von Goethe an Hermann.]

Jugendleben der Malerin Caroline Bardua. Nach einem Manuscript ihrer Schwester Wilhelmine Bardua von Walter Schwarz. Mit dem Bildniss der Caroline Bardua. Breslau, Verlag von Rud. Hoffmann 1874. [S. 50 und 53. Neudruck zweier, schon 1862 gedruckter Briefe Goethes an die Bardua.]

Melchior Meyr. Biographisches. Briefe. Gedichte. Aus seinem Nachlasse und aus der Erinnerung herausgegeben von Max Graf von Bothmer und Moriz Carrière. — „Man wird wieder auf Gott kommen, wenn man sieht, dass die Widersprüche des Lebens und Denkens nur durch eine solche Macht gehoben werden können." Melchior Meyr, Gedanken. — Leipzig: F. A. Brockhaus. 1874. [S. 13 f. Brief Goethes an Meyr.]

Fünfzehn Essays von Herman Grimm. (Zweite vermehrte Auflage der Neuen Essays etc.) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Harrwitz und Gossmann. 1874. [Neudruck von „Goethe und Suleika" — 1869 — und „Goethe, Minna Herzlieb und Bettina Brentano" — 1872.]

Die Seite 171 aufgeführte „Naturwissenschaftliche Correspondenz hat auch den Titel:

Neue Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlasse. Erster Theil. Goethe's naturwissenschaftliche Correspondenz. Erster Band. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1874.

Dieselben. Zweiter Band.

Schon unterm Jahr 1874 finden hier sich einige Drucke aufgezählt, die sich nicht als Ergänzungen des „Neuesten Verzeichnisses" geben können; denn da dieses im Sommer jenes Jahres abgeschlossen wurde, so konnten die später erschienenen

darin noch keinen Platz erhalten. Die folgenden aus dem Jahre 1875 und dem Anfang 1876 bilden nun aber lediglich die Fortsetzung des Verzeichnisses und liegen eigentlich ausserhalb des Zweckes dieser Nachträge; sie sind daher als ein Anhang zu den ergänzenden Nachträgen zu betrachten, und greifen nur dem vor, was der Verfasser der bisherigen Verzeichnisse einer Goethe-Bibliothek in dem „Allerneuesten Verzeichnisse" ohnehin geboten haben würde.

1875.

Archiv für Litteraturgeschichte etc. IV. Band 3. Heft etc. [S. 398. Vers zum Maskenzug vom 29. Januar 1796; S. 339. Brief Goethes an Karl von Stein.]

Dasselbe. V. Band 1. Heft etc. [S. 103. Neudruck des Gedichts an Cuno.]

Preussische Jahrbücher. Herausgegeben von H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig. Fünfunddreissigster Band. Erstes Heft. Januar 1875. Inhalt: Brief Goethe's an den Fürsten Radziwill (Herman Grimm) Seite 1 etc. Berlin, 1875. Druck und Verlag von Georg Reimer. Ausgegeben den 16. Januar 1875. [Ausser dem Briefe enthält das Heft den für Radziwills Faustoratorium von Goethe gedichteten Text und eine Ergänzung der Faustparalipomena.]

Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Konrad Reichard. 1875. Nr. 3. Inhalt: etc. Drei noch ungedruckte Briefe von Goethe. Mitgetheilt von Rudolf Baier etc. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1875.

Dasselbe. Nr. 29. Inhalt: etc. Goethe über den Tod seines Sohnes. Von Hermann Uhde etc. [S. 91 ff. Brief Goethes an Cattaneo.]

Greizer Zeitung etc. Nr. 54. Sonnabend, den 6. März 1875. 4. Jahrgang. [Fünf Briefe Goethes an Haide, Karl August und Lieber.]

Beilage zum Hamburgischen Correspondenten. Kunst, Literatur und Wissenschaft: Nr. 79. Sonntag, den 4. April. [Erlass der F. S. Hoftheatercommission, unterzeichnet: v. Goethe. v. Luck.]

Hamburger Correspondent. Morgen-Zeitung der Börsen-

Halle. Nr. 199. Donnerstag, den 26. August 1875. [Drei Briefe Goethes an Frommann, und ein vierter.]

Derselbe. Nr. 200. Freitag, den 27. August 1875. [Brief Goethes an August v. Herder und Richtigstellung der Data der Briefe an Gries.]

Derselbe. Nr. 261. Sonntag, den 7. November 1875. [Brief Goethes an Gebrüder Ramann 1800.]

Die Grenzboten. XXXIV. Jahrgang I. Semester. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. Nr. 13. Ausgegeben am 26. März 1875. Inhalt: Klassische Findlinge. C. A. H. Burkhardt. 1. Goethe's Verbindung mit Caroline von Pichler. — 2. Schiller's Adel. Seite 481 etc. Leipzig 1875. Friedrich Ludwig Herbig (Fr. Wilh. Grunow).

Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Redacteur: Paul Lindau in Berlin. Nr. 19. Berlin, den 8. Mai 1875. Band VII. [S. 297. Brief an von Goens, 1794.]

Illustrirte Zeitung. Nr. 1670. Leipzig, 3. Juli 1875. LXV. Band. Inhalt: etc. Thorwaldsen's Liebesleben etc. [S. 16. Goethes Gedicht an F. Caspers; kein Abdruck aus der „Neuen Freien Presse“ von 1874.]

Zeitschrift für deutsche Philologie. Herausgegeben von Dr. Ernst Höpfner, Provinzialschulrath in Koblenz, und Dr. Julius Zacher, Prof. a. d. Universität zu Halle. Sechster Band. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1875. [S. 449. „Drei Briefe von Goethe an J. G. Steinhäuser. Von S. Hirzel.“]

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Zweiter Jahrgang. Heft 1. October 1875. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. [S. 23 ff. „Hermann Hettner, Briefe Goethes an K. E. Schubarth“ — vollständig.]

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 1. Sonntag, den 3. Januar 1875. [S. 5 f. Zwei Briefe Goethes an d'Ideville, 1808 und 1809, nach einer Abschrift vom Original früher gedruckt, als im nächsten Werk.]

Henry d'Ideville. Journal d'un diplomate en Allemagne et en Grèce. Notes intimes, pouvant servir à l'histoire du second empire. Dresde — Athènes 1867 — 1868. Paris,

Librairie Hachette et Cie. 79, Boulevard Saint-Germain. 1875. [S. 109 f.]

Briefe von Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Böttiger, Dyk und Falk an Karl Morgenstern, herausgegeben von F. Sintenis. Dorpat. W. Gläsers Verlag 1875. [S. 7, 26 f. und 49 f. Neudrucke von Briefen Goethes an Morgenstern, Voigt, Döbereiner, Steinhäuser.]

Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Herausgegeben von L. Urlichs. Mit Portrait und Facsimile. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1875.

Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt (1772—1841). Nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt und herausgegeben von Hermann Uhde. Zweiter Theil. Hamburg. W. Mauke Söhne, vormals Perthes, Besser & Mauke. 1875. [S. 159. Entwurf zu Goethes Brief an Klingemann; S. 255. Brief an Schmidt, 1829.]

Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler (geboren zu Jena 1786, gestorben zu Weimar 1866). Aus handschriftlichem Nachlass zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Uhde. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, 1875. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). [Neudruck der meisten Briefe Goethes an die Seidler, zum ersten Mal vollständig gedruckte Briefe an die Seidler S. 131, 337 f. und 350, an Frommanns S. 19, an Langer in München 137 ff.]

Vor hundert Jahren. Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter aus den Tagen der Genie-Periode. Festgabe zur Säkularfeier von Goethe's Eintritt in Weimar (7. November 1775) von Robert Keil. Erster Band. Mit dem Bildniss Goethe's. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1875. [S. 39—260. „Goethes Tagebuch vom 11. März 1776 bis 5. März 1782" vollständiger als bisher; S. 72. „Christel" mit abweichender Lesart.]

Dasselbe. Zweiter Band. Mit dem Bildnisse der Corona Schröter etc. [S. 207. „Nachtgedanken" abweichend.]

Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit einer Einleitung von Michael Bernays.

Erster, Zweiter, Dritter Theil. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1875. [Diese 3 Bände enthalten zahlreiche Neudrucke von Briefen und neue Redactionen von Dichtungen Goethes.]

Goethe und Dresden. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Berlin. Gustav Hempel 1875. [Briefe Goethes an Körner, Charpentier und Kaaz und Bruchstück eines Briefes an Nees v. Esenbeck.]

1876.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Fünfter Jahrgang 1876. [S. 271. Neudruck von Goethes Brief an Schröder von 1798 nach der Urschrift.]

Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und Leben. Nr. 7. Berlin, den 12. Februar 1876. Band IX. Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: Georg Stilke in Berlin. [S. 111. Brief Goethes an Friedrich Sigmund Voigt.]

Neue Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlasse. Dritter Theil. Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (1795—1832). Leipzig: F. A. Brockhaus. 1876. [Auch unter dem Titel: Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (1795—1832). Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. Leipzig etc.]

Der literarische Verkehr. Literaturblatt. Nr. 1. Januar 1876. VII. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Graf Ulrich Baudissin etc. [folgen die Namen von noch 35 Schriftstellern und 7 verstorbenen Mitbegründern. S. 2. Brief Goethes an Mylius vom 14. Mai 1830.]

Derselbe. Nr. 7. April 1876 etc. [S. 50. Neudruck des bereits 1874 im „Archiv für Litteraturgeschichte“ zu lesenden Billets vom 11. März 1832.]

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. Neue Folge. Zwölfter Jahrgang. Sechstes Heft. (15. März 1876.) Leipzig: F. A. Brockhaus. 1876. [S. 431. Stelle aus einem Briefe Goethes an Soret.]

Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. (Goethes Wappen.) Zweiundzwanzigster Theil. Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen

von G. von Loeper. Dritter Theil. Berlin. Gustav Hempel. [S. 357 f., 360, 377, 380—384, 388, 393, 421, 425 u. 463. Bruchstücke von Briefen Goethes an Fr. von La Roche.]

Dieselben. Siebenundzwanzigster Theil. Annalen. Biographisches. Vorträge. Geistliches. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von W. Frh. v. Biedermann. Berlin. Gustav Hempel. [Neu: S. 333 ff. „Mein Verhältniss zur Wissenschaft etc.“; S. 340—351. „Notirtes und Gesammeltes auf der Reise vom 16. Juni bis zum 29. August 1822“.]

Archiv für Litteraturgeschichte etc. V. Band. [S. 620. Correcter Abdruck von Goethes Brief an Weller vom 7. August 1828.]

Charlotte von Stein und Corona Schröter. Eine Vertheidigung. Von Heinrich Düntzer. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876. [S. 73. Vollständig der im „Neuesten Verzeichniss“ S. 184 bruchstückweise gedruckte Brief an Steinauer.]

Zeitschrift für Deutsche Philologie etc. Siebenter Band Heft II. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. [S. 209—233. Goethische Gedichte aus den siebziger und achtziger Jahren in ältester Gestalt, theils noch ganz ungedruckt.]

Von dem Aufsatze Suphans, in welchem diese Gedichte gegeben werden, ist auch ein Separatdruck verschickt worden.

Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte etc. Nr. 45 der dritten Folge. Juni 1876. Der ganzen Reihe Nr. 237. Braunschweig etc. [S. 252—260. 12 Briefe an verschiedene und 7 andere Schriftstücke Goethes.]

Im neuen Reich etc. 1876. Nr. 28. Inhalt: etc. Berliner Skizzen vom Jahre 1797. Von Carl von Beaulieu-Marconnay. [S. 74. Stelle aus einem Briefe Goethes an Sander.]

Nr. LXXIV. Culturgeschichte und Curiositäten in Druckschriften, fliegenden Blättern, Bildern, Autographen und Monumenten. Aus den Sammlungen von Heinrich Lempertz sen. und unter dessen Redaktion herausgegeben. Zu beigesetzten Preisen vorräthig auf dem Bücher- und Kunstlager von J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne) in Cöln. Abtheilung O etc. [S. 145. Stelle aus dem Briefe an Schlichtegroll,

der im „Neuesten Verzeichniss" S. 219 als in Abschrift vorhanden erwähnt ist.]

Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta etc. Stuttgart, 1876. [Enthält 60 Briefe Goethes an Cotta theils vollständig theils bruchstückweise sowie einen Brief an Reichel.]

Ausser den bis hierher in bestimmte Jahre untergebrachten Publicationen sind aber noch einige Musikstücke von Zelter zu erwähnen, deren Erscheinungszeit nicht genau und nur soweit ermittelt werden konnte, dass sie nicht später als ins Jahr 1840 fällt. Die darin enthaltenen Lieder Goethes weisen mehrfach abweichende Lesarten auf, von denen freilich nicht unbedingt behauptet werden kann, dass sie vom Dichter herrühren. Es sind dies:

Sechs Deutsche Lieder für die Bass-Stimme mit Begleitung des Pianoforte in Musik gesetzt von C. Fr. Zelter. Eigenthum des Verlegers. Berlin bei T. Trautwein, Breite Strasse Nr. 8. Pr. 25 Sgr. od. 20 Ggr. [Varianten im „Irischen Klagesang".]

Zehn Lieder von Carl Friedrich Zelter für 4 Männerstimmen. Heft 1. Versus memoriales. Lob der Musik. Die Campanelle. Ergo bibamus. Der Zopf (Tragische Geschichte von A. v. Chamisso). Heft 1 etc. Eigenthum des Verlegers. T. Trautweinsche Buch- & Musikalienhandlung (J. Güttentag) in Berlin. Breite Strasse Nr. 8. Lith. Anst. v. H. Delius.

Dieselben. Heft 2. Ach, was soll der Mensch verlangen — Nimmer, das glaubt mir — Ein Musikant wollt' fröhlich sein — Es war einmal ein König — Lob der Faulheit. Eigenthum etc.

Anmerkung. Ausser den Dichtungen, Briefen und sonstigen Schriften Wolfgang Goethes haben alle Ausgaben des „Verzeichnisses einer Goethe-Bibliothek" auch die seiner Eltern aufgenommen, und in dieser Beziehung lässt sich noch die Disputationsschrift von Goethes Vater nachtragen. Ihr Titel lautet: Q. D. B. V. Dissertatio inauguralis de Aditione Hereditatis ex Jure Rom. et patrio illustrata sistens. Quam Jove juvante ex decreto Magnifici ICtorum Ord. in illustri Academia Ludoviciana pro gradu doctorali rite consequendo D. Oct. MDCCXXXVIII publico Procerum Academiae examini submittit Jo. Casparus Goethe Moeno-Francofurt. Giessae, typis Eb. H. Lammers, Acad. Typogr.

Goethes
„Lied, das ein selbst gemahltes Band begleitete".

Von

Karl Goedeke.

Goethe berichtet in Dichtung und Wahrheit, im dritten Theile (1814. 3, 46) über sein Verhältniss zu Friederike Brion: „Entfernt von mir arbeitete sie für mich, und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurück käme; entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu sein. Gemalte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; ich malte ihr gleich ein paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich diessmal länger als ich gedacht ausbleiben musste."

Der dritte Theil der Selbstbiographie wurde im Winter von 1813 bis 1814 verfasst und war im April 1814 druckfertig abgeliefert und honoriert. Da jene Tage, deren Goethe gedenkt, in den Sommer 1771 fallen, so lag zwischen dem erlebten und der Darstellung desselben ein Zeitraum von mindestens vollen 42 Jahren, in denen sich das Andenken an kleine Einzelheiten verwischt und verschoben haben konnte, so dass es erst an aufbewahrten Documenten aus jener Zeit aufgefrischt werden musste. Ein Beweisstück jener Art scheint in diesem Falle das kleine Lied „Mit einem gemalten Bande" gewesen zu sein, das uns in dreifacher Redaction bekannt ist.

Zuerst wurde dasselbe in Jacobis Iris veröffentlicht. Von dieser, hauptsächlich für Frauen bestimmten Zeitschrift, die J. G. Jacobi und in seiner Abwesenheit Wilh. Heinse redigierte, war der erste Band in drei Heften im Spätjahre 1774,

nach der persönlichen Bekanntschaft Goethes mit den Jacobis erschienen.

Am 1. Dec. 1774 empfieng Goethe den ersten Band und schrieb unmittelbar nach Empfang an J. G. Jacobi, den Canonicus: „Einige Blicke, die ich hinein thue, wecken in mir das Gefühl vergangener Zeiten und zugleich die Erinnerung einiger Lieder, die es begleiteten. Ich nehme mir vor sie Ihnen zu schicken, und da ich heut nach Tisch zur lieben Tante [Johanna Fahlmer] komme, die den Einfall auch gut, und was ich ihr vorsage zum Tone Ihrer Sammlung passend findet, setz ich mich gleich zu ihr hin und schreibe das aus dem Gedächtniss auf, was Sie hier mit erhalten. Können Sie's brauchen, so setzen Sie verschiedene Buchstaben drunter, sagen niemand was davon, so haben die Hrn. u. Damen was zu rathen."

Im ersten Stück des zweiten Bandes der Iris, Jenner 1775, erschienen am Schluss, S. 73 bis 80, drei Gedichte mit verschiedenen Buchstaben unterzeichnet, die in Goethes Werken stehen. Zunächst das hier zu erörternde „Lied, das ein selbst gemahltes Band begleitete", mit D. Z. unterzeichnet; darauf das „Mayfest", später „Maylied" genannt (Wie herrlich leuchtet Mir die Natur), mit der Unterschrift P., und endlich „Der neue Amadis", mit der Signatur N.

Th. Bergk (Acht Lieder von Goethe. Wetzlar 1857. S. 23) erklärte diese drei Lieder „offenbar" für die der Sendung an Jacobi. Daran ist freilich nicht zu zweifeln, und ebenso wenig daran, dass alle drei Lieder, wie jener Brief deutlich ausspreche, einer früheren Zeit angehören. Wenn aber Bergk hinzufügt: „und zwar der Strassburger Periode", so ist das ein Schluss, welcher noch gar sehr der Prüfung bedarf, um für zuverlässig gelten zu können. Dass Goethe selbst in der angeführten Stelle aus Dichtung und Wahrheit wenigstens von dem ersten dieser Gedichte dieselbe Meinung hegte oder doch aussprach, hat, bei der grossen oft erwiesenen Unzuverlässigkeit dieser Lebensdichtung im einzelnen und besonders im chronologischen, keine absolute Beweiskraft. Und noch weniger Verlass ist auf die den Werken Goethes angehängte Chronologie, die nicht von ihm ausgearbeitet ist, sondern von

seinen litterarischen Gehilfen. In derselben wird das Gedicht mit einem gemalten Bande zuerst nach Goethes Tode erwähnt und in die Jahre 1770—1771 gesetzt, offenbar nach Anleitung von Dichtung und Wahrheit.

Für Goethes Angabe, das Gedicht sei an Friederike gesandt, scheint der Umstand zu sprechen, dass es sich unter den Blättern befand, welche Friederike von Goethe besass und die wir durch S. Hirzel in den Abschriften besitzen, die H. Kruse im Jahre 1835 in Sesenheim oder Niederbrunn nach den Originalen (doch wol von Goethes Hand?) genommen hat. Da es aber noch keineswegs feststeht, dass die elf Numern dieser Sammlung ausschliesslich an Friederike gerichtet sind, und da Goethe, wie das Geschenk der Mitschuldigen beweist, in Sesenheim auch andre Dichtungen als die dort entstandenen mittheilte, so bleibt auch bei diesem Gedichte, das nach seinem Inhalte an eine bestimmte Persönlichkeit nicht gerichtet ist, zu ermitteln, ob die mit dem gemalten Bande beschenkte nicht auch eine andre sein könne als Friederike Brion. Goethe weist es ihr allerdings zu; aber als er es that, konnte er keine Ahnung davon haben, dass eine empfindsame Seele ihm aus dem Gedichte und der Uebersendung einen so schweren Vorwurf machen werde, wie es Rahel gethan hat. Um zu verstehen, was die Frau so tief erregte, ist es erforderlich, das Gedicht selbst kennen zu lernen. Es möge hier zunächst in der Fassung folgen, in welcher Kruse es sechzig Jahre nach dem ersten Drucke copiert hat:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephir nimm's auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebsten Kleid!
Und dann tritt sie für den Spiegel
Mit zufriedner Munterkeit

Sieht mit Rosen sich umgeben
Sie, wie eine Rose jung.
Einen Kuß! geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.

Schicksal segne diese Triebe
Laß mich ihr und laß Sie mein
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein

Mädchen das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand.
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband.

Diese Form des Liedes kannte Rahel freilich so wenig, als die, welche Goethe am 1. Dec. 1774 aus dem Gedächtniss aufschrieb, und die in der Iris erschien. Sie lautet:

Lied,

das ein selbst gemahltes Band begleitete.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute iunge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephir nimm's auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebe Kleid!
Und sie eilet vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben
Sie, wie eine Rose iung.
Einen Kuß! geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.

Fühle was dies Herz empfindet,
Reiche frey mir deine Hand.
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband. D. Z.

Hier ist die vierte Strophe weggeblieben, in der zweiten die liebste zur Liebe, auch das ruhigere treten vor den Spiegel zum hastigeren eilen geworden und die zufriedne Munterkeit, die das bespiegeln erweckte, als Munterkeit des Charakters im allgemeinen dargestellt. Die beiden ersten Zeilen der letzten Strophe haben denselben Gedanken, nur in verschiedenem Ausdruck. Denn ob das Gefühl des liebenden in der beschenkten hervorgerufen werden soll, um sie zu veranlassen, ihm frei ihre Hand zu reichen, oder ob die gleiche Empfindung bei

beiden schon vorhanden ist, um die Aufforderung zu begründen, dem bittenden frei die liebe Hand zu reichen, macht in der Sache selbst keinen Unterschied, wenn man hier ein anhalten um die Hand der liebsten, der Liebe ausgesprochen sehen will. Daran hat Goethe gewiss nicht gedacht, als er das Lied aus der Iris nach seiner italienischen Reise im Jahre 1789 für den achten Band seiner Schriften redigierte. Er hätte sonst die letzte Strophe wol nicht unverändert aufgenommen, die mit einer leichten Wendung zun Aufforderung zum Balle, zum Tanze zu machen war, wenn sie ursprünglich mehr als eine Galanterie hätte sein oder zum Gange durchs Leben auffordern sollen. Merkwürdig ist es, wie in dieser letzten Redaction sich Formen der ersten und zweiten finden, da doch Goethe, nach seinem Briefe an Jacobi, im J. 1774 das Lied aus dem Gedächtniss aufschrieb und, wie es scheint, keine Abschrift besass. Dass er das Band selbst gemalt hatte, verwischte er in der Ueberschrift und liess es aus dem Gedichte selbst errathen. Es lautet seit 1789:

Mit einem gemahlten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.

Fühle was dieß Herz empfindet,
Reiche frey mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband!

Die Forderung eines Kusses ist auf die eines Blicks beschränkt, und die Bitte, die Hand zu reichen, sollte stehen geblieben sein, wenn es Goethe jemals in den Sinn gekommen

wäre, er könne beschuldigt werden, einen Heirathsantrag gethan zu haben, den er entweder zurückgenommen oder auf den er einen Korb bekommen haben müsste? Einer solchen Auslegung war er sicher nicht gewärtig, als er das Lied schrieb, als er es aus dem Gedächtniss wiederholte, als er es in diese definitive Form* brachte und als er es lange Jahre hernach auf Friederike Brion bezog. Diese Auslegung aber hat Rahel, die nur die Redaction der Schriften kannte, gemacht. Sie schreibt in ihrer forcierten Weise:

„Ich fühlte dieser Worte ewiges Umklammern um ihr Herz; ich fühlte, dass die sich nicht lebendig wieder losreissen, und wie des Mädchens Herz selbst, klappte meins krampfhaft zusammen, wurde ganz klein in den Rippen; dabei dacht' ich an solchen Plan, an solch Opfer des Schicksals; und laut schrie ich, ich musste, das Herz wäre mir sonst todt geblieben. Und zum erstenmal war Goethe feindlich für mich da. Solche Worte muss man nicht schreiben, er nicht. Er kannte ihre Süsse, ihre Bedeutung: hatte selbst schon geblutet. Gewalt anthun ist nicht so arg."

Also — vorausgesetzt, das Lied sei an Friederike gerichtet, vorausgesetzt, es enthalte einen förmlichen Heirathsantrag, auf den vielleicht ein Korb gefolgt oder der hernach als nicht geschehen betrachtet wäre — so wäre das schlimmer oder wenigstens so arg gewesen, als Gewalt anthun? Ueber eine solche Denkungsart lässt sich keine Verständigung mit der leidenschaftlichen Frau herbeiführen, die von derselben beherrscht wird. Für jeden unbefangenen ist dieser Aufschrei eine der vielen Monstrositäten, von denen Rahels Briefe und Aufzeichnungen wimmeln. Dafür, dass sie das Lied auf Friederike Brion bezog, war sie nicht verantwortlich; Goethe selbst hatte es gesagt. Aber da dies fast vierzig Jahre später geschah, als er das Lied zum Druck in die Iris gab, ist seine Aeusserung nur als Interpretation zu betrachten, um dasselbe

* Seit dem legitimierten Wiener Nachdruck von Goethes Werken 1816. I, 84 hat sich in die danach veranstaltete Separatausgabe von Goethes Gedichten in der zweiten Zeile, statt mir, das sinnlose wir eingeschlichen.

aus einer Situation zu erklären, die ihm nicht verfänglich und sicher nicht verantwortlich erschien.

Die Gedichte, die ihm beim Blick in Jacobis Iris in die Erinnerung kamen, hatten Gefühle vergangener Zeiten begleitet, gehörten also selbst einer früheren Zeit an. Goethe bestimmt diese Zeit nicht. Aus seinen Worten „vergangener Zeiten“ könnte gefolgert werden, dass hier nicht von éinem bestimmten Zeitpuncte die Rede sei, sondern von verschiedenen Jahren. Da er aber von einem Gefühl, nicht von Gefühlen spricht, so ist es vorzuziehen, die übersandten Gedichte als von einem einheitlichen Gefühl erzeugt zu betrachten. Nun hat sich nur das Bandlied in Friederikens Besitz gefunden, nicht auch das Maifest, und der neue Amadis, deren Entstehungszeit nirgends angegeben ist, es sei denn, dass man die Zeitbestimmungen der neueren für zuverlässig halten wollte, von denen die einen, wie Bergk, das erstere in die Strassburger Zeit, die andern, wie Viehoff, das zweite in das Jahr 1774 setzen. Mir scheinen alle drei dem Frühling 1770 anzugehören und durch das Verhältniss Goethes zu Francisca Crespel veranlasst zu sein. Francisca war eine von den Freundinnen seiner Schwester, mit denen er nach seiner Heimkehr von Leipzig und bis zu seinem Abgange nach Strassburg verkehrte. Es waren die drei Schwestern Gerok, Antoinette, Charlotte und Katharina, die beiden Lisetten Runkel und Stockum, Katharina Fabricius und, neben einer Therese und Dorilis, Francisca Crespel, die Schwester von Goethes Altersgenossen Crespel, um deren Neigung er mit seinem Freunde Riese stritt, aber weniger glücklich war als dieser. Noch in späten Jahren, als er schon den dritten Band seiner Lebensdichtung vollendet hatte, in dem er zu Anfange des zwölften Buches (3, 140) des Freundes, wenn auch erst nach der Heimkehr von Strassburg gedenkt, erinnerte ihn ein Denkzeichen besonderer Art an dies Verhältniss.

„Ich habe,“ schreibt er am 14. Februar 1814 an Riese, „ich habe bei Gelegenheit der lebhaften Erzählung meines Sohnes die Narbe an dem rechten Zeigefinger vorgewiesen, welche Sie mir schlugen, als ich mit demselben, unter einer Forsthauslaube, etwas schalkisch, auf ein heraukommendes

Frauenzimmer deutete, dem wir beide gewogen waren. Wir bereiteten uns eben, einen Teller Schinken zu verzehren, und Sie hatten das aufgehobne Messer in der Hand, welches zu meiner Bestrafung sich etwas eilig niedersenkte."

Riese erhielt zwar die Hand Franciscas nicht, aber seine Freundschaft zu ihr dauerte unverändert fort. Goethe fügt hinzu: „Solche lustige leichte Wunden schlägt das fortschreitende immer ernstere Leben nicht, und ich wünsche Ihnen Glück, dass Sie bey so grossem Wechsel der Dinge, als einzelner Mann, weniger Sorgen unterworfen, an Ihrer Stelle unverruckt geblieben. Grüssen Sie mir unser Fränzchen zum Schönsten, deren Heiterkeit sich gewiss erhalten hat. Eine so beständige Freundschaft deutet auf redliche, treue Gemüther und einen ruhigen, gleichen Lebenswandel."

An Francisca Crespel ist das Gedicht „Der Abschied" gerichtet, das in den März 1770 fällt, als Goethe sich zur Reise ins Elsass anschickte. Es steht zuerst im 8. Bande der Schriften (1789. S. 112), obwol die Quartausgabe bemerkt, es sei 1806 gedruckt. Da es lebhaft das Verhältniss beider vergegenwärtigt, rücke ich es hier ein:

Der Abschied.

Laß mein Aug' den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie schwer ist er zu tragen!
Und ich bin doch sonst ein Mann.

Traurig wird in dieser Stunde
Selbst der Liebe süßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonst, ein leicht gestohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für dich.
Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für mich!

An dies Fränzchen ist der Brief „an Mamsell F." aus

Strassburg „am 14. October“ 1770 gerichtet, geschrieben, nachdem er „einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel hatten in seinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles was er liebte, geweckt,“ so dass er, kaum wieder in Strassburg angelangt, schon da sass und an die Freundin schrieb. „Und daraus können Sie sehen, in wie fern man seiner Freunde vergessen kann, wenn's einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedaurende Glück, das uns unser selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft geniesst, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochne Freundschaft, jede halb verschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugniss, dass ich Sie nie vergessen werde.“

Und an dieselbe Francisca Crespel ist der aus „Saarbrück, am 27. Juni“ 1771 datierte Brief gerichtet, in dem neckisch von ihr wie von einer dritten die Rede ist. Dieser Brief enthält zugleich den Commentar zu dem schönen Gedichte „Willkommen und Abschied“, das ohne Ueberschrift 1775 im Märzheft der Iris erschien:

Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hieng die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah u. s. w.

„Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin,“ lautet der Brief, „was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weg hierher machte und alle Abwechselungen eines herrlichen Sommertags in der süssesten Ruhe genoss; Sie würden mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden

und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts reizenderes als an Sie zu denken; an Sie, das heisst zugleich an alle die Sie lieben, die mich lieben, und auch sogar an Käthchen [Gerok], von der ich doch weiss, dass sie sich nicht verläugnen wird, dass sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und dass sie — Genug, wer sie auch nur aus der Silhouette gesehn hat, der kennt sie."

„Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben auf's Lothring'sche Gebirg, da die Saar im lieblichen Thal unten vorbei fliesst. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluss in der Dämmerung so graulich und still floss und linker Hand die schwere Finsterniss des Buchenwalds vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durch's Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnissvoll zogen; da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtniss aufzusuchen."

„Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber grosse Freuden werden nur mit grosser Mühe erworben. Und das ist vielleicht das meiste was ich gegen die Liebe habe; man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fliessen, o da sind wir so schwach, dass uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreissen."

„Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren, aber das ist nicht mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so versteh ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt

hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so schenirt ist, und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu scheniren."

„Sagen Sie meinem Fränzchen, dass ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, dass sie mich so wenig schenirte; man will gebunden sein, wenn man liebt."

„Ich kenne einen guten Freund, dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füsse zum Schemel der ihrigen zu machen. Es geschah einen Abend, dass er aufstehen wollte, eh es ihr gelegen war; sie drückte ihren Fuss auf den seinigen, um ihn durch diese Schmeichelei festzuhalten; unglücklicher Weise kam sie mit dem Absatz auf seine Zehen, er stand viel Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuss zurückzuziehen."

Der gute Freund ist ohne Frage Goethe selbst, aber das Mädchen, dessen Gunstbezeugung ihm Schmerz bereitete, schwerlich Francisca, die ihn ja zu wenig schenirte. Dieser Brief, nach einer mehr als halbjährigen Bekanntschaft mit Friederike geschrieben, wenn auch vielleicht nicht abgesandt, denn wir kennen ihn nur aus Goethes Concepte, spricht aber, wenn man ihn, ohne sich von Dichtung und Wahrheit befangen zu lassen, so liest, wie er geschrieben ist, deutlich genug dafür, dass Goethes Neigung zu Friederike Brion durchaus nicht leidenschaftlicher Natur und ebenso wenig andre Neigungen ausschliessend war. Es war ein herzlich jugendliches wolgefallen, eine zwischen Liebe und Freundschaft schwebende Lebensfreudigkeit, die ihn an die Friederiken und die Fränzchen band, ohne andre Gedanken, als den, Freude zu geben und Freude zu nehmen, jedesfalls ohne einen Gedanken, den Bund für das Leben zu schliessen. Und schwerlich haben die Freundinnen die Sache anders genommen oder gar gemeint, der junge Mann, der ihnen zärtliche Briefe schrieb, ihnen schöne Dinge sagte, sie mit selbstgemalten Bändern beschenkte und das Geschenk mit schönen Liedern begleitete, halte um ihre Hand an, während er nur bittet, den freundlichen Verkehr

länger dauern zu lassen, als ein luftiges, bald verbrauchtes Band. Die Zeit, in welcher Goethe diese Verbindungen unterhielt, und die, in welcher er sie als Würze seiner Lebensdichtung darstellte, liegen weit auseinander, und die Periode der Wirklichkeit, in welche die Gedichte fallen, trug noch den Charakter, wo die Liebe der Jugend wie des Alters mit der Galanterie Hand in Hand gieng, und wo man verliebte Verse nicht gleich für einen förmlichen Heirathsantrag nahm.

Selbst wenn auch jenes mit dem selbstgemalten Bande überschickte Lied an Friederike gerichtet wäre, hätte Frau Rahel sich doch ihren Aufschrei zur Erleichterung des zusammenklappenden Herzens ersparen können. Aber ich glaube nicht, dass es ursprünglich für Friederike bestimmt war, selbst wenn sie es in Goethes Handschrift besass. Das an Francisca gerichtete Gedicht konnte, mit einem ähnlichen Geschenke begleitet, auch an Friederike gesandt sein und dann mit der neuen Strophe vermehrt werden.

Goethe that nur einige Blicke in die Iris, und diese genügten, ihm das Gefühl vergangener Zeiten zu erwecken. Er muss also etwas gefunden haben, was mit jenem Gefühl eine Aehnlichkeit hatte. Die Anzeige neuer Bücher, unter denen auch sein Werther, die Uebersetzung Heinses aus Tasso, Jacobis Abhandlungen über poetische Wahrheit, über die Elegie, über Erziehung der Töchter und drgl. können nichts anziehendes für ihn gehabt haben. Es bleibt kaum etwas übrig als das Gedicht „An Chloe“, das Jacobi dem Französischen nachbildete und das beim aufschlagen der Bröschüre gleich in die Augen fiel, da es auf einer offnen Seite beginnt. Es schildert eine unbefangen glückliche Liebe, die nur noch in der Erinnerung lebt:

> Holdes Mädchen! unser Leben
> War ein frohes Hirtenspiel:
> Kränze durften wir uns geben,
> Küsse, wenn es uns gefiel.
>
> Heerde, Stab, und Fest, und Freude,
> Lied und Kränze sind dahin!
> Dennoch reden Flur und Weide
> Mir von meiner Schäferinn.

Engel oder Liebesgötter
Mahlen dein getreues Bild
Auf die kleinsten Rosenblätter:
Alles ist von dir erfüllt.

Deinen Athem haucht die Nelke,
Wenn ihr Balsamduft sich hebt;
Du erscheinst mir im Gewölke,
Das am blauen Himmel schwebt.

Welch ein Lispeln auf den Höhen!
Welch ein Säuseln um den Fluß!
O ich fühl' im sanften Wehen,
O ich fühle deinen Kuß.

Unter lockenden Schallmeyen,
In der Nachtigall Gesang,
Im Geflüster junger Mayen
Hör' ich deiner Stimme Klang.

Ja! Du rufst mich aus der Ferne,
Rauschest mir im finstern Hain,
Blickst herab von iedem Sterne,
Lachst mich an im Mondenschein;

Kömmst in nahenden Gewittern;
Denn es gleicht ihr banger Zug
Ienem Schweigen, ienem Zittern,
Als mein Herz an deinem schlug.

Das ganz deutsch gewordne Lied erinnert allerdings sehr an die Tonweise Goethes und hat einige Berührungen mit dem Bandgedichte, das dann wieder das Maifest ins Gedächtniss rief, diesen jubelnden Ausdruck voller Gesundheit nach längerem Siechthum. Ich setze es, obwol es sich Maifest nennt, in den März 1770, den Goethe auch in dem Abschiedsliede an Fränzchen Frühling nennt, und Frühling und Mai gelten häufig als gleichbedeutend. Will man aber wegen der aus jedem Zweige dringenden Blüten und wegen des Blütendampfes, mit welchem die Liebe die volle Welt segnet, einen spätern Monat, den Mai selbst, festhalten, so bleibt doch der Frühling 1770 wahrscheinlich, und das Mädchen, das ihn so liebt und Jugend und Muth zu neuen Liedern und Tänzen gibt, könnte dennoch eine der Frankfurter Freundinnen sein. Das Gedicht auf Friederike zu beziehen, zwingt nichts; sie war nicht

im Besitz desselben. Ebenso wenig besass sie den „Neuen Amadis".

Eine befriedigende Deutung dieses satirischen Gedichtes ist mir nicht bekannt. Eine Beziehung auf Wielands neuen Amadis, der mit der Jahreszahl 1771 erschien, ist nicht nachzuweisen. Der Prinz Pipi, die Prinzessin Fisch, die rings mit Sonnenschein emailliert war, sind mir unbekannte Wesen, die weder bei Wieland noch im alten Amadis von Gallien vorkommen. Man könnte denken, der neue Amadis Goethes sei die Antwort auf J. G. Jacobis neuen Simson, der die Genieperiode und ihre Kraftmänner verspottet (Werke. Bd. 3. Zürich 1809. S. 186 f.), aber dies Gedicht erschien erst 1777 im Decemberstück von Wielands Merkur (S. 193 f.) und könnte demnach eher Folge als Veranlassung des Goethischen Scherzes sein, der, wenn er sich nicht direct auf Jacobis frühere süsslich lakierte Manier bezieht, doch gegen die geleckte Poesie gerichtet ist, der auch Jacobi huldigte. Die directe Uebersendung kann nicht befremden. Offen ausgesprochen ist keine Beziehung auf Jacobi, und wenn auch; sandte doch Goethe seinen Satyros, der sicher auf den Kreis in Pempelfort Bezug hat, an Fritz Jacobi, ohne Anstoss daran zu finden. Ich gestehe jedoch, dass mich selbst diese Deutung nicht völlig befriedigt. Zusammenhang mit jenem „Gefühl vergangener Zeiten", das durch die Blicke in die Iris geweckt war, finde ich in dem Gedichte nicht, es müsste denn sein, dass der Scherz dem Geschmack der Freundin an Amadisischer Lectüre, wirklicher oder nur so genannter, gegolten hätte.

Von den drei Gedichten des Januarheftes der Iris hat der Buchhändler Himburg in seine Sammlung von Goethes Schriften nur das Mayfest aufgenommen (4, 235), weil es mit P unterzeichnet war und weil dieser Buchstab in den späteren Heften gewöhnlich unter Goethischen Gedichten der Iris steht. Doch nahm Himburg (4, 245) 1779 auch das nicht unterzeichnete Gedicht Jacobis „Im Sommer" (Iris 7, 560) unter die Goethischen auf, das Goethes litterarische Gehilfen seit 1815, von Himburg verleitet, in Goethes Werke brachten. Dass dies Gedicht schon vor Himburgs Sammlung, schon 1778 in einem Nachdrucke als Goethes Eigenthum Aufnahme gefunden,

wie W. Scherer entdeckt haben soll, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der Irrthum kann nur daraus entstanden sein, dass jener Nachdruck der Gleichförmigkeit der Bände wegen den vierten Theil zurückdatiert hat. Die Vergleichung mit Himburg muss ergeben, dass dessen Anordnung und Reihenfolge der vermischten Gedichte in allen Nachdrucken dieselbe ist, und dass die Nachdrucker in Biel, Carlsruhe, Frankfurt und Reutlingen sklavisch von Himburg abhängen.

Zu Goethes Tagebuch.

(Nachträge zu H. Düntzers Aufsatz „Archiv f. L." V, 377 ff.)

Von

Reinhold Köhler.

1776, 7. Sept. „Conseil. Redeckers Affaire." 27. Sept. „Stadthalter wegen Redecker." 3. Nov. „Nach Erfurt mit dem Stadthalter über Rödeckern." Nach dem Sachsen-Weimar- und Eisenachischen Hof- und Address-Calender auf das Jahr 1776 war ein Dr. Christian Ludwig Redecker Fürstl. Sächs. würkl. Land-Cammer-Rath und Ober-Gleitsmann bei dem Weimarischen Ober-Geleits-Amt Erfurt. Im Hof- und Address-Calender für 1777 kömmt Redecker nicht mehr vor, und die Obergleitsmannsstelle ist als vacant aufgeführt. Wahrscheinlich verlor Redecker also in Folge der „Affaire" seine Stelle. Auf diese Affaire bezieht sich wol das folgende in K. A. Böttigers literarischen Zuständen 1, 55: „Der Kammerpräsident von Kalb wurde dem Herzoge vorzüglich durch eine Spielgeschichte, die der Hofrath Redicker gegen ihn geltend machte (da er die Billets aus dem Ofen wieder hervor geholt hatte, die Kalb hineingeworfen) verdächtig gemacht." Derartige Ungenauigkeiten wie „Hofrath Redicker" statt „Landkammerrath Redecker" kommen in Böttigers Aufzeichnungen mehrfach vor.

1777, 5. Juli. „Thors Heiligthum." Goethe kann entweder den Hain bei Dornburg, von welchem die Sage gieng, dass der Gott Thor in ihm verehrt worden sei, oder die kleine, metallene Figur, welche in Dornburg bei dem Stadtrathe aufbewahrt und für Thors Bild gehalten wurde, gemeint haben. Vgl. J. S. G. Schwabe, Historisch-antiquarische Nachrichten von der ehemaligen kaiserl. Pfalzstadt Dornburg an der Saale, Weimar 1825, S. 5 ff. und 18 ff.

1777, 26. Sept. „Gegen Abend ging [ich] mit Wenzing pirschen". In meiner an Düntzer brieflich gemachten Mittheilung, dass Anton Wilhelm Wenzing Pirschknecht auf der Hohen Sonne gewesen sei, muss ich den Namen Wenzing leider undeutlich geschrieben haben, so dass Düntzer „Wenjing" gelesen und deshalb S. 415 bemerkt hat: „Wenzing, vielmehr Wenjing."

1778, 3. Oct. „Bettgen überlegt mit Schinzel." Ein Joh. Martin Schünzel war nach dem Hof- und Address-Calender auf 1780 Hof-Tapezierer und nach dem auf 1781 und folgenden Schlossvoigt zu Weimar.

1779, 2. März. „Zu Paschau essen." Es wird Raschau zu lesen sein. Christian Friedrich von Raschau war Obrister bei der Jenaischen Garnison.

1779, 10. März. „Nach Tisch den Weg nach dem Hange Eichen besehen." Statt Hange wird Haagen oder Hagen zu lesen sein, wie der Wald bei Alstedt heisst.

1779, 26. Aug. 1780, 4. Juli. „unter den Aschen gegessen." Wie Düntzer S. 431 bemerkt, schreibt Goethe auch in einem Brief an den Herzog vom 24. Januar 1781, dass er einen Raben von den hohen „Aschen" herunter geschossen habe. In Weimar sagt man ganz gewöhnlich im Singular die Asche, im Plural die Aschen = Esche, Plur. Eschen. Frisch 1, 38ª führt aus Colerus Hausbuch und Sanders 1, 376ᶜ aus Döbels Jägerpractica den Plural Aschen an.

1780, 20. u. 22. Jan. „Schwabhäusers Sache." Es wird wol Johann Friedrich Schwabhäuser gemeint sein, der im Hof- und Address-Calender für 1780 als Geheime-Canzley-Secretar, Cammer-Consulent und Hofadvocatus extraordinarius, in dem für 1781 und folgenden aber nur in den beiden letzten Eigenschaften vorkömmt.

1780, 14. Oct. „in den Grimmstein." Zu Düntzers Bemerkung S. 442 füge ich hinzu, 1) dass nach K. Gräbner, Die grossh. Haupt- und Residenzstadt Weimar, Weimar 1830, S. 80, der Grimmenstein in der grossen Gerbergasse zu einem Spinnhause für arme benutzt wurde, bis es sich der Gürtlermeister Straube 1809 zu einem Wohnhause — jetzt C, Nr. 5 be-

zeichnet — umschaffen liess, 2) dass ich von alten Leuten sowol Grimmenstein als Grimmstein habe sagen hören.

1781, 15. Aug. „Seckendorf las die Baiersche Kinderlehre." D. i. die in diesem Jahre anonym erschienene, binnen zwei Jahren viermal aufgelegte Satire Anton von Buchers „Eine Kinderlehre auf dem Lande von einem Dorfpfarrer". Man s. A. von Buchers sämmtliche Werke, gesammelt und herausgegeben von J. von Klessing, 6. Bd., München 1822, S. XVI—XXII und 399—448.

1781, 21. August. „Bloods Geschichte". Vielleicht die merkwürdige „Lebensbeschreibung Thomas Bloods" († 1680) in der „Samlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen grösten Theils aus der britannischen Biographie übersetzet, und unter der Aufsicht und mit einer Vorrede D. Siegmund Jacob Baumgartens herausgegeben," 1. Thl., Halle 1754, S. 814—50.

Neue Actenstücke über Zacharias Werners Priesterweihe.

Von

Erich Schmidt.

Keine andere Periode ist reicher an Convertiten, als das erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Voss musste mit Ingrimm sehen, wie an der Schwelle desselben Fritz Stolberg ein unfreier ward. Aus den Kreisen der Romantiker verfällt eine ganze Reihe dem Zauberer von Rom. Unter den Brüdern Riepenhausen, den Friedr. Schlegel, Gentz, Adam Müller, Christian Schlosser (vgl. Frau Rath S. 345), Veit, Overbeck und wie sie alle heissen, ist Zacharias Werner einer der interessantesten. Jeder Renegat bietet uns ein psychologisches Problem. Es verlangt uns zu erforschen, welche äussere und innere Anlässe ihn aus dem alten Glauben in den neuen hineindrängten. Ist Winckelmanns Uebertritt (vgl. den vorzüglichen Abschnitt bei Justi), kurz gesagt, nur ein Geschäft, eine Abzahlung für das betreten des classischen Bodens, den er schon lange mit der Seele suchte, ein Handel, dessen freilich ein Charakter wie Lessing — ich erinnere nur an einige Briefe aus dem Jahre 1769 — nie fähig gewesen wäre, so ist Werners Uebertritt innerlich begründet und lange vorbereitet. Erschöpft durch die Stürme eines ausschweifenden Lebens, ohne feste Stellung, ohne Energie zu ruhiger, stählender Arbeit, von Reue erfasst, gibt er sich ganz dem alten Hange zum Mysticismus hin und rettet sein leckes Schifflein in den Hafen der allein selig machenden Kirche, um ganz ein ergebenes Werkzeug Roms zu werden, willenlos tamquam cadaver:

Den Wollustbecher, ich hab' ihn geleeret,
Selbst das Gelüst nach Lorbeern ist geschieden
Von mir; und matt vom Rennen, Gaffen, Lärmen,
Bitt' ich nur um ein Winkelchen mit Frieden;
Wo die, wonach ich lechze, mir bescheeret,
Die Drei mir würden: Ordnung, Stille, Wärme! (II, 74 f.)

Mit ernster Strenge sagt Goethe, dessen „Wahlverwandtschaften" Wernern in Rom ein eindringliches „entsage" ins Ohr riefen (II, 24. 85), in der Schrift „Winckelmann" (Hempelsche Ausg. 28, 205); „es bleibt freilich ein Jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen .... Ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt .... Abfall bleibt verhasst, Wankelmuth wird lächerlich". Aber er fährt fort: „Gewisse Zustände des Menschen, die wir keinesweges billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsere Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniss erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniss weit besser als frischgebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck." Dieses Interesse neben dem streng litterarhistorischen zieht uns auch zu Werner, so unsympathisch er dem unbefangenen Beschauer im übrigen sein mag.

Wir sind über Werners Lebensgang durch seine Autobiographie bei Waitzenegger, welche, Einzelheiten vertuschend und färbend, im ganzen würdevoll genannt werden darf, durch seine leider arg zerstreuten Briefe, seine fragmentarischen Tagebücher, dieses Ragout von Frömmelei, nebelhafter Symbolik und gemeinstem Cynismus, seine Gedichte, sowie durch die mehr oder weniger eingehenden Berichte von Hoffmann, Varnhagen, Hitzig und Schütz leidlich unterrichtet. Eine sorgfältige, zusammenfassende Darstellung, welche in vorurtheilsloser Weise Werner gerade als Convertiten schildert, hat in neuester Zeit Düntzer geliefert durch das Buch „Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie von Schardt" Leipzig 1873.

Die folgenden Mittheilungen bieten eine nicht unerheb-

liche Ergänzung des bisher bekannten Materials. Ich verdanke die Kenntniss und Benutzung des im Würzburger Archiv aufbewahrten, aus Aschaffenburg stammenden Actenfascikels der Güte meines Freundes, des Archivvorstands Dr. Schäffler.* Eine lange Einleitung zu geben, liegt nicht in meiner Absicht (vgl. auch Goethes Briefe an Voigt S. 264); der unterrichtete Leser bedarf einer solchen nicht. Wenige Worte nur mögen die neuen Ergebnisse unseres bescheidenen Hermaions beleuchten.

Am 22. Juli 1813 verliess Werner Rom** und kehrte, nicht ohne in Loretto Station zu machen, nach Deutschland zurück, mit der ausgesprochenen Absicht, durch Dalbergs Hilfe die ersehnte Priesterweihe zu erlangen und so seine Bekehrung zu krönen. Dalberg, mit dem er schon länger in Verbindung stand, und der Weihbischof v. Kolborn nahmen ihn in Aschaffenburg entgegenkommend auf, die aufrichtige Reue, den unwiderstehlichen Drang des einstigen „Saulus" wol erkennend, der ihrer Hoffnung nach durch seine reichen Talente ein neuer „Paulus" werden sollte. Sein Beichtvater Ostini hatte ihm treffliche Zeugnisse über seinen „auferbäulichen Lebenswandel" ausgestellt. Freilich darf man bei dem Santo Wernero nur an den Werner in der zweiten Hälfte seines römischen Aufenthalts denken, denn von der ersten hat er selbst klagend bekannt (II, 84):

> Gehetzt der alten Sünde treu,
> Von Reu' zur Gier, von Gier zur Reu',

---

* Ich habe in der Vorrede zu meinem H. L. Wagner (1875) über die Unzulänglichkeit der Würzburger Universitätsbibliothek für litterarhistorische Arbeiten geklagt. Düntzer ist in seiner Recension darauf zurückgekommen (Archiv V, 250). Ich erkenne dankbar an, dass die neue Verwaltung unter Hrn. Oberbibl. Dr. Laubmann alles thut, die alten Schäden zu heilen.

** Herr Hofrath Urlichs theilt mir folgende Stelle aus den ungedruckten Briefen J. M. Wagners an Ludwig I. von Baiern mit (Nr. 72) Rom 23. Mai 1812: „Der Dichter Werner ist nicht nur hier katholisch geworden, sondern treibt auch die Ausübung der Gebräuche derselben bis zur Karikatur, und thut es auch dem bigottesten Italiener darinn noch zuvor, Ministrirt selbst die Messe, marchirt auf den Knien die hl. Stige hinauf" etc.

Selbst auf den heilgen Bergen
Hab ich gesündigt freventlich,
Entwürdigt hab' ich Rom und mich:
Das will ich nicht verbergen.

Schon im Spätsommer 1813 war die Erfüllung seiner flehentlichen Bitte so gut als sicher; es handelte sich nur um die nöthigen Vorbereitungen und Vorsichtsmassregeln. Man verlangte von ihm Verlegung seines Aufenthalts in Dalbergs Dioecese; er zog nach Frankfurt und schrieb hier im Gewühle der Fürsten, Diplomaten und Truppen den geforderten Widerruf, die schmähliche „Weihe der Unkraft", welche die Erwartungen seiner geistlichen Gönner weit übertraf. Inzwischen erfolgte Dalbergs Sturz. Er zog sich Ende 1813 nach Regensburg zurück. Die fernere Forderung, Werner solle in das Aschaffenburger Seminar eintreten, betrachtete dieser als eine Gnade, wie er das in seinem Gesuch an Dalberg ausspricht und wie Kolborn bezeugt. Der „älteste Einwohner" Aschaffenburgs, Herr Hofrath Kittel, weiss noch von Werners Seminarzeit (vom Januar 1814 an) zu erzählen: er habe beim Subregens gewohnt, sei mit Windischmann besonders befreundet gewesen und täglich in dessen Haus gekommen (vgl. XIV, 86); auch Gedichte geistlichen Inhaltes, so eines auf den Charfreitag, seien damals entstanden. Sein Lebenswandel sei untadelhaft gewesen. Nach der Priesterweihe habe er noch kurze Zeit in Aschaffenburg zugebracht, doch kaum je Messe gelesen, „wie er denn überhaupt in geistlichen Dingen zu nichts brauchbar gewesen." Wir erinnern dagegen an Werners spätere Erfolge in Wien. Kittel gedenkt seiner als eines „lebhaften, zusammengeschrumpften Mannes."

Die Verhandlungen der geistlichen Behörden drehten sich hauptsächlich um zwei Puncte: um Werners Vermögen wegen des nöthigen titulus patrimonii oder ordinationis, und um seine drei geschiedenen Ehen. Die erste Frage wurde mit aller Sorgfalt bis ins kleinste untersucht und befriedigend erledigt. Werner konnte nahezu 12000 Thlr. aufweisen (vgl. über die dem Grafen Dohna geliehene Summe Werners Testament XV, 180). Lässiger verfuhr man in dem zweiten Puncte. Werner brachte nämlich nur das Scheidungsdocument

seiner dritten Ehe mit Matforzata Elisabeth Marchwiatofska — so wird sie in der amtlichen Urkunde genannt, doch mag der Familienname statt Maschwiatowska verschrieben sein — bei. Diese am 23. August 1801 geschlossene Ehe wurde am 20. Februar 1806 getrennt; Kunth trat an Werners Stelle. Ihn finden wir in unsern Acten als Werners Rechtsconsulenten. Da jedoch nach kanonischem Rechte nur die erste Ehe in Anschlag kam, die folgenden als blosse Concubinate galten, musste jedesfalls die gerichtliche Lösung der ersten Verbindung in aller Form bezeugt werden. Werner behauptete das Document verloren zu haben. Aber er konnte es ja von neuem ausstellen lassen. Man kann sich, auch wenn man Werners peinigende, scrupulöse Unruhe, für welche das nachstehende neue Belege liefert, erwägt, des Verdachtes kaum erwehren, als sei in diesem Falle nicht alles in Ordnung gewesen. Wir erfahren, dass die unwürdige Person eine geborene Schultz war; des Vornamens, höchst wahrscheinlich Friederike, konnte sich Werner, als er die Trennung beschwören sollte, komischer Weise nicht mehr mit Bestimmtheit erinnern. Das Generalvicariat beruhigte sich bei einem schriftlichen Eide, sollte aber später wegen dieser Sorglosigkeit in Verwicklung mit dem päpstlichen Nuncius Graf Severoli gerathen, dessen Theilnahme für Werner aus seinen Schreiben klar hervortritt.

So waren die nöthigen Schritte gethan. Dalberg und die Räthe Chandelle und Scheidel (XIV, 86) befürworteten Werners Bitten. Des silberhaarigen Kolborns Neigung hatte er rasch gewonnen, wozu wol ein Sonett das seine beitrug II, 101 f. „S. Excellenz dem Hochwürdigsten Weihbischof Herrn von Kollberg*. Zum Geburtsfeste ehrfurchts- und dankvoll gewidmet von seinem geistlichen Sohne, dem Acolythen Werner. Aschaffenburg, den 7. März 1814. Abends 9½ Uhr.“ Die beiden letzten Strophen lauten:

> Ein Spiegel ist es (K.s Leben) mir, worin mit Beben
> Ich schaue meine früh verprassten Jahre,
> Dich späten Jüngling, mich den frühen Greisen.

* So steht in der unvollständigen und leider völlig unkritischen Grimmaer Ausgabe.

Drum heut', am Fest von deinem heilgen Leben
Beschwör' ich dich den Bischof, Vater, Weisen,
O lass mich opfern bald am Sühnaltare! —

Am 16. Juli 1814 wurde ihm das letzte anliegen erfüllt (Juni bei Düntzer S. 249 ist wol Druckfehler; Goedeke Grundr. III, 44 nennt irrthümlich den 14. Juni). Dieses Ereigniss begeisterte den k. b. Appell. Hofs-Registrator Philos. et art. liberal. magister Hoffmann zu folgenden Reimen (Aschaffenb. Ztg. Nr. 170. Mondtag, den 18. Juli 1814): „An den Dichter Herrn Werner an dem Tage seiner Priesterweihung den 16. Juli 1814“:

Du warst schon längst in Herrlichkeit
Zum Priester des Apoll geweiht;
Da wecktest du in warmer Brust
Nach höh'rer Würde heil'ge Lust
Und flehtest, dass der Wunsch gedeihe,
In Dehmuth, um Jehovah's Weihe.

Im übrigen lassen wir die Acten, welche nicht nur für Werner, sondern auch allgemein interessant sind, selbst reden. Der Abdruck erfolgt buchstäblich getreu. Die beiden Juramente sind von Werner selbst in ungefälligen Zügen geschrieben.

Geistliche Sachen. Abtheilung n. Lit. W. Fasc. I. Nachgesuchte Priesterweihe des convertirten Zacharias Werner (ehemal. Hofraths etc., Schriftstellers etc.) in den Jahren 1814—1816.

Bericht des Weihbischofs v. Kolborn:

Der durch seine Schriften sowie durch seinen Uebertritt zu unserer Kirche bekannte Hofrath Friederich Ludwig Zacharias Werner hat schon im vorigen Sommer sein heissestes Verlangen die heiligsten Weihen zu erlangen Em$^{\underline{mo}}$ und mir geäussert.

Sein Uebertritt geschah laut Anlage Nr. 1 am 19ten April 1810 zu Rom, wo er sich seitdem noch 3 Jahre aufhielt, und sich durch einen so auferbäulichen Lebenswandel auszeichnete, dass er nach dem mir vorgelegten Zeugniss seines Beichtvaters, des Professor Ostini sich die allgemeine Achtung erwarb, und von denen die ihn näher kannten il santo Wernero genannt wurde.

Durch mehrere Unterredungen, die ich gleich bei seiner Ankunft mit ihm hatte, überzeugte ich mich von dem hohen Grade seiner Religiosität, von der Reinheit der Motiven seines Uebertrittes zu unserer Confession, und von der Erhabenheit seines Verlangens die heiligen Weihen zu erlangen, überhaupt von der Wirkung einer ganz besondern göttlichen Genade, die aus diesem Saulus einen Paulus gemacht haben könnte. Er bekannte mir mit der reumüthigsten Selbstverläugnung die ehemahligen Verirrungen seines Geistes und Ausschweifungen seines vorigen Lebens, ins besondere eröfnete er mir, dass er als Protestant mit drei Weibern nach vorhergegangener Scheidung verehligt gewesen und auch von der dritten nach anliegender Urkunde Nr. 2 seit dem 6[ten] Febr. 1806 geschieden sei.

Ich erklärte ihm hierauf, die vortheilhafte Meinung, die er mir von seiner Person und von seiner Absicht eingeflösst hätte, könnte mich von der Nothwendigkeit nicht befreyen, die bei dieser so wichtigen Sache erforderlichen Vorsichtsmassregeln vorzunehmen, und ihm die zweckmässigen Auflagen zu machen. Diese waren folgende:

1) Fixirung seines Domicils in unserer Dioces.

2) Die öffentliche Bekanntmachung seines Uebertritts zu unserer Kirche und der Widerruf der in seinen vorigen Schriften enthaltenen Irrtümer.

3) Beibringung der Scheidungen von seinen 3 Weibern.

4) Vorlegung seines Tituli ordinationis.

5) Eintritt in das Erzbischofl. Seminarium, und Aufenthalt darinn so lang ich es für nöthig fände.

6) Beibringung seines Taufscheines.

Zur Erfüllung dieser Auflagen hat er

ad 1 seinen Aufenthalt in Frankfurt genommen, und, da er eigentlich zu keiner Dioces gehörte, sich der unsrigen angeschlossen.

ad 2 die Nr. 3 anliegende Druckschrift: Weihe der Unkraft zu der Zeit herausgegeben, wo die Höfe von beinah ganz Europa in Frankfurt versammelt waren. In derselben hat er weit mehr geleistet, als ich gefodert hatte.

ad 3 die oberwähnte Urkunde sub Nr. 2 vorgeleget. Die der beiden vorhergegangenen Ehescheidungen sind unnöthig,

theils weil sie die der dritten voraussezt, theils weil nach catholischen Grundsäzen nur die erste Frau sein Eheweib, die zwei lezten aber nichts als Concubinen waren. Hieraus ergiebt sich, dass er nicht einmal als Bigamus anzusehen ist. Zudem will er die Scheidung von den 2 ersten Weibern beschwöhren.

ad 4 versichert er ein baares Vermögen von beiläufig 11/m rthl. zu besizen, legt eine Urkunde Nr. 4 über 6700 thl. bei, und ist erbiethig dieses sein Vermögen von 11/m fl. [rthl., vgl. u.] eidlich zu erhärten.

ad 5 Um diese Aufnahme ins Seminar bittet er als um eine Genade.

ad 6 Den Taufschein hat er aus Königsberg seiner Vaterstadt beschrieben.

Ueber diesen so ungewöhnlichen Vorfall konnte das förmliche Gutachten des Erzbischöfl. Vicariats nicht sogleich gefodert werden, weil der Supplicant angelegenst bath, dass die Sache so lang als möglich das tiefeste Geheimniss bleiben möchte. Ich theilte also diesen Gegenstand mit den nöthigen Beilagen dem Hrn. Staatsr. Chandelle und Hrn. Geh. Rath Scheidel im engsten Vertrauen mit, und legte ihnen die hier sub Nr. 5 beikommenden Fragen zur Beantwortung vor. Auch diese liegt sub Nr. 6. 7 hier bei.

Nun erstattete ich mit Beifügung dieser Gutachten meinen auf die Gewährung der Bitte des Supplicanten gerichteten Vortrag ad Em^mum^. Höchst dieselben haben ihn durchaus genehmigt, aber nach meinem Antrag auch befohlen, dass nunmehro das ganze dem Erzbischöfl. Vicariate zum unbefangenen Gutachten, auf welches, der schon erfolgten Höchsten Genehmigung ungeachtet, nach Mass der allenfallsigen Gegengründe, Rücksicht genommen werden solle, mitzutheilen sei. Dieses Gutachten wird baldmöglich erwartet.

Aschbrg d. 18. Jenner 1814

Ex Mdto spec.... Seren^tis^

Kolborn.

Nr. 1 [Oben gedruckte Ueberschrift, enthaltend Namen und Titel des Cardinals und Generalvicars Julius Maria de Somalia.]

Universis et singulis praesentes ñras Testimoniales litteras

inspecturis notum facimus, atque testamur D. Fridericum Werner [corrigiert aus V] annorum 40 circiter [geb. 18. Nov. 1768] de Kenisbergh ad hanc Almam Urbem venisse, de veritate Fidei Catholicae instructum, et certum de Lutheranae sectae falsitate die 19. Aprilis 1810 in manibus R. D. Petri Ostini Presbyteri Romani et Confessarii a Nobis approbati in privato sacello seminarj Romani p̄ntibus duobus testibus, rite, ac devote Catholicae Fidei professionem emisisse, et abiurasse omnes errores, et haereses Lutheri in quibus natus et educatus fuerat, nec non detestasse et maledixisse omnes alios quoscumque errores, et haereses sese quomodolibet extollentes contra S. M. Catholicam Apostolicam Ecclesiam, et a supradicto R. D. Petro Ostini auctoritate n̄ra ordinaria eidem tributa, et concessa in utroque foro absolutum fuisse in forma Eccliae consueta a sententia Excommunicationis, quam praemissorum causa incurrerat, et S. Matris Eccliae Catholicae Aplicae Romanae Unitati, et Praemio et Sacramentorum participationi restitutum fuisse; prout Nobis ex legitimis documentis constare fuit. Datum Romae hac die 4 Maij 1810.

Dom:cus Athanasius ProVicarius.

Nr. 2. In Sachen des Kammer Secretarii Friedrich Ludwig Zacharias Werner Kläger eines, wider seine Ehefrau gebohrne Matforzata Elisabeth Marchwiatofska Beklagte, andern Theils

Ertheilt der Instructions Senat des Königl. Kammergerichts hiermit zum Bescheide: dass

da beide Theile die Trennung ihrer seit dem 23ten August 1801 kinderlos bestehenden Ehe nachsuchen, der Vater der Bekl. gleichfalls diesem Antrage beitritt, und nach den wechselseitigen Erklärungen derselben nicht zu besorgen ist, dass Leichtsinn oder Uebereilung, oder heimlicher Zwang von einer oder der andern Seite, ihren Antrag leiten

das zwischen beiden Theilen obschwebende Band der Ehe, wie hiermit geschiehet, auf dem Grund des Edicts vom 17ten Novbr 1782 §, und des A. L. R. Thl. 2 Tit. 1 § 716. wiederum zu trennen, beiden Theilen die anderweitige Verheirathung in unverbothenen Graden, der Beklagten jedoch nur erst nach Ablauf von 9 Monaten zu verstatten, keinen für den schuldigen Theil zu achten, und es übrigens bei dem

unterm 23ten Decbr. v. J. zwischen ihnen zu Stande gekommenen Vergleich zu belassen, und die Kosten des Processes beiden Theilen zur Hälfte aufzulegen.

Urkundlich unter des Königl. Kammergerichts grösserem Insiegel und Unterschrift [unleserlich] Gegeben Berlin den 20ten Februar 1806.

[Nr. 3. „Die Weihe der Unkraft" liegt nicht bei.]

Nr. 4. In vidimierter Abschrift vom 28. Dec. 1807 Denstadt im Fürstenthum Weimar. Bekenntniss J. F. Zeines von Werner 6700 Rthlr. zinsbar zu 5% in halbjährigen Raten anvertraut erhalten zu haben; Warschau, 2. Oct. 1804.

Nr. 5. Fragen betreffend das Gesuch des Hrn. Hofrath Werner die heiligen Weihen zu erlangen.

1) Ist er unser Diocesan?

2) Ist es ein unübersteigliches Hinderniss, dass er vor seinem Uebertritt in unsre Kirche nach vorhergegangenen Scheidungen von Seiten der protestantischen Behörden die dritte Frau, von welcher er nun ebenfalls geschieden ist, geheurathet hat? [Daneben auf der rechten Seite des gebrochenen Folio von Dalbergs Hand: Vollkommen einverstanden. In ore trium stat omne verbum zumahlen solcher Männer (Kolborn, Chandelle, Scheidel). Carl, Constanz den 6ten Januar 1814.]

3) Ist sein mit 11100 thl. angelegtes Capital, über dessen Existenz, und unabänderliche Erhaltung er ein Eid ablegen will, ein hinlänglicher Titulus ordinationis?

4) Ist das von ihm in seiner neuesten Druckschrift: die Weihe der Unkraft der Welt vorgelegte Bekenntniss, dass er zu unserer Kirche übergetretten sei, seine vorigen in Schriften verbreiteten Irrthümer widerrufe, und die Ausschweifungen seines bis zu seinem Uebertritt geführten Lebenswandels bereue, genügend?

5) Ist an der Reinheit der Absicht, aus welcher er das Priesterthum so sehnlich verlangt, einiger Anstand?

6) Ist auf die nachtheiligen Beurtheilungen dieser Erscheinung, [die] besonders von Seiten der Protestanten zu erwarten sind, einige Rücksicht zu nehmen?

Kolborn.

Nr. 6. Antwort von Staatsrath v. Chandelle.

ad 1. affirmative, wo der supplicant, der nullius dioeceseos war, den diesseitigen dioeces gewählt hat, und zu dem End in Frankfurt von dieser Zeit an domicellirt ist, cum animo in hac dioecesi permanendi, wird ohne Anstand derselbe als wie ein wirklicher dioecesan zu betrachten seyn.

ad 2 ist dieses meine Ansicht nach der auf die Entscheidung des Pabstes und deren ordinariaten gegründeten practischen Regel in Beurtheilung der protestantischen Ehen war die erste Ehe des supplicanten giltig und indissolubel. Diese practische Regel gilt auch für den zur Catholischen Relligion übergetrettnen supplicanten. Folglich sind seine nachherigen Ehen als ungiltig zu betrachten, und er kein bigamus oder trigamus. Bekannt ist es nun, dass auch ein Ehemann priester werden kann, wenn die Frau keinen Einspruch dagegen ermahnt — aber die Frau der ersteren Ehe (die Scheidung dieser Ehe möge mutuo consensu, oder auf Klag der Frau culpa mariti, oder auf Klag des Mannes culpa der Frau richterlich geschehen seyn) hat keinen Anspruch auf den supplicanten. im ersten und zweiten Fall hat sie darauf verzichtet, und im dritten die richterliche Erkenntnis ihrer Obrigkeit diesen ihr benommen.

Nun fehlt es aber an einem document dieser richterlichen Ehescheidung. aber die Vorstellung des supplicanten hat deutlich das Gepräg einer unverhüllten, unaufgepuzten reinen Wahrheit. über das, wo supplicant in einer öffentlichen Staats Stelle war, war es auch bekannt, dass er verheurathet war. Bekannt ist aber dass die protestantische pfarrer keinen geschiedenen Copuliren, ohne dass Ihnen die Ehescheidungs Urkund vorgelegt worden ist. Die beigebrachte Ehescheidungsurkund der dritten Frau beweiset, dass er vorher mit dieser copulirt, mithin von den vorderen weibern geschieden worden seye. — all dieses macht nach meiner Abwiegung zum wenigsten semiplenam aus. — um den Beweis vollkommen zu- machen, und zur Sicherheit könnte dem supplicant das Juramentum suppletorium auferlegt, die Formel dazu vorgeschrieben, und das abgelegte Jurament von ihm unterschrieben und ad acta gelegt werden.

ad 3 das nemliche gepräg der wahrheit der Vorstellung,

die beigebrachte Abschrift der Urkund und die hierüber in der Vorstellung gemachten Erzählungen beweisen auch zum wenigsten semiplenam, dass er mehr, als nach dioecesan Vorschrift ad Titulum patrimonii erforderlich, besize. zu dem kommt noch sein Talent in Anschlag, wodurch er vieles verdienen kann. zur Sicherheit könnte ihm auch das Juramentum Suppletorium in Rücksicht des angegebnen Vermögens und zugleich promissorium, lebenslänglich das Capital nicht anzugreifen, auferlegt, von ihm unterschrieben und in cista depositorum verwahrt werden.

ad 4 affirmative. in voller Maas.

ad 5 negative. dafür bürget die Vorstellung, sein ganz besonderes und anhaltendes Bestreben um das priesterthum und seine Bereitwilligkeit zu allem, was [illegible]sfalls von ihm gefodert wird.

ad 6 gar keine. wo mann alle Vorschriften und alle Vorsicht (die dahier erwähnt worden) beobachtet hat, kann mann mit aller Gewissensberuhigung alle Critiken und raisonements geschehen lassen: Chandelle.

Nr. 7. Ganz ähnlich, aber minder eingehend antwortet Geh. Rath Scheidel; seine letzten Erklärungen lauten:

ad 4. Sowohl diese Druckschrift als seine ausführliche Vorstellung beweiset eine Erkenntniss seiner Irrthümer, und ernste Reue über seine Ausschweifungen. Beides lässt sich nicht lebhafter ausdrücken. Hierzu kommen noch die günstigen Zeugnisse von Rom.

ad 5. Ich kann nach dem Vorhergesagten keine finden. Bei ihm ist keine unedle Absicht gedenkbar: so heuchelt man nicht.

ad 6. Nicht die mindeste, da keine Proselytenmacherey dabei unterlief, sondern er der dringend bittende war. Den Schreyern Rede zu stehen, ist er selbst Mann genug.

In dem Sitzungsprotokoll des erzbischöfl. Generalvicariates vom 20. Januar finden wir die von Chandelle und Scheidel vorgeschlagenen Eide formuliert. Man will „alle Vorsicht gebrauchen". Kolborn verfügt am 27. die Abnahme durch Scheidel, was am Morgen des 4. Februars geschah, laut folgendem

Protokoll: „Praesentibus Domino Consiliario status, Officiali et Directore Vicariatus de Chandelle Domino Consiliario intimo et Sigillifero Scheidel meque Actuario infra subscripto [ein anderer Chandelle]

Vor der Hand wurde demselben die in erwähntem Concluso erwähnte Juramentsformel in Betreff der Ehescheidung seiner ersteren Frau Friderica gebohrne Schuls [sic] vorgelesen.

Derselbe erklärte sich damit zufrieden, setzte jedoch die Bemerkung bei er habe zwar seine erstere Frau soviel er sich erinnere Friderica genennt, jedoch sey es schon eine geraume Zeit dass die Ehescheidung mit derselben vorgegangen und wünsche er desswegen dass dieser Vornahmen in dem Jurament ausgelassen werde. Ferner bemerkte er, dass in dieser Ehe gar keine Kinder gezeugt worden seyen. Es wurde demselben hierauf aufgegeben das Jurament selbst ab- und zu unterschreiben, in welchem sodann der Vorname seiner ersten Frau, wie auch der passus der Formel <die noch bei Leben seyen> ausgelassen worden.

Hierauf hat derselbe praevia convenienti avisatione de vitando perjurio et praevia stipulatione manus de dicenda veritate nach seinem von ihm geschriebenen und unterschriebenen Jurament, dieses Jurament abgelegt."

Von Werners Hand: „Ich schwöhre zu Gott dem Allmächtigen dass meine Angabe, dass meine erstere mit einer gebohrenen Schultz, einer Protestantin, eingegangene Ehe richterlich von der dazu geeignet gewesenen protestantischen Obrigkeit geschieden worden sey, vollkommen in Wahrheit gegründet sey

So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium. Im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott, und Gott war das Wort.

Aschaffenburg den 4. Februarii 1814.

Friedrich, Ludewig, Zacharias, Werner
Grossherzoglich Hessisch Darmstädtischer Hof-Rath."

Weiter handelt das Protokoll über die Vermögensfrage, und zwar sehr genau. Laut Ausweis des Staatsraths Kunth in Berlin (2. Nov. 1812) belaufen sich Capitalien, Pfandbriefe

und die angesammelten Interessen auf 11905 Preuss. Thaler, wovon 6000 gegen Wechsel an den Grafen zu Dohna geliehen sind. „Herr Hofrath versicherten dabei, dass, wo sie sich nach erhaltenen Weihen in das Preussische begeben werden, um seine Vermögen zu arrangiren, derselbe sich eine legale Abschrift der Urkunde über das Kapital ad 6000 Thlr. ausfertigen lassen werde.“ In einer am 6. April 1814 eingereichten Copie von Werners Hand ist alles bis ins kleinste specificiert: er hat 4000 plus 2000 Rthl. bei dem älteren Dohna stehen, wofür dessen Bruder bürgt; Unterschrieben: „Friederich Ferdinand Alexander Burggraf und Graf zu Dohna, kgl. Staatsminister ausser Diensten, Wilhelm Heinrich Maximilian Burggraf und Graf zu Dohna, kgl. Preussischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister beim kgl. Dänischen Hofe.“

2. Jurament: „Aus Ueberzeugung von der Rechtschaffenheit meines Sachwalters im Preussischen, des Herrn Staatsrath Kunth zu Berlin schwöhre ich zu Gott dem Allmächtigen, dass ich vollkommen glaube, dass ich das von meinem Sachwalter in seinem von mir produzirten Schreiben vom 2ten November 1812 unter anderen specificirten Capitalien angeführte Capital von = Sechstausend Thaler Preussisch in der Maasse, als es ad Protocollum genommen worden, besitze, wobey ich eidlich verspreche, dass ich lebenslänglich besagtes Capital von = Sechstausend Thaler Preussisch nicht angreifen, sondern wenn die Erforderniss einer Abänderung dieses Capitals eintreten sollte, vor der Hand die ausdrückliche Genehmigung des Erzbischöflichen Generalvicariats einholen werde.

So wahr“ u. s. w., wie oben. Nach Ablegung des ersten Eides erbittet sich Werner eine Abschrift des Protokolls, die er auch erhält.

Das Protokoll sammt Beilagen wird am 10. Februar von Chandelle und Scheidel exhibiert (am 11. von Kolborn approbiert), mit dem Bemerk: „dass sie bezeugen müssen, dass Nebenbenannter [Werner] mit scrupulösester Ueberlegung und vollem geistlichen Gefühle von der Wichtigkeit der Handlung eines abgelegten Eides die Juramente abgelegt habe, 2. dass sie dafür halten, dass das zur Richtigstellung des Tituli patri-

monii abgelegte Jurament unter Voraussetzung dessen, was in Bezug auf diesen Gegenstand in dem Protocolle enthalten ist, und in Hinsicht, dass das in Dioecesi hujate erfoderliche Quantum ad titulum patrimonii in 6000 fl. besteht, hinreichend sey, somit von dieser Seite der Ertheilung der hl. Weihen nichts im Wege stehe."

Soweit die Acten vor der am 16. Juli 1814 vollzogenen Priesterweihe. Dazu folgendes Nachspiel aus den Jahren 1815 und 1816:

Schreiben des Wiener Nuncius Graf Severoli vom 28. August 1815 in italienischer Sprache. Die beiliegende sehr ungelenke deutsche Uebersetzung lautet: „Es füget sich zuweilen, mit dem Priester Friderich Werner zu sprechen und dessen zartes Gewissen zu beruhigen. um diesem daher ein für allemahl eine endliche beruhigende Antwort zu ertheilen, finde vor nöthig mich an E... zu wenden, mit der Bitte mir über folgende Punkte gefällige Auskunft zu geben.

1tens Abschrift jener bey dem Erzbischfl. Gen. Vicariat von Regensburg gepflogenen Unterhandlungen gemäss welchen Werner frey von jeder Ehlichen Verbindung gesprochen und somit zur Erhaltung der Priesterweihe befähiget worden.

2tens Eine klare, und umständliche Darlegung jener bey diesen Verhandlungen, wie es allerdings seyn müssen, vorgebrachten Documente, die drey von Werner eingegangenen Ehen betrefendt. Die Todten Scheine einer oder der anderen dieser seiner drey Ehefrauen, : und die Urkunde der Auflösung seiner ersten Ehe, vollzochen von,: und bey einem Protestantischen Consistorium, oder Curia.

3tens Wenn es möglich wäre, eine umständliche Beschreibung jener drey von Werner eingegangenen Ehlichen Verbindungen: der Oerter, wo diese eingegangen worden, der Feyerlichkeiten, die dabey statt hatten,: ob dieses geschahe in jenen Ländern, in welchen d. Concil: von Trient publicieret worden und auf Sie die Erklärung Papsts Benedict des 14ten nicht anwendbahr, die auf die Niederlande, und andere Gegenden geschehen, so hin ungültig, weil Sie ohne Beystandt des eigentlichen ... [ein Wort unleserlich] vollzochen worden.

Dieses ist, um welches bitte: ich schrieb diessmahl in Italiänischer Sprach da ich weiss d. [dass] mann dieser kündig. ich ergreife die Gelegenheit die alte Freundschaft zu erneuern" u. s. w.

Dazu Randbemerkung Kolborns ex Mandato Emmi Aschaffenburg 6. Sept. 1815: „ad Vicariatum AEplem um in seinem Nahmen dem Verlangen des Hrn. Nuncius Genüge zu leisten, woraus sich die Rechtfertigung des diesseitigen Benehmens ergeben wird. Der Aufsatz muss in lateinischer Sprache verfasst werden". In dem sehr langen Antwortschreiben mit Marginalnoten Kolborns, expediert am 4. Oct. 1815, heisst es zunächst: „miramur, quod dictus sacerdos quasi diffidens nostre' in perquirenda et dijudicanda ejus causa scientia' et judicio vel authoritati, anxius in conscientia sit, aut postea demum anxius factus sit." Die einzelnen Antworten stimmen wesentlich mit den obigen Acten. Todtenscheine seien von Werner nicht beigebracht worden, auch nicht das Document der ersten Scheidung: „quod Werner se perdidisse ajebat" (Kolborn). Ferner: „in illa nimirum Regione in qua hoc matrimonium primum contractum fuit, decretum consilii Tridentini ... non publicatum fuisse videtur. Si autem fuisset publicatum, saltem longo temporis intervallo in desuetudinem abiit."

Am 5. Oct. wurde noch ein kürzerer Entwurf Kolborns expediert, worin mit merklicher Empfindlichkeit gesagt ist, wenn dominus Werner über seine erste Ehe falsches angegeben hätte, „non de conscientiae scrupulis conqueri sed imposturae et perjurii criminis se accusare deberet;" doch folge zum Troste aus allem: „gratiam Dei solidam conversionem in hoc Saulo operatam esse."

Der Nuncius, Kolborns Verstimmung wol fühlend, antwortet am 18. Oct. 1815, er habe durchaus keinen so genauen, feierlichen Bericht verlangt, sondern nur freundschaftlich angefragt; auch müsse man möglichst vermeiden, Werners Sache an die grosse Glocke zu hängen: „ne res in detrimentum Wernerii propaletur, qui, mutata religione, inimicis non caret, ac Philosophis praecipue ubique ęxosus est!" Severoli zeigt sich sehr eingenommen für seinen Schützling: „qui in cura animarum tantum boni praestitit Wernerus."

Gleich höflich erwidert Kolborn am 28. Oct., Werners anxietas sei ihm längst bekannt; „est hoc tranquillitatis ejus obstaculum vix non invincibile. Id Wernerius ipse tam evidenter agnoscit, ut mihi dicere soleret, se, si opulentus esset, mercede conducturum esse quendam qui, quid in qualibet occasione agendum sit, sibi imperet.“ Auch er habe rühmen hören „praeclara in vinea Domini opera Viennae ab eo praestita.“

Inzwischen wandern alle Berichte nach Rom. Der Nuncius meldet am 24. Jan. 1816, sie seien gebilligt worden, freilich nicht ohne eine Rüge: „id unum utique S. Congregationem offendit, quod dispensatione ad Irregularitatē, qua ob bigamiam interpretativam irretitus homo reipsa erat, Roma antea e lege non petita, illius ad ordines promotio facta sit. sed et hęc sanata sunt jam omnia.“ Er versichert Kolborn zugleich der unauslöschlichen Dankbarkeit Werners.

Ein Schreiben Kolborns vom 8. Febr. 1816 schliesst dieses Nachspiel. Die schwierigen Verhältnisse des Ende 1813 geradezu suspendierten hl. Stuhls müssten ihn entschuldigen: „dictaque dispensatio concedi ab ordinariatu eo magis potuit, quo ardentius homo iste annum aetatis quadragesimum quartum jam egressus zeloque plane singulari animatus sui ad sacros ordines ad promotionem anhelabat.“

Aus der Xenienzeit.

Von

Wilhelm Fielitz.

Als in Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797 das Xeniengewitter über schuldige und unschuldige Häupter der Litteratur daherbrauste, da warf die Springfluth von Gegenschriften, welche bekanntlich die Folge jenes Sturmes war, auch ein Heftchen an das litterarische Ufer Deutschlands, bescheiden an Umfang und unbedeutend im Inhalt, betitelt: „An die Xeniophoren. Ein kleines Messpräsent. 1797." Auf 16 schlecht gedruckten Seiten enthält es zwei Gruppen von Gegenxenien: ausser 31 Epigrammen noch eine „Zugabe" von 18 weiteren Distichen. Der anonyme Verfasser der ersteren fühlte sich offenbar von dem Almanach in seinem Localpatriotismus gekränkt durch das Xenion der Weser:

Leider von mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten
Epigramme bedenkt! geb' ich der Muse nicht Stoff;

denn in seinem 31. und letzten Distichon lüftet er ein wenig das Visier:

Saul unter den Propheten.

Wer so verwegen euch neckt? O rathet nicht länger vergebens!
Die Epigramme — bedenkt! sendet die Weser euch zu!

Die „Zugabe" beginnt dann mit dem Epigramm:

Prologus.

Merket! die Weser sandte die Gastgeschenke zur J — —,
Und die J — — giebt nun auch das Dessert noch dazu.

Der Geschichtschreiber des Xenienkrieges, Eduard Boas, kannte das Schriftchen und theilte es im Auszuge mit in

seinem Werke: „Schiller und Goethe im Xenienkampf" (Cotta 1851, 2 Bde.); unter der Chiffre J—— vermuthete er die Jahde. In dem Nachtrage zu diesem Werke: „Schillers und Goethes Xenienmanuscript" (Berlin 1856), der von dem Freiherrn W. v. Maltzahn herausgegeben wurde, konnte dieser den Bremer Johann Smid als Verfasser der 31 Distichen namhaft machen; im Allgemeinen Litterarischen Anzeiger, herausgegeben von Friedr. Roch, Leipzig 1797 in der Beilage zu Nr. 82, war nämlich Smid als Verfasser und das Büchelchen selbst mit übertriebenem Lobe eine der witzigsten Gegenschriften der Xenien genannt, die der Aufmerksamkeit des Publicums nicht entgehen dürfte. Der Freiherr v. Maltzahn wandte sich um nähere Mittheilungen an die beste Quelle, nämlich an den Verfasser selbst, der niemand anders war, als der bekannte, um seine Vaterstadt nicht allein, sondern um die deutschen Handelsinteressen hochverdiente Bremer Rathsherr und seit 1821 Bürgermeister Johann Smidt (geb. 1773, gest. 1857). Der 83jährige Greis sandte zugleich mit einer von seinem Schreiber gefertigten Abschrift des Messpräsents die gewünschte Auskunft in einem langen, prächtigen Briefe vom 9—17. December 1856; er ist dictiert, aber mit eigenhändigen längeren Randbemerkungen und einem ebensolchen Schluss von Smidt versehen. Der Brief scheint mir interessant genug, um, mit des Besitzers gütiger Erlaubniss, einiges daraus mitzutheilen, nicht bloss, weil er über die Entstehung jenes unbedeutenden Schriftchens völlige Gewissheit gibt, sondern weil er auf die ganze Xenienzeit charakteristische Lichter fallen lässt, und endlich, weil er interessante Beziehungen des Verfassers zu Fichte und Goethe zeigt.

Smidt studierte von Ostern 1792 bis Michaelis 1795 in Jena, „also in einem Zeitraum, wo Geist und Gemüth durch die Ergebnisse der französischen Revolution, durch die von Kant ausgegangene und von Reinhold* und Fichte weiter entwickelte kritische Philosophie, wie durch das Wiederaufleben der deutschen Dichtkunst unter Goethe und Schiller gleichzeitig

* Wielands Schwiegersohn, Kantianer, Professor in Jena seit 1787. Bei seinem Abgange nach Kiel wurde 1794 Fichte sein Nachfolger.

angeregt und in Anspruch genommen wurden. Es gab damals fast keine gesellige Unterhaltung, welche sich nicht in diesen Regionen bewegte. Das war auch in einem Cirkel academischer Genossen der Fall, der selten über ein Dutzend Mitglieder zählend, sich jeden Mittwoch Nachmittag und Abend in einem gemeinschaftlich gemietheten Locale versammelte. Man nannte ihn die Gesellschaft der freien Männer, weil keiner, der zu einem academischen Orden gehörte, in dieselbe aufgenommen wurde.“ Als Genossen in diesem Cirkel nennt Smidt u. a. den Philosophen Herbart († 1841 in Göttingen), den Dänen von Berger († als Professor in Kiel), den Curländer Lindner (später Redacteur eines Oppositionsblattes in Weimar, † in Stuttgart), den Braunschweiger Friedr. Horn, älteren Bruder des Litterarhistorikers Franz Horn († 1844 als Senator in Bremen). Spätere Mitglieder waren der Tasso-Uebersetzer Gries († in Hamburg 1842) und Clemens Brentano († 1842 in Aschaffenburg). — Die Unterhaltung an jenen Mittwoch-Abenden bestand darin, „dass bei jeder Zusammenkunft ein Mitglied dieses Kreises einen von ihm selbst bearbeiteten Aufsatz oder Abhandlung, dessen Material in der Regel einer jener drei Regionen entnommen war, vorlas, worauf der Inhalt desselben dann von den Genossen weiter besprochen und critisirt wurde. Blieb Zeit übrig, so wurde diese auf Mittheilungen aus der neusten Litteratur verwendet, Dramen von Goethe und Schiller wurden mit vertheilten Rollen verlesen und Declamationsübungen angestellt, wozu namentlich die im 8. Bande der ersten Göschenschen Ausgabe von Goethes Werken enthaltenen lyrischen Erzeugnisse benutzt wurden.“ So war namentlich das kleine Gedicht: Herbstgefühl eine crux declamationis, und wenigstens ein Dutzend Mal wurde es versucht, den passenden Ausdruck für den Inhalt zu ermitteln. „Auch übte man sich in dichterischen Versuchen, namentlich in der damals beliebten Distichonform. Ich erinnere mich, dass diese besonders zur Porträtirung der damaligen Coryphäen der französischen Revolution benutzt wurde, und selbst zur Darstellung der Quintessenz einzelner philosophischer Dogmen und Ansichten. — Beim Abendessen, bei dem jedoch nichts von einem sogenannten commersartigen Verfahren zu erblicken

war, waltete ein fröhlicher Humor. — Man fand mitunter Vergnügen daran, sich im Hexameter zu unterhalten. Ueberhaupt war in diesem Cirkel ein durchaus ernster Ton vorherrschend, keine academische Frivolität kam in demselben vor. Er stand in einer gewissen öffentlichen Achtung, und mitunter gastirten selbst Professoren bei diesen Zusammenkünften. Namentlich erinnere ich mich, dass Fichte und Paulus* mehrmals in demselben zugegen waren."

Deutlich klingt noch in diesem Berichte der Gegensatz nach, in welchen sich diese Gesellschaft zu den studentischen Orden oder Verbindungen stellte; aber völlig verblasst ist darin die Erinnerung an die aufgeregten Kämpfe, welche die Stiftung dieses Cirkels gekostet hat. Es ist mir nämlich unzweifelhaft, dass wir in den obigen Mittheilungen Smidts einen zuverlässigen Commentar haben zu dem erregten Briefe Fichtes vom 16. Februar 1795 an den Curator, wenn ich so sagen soll, der Universität Jena, Geheimrath Voigt, der in Goethes Briefen an Voigt, herausgegeben von Otto Jahn, Leipzig 1868 S. 471, veröffentlicht ist. Fichte eiferte bekanntlich in Vorlesungen gegen die Orden, deren Roheit und wüste Renommisterei Jena seit lange auf das übelste berüchtigte, von dem Senate aber als etwas gewohntes und berechtigtes ertragen wurde. Er erreichte auch, dass drei Orden sich zur Auflösung bereit erklärten; als aber eine Ordenscommission zur Leitung der Angelegenheit in das Jenaer Schloss einzog, trat einer von den dreien zurück und machte seiner Feindschaft gegen Fichte Luft durch nächtliche Musiken, Fenster einwerfen, ja Insulten auf der Strasse gegen ihn und seine Frau. Beim Senate fand Fichte weder Unterstützung noch Schutz, nur Paulus stellte sich energisch neben ihn (vgl. dessen Brief bei O. Jahn a. a. O.); da sandte Fichte den entrüsteten Brief an Voigt, in dem er dringend um die Hilfe des weltlichen Armes bat. In demselben erwähnt er wiederholt eine ordensfeindliche „litterarische Gesellschaft", ohne Zweifel „die Gesellschaft der freien Männer", von der Smidt be-

* Schillers Landsmann und Freund, aus Leonberg, Professor der Theologie in Jena, gieng 1803 nach Würzburg.

richtet*, und über deren Anfänge wir in dem Fichteschen Briefe interessante Aufschlüsse erhalten. „Die Lage unserer Akademie ist jetzt folgende," schreibt Fichte. „Die Stimmung der Majorität hat sich bei mehreren Gelegenheiten, da „„Bursche raus"" und sogar „„Feuer"" gerufen worden, und niemand kam, sie hat sich besonders durch jenen Plan der litterarischen Gesellschaft, wo ohne alles Zuthun geschah, was wir mit den grössten Anstrengungen hätten befördern sollen, erklärt." Dagegen mache der Geist der Renommisterei, berichtet er weiter, grosse Anstrengungen, um durch Herbeiziehung neuer Kräfte die Orden wieder in Flor zu bringen; zwar werde er fortfahren, mit Vernunftgründen ihnen zu Leibe zu gehn, „aber ich siege dennoch nicht, wenn nicht der weltliche Arm dazu kommt. Wie der Senat sich gegen das Projekt der litterarischen Gesellschaft benommen, habe ich Ihnen im Allgemeinen geschrieben. In das Einzelne zu gehen, wäre eine widerliche Arbeit. — Ein sehr geschätzter Lehrer giesst neuerlich in seinen Vorlesungen — gewiss in aller Unschuld, weil er die Lage der Dinge nicht kennt — seinen Witz über das Projekt der litterarischen Gesellschaft. Die dagegen interessirten klopften ihm lauten Beifall zu; die entschiedenste Majorität würde ihm ihr Missfallen zu erkennen gegeben haben, aber die gute Sache ist immer bescheiden, indess die böse lärmt; und das ist zwar eine Ehre für die erstere, aber nicht immer ihr Vortheil. Kurz die allgemeine Stimme schien sich erklärt zu haben, und eine Menge schwacher Bürger

* In den Xenien spricht die Saale:

Kurz ist mein Lauf und begrüsst der Fürsten, der Völker so viele,
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frey.

Unter den „Völkern" verstand man damals und mit Recht (S. Litter. Spiessruthen S. 40) die Studenten, die allerdings aus vieler Herren Ländern, auch ausserdeutschen, zusammenkamen. Smidt antwortet in seinem 13. Distichon:

Saalfreyheit.

Lange zerbrach mir den Kopf das freye Völklein der Saale.
Fabri nennt es uns nicht. Xeniophoren, ihr wisst's!?

d. h. unter den Jenaischen Studenten kenne ich kein freies Völklein, ausser éinem — Xeniophoren, ihr kennt es ja wol — die „Gesellschaft der freien Männer". Fabri ist ein geographisches Handbuch.

traten zum Triumph des Renommistengeistes zurück. Das Projekt wird nur noch durch einige feste Charaktere gehalten." Unter diesen festen Charakteren kennen wir jetzt die Namen Herbart und Smidt. Natürlich, dass Fichte, wie Paulus, dieser Gesellschaft durch persönliches erscheinen in ihren Versammlungen Ansehen zu verleihen suchten, natürlich auch, dass Smidt ein specieller Günstling Fichtes wurde. Als im Sommer 1795 Fichte, so erzählt Smidt, wegen des Verbots seiner Sonntagsvorlesungen sich in das alte Schloss von Osmannstedt zurückzog, räumte der Philosoph dem jungen Studenten ein Zimmer daselbst ein, und dieser pflegte sich dort von Sonnabend bis Montag bei ihm aufzuhalten.

Doch kehren wir zu der Xenienangelegenheit zurück. Bei Schiller hörte Smidt Aesthetik*; Goethe zu sehen und an seiner Unterhaltung Theil zu nehmen, hatte er sowol in geselligen Kreisen Jenas, als im Goetheschen Hause zu Weimar, wo er eingeführt war, Gelegenheit. „Dass uns beide Heroen der deutschen Dichtkunst als Gegenstände der höchsten Verehrung, als über jedem Makel erhaben erschienen, ergab sich von selbst." Michaelis 1795 verliess er mit Freund Horn die Universität. Im Anfange 1797 äusserte sich Horn in einem Briefe ausführlich gegen Smidt über die Xenien, die sich daraus ergebende Vermenschlichung der Göttergestalten und das dadurch verletzte Pietätsgefühl schmerzlich beklagend. Smidt gab ihm sein Einverständniss, wie er sagt, „in der Manier unsrer früheren Jenaischen Austauschungen" in den fraglichen 31 Distichen zurück, von denen er nicht einmal eine Abschrift behielt. Die Pointe des Ergusses war die Ehrenrettung der Weser, mit deren Annihilisation durch Schiller Smidt von dem Freunde geneckt war. An Publication wurde im entferntesten nicht gedacht.

Nach mehreren Monaten kehrt Smidt von einer Reise durch die Schweiz und Lombardei nach Deutschland zurück, tritt in Frankfurt am Main in einen Buchladen und erkundigt sich nach den inzwischen erschienenen litterarischen Novitäten. Da findet er zu seiner höchsten Ueberraschung unter den

---

* Schiller las dieselbe im Wintersemester 1792—93.

vorgelegten Flugschriften seine eigenen 31 Distichen, mit einem Titelblatt und einer Zugabe, deren Verfasser er sich nicht enträthseln konnte, abgedruckt. Freund Horn gab denn die Aufklärung, dass die fraglichen 31 durch ihn nach Hildesheim an einen Freund und verwandten, Namens Himly, mitgetheilt seien, der bei dem preussischen Gesandten am dortigen niedersächsischen Kreistage, v. Dohm, Legationssecretär war: und das war der Missethäter, sowie der Verfasser der Zugabe. I —— ist die Immeich, ein Flüsschen bei Hildesheim*.

So ist die Entstehung des Schriftchens klar**. Aber Smidts Bericht dient uns noch zu andern Aufklärungen. Ich mache darauf aufmerksam, dass bereits vor Michaelis 1795, also ehe Goethe und Schiller an die Xenien dachten, ja ehe Goethes Venetianische Epigramme und Schillers erste Disticha im Musenalmanach (Januar 1796) und in den letzten Horenheften 1795 erschienen, schon gleichzeitig mit dem erscheinen der Goetheschen Elegien im 6. Heft der Horen (Juli 1795), man in Jena die Form des Distichons gebrauchte, um politische, philosophische, vermuthlich auch aesthetische Urtheile kurz und scharf zu formulieren. Damit bringe ich in Zusammenhang, was Goethe am 30. Januar 1796 über die Redoute zur Geburtstagsfeier der Herzogin Louise dem Freunde meldet: „Da man jetzt bloss in Distichen spricht, so musste der türkische Hof selbst sein Compliment an die Herzogin in dieser Versart darbringen, wie Sie aus der Beilage*** sehen werden.“ Scheint es da nicht, als habe die Distichondichtung bereits in der Weimar-Jenaischen Luft gelegen, als die beiden Dichter auf den Einfall kamen, in lauter Einzeldistichen nach Martials Vorbild Geschosse auf ihre Feinde zu werfen? Waren

* So Smidt. Ob Immeich ein provincieller Name für die Innerste, oder ein Nebenflüsschen derselben ist, weiss ich nicht.

** Die im „Xenienmanuscript“ ausgesprochene Vermuthung, dass der Verfasser jener lobenden Anzeige im Litterar. Anzeiger 1797, die S. unterzeichnet ist, Smidt selbst sei, würde nach dieser Darstellung von selbst hinfallen, auch wenn der würdige Mann nicht ausdrücklich dem Frh. v. Maltzahn versicherte, er habe bis dahin nie gewusst, dass er irgendwo als Verfasser der 31 Disticha genannt sei.

*** Diese Beilage hat H. Düntzer kürzlich wieder hergestellt aus einem Briefe der Amelie von Imhof (Archiv IV S. 398).

jene metrischen Exercitien eine Wirkung der Goethischen Elegien? oder des Vossischen Besuchs in Weimar, im Juni 1794? Diese Liebhaberei verbreitete sich durch die Xenien wie ein Fieber über ganz Deutschland. Die Anwendung des Einzeldistichons zur Wahrung und scharfen Praecisierung des eignen Standpunctes anders denkenden gegenüber in aesthetischen, philosophischen, politischen Dingen war etwas neues; dass man aus diesem Holze auch Pfeile schnitzen könne, war eine Entdeckung der Xenienschützen, die in jener aesthetisch, philosophisch und politisch so erregten Zeit ebenso willkommen wie bequem war; kein Wunder, dass mit der neu erfundenen Schusswaffe die ganze waffenfähige Mannschaft Uebungen anstellte; Boas' „Xenienkampf" brachte schon zahlreiche Beweise für das erregte treiben in dieser Beziehung, Smidt, Horn und Himly sind uns neue Beispiele. Briefe und Taschenbücher voll Distichen, die theils Freunde, theils Feinde, alle aber Nachahmungen der Xenien waren, wurden damals geschrieben, abgeschrieben und weiter colportiert, und ein Glück, dass nicht alles gedruckt wurde, was gedruckt werden wollte.

Auch von dem gedruckten ist nur ein geringer Theil der Reproduction werth; meistentheils genügt es, den Titel und allenfalls die Vorrede zu registrieren. Dies möge mir bei zwei Schriftchen gestattet sein, von denen mir, ebenfalls durch des Herrn v. Maltzahn Güte, Copien zugegangen sind und die bisher von den Darstellern des Xenienkampfes nicht gekannt waren. Von dem ersten, bisher völlig unbekannten, das auf einen Bogen in Octav gedruckt ist, hat sich ein Exemplar auf der Hamburger Stadtbibliothek erhalten. Der Titel lautet:

Verschen | Nach dem neuesten Geschmack. | Für | Hamburg und Altona | 1797. | Kostet 4 ß. | „Anstatt der Vorrede: Göthe und Schiller, zwey der besten Schriftsteller Deutschlands gaben Xenien oder Doppelverse heraus. Ihre Absicht war das deutsche Publikum auf den Stolz und die Menge elender Autoren aufmerksam zu machen. Dies zu bewirken bedienten sie sich satyrischer Verse. Und sieh da, ihr Endzweck war vollkommen erreicht! Sie trafen so gut, und ihre Hiebe drangen so tief, dass alles elende Scribenten-Gesindl nun in

das schrecklichste Zettergeschrey gegen sie ausbricht. Das unpartheyische Publikum mag entscheiden ob die Schuld an Göthen und Schiller liegt, welche züchtigten, was zu züchtigen war, oder an denen, welche so viel Blösse hatten, dass sie wund werden mussten?"

Der Inhalt, bestehend in 23 spottschlechten Distichen, berührt meist Hamburgisch-Altonaische Localinteressen. Das zweite Schriftchen, von dessen Existenz Gervinus* wie Boas** wussten, scheint ihnen doch nicht zu Gesichte gekommen zu sein. Die mir vorliegende Copie ist gefertigt nach dem Originalexemplar in der Königl. Bibliothek in Berlin, aus der von Meusebachschen Sammlung, Litt. germ. Ym. 7501. Der Titel ist in lateinischer Majuskelschrift gedruckt (wie das ganze Schriftchen lateinisch) und lautet:

Xenien | Gleim, | dem Stifts- und Musenjubilar | an | seinem Geburtstage | gewidmet. | Erstes Funfzig. | Halberstadt den 2 April 1797. | Als Verfasser vermuthet Herder in einem Briefe an Böttiger (litterar. Zustände II. 190) mit Recht*** den Rector Fischer und den Dichter Klamer Schmidt, beide in Halberstadt. Die Vorrede lautet:

Erlaubniss zum Druck.

Wir können nicht umhin zu gestehn, dass uns etwas bange ward, als uns schon wieder: Xenien, erstes Funfzig, zur Censur vorgelegt wurden; in frischer Erinnerung des Unfugs, den ein gewisser Schüler und Gete neuerdings damit getrieben. Nachdem wir aber selbige durchgelesen, verwandelte sich unsre Furcht in lebhaftes Vergnügen: denn wenn alle Xenien so sind, wie diese, so mögen ihrer in Gottes Namen so viel gedruckt werden, als da wollen; und wir ertheilen denselben also hierdurch mit dem frohesten Herzen unser Imprimatur. Halberstadt, den 1 April 1797.

---

* Poetische Nationallitteratur IV. S. 264.

** Xenienkampf II. S. 167; vgl. Xenienmanuscript S. 252, welche Stelle hiernach zu berichtigen ist.

*** Man vergleiche das 2. Xenion:

F. Sagt, wem bringen wir sie? Kl. Wem, als im Tempel der Musen
Gleim „mit dem brennenden Durst Freund seinen Freunden zu seyn"?

Zur allein vernünftigen und rechtmässigen
Selbstcensur allerhöchst verordnete,
Die Wahrheit.
Der gesunde Menschenverstand.
Die Humanität.
Die Freundschaft.

Die 50 Distichen sind ein Pflaster, von Freundes Hand dem Vater Gleim auf die Wunde gelegt, die ihm das Xenion geschlagen hatte, das auf die Frage der Unterwelt nach dem alten Peleus die Antwort gab:

Ach! ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
Die einst des G(renadiers) herrliche Saiten belebt.

Der Inhalt ist matt und voll überschwänglichen Lobes der Gleimschen Muse; polemische Spitze hat ausser der Vorrede nur das erste Distichon:

Was sind Xenien?

Xenien, wenn ihr mich fragt, sind liebe Geschenke der Freundschaft;
Ob auch von Sündern entweiht, dennoch erfreulich und süss,

und das 36ste:

Peleus.

Denkt wol, der junge Greis ist ein greiser Jüngling! Versucht es,
Ob sein geworfener Pfeil Kraft noch und Schnelle verräth!

Doch kehren wir noch einmal zu unserm jungen Jenaer Studenten zurück. „Ich erinnere mich,“ fügt er seinen Mittheilungen, den Xenienkrieg betreffend, hinzu, „dass ich zu der Zeit, wie zuerst von dem Marionettenspiel, mit welchem Göthe sich in seiner Jugend vergnügt, etwas verlautete (ich weiss nicht ob in den Horen etwas darüber vorgekommen war*, oder nur in einer Erzählung Göthes in einem geselligen Cirkel, dem ich beiwohnte) auf einige Tage nach Frankfurt am Main reiste, dort bei Göthes Mutter eingeführt ward, und auf ihre erste Frage, ob ich ihr nichts von ihrem Sohne zu erzählen wisse, — seiner Erinnerung an dieses Puppenspiel

* Nein, zuerst im ersten Buch von Wilhelm Meister, das im December 1794 gedruckt war und im Januar 1795 ausgegeben wurde. Danach müsste die Reise wol 1794 schon stattgehabt haben, da die oben erzählte Scene nur denkbar ist vor der Publication des Romans.

gedachte. — „„Wenn er einem doch vorher nur ein Wort gönnte darüber, wenn er etwas berühmt machen will,““ fuhr sie heraus. — „„Denken Sie, das Puppenspiel hat noch bis vor 4 Wochen auf dem Boden unsers Hauses gelegen, wo ich es, weil es mir im Wege war, an einige Kinder der Nachbarschaft verschenkte. — Das hätte ich jetzt wohl bleiben lassen!““ — Die Puppenspielscenen gehören also nicht zur Dichtung, sondern zur Wahrheit“*.

Und endlich zum Schluss die Notiz, dass wir auch aus Goethes späterem Leben vielleicht die Spur eines Verkehrs mit Smidt haben in der Angabe Eckermanns vom 10. Februar 1829: „Ich fand Goethe umringt von Karten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches grossartige Unternehmen er ein besonderes Interesse zeigte.“ Bremerhaven ist die gewaltige Schöpfung Smidts.

* Die Ueberreste des Puppenspiels werden noch heute in Frankfurt auf der Stadtbibliothek aufbewahrt. S. Hempelsche Goethe-Ausgabe, Bd. 20 S. 237.

Studien zu Schillers Dramen.

Von

Wilhelm Fielitz.

Leipzig. B. G. Teubner 1876. 121 SS. 8°.

Herr Dr. Fielitz, der sich bisher als gründlichen Specialforscher auf dem Gebiete der Schiller-Litteratur bewährt hat, tritt mit obigem Buche als aesthetischer Kritiker zum ersten Male auf und beweist, dass er auch hierzu Talent und Beruf hat. Das kann freilich nur solche befremden, die auf alle Specialforschung vornehm herabsehen, während es bei mir von vornherein fest steht, dass keiner die Mühe der Specialforschung über einen grossen Dichter übernimmt, der nicht zuvor von Liebe und Begeisterung für denselben beseelt, dem er nicht in seiner Ganzheit und Grösse aufgegangen und klar geworden wäre. Und gerade solchen möchte ich lieber ein aesthetisches Urtheil über unsere deutschen Dichterheroen anvertrauen als denen, die ihre Litteraturgeschichten u. dgl. um ihres eigenen Ruhmes willen schreiben und es zu ihrem Kritikerberuf für unumgänglich erforderlich halten, Fehler, Mängel, Schwächen, Schiefheiten an Dichtern zu entdecken, von denen das geringste Werk die gefeiertste Litteraturgeschichte überdauern wird, an Dichtern, die dazu berufen sind, in Jahrtausenden einmal Lehrer der ganzen gebildeten Welt zu werden.

Herr Dr. Fielitz hat, zufällig oder absichtlich, eine Stelle stehen lassen, aus der ich schliessen zu dürfen glaube, dass das Buch die Erweiterung eines Vortrages ist, und diese Art der Entstehung hat seinem Ausdruck, dem man die Lessingische Schule ansieht, Frische und Lebendigkeit gegeben. Auch scheint aus dieser Stelle hervorzugehen, dass er auch die noch

übrigen Meisterwerke des Dichters, die Braut von Messina und Wilhelm Tell, vor sein kritisches Forum zu ziehen beabsichtigt; auch Don Carlos wäre wol einer neuen aesthetischen Untersuchung nicht unwerth, zu der es mich freuen sollte, ihn durch diese Anzeige anzuregen, falls er sie nicht schon ins Auge gefasst hat. „Für heute", sagt er, habe er nur Wallenstein, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans aesthetisch zu beleuchten sich vorgenommen. Bei der Besprechung des Wallenstein, zu der er die erste Anregung durch das Buch von Professor Süvern erhalten hat, bekämpft er mit Glück die aus der leidigen, und immer wieder spukenden, Vergleichung mit den alten hervorgegangene, durchaus verfehlte Ansicht, Schiller habe in seinen Dramen vom Wallenstein die Schicksalsidee der alten wieder einführen wollen. Mit dieser verfehlten Ansicht war zuerst Professor Süvern in Berlin in seinem Buche: „Ueber Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie. Berlin 1800" aufgetreten. Natürlich, wenn man einem Dichter eine Absicht unterschiebt, die er nie gehabt hat, so kann man dann auch nur finden, er habe diese Absicht verfehlt, und daher stammen dann diese gewaltigen Missgriffe in unsern noch jetzt gefeiertsten Aesthetiken und Litteraturgeschichten. Für einen Professor, wahrscheinlich des Griechischen, hatte übrigens Süvern noch Verständniss und Achtung genug für dieses unsterbliche Werk des deutschen Genius, und Schiller fand sich veranlasst ihm höflich für die Zusendung des Buches zu danken, „aber, sagt Fielitz (S. 3), von einer Aeusserung, ob der Verfasser des Dichters Grundgedanken getroffen, nichts! Das heisst doch wol: Mein Freund, Du hast vorbeigeschossen." Ich würde mich positiver so ausgedrückt haben: Der ganze Brief ist ein energischer Protest gegen die grundfalsche Ansicht, man müsse jedes neuere Kunstwerk mit dem Massstabe der alten messen. Da man sich bisher so wenig bemüht hat, Schillers eigene Meinung darüber zu beherzigen, so kann es nichts schaden, wenn ich seine eigenen Worte aus jenem Briefe noch einmal hierhersetze, obgleich sie in drei Auflagen des Schiller-Goethischen Briefwechsels zu finden sind (3. Aufl. II, S. 285): „Ich theile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tra-

gödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann, und das lebendige Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Massstab und Muster aufdringen, hiesse die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muss, eher tödten als beleben." Deutlicher kann man nicht sprechen; aber was hilft's? So lange ich noch die Feder führen kann, werde ich mich freilich bemühen, gegen diesen Unfug zu schreiben, aber nur zur Beruhigung meines Gewissens, nicht in der Hoffnung gehört zu werden. Der Schluss scheint einmal fest zu stehen: weil Schiller die alten gelesen, ja übersetzt hat, darum hat er sie nachgeahmt; weil er sie aber nicht so oft gelesen hat als Professor NN., der sie Jahr aus Jahr ein mit derselben Gründlichkeit seinen Schulknaben vordociert, darum hat er sie falsch nachgeahmt. Ein für alle Mal sei es hier gesagt (den Beweis werde ich an einem andern Orte gründlich führen): die Sprache der antiken Tragoedie ist bei Schiller, selbst in der Braut von Messina, nur poetischer Schmuck, äusserer Zierat, nichts weiter. „Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!" sagt die streng katholische Maria. Schillers Dichtung ist sentimental, romantisch (auch die Braut von Messina), oder wie man sie sonst nennen will, aber romantisch nicht im Sinne der romantischen Schule, sie ist classisch, insofern man das vorzüglichste seiner Gattung mit dem Ausdrucke bezeichnet, aber sie ist nicht classisch im Sinne der antiken Kunst; wäre sie dies, so würde ich ihm schlechten Dank dafür wissen. Doch — Herr Dr. Fielitz mag diese Abschweifung verzeihen. Er sieht daraus, dass ich den Fehler von Süverns Buche allerdings in seinen Grundsätzen so wie in seiner Methode finde. Weil jene falsch sind, darum taugt auch diese nichts.

Aus obigem ergibt sich, wie sehr ich mit Fielitz' Ansicht übereinstimme, dass alles, was man im Wallenstein für ein Aequivalent des antiken Schicksals hat ausgeben wollen, toto coelo von demselben verschieden ist. Die Schuld thut alles bei dem Falle des Helden, so muss es nach der neueren christlichen sittlichen Anschauung sein, und so ist es. Demnach wird Herr Dr. Fielitz sich selbst sagen, dass ich auf seine Auseinandersetzung von der kunstvollen Führung der Hand-

lung, die er so ausführlich wie schön in das Licht stellt, weniger Gewicht lege. Oberflächliche Leser könnten sogar dadurch auf den Gedanken kommen, als sei gar der Zufall im Grunde an Wallensteins Untergange Schuld. Denn wäre Max zur rechten Zeit vorgelassen worden, so hätte Wallenstein den verhängnissvollen Schritt nicht gethan. Sie bedenken über der schönen und ausführlichen Auseinandersetzung nicht, dass das Rad schon im rollen ist, dass Max' Verspätung bloss den verhängnissvollen Schritt beschleunigt, ihn aber nicht herbeiführt. Der verhängnissvolle Ruf „Er kommt zu spät" ertönt allerdings öfter in dem Stücke und immer mit erschütterndem Eindrucke auf den Zuschauer, ja man könnte zu Fielitz' vortrefflicher Darstellung auf S. 42 noch hinzufügen: er liegt auch ganz am Schluss in Octavios schmerzlichem Blick zum Himmel. Die Aufschrift des kaiserlichen Briefes „dem Fürsten Piccolomini" verkündet ihm, dass er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hat, aber — zu spät! Durch seine Schuld ist der Erbe dieser neuen Würde, ohne den sie nur ein leerer Schall ist, in den Tod gegangen.

Mit gleichem Geschick weist Fielitz auch die beiden andern häufigsten Einwendungen gegen dieses Meisterwerk zurück. Auch hier darf wol Ref., hoffentlich im Sinne des Verfassers, aber nach eigner Anschauung kürzer die Entgegnung dahin zusammenfassen: Wallenstein ist ganz Held; der Anstrich von altem Weibe, den ihm Wieland so freundlich imputieren will, findet sich nur in Wielands eigenem Charakter. Wallensteins schwanken kommt bloss daher, dass er sich einer sittlichen Macht gegenüber befindet. War Caesar etwa, mit dem Wallenstein sich so gern vergleicht, kein Held? Und doch stand er zögernd am Rubicon, weil ihn der Gedanke erschütterte:

> Den heil'gen Heerd der Laren umzustürzen,
> Bewaffnest du die frevelhafte Hand.

Wahrlich, wenn er sich in Ravenna und am Rubicon nicht ähnliche Fragen vorgelegt hat, wie Wallenstein in dem herrlichen Monologe: „Und was ist dein Beginnen?", o so war er nicht so gross wie Wallenstein, so fehlte ihm der sittliche Gehalt, den wir von einem Helden der neueren Tragoedie ver-

langen, so muss ihm ein neuerer Dichter einen solchen Monolog, gegen seinen historischen Charakter, erst in den Mund legen. So gewiss Caesar nicht weniger ein Held war am Rubicon als bei Pharsalus, so gewiss ist Wallenstein ein Held von Anfang bis zu Ende des Stückes, nicht minder ehrwürdig in seinem schwanken gegenüber dem Sittengesetz als in seinem handeln gegen bessere Ueberzeugung. Ausserordentliche Menschen dürfen eben nicht mit dem gewöhnlichen moralischen Massstabe gemessen werden. Aber Caesar siegte bei Pharsalus und rechtfertigte den Ausspruch der Gräfin Terzky:

> Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn,
> Denn aller Ausgang ist ein Gottesurthel.

Wallenstein fiel durch Meuchelmord, und erst damit scheitert bei Schiller sein unternehmen, nicht durch den Verrath Octavios, nicht durch den Abfall der Truppen; denn so lange dieser Geist in diesem Körper lebt, ist Ferdinand auf seinem Throne nicht sicher. Nun, und waren etwa die Zustände des heiligen römischen Reiches deutscher Nation weniger morsch zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges als die Zustände Roms zur Zeit des Bürgerkrieges? Hatte das Haus Habsburg seine Stellung an der Spitze Deutschlands etwa weniger gemissbraucht als Pompejus die seinige an der Spitze des römischen Senates? Es muss einmal ausdrücklich gesagt werden: der Meuchelmord an Wallenstein, zu dem sich Ferdinand erniedrigte, war ein nationales Unglück für ganz Deutschland. Wallenstein vereinigte in seinem Charakter, in seiner Stellung, in seinen Geistesgaben alle Eigenschaften, um der Retter Deutschlands zu werden; das Schicksal drängte ihn dazu, Ferdinands Meuchelmord durchschnitt den kühnen Plan. Aber in seinen Bahnen sind alle grossen deutschen Männer der folgenden Jahrhunderte gewandelt, und Friedrich der Grosse bei Leuthen und unser grosser Kaiser Wilhelm bei Königgrätz haben die blutige That von Eger gerächt und aufs neue den Beweis geliefert, dass Meuchelmord den Gang der Geschichte zwar hemmen, aber nicht ändern kann. — Dass Wallensteins unternehmen vom Standpuncte der Weltgeschichte aus ein gerechtfertigtes war, das können wir freilich jetzt mit Bestimmtheit behaupten,

gedachte. — „„Wenn er einem doch vorher nur ein Wort gönnte darüber, wenn er etwas berühmt machen will,““ fuhr sie heraus. — „„Denken Sie, das Puppenspiel hat noch bis vor 4 Wochen auf dem Boden unsers Hauses gelegen, wo ich es, weil es mir im Wege war, an einige Kinder der Nachbarschaft verschenkte. — Das hätte ich jetzt wohl bleiben lassen!““ — Die Puppenspielscenen gehören also nicht zur Dichtung, sondern zur Wahrheit“*.

Und endlich zum Schluss die Notiz, dass wir auch aus Goethes späterem Leben vielleicht die Spur eines Verkehrs mit Smidt haben in der Angabe Eckermanns vom 10. Februar 1829: „Ich fand Goethe umringt von Karten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches grossartige Unternehmen er ein besonderes Interesse zeigte.“ Bremerhaven ist die gewaltige Schöpfung Smidts.

---

* Die Ueberreste des Puppenspiels werden noch heute in Frankfurt auf der Stadtbibliothek aufbewahrt. S. Hempelsche Goethe-Ausgabe, Bd. 20 S. 237.

Studien zu Schillers Dramen.

Von

Wilhelm Fielitz.

Leipzig. B. G. Teubner 1876. 121 SS. 8°.

Herr Dr. Fielitz, der sich bisher als gründlichen Specialforscher auf dem Gebiete der Schiller-Litteratur bewährt hat, tritt mit obigem Buche als aesthetischer Kritiker zum ersten Male auf und beweist, dass er auch hierzu Talent und Beruf hat. Das kann freilich nur solche befremden, die auf alle Specialforschung vornehm herabsehen, während es bei mir von vornherein fest steht, dass keiner die Mühe der Specialforschung über einen grossen Dichter übernimmt, der nicht zuvor von Liebe und Begeisterung für denselben beseelt, dem er nicht in seiner Ganzheit und Grösse aufgegangen und klar geworden wäre. Und gerade solchen möchte ich lieber ein aesthetisches Urtheil über unsere deutschen Dichterheroen anvertrauen als denen, die ihre Litteraturgeschichten u. dgl. um ihres eigenen Ruhmes willen schreiben und es zu ihrem Kritikerberuf für unumgänglich erforderlich halten, Fehler, Mängel, Schwächen, Schiefheiten an Dichtern zu entdecken, von denen das geringste Werk die gefeiertste Litteraturgeschichte überdauern wird, an Dichtern, die dazu berufen sind, in Jahrtausenden einmal Lehrer der ganzen gebildeten Welt zu werden.

Herr Dr. Fielitz hat, zufällig oder absichtlich, eine Stelle stehen lassen, aus der ich schliessen zu dürfen glaube, dass das Buch die Erweiterung eines Vortrages ist, und diese Art der Entstehung hat seinem Ausdruck, dem man die Lessingische Schule ansieht, Frische und Lebendigkeit gegeben. Auch scheint aus dieser Stelle hervorzugehen, dass er auch die noch

übrigen Meisterwerke des Dichters, die Braut von Messina und Wilhelm Tell, vor sein kritisches Forum zu ziehen beabsichtigt; auch Don Carlos wäre wol einer neuen aesthetischen Untersuchung nicht unwerth, zu der es mich freuen sollte, ihn durch diese Anzeige anzuregen, falls er sie nicht schon ins Auge gefasst hat. „Für heute“, sagt er, habe er nur Wallenstein, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans aesthetisch zu beleuchten sich vorgenommen. Bei der Besprechung des Wallenstein, zu der er die erste Anregung durch das Buch von Professor Süvern erhalten hat, bekämpft er mit Glück die aus der leidigen, und immer wieder spukenden, Vergleichung mit den alten hervorgegangene, durchaus verfehlte Ansicht, Schiller habe in seinen Dramen vom Wallenstein die Schicksalsidee der alten wieder einführen wollen. Mit dieser verfehlten Ansicht war zuerst Professor Süvern in Berlin in seinem Buche: „Ueber Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie. Berlin 1800“ aufgetreten. Natürlich, wenn man einem Dichter eine Absicht unterschiebt, die er nie gehabt hat, so kann man dann auch nur finden, er habe diese Absicht verfehlt, und daher stammen dann diese gewaltigen Missgriffe in unsern noch jetzt gefeiertsten Aesthetiken und Litteraturgeschichten. Für einen Professor, wahrscheinlich des Griechischen, hatte übrigens Süvern noch Verständniss und Achtung genug für dieses unsterbliche Werk des deutschen Genius, und Schiller fand sich veranlasst ihm höflich für die Zusendung des Buches zu danken, „aber, sagt Fielitz (S. 3), von einer Aeusserung, ob der Verfasser des Dichters Grundgedanken getroffen, nichts! Das heisst doch wol: Mein Freund, Du hast vorbeigeschossen.“ Ich würde mich positiver so ausgedrückt haben: Der ganze Brief ist ein energischer Protest gegen die grundfalsche Ansicht, man müsse jedes neuere Kunstwerk mit dem Massstabe der alten messen. Da man sich bisher so wenig bemüht hat, Schillers eigene Meinung darüber zu beherzigen, so kann es nichts schaden, wenn ich seine eigenen Worte aus jenem Briefe noch einmal hierhersetze, obgleich sie in drei Auflagen des Schiller-Goethischen Briefwechsels zu finden sind (3. Aufl. II, S. 285): „Ich theile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tra-

gödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann, und das lebendige Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Massstab und Muster aufdringen, hiesse die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muss, eher tödten als beleben." Deutlicher kann man nicht sprechen; aber was hilft's? So lange ich noch die Feder führen kann, werde ich mich freilich bemühen, gegen diesen Unfug zu schreiben, aber nur zur Beruhigung meines Gewissens, nicht in der Hoffnung gehört zu werden. Der Schluss scheint einmal fest zu stehen: weil Schiller die alten gelesen, ja übersetzt hat, darum hat er sie nachgeahmt; weil er sie aber nicht so oft gelesen hat als Professor NN., der sie Jahr aus Jahr ein mit derselben Gründlichkeit seinen Schulknaben vordociert, darum hat er sie falsch nachgeahmt. Ein für alle Mal sei es hier gesagt (den Beweis werde ich an einem andern Orte gründlich führen): die Sprache der antiken Tragoedie ist bei Schiller, selbst in der Braut von Messina, nur poetischer Schmuck, äusserer Zierat, nichts weiter. „Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!" sagt die streng katholische Maria. Schillers Dichtung ist sentimental, romantisch (auch die Braut von Messina), oder wie man sie sonst nennen will, aber romantisch nicht im Sinne der romantischen Schule, sie ist classisch, insofern man das vorzüglichste seiner Gattung mit dem Ausdrucke bezeichnet, aber sie ist nicht classisch im Sinne der antiken Kunst; wäre sie dies, so würde ich ihm schlechten Dank dafür wissen. Doch — Herr Dr. Fielitz mag diese Abschweifung verzeihen. Er sieht daraus, dass ich den Fehler von Süverns Buche allerdings in seinen Grundsätzen so wie in seiner Methode finde. Weil jene falsch sind, darum taugt auch diese nichts.

Aus obigem ergibt sich, wie sehr ich mit Fielitz' Ansicht übereinstimme, dass alles, was man im Wallenstein für ein Aequivalent des antiken Schicksals hat ausgeben wollen, toto coelo von demselben verschieden ist. Die Schuld thut alles bei dem Falle des Helden, so muss es nach der neueren christlichen sittlichen Anschauung sein, und so ist es. Demnach wird Herr Dr. Fielitz sich selbst sagen, dass ich auf seine Auseinandersetzung von der kunstvollen Führung der Hand-

lung, die er so ausführlich wie schön in das Licht stellt, weniger Gewicht lege. Oberflächliche Leser könnten sogar dadurch auf den Gedanken kommen, als sei gar der Zufall im Grunde an Wallensteins Untergange Schuld. Denn wäre Max zur rechten Zeit vorgelassen worden, so hätte Wallenstein den verhängnissvollen Schritt nicht gethan. Sie bedenken über der schönen und ausführlichen Auseinandersetzung nicht, dass das Rad schon im rollen ist, dass Max' Verspätung bloss den verhängnissvollen Schritt beschleunigt, ihn aber nicht herbeiführt. Der verhängnissvolle Ruf „Er kommt zu spät" ertönt allerdings öfter in dem Stücke und immer mit erschütterndem Eindrucke auf den Zuschauer, ja man könnte zu Fielitz' vortrefflicher Darstellung auf S. 42 noch hinzufügen: er liegt auch ganz am Schluss in Octavios schmerzlichem Blick zum Himmel. Die Aufschrift des kaiserlichen Briefes „dem Fürsten Piccolomini" verkündet ihm, dass er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hat, aber — zu spät! Durch seine Schuld ist der Erbe dieser neuen Würde, ohne den sie nur ein leerer Schall ist, in den Tod gegangen.

Mit gleichem Geschick weist Fielitz auch die beiden andern häufigsten Einwendungen gegen dieses Meisterwerk zurück. Auch hier darf wol Ref., hoffentlich im Sinne des Verfassers, aber nach eigner Anschauung kürzer die Entgegnung dahin zusammenfassen: Wallenstein ist ganz Held; der Anstrich von altem Weibe, den ihm Wieland so freundlich imputieren will, findet sich nur in Wielands eigenem Charakter. Wallensteins schwanken kommt bloss daher, dass er sich einer sittlichen Macht gegenüber befindet. War Caesar etwa, mit dem Wallenstein sich so gern vergleicht, kein Held? Und doch stand er zögernd am Rubicon, weil ihn der Gedanke erschütterte:

> Den heil'gen Heerd der Laren umzustürzen,
> Bewaffnest du die frevelhafte Hand.

Wahrlich, wenn er sich in Ravenna und am Rubicon nicht ähnliche Fragen vorgelegt hat, wie Wallenstein in dem herrlichen Monologe: „Und was ist dein Beginnen?", o so war er nicht so gross wie Wallenstein, so fehlte ihm der sittliche Gehalt, den wir von einem Helden der neueren Tragoedie ver-

langen, so muss ihm ein neuerer Dichter einen solchen Monolog, gegen seinen historischen Charakter, erst in den Mund legen. So gewiss Caesar nicht weniger ein Held war am Rubicon als bei Pharsalus, so gewiss ist Wallenstein ein Held von Anfang bis zu Ende des Stückes, nicht minder ehrwürdig in seinem schwanken gegenüber dem Sittengesetz als in seinem handeln gegen bessere Ueberzeugung. Ausserordentliche Menschen dürfen eben nicht mit dem gewöhnlichen moralischen Massstabe gemessen werden. Aber Caesar siegte bei Pharsalus und rechtfertigte den Ausspruch der Gräfin Terzky:

> Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn,
> Denn aller Ausgang ist ein Gottesurthel.

Wallenstein fiel durch Meuchelmord, und erst damit scheitert bei Schiller sein unternehmen, nicht durch den Verrath Octavios, nicht durch den Abfall der Truppen; denn so lange dieser Geist in diesem Körper lebt, ist Ferdinand auf seinem Throne nicht sicher. Nun, und waren etwa die Zustände des heiligen römischen Reiches deutscher Nation weniger morsch zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges als die Zustände Roms zur Zeit des Bürgerkrieges? Hatte das Haus Habsburg seine Stellung an der Spitze Deutschlands etwa weniger gemissbraucht als Pompejus die seinige an der Spitze des römischen Senates? Es muss einmal ausdrücklich gesagt werden: der Meuchelmord an Wallenstein, zu dem sich Ferdinand erniedrigte, war ein nationales Unglück für ganz Deutschland. Wallenstein vereinigte in seinem Charakter, in seiner Stellung, in seinen Geistesgaben alle Eigenschaften, um der Retter Deutschlands zu werden; das Schicksal drängte ihn dazu, Ferdinands Meuchelmord durchschnitt den kühnen Plan. Aber in seinen Bahnen sind alle grossen deutschen Männer der folgenden Jahrhunderte gewandelt, und Friedrich der Grosse bei Leuthen und unser grosser Kaiser Wilhelm bei Königgrätz haben die blutige That von Eger gerächt und aufs neue den Beweis geliefert, dass Meuchelmord den Gang der Geschichte zwar hemmen, aber nicht ändern kann. — Dass Wallensteins unternehmen vom Standpuncte der Weltgeschichte aus ein gerechtfertigtes war, das können wir freilich jetzt mit Bestimmtheit behaupten,

und darin liegt für mich gerade der höchste tragische Gehalt des Stückes. Denn, wie Schiller in der Geschichte des Dreissigjährigen Krieges sagt, im Begriff, selbst ein Beispiel des ungeheuerlichsten Undanks aufzustellen, den die Weltgeschichte kennt, rechnet er auf den Dank derer, die ihm verpflichtet sind. Das ist wahr, und es ist tragisch, dass dasselbe Verbrechen, von dem er ein so schreckliches Beispiel gibt, ihn stürzt, dass seine eigenen Creaturen ihn verlassen und tödten; aber es ist unendlich tragischer, dass der, an dem er diesen schwarzen Undank ausübte, selbst ein noch viel schwärzeres Verbrechen durch ihn bisher an Deutschland verübt hatte; Wallenstein wollte den Kaiser nur um eine Armee bestehlen, aber der Kaiser bestahl die eine Hälfte seiner Unterthanen zu Gunsten der andern und diese wieder zu seinen Gunsten. Dies muss man sich recht klar machen, um zu würdigen, wie sehr Wallenstein Recht hat, wenn er sagt:

> Es übte dieser Kaiser
> Durch meinen Arm im Reiche Thaten aus,
> Die nach der Ordnung nie geschehen sollten.
> Und selbst den Fürstenmantel, den ich trage,
> Verdank' ich Diensten, die Verbrechen sind.

Und ferner:

> Wär' ich dem Ferdinand gewesen, was
> Octavio mir war — ich hätt' ihm nie
> Krieg angekündigt — nie hätt' ich's vermocht.
> Er war mein strenger Herr nur, nicht mein Freund.
> Nicht meiner Treu' vertraute sich der Kaiser.
> Krieg war schon zwischen mir und ihm, als er
> Den Feldherrnstab in meine Hände legte,
> Denn Krieg ist ewig zwischen List und Argwohn,
> Nur zwischen Glauben und Vertraun ist Friede.

Aber diese Rechtfertigung Wallensteins vor dem Forum der Weltgeschichte konnte ihn damals noch nicht vor der Stimme des Gewissens in seiner Brust rechtfertigen, und dadurch wird er, mir wenigstens, um so ehrwürdiger, weil er meine Achtung vor dem Sittengesetz erhöht.

Ein dritter Vorwurf, gegen den Fielitz sich wendet, ist die Liebesepisode zwischen Max und Thekla. Mit diesem

Namen „Episode“ hat man nämlich schon einen Vorwurf begründen wollen. Nun ist wol nicht zu leugnen, dass der Wallenstein schon äusserlich, schon durch seine Länge etwas vom Epos hat, was auch Schiller ja selbst eingesteht; nur halte ich dies nicht für einen Fehler, sondern für einen Vorzug des Stückes mehr. Schiller hatte sich vorgenommen in diesem Drama ein Bild des ganzen Dreissigjährigen Krieges zu geben bis zu Wallensteins Tode, und dies hat er, wie jeder zugibt, vortrefflich erreicht. Aber dies konnte er nur auf epischem Wege durch Episoden. In diesem Sinne nenne ich also die Audienzscene und die Scene zwischen Neumann und dem Kellermeister epische Episoden. Je mehr sie zugleich in die dramatische Handlung eingreifen, desto besser. Dies können nun freilich die Liebesscenen weniger, durch die Natur ihres Inhalts, wie Schiller schon einsah, und Fielitz S. 28 weiter ausführt. Aber Schiller erachtete diesen Gegensatz für nothwendig, um einmal einen Act hindurch den Pulverrauch des Stückes sich verziehen und in ein schönes, menschliches Verhältniss blicken zu lassen, und eine Kritik, die ihm dies zum Vorwurf macht, kommt mir vor, wie Molières geiziger, der den Hafer seiner eigenen Pferde stiehlt. Ich denke, am kürzesten wird diese Kritik mit Isolanis Worten abgefertigt:

Desto besser!
Erwartet' ich doch schon von Nichts als Märschen
Und Batterien zu hören und Attaken,
Und siehe da! der Herzog sorgt dafür,
Dass auch was Holdes uns das Aug' ergötze.

Eine Herrn Dr. Fielitz ganz eigenthümliche Auffassung ist die Identificierung des Max mit Wallensteins Segenssternen, Jupiter und Venus, wozu ihn besonders die Stelle bewogen hat, wo ihn Wallenstein selbst mit Venus vergleicht (S. 33). So gewagt diese Auffassung ist, nehme ich sie doch an, unter dem Vorbehalt, dass der Dichter nicht nothwendig dieser Identification sich bewusst gewesen sein muss, und in folgender Fassung: So wie Illo dem Wallenstein das berühmte Wort zuruft: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“, möchten wir ihm gern zurufen: Um dich herum sind deines Schicksals Sterne; deine wahren Freunde sind deine Venus, deine

falschen dein Maleficus; „von falschen Freunden stammt dein ganzes Unglück.“ Ja das Stück bietet uns noch andere Vergleichungspuncte, um Illo mit Saturn, Octavio mit Mars zu identificieren. Besonders aber ist mir diese Vergleichung lieb wegen der Scene Wallensteins mit der Gräfin, wo er sich nach dem Anblick des Jupiter sehnt, weil dadurch auf die Verwechselung des Jupiter mit Max ein neues Licht fällt. Indessen kann ich mich doch der Furcht nicht erwehren, dass hier einmal nicht aus-, sondern untergelegt worden sei.

Wollte nun Herr Dr. Fielitz das punctum saliens im Wallenstein in der kunstvollen Führung der Handlung finden, die mir immer bloss zur dramatischen Technik, nicht zu dem geistigen Gehalte des Stückes zu gehören scheint, so habe ich um so weniger dagegen einzuwenden, dass er als die Grundidee der Maria Stuart „Erhebung der Seele der Heldin zu vollster Selbsterkenntniss“ (S. 59) und Busse ihrer Sünden durch Ergebenheit in den über sie verfügten Tod erkennt. Weniger ist es aber nach meinem Geschmack, dass er alles historische und politische des Stückes möglichst bei Seite schiebt, ja am liebsten das Stück gar nicht für ein „historisches Drama in grossem Stil“ (S. 53) erkennen möchte. Darin thut er Schiller gewiss Unrecht. Weil Tell den Landvogt zunächst nur erschiesst, um „die armen Kindlein, die unschuldigen, vor seiner Wuth zu schützen“, ist er darum nicht minder Befreier der Schweiz und weiss, dass er es ist; weil Maria ihre Gegnerin schwer gekränkt hat und zunächst als Opfer ihrer Rachsucht fällt, fällt sie darum nicht minder dem Staatsinteresse Englands zum Opfer und als Märtyrin ihres Glaubens, und es ist ganz in der Ordnung, dass sie sich dessen auch bewusst ist. Die Rachsucht der Elisabeth ist die Veranlassung, das Staatsinteresse Englands und der protestantischen Christenheit ist die Ursache ihres Todes. Nur wenn man diesen breiten Hintergrund recht lebhaft ausmalt, erscheint das Stück in seiner vollen Grösse. Eine „Staatsaction“ als solche erschien Schillern für den poetischen Gebrauch mit Recht nicht geeignet; seine Hauptoperation bei jedem neuen dramatischen Stoff war, die Handlung so lang herumzuwerfen, bis sich die politischen Motive in rein menschliche verwandelt hatten; darum blieb aber die Handlung doch immer

eine Staatsaction, und was die „kunstvolle Führung“ derselben betrifft, so ist Maria Stuart das vollkommenste aller seiner Meisterwerke.

Wir gehen zu dem letzten der besprochenen Stücke über. Auch über dieses ist viel schönes und beherzigenswerthes gesagt, doch muss ich mich darauf beschränken, den Leser auf das Buch selbst zu verweisen. Was aber die Katastrophe des Stückes, die erste Scene zwischen Johanna und Lionel betrifft, so habe ich darüber eine ganz eigene Ansicht, die ich möglichst kurz erörtern will. Fielitz hat sehr scharfsinnig nachgewiesen (S. 102), dass die „Situation“, von der Schiller Goethen (Nr. 438) meldet, er sei froh, sie „hinter sich zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moralische Urtheil über das Wallensteinische Verbrechen auszusprechen“, nicht, wie Düntzer sagt und wie ich früher glaubte, Wallensteins Gespräch mit Max (W. T. II, 2), sondern Buttlers mit Gordon (IV, 2) ist; an Iffland schreibt Schiller: „Gordon spricht die Empfindung, ich möchte sagen, die Moral des Stückes aus“. Und allerdings hat sie für mich schon längst in den Worten Gordons gelegen:

Verräther an dem Kaiser — solch ein Herr!
So hochbegabt! O was ist Menschengrösse!
Ich sagt' es oft: das kann nicht glücklich enden;
Zum Fallstrick ward ihm seine Gröss' und Macht
Und diese dunkelschwankende Gewalt.
Denn um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eignen Mässigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.
Doch unnatürlich war und fremder Art
Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen;
Dem Kaiser selber stellte sie ihn gleich,
Der stolze Geist verlernte sich zu beugen.
O Schad' um solchen Mann! denn keiner möchte
Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel.

So „unnatürlich und fremder Art“, meine ich nun, ja noch viel unnatürlicher und fremder ist „die Kriegsgewalt in dieses Weibes Händen“, in den Händen der Jungfrau von Orleans. Johanna scheitert an der unnatürlichen, weil wider-

natürlichen, Hoheit ihres Berufes. Ihre Schuld ist keine wirkliche, sie ist nur eine Versuchung, der auch der heiligste nicht fern ist, eine Gedankenschuld, die sie sich erst durch grübeln zu einer wirklichen ausmalt. So ist denn auch ihre Sühne eine Gedankensühne; der Sturm in der Natur, in den sie hinausgestossen ist, führt den Frieden in ihre Brust zurück. Wie es auch um die „Bemerkungen über die J. v. O. aus Schillers Munde“ beschaffen sein mag*, darin hat Fielitz ganz gewiss Recht (S. 83), „man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten“. Ein Fälscher war Böttiger nicht, aber er war zu eitel, und da er, wie nun wol, zum Theil auch durch Fielitz' gründliche Untersuchung, fest steht, wol wusste, dass er so wie so den Schillerschen Wortlaut nicht vor sich hatte, so liess er, um ihr nach seiner Meinung das Siegel der Vollendung aufzuprägen, seine Vorlage erst durch den Schmelzofen seines eigenen „classischen“ Stiles, mit den nöthigen gelehrten Schnörkeln versehen, durchgehen, wie dies Fielitz zu meiner nunmehrigen gründlichen Ueberzeugung auch an dem sogenannten Schillerschen „Briefe über die Maria Stuart“ nachgewiesen hat (S. 113). So scheint mir der Ausspruch, womit diese „Bemerkungen“ schliessen, wirklich echt: „Am Ende ist doch der ganze Handel mit der Verliebung nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend erhält zuletzt die kanonisirende Palme.“ Mir kommt es vor, als habe Schillern bei dem Plane seines Stückes etwas ähnliches vorgeschwebt wie der Plan des Wielandischen Meisterwerkes „Oberon“. Hier sündigt das Liebespaar zwar noch materieller als Johanna, aber doch nur gegen conventionelle Gesetze, es behauptet die ewigen Rechte der Natur; aber wunderbar schön ist es an diesem Plane, dass Oberon selbst diese Schuld vorhergesehen, dass sie in seinem Plane ist, um das trotz der vermeintlichen Schuld unschuldige Paar durch das Feuer der Prüfung, aus dem es dann von allen Schlacken gereinigt hervorgeht, durchzuführen. Es ist das uralte Problem, was so erhaben auch in dem von Fielitz mit Recht zur Vergleichung herbeigezogenen Goethischen Faust gelöst wird, das Problem

* Ich hoffe Herrn Dr. Fielitz in einem besonderen ausführlichen Aufsatz darüber bald Rechenschaft geben zu können.

vom Sündenfall. Und so schauen wir denn auch hier wieder in eine unendliche Tiefe des Menschenherzens und göttlicher Führung und Weltregierung hinein. Wallenstein musste fallen, weil eben da keiner fest stehen konnte, wo er stand; Johanna musste fallen, oder sie hätte das wirklich sein müssen, wofür Karl VII. sie zweifelnd hält, ein vom Himmel hernieder gestiegener Engel, ohne menschliche Regung, einer von denen, „die nicht fühlen, die nicht weinen", keine menschliche Seherin und Prophetin. So geht sie denn, wie jener göttliche Held des griechischen Alterthums, in göttlichem Auftrage „des Lebens schwere Bahn",

> Bis ihr Lauf geendet ist;
> Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
> Flammend sich vom Menschen scheidet
> Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
> Froh des neuen, ungewohnten Schwebens
> Fliesst er aufwärts, und des Erdenlebens
> Schweres Traumbild sinkt, und sinkt, und sinkt.

Ganz gewiss aber ist es Einfluss des Wielandischen Oberon, dass sie, nachdem sie die schwerste Prüfung, das zusammentreffen mit Lionel siegreich bestanden hat, die Prophetenkraft wieder in ihren Adern, den wunderbaren göttlichen Beistand wieder in ihrer Nähe fühlt, wovon sie sogleich eine Probe ablegt, indem sie die Ketten zerreisst. So fühlt Hüon im entscheidenden Augenblick Oberons Zauberhorn wieder an seiner Seite.

Dass Schiller, wie er in den „Bemerkungen" sagt, wenigstens zwei verschiedene Pläne mit der Jungfrau von Orleans gehabt hat, die er sogar hinter einander ausführen wollte, ist jetzt bekanntlich durch einen Brief Göschens an Schiller mit Evidenz erwiesen. In dem vorliegenden Stücke fasst er Johanna als gottgesandte Prophetin auf; und nach diesem Plane muss ihre Versuchung vor aller dramatischen Handlung schon im Rathe der Vorsehung beschlossen sein; sie muss fallen, denn es ist Gottes Wille so, so gewiss es Gottes Wille war, dass das erste Menschenpaar vom Baum der Erkenntniss kosten musste. Dies kann sie nun freilich und soll sie auch im Drange des Augenblicks nicht wissen, aber nachdem der Sturm in

ihrer Brust ausgetobt hat, kommt ihr auch die Einsicht, vermöge ihrer Prophetengabe, in dieses göttliche Geheimniss, und so sagt sie zu Raimond die herrlichen Worte:

> Du siehst nur das Natürliche der Dinge,
> Denn deinen Blick umhüllt das ird'sche Band.
> Ich habe das Unsterbliche mit Augen
> Gesehen — Ohne Götter fällt kein Haar
> Vom Haupt des Menschen — Siehst du dort die Sonne
> Am Himmel niedergehen? — So gewiss
> Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
> So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

Nach dem zweiten Plane würde die Jungfrau in Rouen verbrannt worden sein, dieser würde uns also mehr die patriotische Heldin gezeigt haben; es heisst doch wirklich dem dichterischen Geiste Schillers zu wenig zutrauen, wenn man ihm, wie Palleske thut, geradezu die Fähigkeit abspricht, noch eine zweite dramatische Jungfrau von Orleans zu schaffen, ohne dass dadurch die erste beeinträchtigt worden wäre. Man sollte sich mehr in die Werkstatt des Künstlers als in seine Gemäldeausstellung begeben, um einen tieferen Einblick in die wunderbare Reichhaltigkeit dieses dramatischen Universalgenies zu gewinnen; ich meine, man sollte mehr, als man bisher gethan hat, seine dramatischen Entwürfe und Fragmente studieren.

Was die Erscheinung des schwarzen Ritters betrifft, so stimme ich im ganzen mit Fielitz' Auffassung überein und halte auch die darauf bezügliche Stelle aus den „Bemerkungen" für echt. Zu dem Wesen eines Gespenstes gehört eben, dass man nicht recht weiss, was es ist, und deshalb ist Schillers verhalten der Identificierung desselben mit Talbot gegenüber durchaus vernünftig und glaublich. Ein echtes Gespenst muss ein Räthsel bleiben ohne Auflösung. Selbst Hamlet, dem das Gespenst sich direct als den Geist seines Vaters ankündigt, zweifelt sehr vernünftiger Weise daran und will erst des Königs eigenes Geständniss seiner Schuld haben, ehe er zur Rache schreitet.

> Stutzt er, so weiss ich meinen Weg. Der Geist,
> Den ich gesehen, kann ein Teufel sein;
> Der Teufel hat Gewalt sich zu verkleiden

In lockende Gestalt; ja, und vielleicht,
Bei meiner Schwachheit und Melancholie
(Da er sehr mächtig ist bei solchen Geistern),
Täuscht er mich zum Verderben; ich will Grund,
Der sichrer ist. Das Schauspiel sei die Schlinge,
In die den König sein Gewissen bringe.

Durch meinen, von Fielitz unbeachtet gebliebenen Nachweis (in diesem „Archiv“ II, S. 265 ff.), dass diese Scene, ebenso wie die Montgomery-Scenen, eine Nachahmung der Ilias ist*, glaube ich alles geleistet zu haben, was zur Erklärung dieser Scene vernünftiger Weise gefordert werden kann.

In den Anmerkungen (S. 95 ff.) ist Fielitz auf einem ihm vertrauten Gebiete, auf dem er sich mit bewährter Meisterschaft bewegt. Das eine möchte zu erinnern sein, dass er in der nicht ganz verhehlten Freude, dem um unsere ganze deutsche Litteraturwissenschaft und besonders um das Studium Schillers hochverdienten Goedeke einen kleinen Hieb wegen eines kleinen Mangels in seiner kritischen Schiller-Ausgabe versetzen zu können, übersehen hat, dass schon Kurz in seiner kritischen Ausgabe die, ziemlich werthlosen, Süvernschen Varianten beigebracht hat, dass sie also schon „Aufnahme unter die Quellen des Schillerschen Textes“ gefunden, sonst würde er sie wol nicht mitgetheilt haben. Freilich wird nun dadurch wol Goedekes (oder vielmehr Oesterleys, des Herausgebers des 12. Bandes, der sich auch sonst in dieser kritischen Ausgabe nicht gerade als Virtuosen gezeigt hat) Versehen eine „Sünde zu dem ew'gen Tod?“ Ich kann nicht helfen. Der Druckfehler, den Fielitz S. 104 rügt, „Kühn“ statt „Kühl“, der gerade den Sinn in das Gegentheil verkehrt, und den ich mir auch schon aus Kurz' Ausgabe notiert hatte, ist allerdings stark. Oder sollte es vielleicht gar kein Druckfehler sein, sondern eine weise Conjectur Oesterleys? Solche wollten wir uns doch in Zukunft verbitten. Zu dem vorhergehenden Verse „Sol ist das Herz, Luna das Hirn des Himmels“ kann ich beibringen, dass er aus jenem astrologischen Buche stammt, welches ein Gespräch zwischen Sophia und Philo enthält, das

* Peppmüller hat dies gleichzeitig mit mir ausgesprochen. Ebd. S. 190 ff.

Schiller aus der Jenaer Bibliothek lieh, und das Düntzer am Schlusse seiner Erläuterungen zu Schillers und Goethes Briefwechsel im Auszug mittheilt: Sol est cor, Luna est cerebrum coeli.

Zum Danke aber für das viele schöne, was ich aus dem Buche und seinen Anmerkungen gelernt habe, habe ich eine Mittheilung bis zuletzt aufgespart, die, ich weiss es, seinem wackeren Verfasser Freude machen und zu manchem guten Gedanken Anregung geben wird. Da er es mit Recht liebt, möglichst den urkundlichen Wortlaut vor sich zu haben, und dies bei Urkunden, die durch Böttigersche Hände gegangen sind, doppelt wünschenswerth ist, so bereite ich ihm und mir ein Vergnügen damit, den Brief des Schauspielers Haide, den Fielitz aus der Minerva 1813 (S. 68) mittheilt, hier seinem Wortlaute nach folgen zu lassen. Herrn Dr. Fielitz wird es vielleicht einiges nachdenken verursachen, wenn er die S. 69 gesperrt gedruckten Worte nicht darin findet. Aber auch sonst ist dieser Brief sehr lehrreich, um Einsicht zu gewinnen in die Art des Böttigerschen verfahrens, über die ich nächstens noch mehreres mitzutheilen hoffe. Auch Fielitz hat (S. 99, Anm. 6.) schon einen schönen Einblick gethan. Er ist an Böttiger gerichtet, befindet sich auf der Dresdner Bibliothek und lautet:

„Töplitz, den 22. Juni 1812.

In Ermanglung meines Tagebuchs* bemerke ich über Maria Stuart nur einiges. Schiller las das Stück mehreren Kunstfreunden vor: nur die Mitglieder der Gesellschaft, denen bedeutende Rollen zu Theil wurden, waren gegenwärtig. Ich bekam den Melvil, und obendrein, da Vohs bald erkrankte, den Mortimer, so dass ich nun in diesem Stücke, wie 's mir in Wallensteins Tod widerfuhr, ebenfalls zwei Rollen zu spielen hatte. So lange Mdme Vohs die Stuart spielte, blieb in der kecken Angriffsscene auf Mariens Schönheit im 3. Akt, keine Zeile weg. Schiller sah da keine Indezenz — das bessere Gefühl rechtfertigte ihn bei der Aufführung. Als Dmlle. Jage-

* Aufgepasst, Herr Dr. Fielitz! Bekommen Sie jetzt eine Ahnung, woraus jene „Bemerkungen über die J. v. O.“ entstanden sein mögen?

mann die Rolle bekam, bat sie mich, aus eigener gewissenhafter Delikatesse die eindringlichsten Redensarten wegzulassen; ich hielt mich an mein: scripta manent und sagte, was da stand. Seit meiner Wiener Excursion spielte Oels diese Rolle, und nun ist vieles gestrichen.

Mit warmer Vorliebe legte mir Schiller die Scene im 5. Akte ans Herz. Als Katholik [illegible] ich ihm den ganzen kirchlichen Ritus der Ohrenbeichte und des Abendmahls mittheilen. Er gab mir auf, so weit es mit den Worten übereinstimme, die übliche Priestermanier bei Administration beider Sacramente genau darzustellen, die Absolution mit dem ein dreifaches Kreuz bildenden Gest deutlich zu bezeichnen und das Abendmahl unter zweierlei Gestalt zu reichen, indem zu dem Kelche — dem Vorzug der katholischen Priester, auch die Könige berechtigt seien. Nach einer Vorprobe wurde der Herzog von dieser — Profanation nanntens einige, unterrichtet; er schrieb Schillern einen ausnehmend artigen eigenhändigen Brief, und bat ihn: die öffentliche Feier einer religiösen Weihe vom Theater wegzulassen, indem er und die besseren wohl mit ihm einverstanden seien, allein die gemeine Masse dürfte daran wohl Anstoss nehmen. Schiller liess mich rufen: er war so aufgebracht, dass er leidenschaftlich ausfiel: Ich will ein Stück schreiben, worin eine genothzüchtigt wird und — sie müssen zusehen. Allein er änderte meine Rolle: Ciborium und Kelch blieben weg, und er schloss mit der Absolution. Im 2. Akte fiel die Beschreibung einer Hoffête weg, und jetzt schliesst das Stück bei uns mit Lesters Monolog im Gefängniss, die Scene mit der Elisabeth wird weggelassen, ohne dass ich begreife warum. — Madame Bethmann spielt noch immer die Marie; Iffland hat einigemal den Lester gespielt — den er jetzt abgegeben."

Soweit Haide — und ich. Mir bleibt nur noch übrig mit einem warmen Händedruck in die Ferne für den braven Verfasser und mit einem Glück auf! zu ferneren Studien zu schliessen.

Strehlen bei Dresden.

Dr. Robert Boxberger.

Alexander Pope. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunder[illegible]bst Proben Popescher Dichtungen von Dr. Albrecht Deetz. Leipzig 1876. A. Mentzel's Verlag.

Bei der Abfassung dieses Buches ist Verf. offenbar von der Ansicht ausgegangen, dass man bisher in Deutschland den Dichtungen Popes zu ausschliesslich ein litterarhistorisches und zu wenig aesthetisches Interesse entgegengebracht habe. Demgemäss tritt auch die Erzählung des Lebens- und Bildungsganges Popes, sowie die Darlegung seines Einflusses auf die auswärtigen Litteraturen gegenüber den aesthetischen Auseinandersetzungen des Verf. sehr zurück. Den grössten Raum nehmen die Uebersetzungen ein, durch die der Verf. dem Publicum die Schönheiten Popes ad oculos demonstrieren will. Aber durch diese Uebersetzungen erreicht der Verf. gerade das Gegentheil von dem, was er anstrebt; es zeigt sich in ihnen deutlich, dass der Inhalt der Popeschen Dichtungen heutzutage nur sehr wenig unmittelbares Interesse zu erregen vermag und dass mit den zierlichen Versen und der fliessenden Sprache des Originals der Hauptreiz geschwunden ist. Die Epistel an eine Dame sowie der Lockenraub und der Brief von Heloise an Abälard könnten allerdings in einer gewandteren Uebersetzung, als die hier gebotene ist, zu einer genussreichen Lectüre werden; jedoch der Essay on Criticism und der Essay on Man mit ihren veralteten aesthetischen und philosophischen Anschauungen vermögen kein Interesse zu erregen, wenn dem Leser nicht auch ihre Bedeutung für die Zeit, in welcher sie geschrieben wurden, ausführlich dargelegt wird. In dieser Beziehung hat der Verf. sehr wenig gethan, und gerade darin hätte er viel von Hettner lernen können, den er sehr heftig angreift.

Breslau.

Wilhelm Creizenach.

Ueber Klaus Narr und M. Wolfgang Bütner.

Von

Franz Schnorr von Carolsfeld.

I.

Wie wol bekannt und viel genannt der Hofnarr Klaus Narr zu seiner Zeit gewesen ist, davon legt unter anderm auch die bei volksthümlichen Berühmtheiten sich so häufig wiederholende Thatsache Zeugniss ab, dass seine Lebenszeit von der Sage über ihre wahre Dauer hinaus verlängert und insbesondere die Zeit seiner Jugend von späteren Berichterstattern näher an die Gegenwart gerückt worden ist, als der Wahrheit entsprach. In dem Buche der „Historien von Claus Narr“, dessen Verfasser seine Erzählungen „ansehnlichen, Adelichen, Wirdigen, Erbarn, Ersamen, vnd Namhafften, im Herrn seligen, Mann vñ Weibs Personen, die Clausen wol gekennet, zu seiner zeit gelebet, vnnd sonst in den Chur vnd Fürstlichen Häusern zu Sachsen ab vñ zugangen, auch zu Kirchenämptern, vñ Hoffräthen sind gebrauchet, . . . nachgeschrieben hat“, wird berichtet, „Clausen, den man durch Teutschlandt also nennet“, habe Kurfürst Friedrich der Weise (geb. 1463, † 1525) und dessen Bruder Johann der Beständige (geb. 1467, † 1532) zu Wittenberg, Torgau, Weimar und Altenburg und an anderen Orten „gehalten und genehret“, Friedrich habe ihn auf einem Ritte durch das Land zu Meissen als Gänsehirten zuerst angetroffen und für sein Hofamt auserwählt. Eine ältere Quelle* sagt: „Die Fursten von Sachsen, Hertzog Ernst (geb. 1441, † 1486) vnd Albrecht (geb. 1443, † 1500), haben einen narren bey sich gehabt, Claus

* Joh. Agricola, 300 gemeyner Sprichwörter. Erffurd, 1529. Nr. 58. Bl. 26 f.

narr geheyssen, der viel zukünfftiger ding, auch so an andern orten geschehen sind, verkündiget hat, wie den Döringen vnd Meyssen wol bewust, Dieser Claus narr ist hernach zu Bischoffen Ernst Hertzog Ernsten son, Bischoffen zu Magdeburg vnd Halberstadt, kommen". Weder diese letztere Angabe jedoch noch die der „Historien" gewährt Klaus Narr sein volles Alter, sondern beide machen ihn jünger als er war. Und ganz irrig ist vollends die Ueberlieferung, welcher M. Wolfgang Bütner, der Verfasser der angeführten „Historien", folgt, indem er seinem Helden Aeusserungen über Luther in den Mund legt. Denn aus dem im folgenden abgedruckten von Peter Ackermann verfassten Schriftstücke, welches das Königliche Haupt-Staatsarchiv zu Dresden in Loc. 9604 aufbewahrt, ersehen wir, dass Klaus Narr 1515 fast 90 Jahre alt starb.* Da derselbe wol schon in jungen Jahren an den Hof der kursächsischen Fürstenfamilie kam, so entspricht es nur der Wahrscheinlichkeit, wenn nach desselben Ackermann Bericht bereits Herzog Ernsts Vater, Friedrichs des Weisen Grossvater (Friedrich der Sanftmüthige, geb. 1412, † 1464) den Hirtensohn holen liess und als Hofnarren anstellte.

Der Ackermannsche Bericht ist, wie es scheint, in der Originalniederschrift auf uns gekommen. Das Schriftstück trägt am unteren Rande der ersten Seite von zweiter Hand die Bemerkung: Scripta sunt haec Ao. 1536 und lautet folgendermassen:

Von clawes narren.

Mir haben die pauren zum rode hie dift ofterfelt bey wickelsdorff [dabei von zweiter Hand: zwischen Naumburgk vnd Zeitzs] gelegen vor warhaufftig gefaget, Es fey vorczeitten ein gutter

* Auf die Unrichtigkeit der Angaben neuerer über seine Lebenszeit genügt es kurz hinzuweisen. Nach Aug. Schumanns Lexikon von Sachsen Bd. 1. Zwickau, 1824. S. 99 wäre er am 12. Jan. 1530 zu Torgau gestorben. Diesem Todesdatum widerspricht auch die Thatsache, dass in seinem Testamente vom J. 1525 Friedrich der Weise nur „Albrechten seinen Narren" erwähnt (Schöttgen und Kreysig, Nachlese. Th. 11. Dr. u. Lpz. 1733. S. 73.).

Einfeldiger man, ir hirte gewesen, vnd habe den narren bey ohn geczeuget mit seinen Eheweybe, der so balde von vier iaren an nerrischs gewesen, vihe vnd gense erschlagen, darczu gehennget vnd gesprochen sie seint diebe vnde wollen sich an gemeiner weyde nicht begenugen lassen thun schaden darumbe ich sie gehennget.

Vnde do selbest habe ohn seine mutter, die weyle er so tolpischs vil mals an ein stropant, an ein geringers gebunden, daran er vnauffgeloset So lannge sie widder kommen gestanden.

Do solches Herczog Ernesti vater, seliger gedechtnuß, erfaren, habe er ohn holen lassen, vnd wen er gefraget, wo er so lannge gewesen, hat er geantwort, mein mutter die alde Hure, hat mich neun iar in einem laugen sacke vnder der pangk hanngen lassen, bis das pant vorfaulete vnd errab fill do wart ich loß, vnd will nimermeher zu ir kommn.

Andere sprechen Er sey zu Raniß bey purgeln vnter den vom brandtstein geboren, darvon weis ich keine weittere kuntschafft [Von zweiter Hand: Alii zu Ranstad sed falso].

Prima initia in aula.* — Bruder.

1. Vnde balde do er zun herczogen von sachssen kommen, hat man seinen bruder im diebstall begriffen, vnd ohn gefraget was mit dem diebe zw handeln, hat er geanttwort immer an galgen: do man ohn aber aufgefurt, ohn zuuorsuchen dozu gestellet, als er am galgen solt steigen, hat er clawes angefangen zw weynen, dorumbe man auch seinen bruder wie befohlen loß gelassen

Quanti estimatus.

2. Inder teilunge** haben on beide fursten vmb III tausent gulden angeschlagen: welcher ohn behilde, der Summa weniger zu nemen.

---

* Diese und die folgenden Randbemerkungen sind von zweiter Hand hinzugefügt.

** Die Haupttheilung zwischen Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht geschah im Jahre 1485.

Teilung des landes.

3. Vnde hat auch bey erſtlicher vorgenommener teylunge den boſſen geriſſen: alleine in ein gemach gangen, vnd ein Sammet ſchaube vom ſchlicze auff in II teyll geriſſen, dornach Ein teill mit einen Ermel angeczogen, vnde wen es hin gehangen geſaget: Teyle in hundert tauſent teuffel nan teile, wen ſie noch gancz hette ſie ein iglicher ein mall angeczogen, Nun iſt ſie wenig nucze, daran ſie verſtanden, das baſſer, das landt bey ſammen blibe etc.

Mater ipsius post obitum patris venit in aulam.

4. Darnach noch abſterben ſeins vatern iſt ſein mutter kommen vnd als ein alde vnuormogene perſone gebetten Er wolde vor ſie bitten, das Sie auch vorſehen vnd nicht betteln dorffte: iſt er zun herczoge ganngen vnd geſaget Lieber vater, mein mutter die alt hure iſt hie, hat wenig, verſorge ſie auch: darauff ehr zugeben ierlich VIII ſcheffel korn 4 gulden befohlen.

Schlosser aushungeren.

5. Noch deme hat er ſich vmber mit wunderlichen boſſen beweiſet, vnd do er zur Zceit gehort wie man Schloſſer außhungerte, hat er ſich auff einen heimlichen orth gelagert nichtes gefreſſen in vill tagen, vnd gemeinet er wolde ſie alle auſſem ſchloſſe hunngern, dorczu ſich auch vber eyre geſaczt wie eine ganß doroß geczoſſchet, vnd andere wunderliche zotten geriſſen.

hengst hat ein jung fullen.

6. Die weile nun das hoffgeſinde geſehenn, das er ſo gut zum narrenberg*, haben ſie yhme ein fullein zu ſeinem pffherde, das dan Ein henngeſt, geſtellet, vnd geſaget O clawes Sein hengeſt iſt zur huren worden vnd hat ein gunnges: do iſt er im grim in ſtall gelauffen vnd do ers ſo befunden, hat er das pffherdt vber die maſſe mit einer ſtreugobel geſchlagen vnd do das arme Fullein vmbher gelauffen, Seine mutter do vonn es entfurt zu ſuchen,

* Narrenberg. vgl. Seb. Brant, Narrenschiff. cap. 28, 6 u. Zarncke zu d. St.

hat clawes gesaget, ach du armes tirlein furchte dich nicht ich will dir nichtes thun, was magstu sein, das dein mutter Ein hure ist.

Apud Ernestum Magdeburgicum. Hic Ao. 1477. confirmatus est cum esset 13 annorum quo anno quetliburgum expugnavit.

7. Bey dem fursten zu Sachssen vnd bischoffe zw meideworg* der helle gewonne, vnd do selbst ein Naw schloß pawhete** wie noch voraugen, mit kostlichen gemelde vnd offen do er aber, vnd seine redte von krigen in Einer Collacion vill geredt, kam claues zu morgens fruhe in ein stuben do ein offen gemacht, von landtsknechten die puxen vnd armbrust in henden: Sagette ir huren sone seyt ir geraid im lande: trocz scheustu vnd einen preckel genomen, den kostlichen Offen in einen hauffen geschlagen: wert euch nun ir boschebichte weret euch ia do liget ir nun, puff puff habe dirs etc. [Von zweiter Hand: Ao. 1478 hat er hall eingenhommen Ao. 1513 obiit.]

Offen eingeschlagen.

Ao. 1486. obiit Ernestus elector.

8. Vnde das habe ich von yhme selbst gehort Als man schreibe M, 5, vnd XIIII, lage das hoffelager zw weyda vnd liß vnser genedigster herre herczog fridreich loblicher vnd seliger gedechtnuß Eine stechpan zurichten in eins purgers gerten, Sampt einem hause, darnach zcoge er gen Zwicka zur faßnacht vnd lis clausen narren alhie: wart ein edelman zum heuptman gesaczt mit nomen jobst lohme, der schosser mit dem zunamen proceller genennet, lude mich zur fasenacht, do hube clawes an, her heuptman von hillperg, wie er dan das schlossz weyda pfflegette zu nennen: lost hergehen einen gutten trunck: vnde do man yhme nicht wein

1514.

* Ernst, Sohn des Kurfürsten Ernst, geb. 1466.

** Joh. Seb. Müller, Annales. Weymar, 1700. fol. S. 46. „1478. 28. Jul. Dienstags hat Hertzog Ernst zu Sachsen, Ertzbischoff zu Magdeburg, sich der Stadt Halla, wegen der Bürger daselbst entstandenen Auffruhrs, bemächtiget." ' „1479. 20. Jan. hat Ertzbischoff Ernst zu Magdeburg, Hertzog zu Sachsen, uff einem zu Gibichenstein gehaltenen Landtag beschlossen, die Fürstliche Residentz Moritzburg zu Halla zu bauen, um daselbst Hoff und die Stadt in Zwang halten zu können."

wie dan vorpotten, ſeins gefallens geben wollde Sagette er Her heuptman von hilperg ir habt ein from weib, vnd doch vill huren in der ſtat, die weyle zum teyle daran, hub ſich ein groß gelechter.

die weil es war

9. Wie er zu behmen mit den girſicken* than wiſt ir freilich,: den ſoffe ich vnd bliebe ein keczer** etc.

1515. Ægrotus.

10. Als man ſchreibe tauſent funffhundert vnd 15 vor pfingeſten die weyle er ſere krang, wart ich ohn zu olen erfordert, vnd do ich, wie do geachtet vonn heiligen Ole ſagette, antworte er was kan du vom ole ſagen ich pin yhme nie holt geweſen: Ich erſcrack, do anttworte der Edelman, ſein meiſter Clawes es muß ſein wir haben alle leykoff getrunken Sagette clawes wo: Antworte diſer iczo zu gote auff dem landttage: Clawes truncke ich auch mitte do diſer ia: Claues geſeine mirs der teuffell: fing an zu weynen vnd ſprach ſo laß hergehen, vnd do ich nun anfing zw olen ſagette Er, haſtu auch dregk darinne wie ſtinckt es, wolde auch die tugelein nicht leiden dan quer vber die handt, vnd do ich ſchire fertig: kam Heinrich ſchuman vnſer iċziger burgemeiſter do den clawes ſahe: ſprach woll her her ſchichtſchreiber was gelden die teyle im raffelt, Anttwort ſchuman: alle gutte iuncker clawes wir wollen reich werden***: Sprach

* Georg Podiebrad († 1471), Schwiegervater Herzog Albrechts und Katharinas, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Sachsen.

** Zincgref, Apophthegmata Th. 3 von J. L. Weidner. Amsterd. 1653 S. 342: „Hertzog Ludwigs von Landshut Narr. Der sagt zum König in Bohemen, da man ihm ein guten Wein zu trincken gab: Ick trinck solchen guten Wein, vnd blieb mein leben lang ein Ketzer ..... Avent. [inus] lib. 3“.

*** Die Worte teyle (= Kuxe) und schichtschreiber lassen darauf schliessen, dass an dieser Stelle von einem Bergwerksunternehmen die Rede ist, und zur Bestätigung dieser Annahme dient, was A. Schumanns Lexikon von Sachsen Bd. 12. Zwickau 1825. S. 753 berichtet: „Im J. 1511 gerieth man auch auf den sonderbaren Einfall hier, (in Weyda) Gold zu graben; man legte auf dem Sauanger ein Goldseifen-

clawes Herricze es leyt ein Eyhe inder kachel das left mir vill gutter nacht ſagen: So reichet yhme Schuman das eyhe geſchelet, beiß er einen biſſzen vnd warffs hin: ſchrihe noch einen weyne etc. Do quamen II parfuſſe monche meinten ouch etwas zu vberkomen: do hube claues an es iſt kein ſpill etc. O quam potentes ſunt monachi actu venerio, vidi enim ſemel monachum agere, mirum quod ſuper viuebat mulier: hec almanice inpublico loquebatur etc. abeuntibus monachis et ego abire volebam etc. do fragete der Edelman her was gepurt euch, do antworte, Ernueſter iuncker inder ſtat gibt man II g. Als gebe er mir einen ſchreckenperger: reichet ich den kirchner in ſeinen anſehen einen g. wie yhme der dritte teill gepurte: do ich nun ginge ſprach claues haſtu yhme gelonet: Sprach er ia clawes: do ſagette clawes iſt es mer werdt ſo gibe yhme merh, als ſolde er ſagen es iſt des nicht wert Wie ich Sider offte betrachtet etc.

Obitus.

Iſt geſtorben das ſelbige iar vmb trinitatis zu aldenburg begraben etc. Faſt Neunczig Jeryg.

Petrus ackerman Weydanus Diaconus atque Vicarius.

---

werk an, baute es in Kuxen, liess es aber natürlich bald wieder ins Freie fallen.“ Ausser Stande bin ich jedoch, die Bedeutung des Wortes raffelt zu erklären, wenn schon die Vermuthung nahe liegt, dass es eine Weidaer Localität bezeichne und vielleicht ein anderer Name für „Sauanger“ sei. Das Ergebniss meiner Erkundigungen in Weida und Umgegend hat indessen diese Vermuthung bisher nicht bewährt. Herr Dr. med. Walbaum in Weida hat bei Gelegenheit einer mir gütigst ertheilten brieflichen Auskunft darauf hingewiesen, dass Rafe eine Waldlücke bedeute, welche als Trift benutzt werde. Man könnte daher raffelt für die Zusammensetzung von Rafe und Feld halten. Der „Sauanger“ war, wie ich aus derselben Quelle weiss, eine an dem Aumafluss gelegene Wiese.

wie dan vorpotten, ſeins gefallens geben wollde Sagette er Her heuptman von hilperg ir habt ein from weib, vnd doch vill huren in der ſtat, die weyle zum teyle daran, hub ſich ein groß gelechter.

die weil es war

9. Wie er zu behmen mit den girſicken* than wiſt ir freilich,: den ſoffe ich vnd bliebe ein keczer** etc.

1515.

Ægrotus.

10. Als man ſchreibe tauſent funffhundert vnd 15 vor pfingeſten die weyle er ſere krang, wart ich ohn zu olen erfordert, vnd do ich, wie do geachtet vonn heiligen Ole ſagette, antworte er was kan du vom ole ſagen ich pin yhme nie holt geweſen: Ich erſcrack, do anttworte der Edelman, ſein meiſter Clawes es muß ſein wir haben alle leykoff getrunken Sagette clawes wo: Antworte diſer iczo zu gote auff dem landttage: Clawes truncke ich auch mitte do diſer ia: Claues geſeine mirs der teuffell: fing an zu weynen vnd ſprach ſo laß hergehen, vnd do ich nun anfing zw olen ſagette Er, haſtu auch dregk darinne wie ſtinckt es, wolde auch die tugelein nicht leiden dan quer vber die handt, vnd do ich ſchire fertig: kam Heinrich ſchuman vnſer iczziger burgemeiſter do den clawes ſahe: ſprach woll her her ſchichtſchreiber was gelden die teyle im raffelt, Anttwort ſchuman: alle gutte iuncker clawes wir wollen reich werden***: Sprach

---

* Georg Podiebrad († 1471), Schwiegervater Herzog Albrechts und Katharinas, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Sachsen.

** Zincgref, Apophthegmata Th. 3 von J. L. Weidner. Amsterd. 1653 S. 342: „Hertzog Ludwigs von Landshut Narr. Der sagt zum König in Bohemen, da man ihm ein guten Wein zu trincken gab: Ick trinck solchen guten Wein, vnd blieb mein leben lang ein Ketzer..... Avent. [inus] lib. 3“.

*** Die Worte teyle (= Kuxe) und schichtschreiber lassen darauf schliessen, dass an dieser Stelle von einem Bergwerksunternehmen die Rede ist, und zur Bestätigung dieser Annahme dient, was A. Schumanns Lexikon von Sachsen Bd. 12. Zwickau 1825. S. 753 berichtet: „Im J. 1511 gerieth man auch auf den sonderbaren Einfall hier, (in Weyda) Gold zu graben; man legte auf dem Sauanger ein Goldseifen-

clawes Herricze es leyt ein Eyhe inder kachel das leſt mir vill gutter nacht ſagen: So reichet yhme Schuman das eyhe geſchelet, beiß er einen biſſzen vnd warffs hin: ſchrihe noch einen weyne etc. Do quamen II parfuſſe monche meinten ouch etwas zu vberkomen: do hube claues an es iſt kein ſpill etc. O quam potentes ſunt monachi actu venerio, vidi enim ſemel monachum agere, mirum quod ſuper viuebat mulier: hec almanice inpublico loquebatur etc. abeuntibus monachis et ego abire volebam etc. do fragete der Edelman her was gepurt euch, do antworte, Ernueſter iuncker inder ſtat gibt man II g. Als gebe er mir einen ſchreckenperger: reichet ich den kirchner in ſeinen anſehen einen g. wie yhme der dritte teill gepurte: do ich nun ginge ſprach claues haſtu yhme gelonet: Sprach er ia clawes: do ſagette clawes iſt es mer werdt ſo gibe yhme merh, als ſolde er ſagen es iſt des nicht wert Wie ich Sider offte betrachtet etc.

Obitus.

Iſt geſtorben das ſelbige iar vmb trinitatis zu aldenburg begraben etc.
Faſt Neunczig Jeryg.

Petrus ackerman
Weydanus Diaconus
atque Vicarius.

---

werk an, baute es in Kuxen, liess es aber natürlich bald wieder ins Freie fallen.“ Ausser Stande bin ich jedoch, die Bedeutung des Wortes raffelt zu erklären, wenn schon die Vermuthung nahe liegt, dass es eine Weidaer Localität bezeichne und vielleicht ein anderer Name für „Sauanger“ sei. Das Ergebniss meiner Erkundigungen in Weida und Umgegend hat indessen diese Vermuthung bisher nicht bewährt. Herr Dr. med. Walbaum in Weida hat bei Gelegenheit einer mir gütigst ertheilten brieflichen Auskunft darauf hingewiesen, dass Rafe eine Waldlücke bedeute, welche als Trift benutzt werde. Man könnte daher raffelt für die Zusammensetzung von Rafe und Feld halten. Der „Sauanger“ war, wie ich aus derselben Quelle weiss, eine an dem Aumafluss gelegene Wiese.

Für wen der vorstehende Bericht bestimmt war und wen derselbe mit ihr (in Nr. 9) anredet, ist nicht zu ersehen. Dass er geraume Zeit nach Klaus Narrs Tode niedergeschrieben ward, geht auch daraus hervor, dass er von Kurfürst Friedrich (in Nr. 8) als einem verstorbenen spricht.

Leider gewährt der Aufsatz keinen Anhalt, um zu entscheiden, ob eine am S. Hieronymus-Tag des heil. Beichtigers 1509 ausgestellte Urkunde*, durch welche „Clauß Narr zu Döllstädt (bei Gotha) wonhafftig, Lena, seine Haußfrau zu einem ewigen Testament einen Erfurtischen Malter Korn und einen Erfurtischen Malter Gersten jährliche Erbzinsen an und auf eine Hufen Landes zu Rinckleben an der Gera gelegen für das Closter und Kirche hier zu Dülstädt stiften, davor zu halten zwei Begängnisse, das eine mit Seelmeße für unsere Eltern, Peter Naren und seine Hausfrau Catharina, und alle, die aus dem Geschlechte sind gestorben", ob diese Urkunde auf unsern Klaus zu beziehen sei.

Unter den Schwänken, welche Ackermanns Bericht von Klaus erzählt, geben viele Anlass zur Vergleichung mit den zuerst im Jahre 1572 erschienenen „Historien" Bütners. Vor Bütner bringen meines wissens Anekdoten, die sich ähnlich auch bei Ackermann finden, nur Hans Sachs, Bebel und Kirchhoff. Sachs handelt im zweiten seiner drei Schwänke von Klaus Narr (Bd. 2. Nürnberg, 1591. fol. Th. 4 Bl. 95. „1560. 7. Jan." vgl. sein elftes handschriftl. Meistergesangbuch in Zwickau Bl. 269) davon, wie er sich benahm, als sein männlicher Esel ein Füllen geboren haben sollte. Kirchhoff (Wendunmuth I 412 ff. Oesterleys Ausgabe Bd. 1. S. 427) leitet seine „Historien von Claus Narren" mit den Worten ein: „Angeregts narren hab ich von denen, so in gesehen gedencken hören, daß der löbliche Churfürst zu Sachsen, der in damals erhalten, im hab müssen zu seinem gar kleinen Pferdlein ein eigenen stall zu Weimnar im schloß bauwen lassen" und lässt darauf eben diese Erzählung folgen, wie sein Hengst zur Hure ward und ein Füllen gebar und der Narr ein Strafgericht hielt. Bebel (facetiae, lib. III. Tvbing. 1542. Bl. 106)

* Bei Hanß Basilius von Gleichenstein, Burgelinensis abbatiae primitiae oder Beschreibung etc. Jena, 1729. Documenta S. 105—108 Anm.

nennt zwar Klaus nicht mit Namen, spricht aber offenbar von ihm an der Stelle, die mit den Worten: „Donatus quidam fatuus seu morio cuidam Principi electori in Germania" beginnt und mit dem Satz: „Multa alia facetißima de illo extant, quae nondum audire potui" schliesst. Eine Burg, von der es hiess, sie würde nur durch Hunger zur Uebergabe genöthigt werden können, wollte der Narr, von dem Bebel erzählt, durch sein ,eigenes hungern bezwingen* und: „idem cum semel anserem incubantem interemisset, mox ipse, ne oua deperirent, incubationis officium assumpsit. Quem cum alius inclamaret, expressit primum sibilum anseris atque altero saepius clamante, Noli, inquit, clamare, ne terrore afficias mihi oua, quo minus pullos producant."

Manche von den Geschichten, die von Klaus überliefert werden, sind auf diesen offenbar nur übertragene Erzählungen älteren Ursprungs. Dies gilt insbesondere von den beiden folgenden Anekdoten. Dem Fürsten, der ihn gefragt, wie er es anzufangen habe, damit er immer mit Geld versehen sei habe er geantwortet: werd ein Schösser.** Und, statt Krieg zu führen, habe er gerathen, lieber vorher Frieden zu machen, ehe der Krieg Land und Leuten Schaden zugefügt habe.*** Die Entstehung zahlreicher anderer Geschichten ist aber ebenso gewiss auf Klaus selbst zurückzuführen. Noch ehe Bütner seine

---

* Von einem pfalzgräfischen Narren Namens Pocher berichtet das gleiche Schertz mit der Warheyt. Fkf. 1563. Bl. 54.

** Vgl. Luther, colloquia ed. Bindseil 1 S. 340. Tischreden Cap. 45 § 68, hggb. von Förstemann 4 S. 223. B. Sastrowen Herkommen hggb. von Mohnike Th. 2. Greifswald, 1824. S. 623. Agricola, 300 Sprichwörter. Erffurd, 1529. Nr. 291 Bl. 130'. 500 Sprichwörter. 1548. Bl. 67 f. Bütner, Historien 1602 S. 83 „der Fürst sol ein Schreiber werden". — Hutten im Misaulus (opera ed. Böcking tom. 4 S. 55). Eurici Cordi opera poetica. Franc. 1564. Bl. 214'. Apophthegma Morionis. „Tum sic morio: Magnus uspiam Abbas Fias, aut tuus esto tute quaestor." Eiselein, Sprichwörter. Freiburg, 1840. S. 27. Wander, Sprichwörter-Lexikon Bd. 1. Sp. 1498 Nr. 721.

*** Luther in A. Lauterbachs Tagebuch auf das Jahr 1538. Dresden, 1872. S. 152. — Vgl. Pauli, Schimpf und Ernst, hggb. von Oesterley. Stuttgart, 1866. S. 477, wo auf Petrarcha epp. famil. 13, 17, tom. 2. S. 930 verwiesen ist. Schertz mit der Warheyt. Bl. 54'. Bütner S. 57 gibt die Historie als eine von fremdem Ursprunge.

Schwänke gesammelt, hatte die deutsche Litteratur schon für die Erhaltung seines Andenkens gesorgt. Luther erwähnt seiner an folgenden Stellen (ausser den soeben in den Anmerkungen angeführten): Tischreden Cap. 37 § 133 (Förstemanns Ausgabe Bd. 3. S. 422). „Erasmus hält Christum wie ich Claus Narren"; Antwortt deutsch auf K. Henrichs von Engelland buch. „Es ist woll ßo eyn feyn bößlin von könig heyntzen Wens gleych Claus Narr gesagt hette" (vgl. Murner, Ob der Künig vß engelland ein lügner sey oder der Luther, in Scheibles Kloster Bd. 4. S. 947); Colloquia ed. Bindseil 1 S. 175. „Ideo Claus narre apte fertur respondisse principi lapides pretiosos ementi .... so teuer vnd wirdig ist sie, so hoch sie ein reicher narre achten vnd betzalen darff" (vgl. Tischreden Cap. 4 § 59, Förstemann 1 S. 239); ebenda S. 250. „Sicut Claus Narr fuisse dicitur, der dem fürsten in die stiffel hoffiret, apud consiliarium Pfeffingerum se excusans paricem* auiculam fecisse" (vgl. Tischreden Cap. 3 § 44, Förstemann 1 S. 195. Hnr. Bebel, facetiae lib. III. Tvbing. 1542. Bl. 106); Tischreden Cap. 3 § 36, Förstemann 1 S. 191. (Adams Apfelbiß.) „Darum sagte Claus Narr: das Unglück schütte mein Maul, daß es so genäschig ist gewest" (vgl. Ericeus Sylvula Bl. 9' f. „ADAM. De morsu Adae perniciosissimo. D. Martinus Lutherus. Wir haben alle den weinkauff zum Tode getruncken. Idcirco dixit Claus Narr. Das vnglück schüt mein maul, daß es so näßlig gewesen").** Paulis Schimpf und Ernst bringt von ihm zuerst in der Strassburger Ausgabe von 1533 (vgl. Oesterleys Ausgabe. Anhang. S. 388 ff. und Schertz mit der Warheyt. Fkf. 1563. Bl. 55' f.) drei Ge-

* Das unlateinische Wort paricem darf man nicht etwa in parum verbessern wollen. Herr J. K. Seidemann macht mich auf folgende zwei Stellen aufmerksam: Luther, opera lat. exeg. Erlang. Tom. VII S. 157 (zu Genesis 28, 14). „Et inde orta est appellatio aviculae: pâriz [litter. hebr.] ein Maisen, quia est crudelis avis" und Melanchthon, Corpus Reform. vol. XIX Sp. 415. „item parrae, parra ein Meyse, aliàs parix".

** Diese Stelle erinnert an Ackermanns Erzählung unter Nr. 10. Eine Anekdote von einem Bauern, der seinem Pfarrherrn auf die Frage, ob er die Oelung haben wollte, antwortete: „Nein, lieber Herr, ein Bauer stirbt wol ohn Oelung", führt Luther in der Auslegung des 15. Cap. der 1. Epistel an die Korinther (Erl. LI S. 78) an.

schichten, die mit folgenden Worten eingeleitet werden: „Fvrwar hab ich hören sagen: das der hoch geborn Fürst von Sachssen hab gehabt ein narren: der hat geheyssen Clauß narr, von dem viel zu schreiben were“. Als bei einer Ausfahrt mit dem Fürsten einer sich der Gesellschaft durch üblen Geruch bemerkbar gemacht und der Fürst dazu gesagt habe, er möchte wetten, der Narr sei es gewesen, habe Claus gesprochen: Wet Fritz, wet, du gewinst.* Sein Pferdchen, das sich unanständig benahm, während er es ritt, habe er zur Strafe zu Fuss laufen lassen, indem er ihm den Sattel abgethan und den auf seinen Kopf genommen habe.** Und als er einmal durch los lassen eines Bären viel Unheil angerichtet und Strafe an seinen Ohren zu fürchten gehabt, habe er zu seinem Hunde Lepisch als dem einzigen Augenzeugen, der bei Ausführung des Streiches dabei gewesen war, gesagt: O Lepisch halt reinen mundt, das ich nit vmb mein oren kumm.*** Dieses letzte Narrenwort ist in der Fassung: „Lepsch lass nicht schnappen“ zum Sprichwort geworden, wie Agricola (300 Sprichwörter. Erffurd 1529. nr. 58 Bl. 26 f. vgl. Wander, Sprichwörter-Lexikon Bd. 3. Sp. 35) bezeugt, der indessen die Erzählung vom Bären nicht kennt, sondern das Wort entstanden sein lässt, als Klaus einmal einen sammtnen Pfül aufgetrennt und die Federn in der ganzen Stube für Rosen herumgestreut habe, während nur der Hund des Bischofs Ernst, Lepsch genannt, bei ihm gewesen sei. Hans Sachs hat in seine Gedichtbücher zur selben Zeit, als er die drei Klaus-Narr-Geschichten, für welche uns Paulis Schimpf und Ernst die älteste Quelle ist, bearbeitete (vgl. die drei letzten Anmm.), auch ein Lied unter dem Titel: „Clas Narr hinter dem offen“ (8tes Mgsngbuch Bl. 10′ „1545. 12. Dec.“) eingetragen, dessen Inhalt sich bei Pauli nicht erzählt findet.

---

* Dieselbe Erzählung findet sich mit dem Datum 1545. 12. Dec. im achten handschriftlichen Meistergesangbuch des H. Sachs Bl. 10. Die Kenntniss von den Stellen, welche ich aus den Zwickauer Handschriften des Hans Sachs anführe, verdanke ich Herrn Edmund Goetze in Dresden.

** „Klas narr mit seim pferd“ bei H. Sachs ebd. Bl. 11. „1545. 12. Dec.“ (vgl. Dresdner Hds. M 6 Bl. 36.)

*** „Klas narr mit dem peren“ bei H. Sachs, 8tes Mgsngbuch Bl. 14. „1545, 16. Dec.“

Woher er diese letzte Anekdote (sie ist bei Bütner S. 56 unter der Ueberschrift: Der Fürst lässt ein Windlein zu lesen; in „Schertz mit der Warheyt“ Bl. 56′ wird sie ähnlich, aber nicht von Klaus Narr erzählt) entnahm und welches seine Quelle für die drei anderen war, wenn dies nicht Pauli gewesen ist, bin ich nicht im Stande nachzuweisen. Ebenso wenig weiss ich, wem er die drei Schwänke von Klaus (Bd. 2. Nürnberg, 1591. fol. Th. 4. Bl. 95. „1560. 7. Jan.“) und seine drei Verwunderungen in Leipzig (Bd. 4,3 Bl. 77. „1563. 29. Jan.“) nacherzählt. Von den Schwänken handelt der erste davon, wie es Klaus gieng, als sein Esel mit ihm in die zur Hälfte verschlossene Stallthüre lief und sich auf zureden des Reiters nicht bücken wollte, der zweite, wie er denselben Esel als Ehebrecherin strafte, der dritte, wie er zu seinem Ersatz, um nicht zu Fuss gehen zu müssen, auf einem Stecken ritt.* Die drei Verwunderungen, welche er aussprach, als einmal Hertzog Fridrich zu Sachßen auff eim Landtag zu Leyptzig lag, bezogen sich darauf, dass die Mönche bauten ohne Geld, Getreide verkauften, ohne zu ackern, und Kinder hatten ohne Weiber.** Drei von den vier Historietten, welche Bebel (a. a. O.) von Klaus berichtet, ohne, wie gesagt, seinen Namen zu nennen, sind bereits im Anschluss an Ackermanns Aufsatz und eine Stelle in Luthers Tischreden erwähnt. Die vierte lautet, am Ufer der Sale sei Klaus einmal von einem Reiter, der sich am anderen Ufer befand, gefragt worden, an welcher Stelle man über den Fluss setzen könne, und er habe geantwortet, überall; als dann aber der Reiter bei dem übersetzen in tiefe Stellen gerathen sei und nur mit Lebensgefahr das Ufer erreicht habe, habe sich Klaus darauf berufen, was Enten, so schwache Thiere,

* Vgl. Bütner S. 200. „Clauß hatt lang neben dem Fürsten auff einem Stecken geritten“ u. s. w.

** Zincgref, Apophthegmata Th. 1. 1626. S. 148. „Als auff ein zeit bey einem Gastmahl andere sich berühmeten, wegen ihrer Reichthumb vnd Güter, sagte der Fürst (Hertzog Albrecht von Sachsen, Churfürst Augusti Altvater): Er hab eine Statt, darin wehren drey Wunderwerck: nemblich drey Klöster. 1. Ein Prediger Kloster, das hette viel Früchten, vnd keine äcker. 2. ein Barfüsser Kloster, das hatte viel par Gelt, vnd keine Renten. 3. zu S. Thomas München, die hetten viel Kinder, vnd doch keine Weiber.“

könnten, müsste doch vielmehr ein Pferd zu leisten im Stande sein. Kirchhoff, den wir gleichfalls als Quelle bereits angeführt haben, überliefert im Wendunmuth von Klaus auch noch, dass er Geld, damit es sich vermehre, als Samen in der Erde vergraben habe. Dass er aus Käsen Kälber ausbrüten wollte und als Mittel gegen Katzenjammer erneutes betrinken empfohlen haben soll, erzählt Kirchhoff ebenfalls von ihm, Hans Sachs schreibt das erstere einem ungenannten Narren, andere das zweite Peter Bärenhaut, Hofnarren des Landgrafen Philipp des Grossmüthigen zu.* Ayrers Singspiel „von etlichen närrischen Reden des Claus Narrn vnd anderer mit sechs Personen, im Thon: Last vns ein weil bey einander bleiben" (Adelb. v. Kellers Ausgabe Bd. 5. Stuttg. 1865. S. 3125—3138) folgt, soweit es nicht auf eigener Erfindung beruht, den Bütnerschen „Historien" als Quelle und braucht daher nur erwähnt zu werden. Ohne Werth sind uns ihres Verhältnisses zu Bütner wegen auch die hier in Betracht kommenden Abschnitte in Zincgrefs Apophthegmata (Th. 1. Amsterd. 1653. S. 269—276), während sich bei seinem Fortsetzer J. L. Weidner (Th. 3. 1653. S. 323—326. 336. vgl. Chph. Lehmann, florilegium politicum. Lübeck, 1639. S. 436) ein paar Geschichten finden, von denen ich nicht weiss, woher sie stammen. Die nachstehende möge als Beispiel dienen: „Clauß Narr sagt, was einer Isset, das werde er auch, wer ein Kalb Isset, der werd ein Kuh, vnd wer ein Schwein Isset, der werd ein Saw. Er hett von einem Narren gessen, darumb were er ein Narr worden: der Rab isset Diebs Fleisch, drumb ist er Diebisch."

So schliesse ich denn hieran nur noch die beiden folgenden wörtlichen Anführungen aus Manlius, locorum communium collectanea, Basil. 1563. II S. 313. „Morio ducis Friderici Claus narr, stetit ad mensam, et omnes cibos quos habebat canibus proiecit. Interrogatus tandem, cur id faceret? Respondit: Date, et dabitur uobis" und Fischart, Geschichtklitterung Cap. 45 (wie der Mönch seltzam am Ast behieng).**

* Vgl. Oesterley zu Kirchhoff in Bd. 5 seiner Ausgabe S. 62 f. Hans Sachs II 4, 51'. Flögel, Hofnarren S. 251.

** Bl. 253 der Ausgabe von 1594. In der Ausgabe von 1575 fehlt die Stelle.

„Oho, solt nit einer auch da wünschen, wie Clauß Narr, daß einer ein Mönch wer, auff daß er auch ein Kleid trüg wie eyn Narr", um damit die Zahl der hierher gehörigen Stellennachweisungen, die ohne die oft bewährte Güte des Herrn J. K. Seidemann in Dresden eine geringere geblieben sein würde, zu beschliessen. Bloss das eine habe ich als in diesen Zusammenhang passend noch hinzuzufügen, was ich durch freundliche Mittheilung des Herrn Reinhold Köhler weiss, dass Klaus Narr auch in Dänemark bekannt ist und gewesen ist. R. Nyerup (Almindelig Morskabs-læsning i Danmarke og Norge, Kjöbenh. 1816, S. 249) sagt, um den Inhalt einer dänischen Uebersetzung von „Schimpf und Ernst" zu bezeichnen: „Denne Bog er en Samling af æsopiske Fabler, Claus Nars-Streger, sande Anecdoter, og Fortællinger." Nach Svend Grundtvigs Gamle danske Minder i Folkemunde, Ny Samling, Kjöbenhavn 1857, S. 271—273 wäre „Klavs Nar" in Marslev bei Odense geboren. Als der „König" einmal bei Marslev vorüberreiste, während Klavs Gänse hütete, hätte dieser (ganz so, wie das deutsche Original), um den Fürsten zu sehen und doch nicht seine schutzbefohlenen zu verlassen, sich seine Gänse um den Hals gebunden, der König aber ihn bemerkt und mit Einwilligung seiner Mutter als seinen Hofnarren mit sich genommen. Von dem, was er als solcher leistete, erzählt Grundtvig nur eine Probe in einer Geschichte, welche er in zweifacher Fassung mittheilt: 1) wie Klaus dem „König Valdemar" räth, er solle die Vilstrupper Bauern, die um die Ermässigung ihrer Grundsteuer bitten, weil ihre hügeligen Aecker schwer zu pflügen seien, für den bergan gehenden Theil der Aecker halbe, für den bergab gehenden Theil doppelte Steuern bezahlen lassen, und 2) bezüglich eines gleichen ähnlich begründeten Gesuches der Munkeboer den Ausspruch thut, wenn ihre Aecker auf einem Hügel lägen, so gehe es schwer aufwärts, aber auch leicht abwärts, sodass sie doch für ebenes Land zu rechnen seien.

Von den Reden und Handlungen, durch welche Klaus Narrs Gedächtniss in der älteren deutschen Litteratur verewigt ist, mögen manche direct mündlicher Ueberlieferung entnommen sein; einige von den beigebrachten Stellen, besonders von

denen aus Hans Sachs, weisen jedoch ziemlich unverkennbar auf gedruckte Quellen hin, welche uns nicht erhalten, oder doch bisher unbekannt geblieben sind. Als Beispiel einer ganzen Gattung von Litteraturproducten, an welche hierbei zu denken wäre, ist von Interesse ein Bilderbogen, von welchem die Dresdner Handschrift H 5[d] ein Bruchstück, den unteren Theil, mit der Bezeichnung: Straßburg bei Jacob von der Heyden* (ohne Jahr) darbietet. Der vorhandene Theil enthält neben einander gedruckt deutsche und lateinische Verse auf Claus Narrs Bild („in effigiem Nicolai Morionis, vulgo Claus Narren"); das Bild selbst fehlt; dass es der obere abgetrennte Theil aufzeigte, beweist aber deutlich der lateinische Vers: „Hic tibi quem sculptum designat nostra tabella". Der Inhalt der Verse ist durch nichts als etwa dadurch merkwürdig, dass auch sie, wie Agricola (nicht aber Bütner, der hierin mehr Theolog ist als der erstere), des Narren prophetische Gabe erwähnen und dass sie ihm eine Lebensdauer von sechzig Jahren geben. Trotzdem will ich den deutschen Text hierher setzen.

BLeib stehn, vnd sieh Claus Narren an,
Der offt Weißheit bracht auff die bahn,
Zu Ranstätt in Meissen geborn,
Ob sunst all Narren ausserkorn,
Wie dann Gott einmal hat versehn,
Da ich die Gänß solt hûten gehn,
Auff einer Wiessn, vnd vngefehr,
Viel Reuter sah kommen daher,
Ergreiff ich die Gänß jung vnd alt,
Vnd stäckts vnder mein Gürtel baldt,
Als ein Hirt fromm, gieng damit fort,
Biß der Churfürst zu Sachsen dort,
Friedrich genandt, deß Landes Herr,
Kam lachend, fragte wer ich wehr,
Alß er hört das ich Claus Narr hieß,
Mein Vatter zu sich kommen ließ,

* Nagler, Künstlerlexicon Bd. 6. S. 169 gibt an, dass der Kupferstecher Jacob van der Heyden um 1570 zu Strassburg geboren sei, und nennt unter den von ihm herausgegebenen Blättern auch: „Der berühmte Narr Claus". S. a. Archiv Bd. 5. S. 361 Anm. 2.

Begehrt meiner, vnd ward jhm geben,
Bey dem ich blieb, weil er thet leben,
Vnd ihn, ob andern, lustig macht,
Offt weisen raht ich herfür bracht,
In Schimpff vnd Ernst, nach glegenheit:
Hab auch bißweilen Propheceyt,
Ja das, von meiner Wunderthat
Man ein gantz Buch gesammelt hat:
Starb zu Weyda, als ich war alt,
Sechtzig Jahr, wie zeigt mein gestalt.

II.

Bütners Buch, dessen am Schluss der soeben mitgetheilten Verse Erwähnung zu geschehen scheint, wurde, soviel wir wissen, zum ersten Male im Jahre 1572 unter dem Titel: „Sechs hundert sieben vnd zwantzig Historien von Claus Narren. Feine schimpfliche wort vnd Reden, die Erbare Ehrenleut Clausen abgemerckt haben. Mit lustigen Reimen gedeutet und erklärt“ zu Eisleben bei Urban Gaubisch gedruckt.* Dass der Druck, den Gaubisch besorgte, der erste war, passt sehr wol zu der Freundschaft, welche, wie wir sehen werden, zwischen ihm und dem Verfasser bestand. Unwahrscheinlich ist dagegen, dass es eine ältere Ausgabe von 1551 oder 1552 gegeben haben sollte, welche man angeführt findet, aber bisher noch nicht als wirklich vorhanden nachgewiesen hat. Die vermuthlich einen Druckfehler enthaltende Stelle in Lipenii bibliotheca realis philosophica. Tom. 2. Fcf. ad M. 1682. fol. S. 1433. „Clauß Narren Historien. Franckf. 8. 1602. 1551. Magdeb. 8. 1605“ scheint der bisher unbewährt gebliebenen Anführung zu Grunde zu liegen. Bütners Name als der des Verfassers** ist in der am Schluss der „Historien“ (in der Ausgabe von 1572 unverstümmelt) abgedruckten „Oratio autoris“ akrostichisch, wie folgt, gegeben: „Magister Wolfgang Bvttner, Pf[a]rrer zu Volfferstet“; daneben finden sich in der Ausgabe von 1572

* F. H. v. d. Hagens Bücherschatz. Berlin, 1857. S. 28 nr. 660.

** Vgl. Thomas Murners Ulenspiegel hgb. von J. M. Lappenberg. Leipzig 1854. S. 382 f.

unter der Vorrede die Zeichen: „M. v. B. p. vol.“ (d. i. M. V. B. parochus Volferstetensis), in dem mir vorliegenden Drucke von 1602 die Worte: „Author: Malis vndique bonisque patet: volens“, die sich von selbst erklären.

Von dem Inhalte und Werthe des Buches ist zu sagen, dass Bütner die derben Spässe seines Helden, die einem verfeinerten Geschmacke freilich grossentheils nicht zusagen können, zwar in einer echt volksthümlichen Weise mit treffender Kürze zu erzählen versteht, dass aber die beigefügten etwas holprigen deutschen Verse, welche den Anekdoten häufig eine allzu tiefsinnige Deutung geben, mehr durch ihre moralisierende Tendenz als durch die Wahl der Ausdrücke von ihrer Umgebung unangenehm abstechen. In dem historischen Theil seiner Aufgabe beweist der Verfasser viel Gewissenhaftigkeit. Was er schreibt, ausgenommen etliche und wenig Pösslein, die er mit Buchstaben bezeichnet, alles das, so betheuert er auf sein Gewissen, ist wahr und wahrhaftig; und dass er es mit dieser Betheuerung ernst meint, ergibt sich aus seinen übrigen Schriften.* Denn er ist in seinem Charakter als Schriftsteller einfach und schlicht genug, um sich in einigen wenigen Haupteigenschaften, und auch Aeusserlichkeiten des Stiles, überall zu wiederholen. Zu jenen Haupteigenschaften aber gehört Genauigkeit in der Wiedergabe von Thatsachen, bei denen er aus eigenem wissen schöpft, wie zu den Eigenthümlichkeiten seines Stiles die Neigung, deutsche Verse eigener Erfindung einfliessen zu lassen. Das einstreuen lateinischer Sätze beschränkt er hier und in anderen seiner Schriften auf Fälle, wo er etwas seinem Texte in Form einer Anmerkung hinzuzufügen hat oder wo er, z. B. aus Gründen der Schamhaftigkeit, für einen Theil seiner Leser unverständlich sein will.

Ungeachtet der subjectiven Glaubwürdigkeit des Verfassers, die wir anerkennen müssen, ist aber Bütners Buch für die Geschichte Klaus Narrs der Zeit seiner Entstehung wegen doch nur eine Quelle zweiten Ranges. Dass Ranstädt** sein Ge-

* Vgl. Epitome Bl. 270'. „man werde an meinem berichten, als der ich ein Christ, vnd der lügen, vermöge meiner heiligen Tauff, abgesagter Feind vnd Widerstreber, keinen zweiffel haben, noch ein mißtrawen.“

** Vgl. Logau, Sinngedichte hggb. von Eitner. Stuttg. 1872. S. 455.

burtsort gewesen sei, ist eine Angabe, welche der ursprüngliche Ackermannsche Bericht gar nicht kennt und ein demselben hinzugefügter Zusatz von zweiter Hand als falsch verwirft. In Betreff des Ortes, wo er starb, weiss Bütner nur, dass Klaus nach Weida begeret habe und daselbst gestorben und begraben sein solle; wie alt er geworden, darüber gibt er nichts an. Und dass man die Schrift auch nicht für eine vollständige Sammlung aller von Klaus cursierender Erzählungen ansehen dürfe, sagt der Verfasser selbst. Ihn bedünkt, dass er mit seinem Buche kaum den Anfang von Klaus zu schreiben gemacht habe, und er glaubt sicherlich, dass es nach kurzer Zeit zu herrlicher Procerität oder Grösse steigen und von Kur- und Fürstlichen Dienern mit lustiger Jucundität werde gemehrt und gebessert werden. Wir finden daher auch nicht alle die Geschichten, die wir aus Ackermanns Aufsatz und den übrigen angeführten Quellen kennen, bei Bütner wieder. Welche unter ihnen er gekannt und seinem Buche einverleibt hat, das haben zum Theil meine gelegentlichen Anmerkungen ergeben und wird zum andern Theil die folgende kurze Zusammenstellung zeigen, in der ich mit einer Vergleichung zwischen Bütners und Ackermanns Erzählungen beginne.

Die berühmt gewordene Sage, dass Klaus bei seiner ersten Begegnung mit dem Kurfürsten Gänse mit den Hälsen unter seinen Gürtel gesteckt habe, ist vielleicht an die Stelle der in Ackermanns Berichte vorkommenden Ueberlieferung getreten, dass er als Hirt Vieh und Gänse wegen Diebstahls erschlagen und gehenkt habe. Zu Ackermanns Erzählungen unter Nr. 3 („Teilung des Landes"), 5 („Schlösser aushungern"), 6 („Hengst hat ein jung fullen") und 9 („den söffe ich und bliebe ein Ketzer") ist kürzlich auf die entsprechenden Stellen bei Bütner (S. 78. 79. 372 f. 249 der Ausgabe von 1602) zu verweisen. Mit wenigen Worten erwähnt Ackermann (in Nr. 5), Klaus habe sich über Eier gesetzt und wie eine Gans gezischt; in den „Historien" liest man (S. 210 f.): „Clauß satzte sich

---

„Eine Ranstat ist die Welt, drinnen fast ein iedes Haus | Heimlich doch, wo willlich nicht, hat und heget einen Claus."

vber Pferds Eyer, vnd wolte junge Pferdlein gewinnen, vnnd wer zu jm gieng, denn zischt er aber, wie ein Ganß thut, vnd kam nit vom Nest" u. s. w. Aehnlich sagt Kirchhoff ihm nach, er habe aus Käsen Kälber ausbrüten wollen. Von seinem verhalten bei Empfang der letzten Oelung weiss merkwürdiger Weise auch Bütner, wie folgt, zu berichten: „Als Clauß sterben wolt, fraget jhn ein Mönch, oder ein ander Oeler: Ob er das heilige Oele begerte? Clauß antwortet: Ja, schmiere mich da mirs noth thut, vñ an der stätte da es mich helffe. Hilfft es mir nicht, so wirdt es dir helffen, denn man sol dir Schmierlohn geben, das wärmet sich dort in der Ofenkachel."

Den drei bei Pauli vorkommenden Anekdoten entsprechen bei Bütner die Stellen S. 71 („Wette, mein lieber Herr Friderich, wette getrost"), 201 (Das Pferd muss zu Fuss laufen) und 205 (Klaus löst den Bären von der Kette). Zu einer der vier von Bebel erzählten Historietten ist zu verweisen auf S. 148 ff. („Einsmals hett Clauß Narr einen dicken Wolffsbeltz angethan, vnnd gieng an einem Wasser, die Moll genannt, spaciren auff vnnd ab. Es kam aber ein Postbote mit ernstlichen Brieffen an das ander Vfer deß Wassers, vnd solt die Brieffe auffs förderlichste dem Churfürsten vberantworten" u. s. w. u. s. w.). Zwei Geschichten, deren Kirchhoff gedenkt, findet man S. 85 („Geltsame") und 84 („Der Durch. Ch. F. hatte an einem abend zuviel gezechet, vnd klaget am Morgen sein Haupt. Clauß sprach: Wider an, Herr Friderich, wider an" u. s. w.). Zu der Stelle Fischarts endlich könnte beigebracht werden, was Bütner S. 401 f. unter der Ueberschrift „Chorröcke" mit der Schlussbemerkung: „Secus haec recito, quam dicta sunt" aufgenommen hat.

Nachträge zu seinem Buche von Klaus Narr ergeben sich aus Bütners übrigen Schriften fast gar nicht. Seine „Epitome historiarum" bietet nur folgendes: Bl. 26. „Maximilianus 1. hatte einen leutseligen vnd schimpffreichen Menschen, Curt von der Rosen mit Namen, wie dann auch die Fürsten zu Sachsen, Clausen von Ranstet, an seinem vnd an jren Höfen genehret"; Bl. 37'. „Ich hab an einem Durchleuchtigen Fürstenhofe, ein nackend Mansbild in der Hofestuben, aus

einem grossen Stein gehawen, auff solche form, wie dieser Schandgott (Priapus), stehen, vnd an der wand nahe bey der Thür angelehnet gesehen, vnd wie ich fraget, wozu man solch vnsauber Bild an einem solchen ersamen ort duldet vnd auffgesetzet? Sagte man mir, man müste damit Frawen vnd Jungfrawen aus der Hoffstuben gewehnen, vnd furchtsam machen, Vnd weil mir diese vrsach lecherlich zu hören, sprach derselbe redliche Mann diese Lateinische wort: Rides Vuolffgange, quia sentis hac imagine non pelli sed incitari libidinem. Vnd hats der fromme Mann, was ich gelachet vnd gedachtet (!), troffen vnd errathen"*; Bl. 192'. „Es hatte der Durchleuchtige Fürst zu Sachsen, vmb einen Türcks oder Edlenstein lang gekramet, vnd wolt jn der Edlesteinkremer, dem Fürsten nicht zu komen lassen. Der Fürst fraget Claus Narren: Wie bedünckt dich Cleuslein? Wie tewer ist dieser Stein?" u. s. w. (vgl. S. 286 die Stelle aus Luthers Colloquia Bd. 1. S. 175); Bl. 237. „Der Teufel vexiret einen Melancolicum .... der wolte keinen bissen essen, noch tröplein trincken, ward er zur Speise vermanet, vnd jm Speise vorgetragen, sprach er: Was seid jr vor wünderliche vnd seltzame Leute? solle ich essen vnd trincken, vnd sehet das ich tod vnd gestorben .... Also bereitet man vor jm einen Tisch, vnd trug auff Wildpret vnd Fisch, gut Bier vnd Wein, darzu weis Brod, vnd must ein Mönch weidlich essen vnd trincken. Der trawrige Melancolicus sahe den Mönch essen, vnd fraget: Wer bistu? Ich bin ein todter Mönch. Bistu tod, wie kanstu denn essen? Ich bin tod vnd gestorben, wie du, vnd kan wol essen. Wolan sprach der Trawrige, ich wil warlich mit essen, vnd trincken .... Ich habe diese Geschicht von Claus Narren hören sagen, wird auch in seinem Schwangk vnd Schimpffbüchlein gelesen etc. Parum sensu mutato"**; Bl. 367. „Claus Narr hatte auch an einem Fenster ein Weib, die sich seuber-

* Vgl. Cl. N. S. 64. „Clauß sahe einen nackenden Mann, der war ein steinern Bildt (dachte aber es were ein Mensch) in der Hofstuben, vnd sprach" u. s. w.

** Vgl. Cl. N. S. 486 f.: „Clauß kam in die Phantasiam, daß er gäntzlich gläubte, er wehre gestorben, wolte nicht essen noch trincken" u. s. w.

lich anlegete, vnd herab auff den Marckt vnter die jungen Gesellen schawete, vernommen, vnd sprach zu jr: Weiblein, schmückestu dich deinem Manne also zu liebe vnd zu ehren, so trit ab vom Fenster, Denn auff dem Marckt sind auch Menner, die lust haben zu jungen Frawen".* Ob Hans Weser, von dem Bl. 258 berichtet wird, er sei zu Erffurd vom höchsten Thurm durch das Dach am Beinhause gefallen, ohne im geringsten Schaden zu nehmen, und derjenige desselben Namens, der Cl. N. S. 480 f. vorkommt, identisch sind, muss dahingestellt bleiben.

Die soeben angeführten Stellen befinden sich nun aber in einem Werke Bütners, das nicht nur wegen seines litterarhistorisch merkwürdigen Stoffes, sondern auch um seines schriftstellerischen Werthes willen unser Interesse in vollem Masse verdient und viel dazu beiträgt, dem Verfasser eine gerechte Würdigung zu sichern. Denn, wenn derjenige, der nur seinen „Claus Narr" kennt, in die Gefahr geräth, ihm die Wahl seines Themas zu Ungunsten anzurechnen, so zeigt jenes Werk unverkennbar, dass es nicht das gemeine und rohe ist, was ihn anzieht, sondern das volksthümliche, und dass seine schriftstellerische Art nicht sowol durch das Mass seiner Bildung und Befähigung als durch freie Wahl und Neigung bestimmt wird. Er gehört zu denjenigen protestantischen Theologen des sechzehnten Jahrhunderts, die ihrem grossen Vorbilde Luther auch darin nachfolgen, dass sie offenen Sinn für deutsche Sprache und Litteratur bewähren und um die Förderung beider sich verdient machen.

Ueber Wolfgang Bütners ** Lebensverhältnisse erfahren wir folgendes. Seine Heimat war das Voigtland, sein Geburtsort, wie es scheint, Oelsnitz. Eine Geschichte von einem

* Vgl. Cl. N. S. 106 f. „Ein lustige Frauw . . . kleidet sich täglich schön an, vñ ließ sich die Vorgänger beschawen. Clauß sprach zu jr: . . . . wann die Bürger nach dir sehen, möchten sie vber einen stein fallen, vnd den Hals brechen."

** Bütner ist die Schreibung des Namens auf dem Titelblatt der „Epitome" und der „Dialectica". Unter der Vorrede der „Epitome" und auf dem Titelblatt des „Catechismus" steht Büttner, wie wir den Namen auch akrostichisch gegeben fanden.

Bauern aus dem Jahre 1544, die „nicht weit herab vom Hofe ergangen sein mag“, hat er „von seinen Eltern im Voitlande gehöret“ (Epitome Historiarum Bl. 47′). Sein „Großuater Hans Behem, ein geweiheter Thumpfaff, hatte zu Ardorff (Adorf) einen Meßpfaff geben sollen“ (Bl. 280′). Eine teuflische Berückung, die „in seinem Heimet seiner Mutter Bruder, Peter Behem, zugestanden ist“, erzählt er, wie folgt: „In genanter Stad Olßnitz ist ein ort vor dem Thor, den nennet man den Platz auff dem Graben, daselbst hatt meine Mutter an einem Garten, nicht ferr vom Stadgraben, vnd von einem Teich, vnten am Berge, mit jrem Bruder Petern jre wohnunge, Diesem rieff in acht tagen ein mal in der nacht eine Menschliche stimme, wie jm seine Mutter (welche vor jaren gestorben) ruffte vnd auffweckte, vnd fuhr aus dem Bette, vnd ward jrre im Hauß, oder in der Kammer, die er am abend vnbesperret offen gelassen, kam aus der Kammer in die Haußthür, reiß die auff, vnd gieng vor sich als in die Stuben, vnd fellet etliche klafftern hinab in den Graben, dauon erschrickt meine Mutter auch im schlaffe, laufft dem wintzlen hinnach, vnd meinet der Bruder klage in der Stuben, vnd fellt hinab in den Graben. Es wohnete auch ein Haußgenossin in meiner Mutter Heußlin, die hörete das getöß vnd wintzlen, eilet vnd leufft, vnd fellet auch in den Graben“ (Bl. 56′ f.). Bütner hat ferner „selbst auff der Kutten heyde (jetzt Kottenhaide, im Schönecker Wald gelegen) viel von Teuflischer blendunge, vnd lesterunge Göttliches Namens, in seiner jugend hören die Leute reden“ (Bl. 46′ vgl. Bl. 60. „am Behemer Walde vmb die Kutten Heyde, vnd vmb den Kuttenberg auff der Platten, nicht ferr herab von Zeeslaw bey der Glasehütten, hinüber vber die schöne ecken“. B. 60′. „nicht ferr von der Heinrichs grüne, da ich selbst viel hohe Thannen und Bechforen, aber weder Golt noch Bratwürst gesehen“). Von der Zauberei eines Cantors Quirinus hat ihm dessen „Schwester die hockerichte, vnd der alte Fieckenwirt ein Schneider zum Voitsberge vor 30. jaren erzelet“ (Bl. 64). Von einer anderen Sache endlich weiss er, von der „vor drey vnd zwentzig jaren, vmb den Eherlebach vnd Schilnpach viel sagen ward“ (Bl. 90′). Die Zeit seiner Geburt fällt eher vor als nach 1524. Er sagt

(Bl. 199): „Die Schelmen vnd Mörder, welche die Freyheit auff der Naumb. angelegt, vnd wie ich erachten kan, vor 50. jaren*, lenger vnd neher wird es nicht sein, denn ich bin vmb diesen Brandt geboren vnd getauffet, verderbet, seind auch balde ausgespehet, vnd begriffen“; und in den Versen am Ende seiner „Dialectica“ liest man:

Kömstu nicht heut HErr Christ, so kom
Wenns dir geliebt du weist die stund,
Allein im Glauben mich erhalt
Verlas mich nicht, ich bin nun alt,
Bey funfftzig Jar, ...

Von einem Spuk, der sich im Closter Waldsachsen neben Egra zugetragen haben soll, hat er sagen hören, als er „noch ein Knabe war, von 8. oder 9. jaren“; „in der Schule zu Egra“ hat er die Erzählung „von Knaben offt gehöret“ Epitome Bl. 261 (vgl. Bl. 29′. „Zu Egra habe ich grosse Bilder von wachse, wie Mann vnd Frawen, auff den Altaren stehen vnd hangen sehen, dafur knieten die Weiber, mit jren Liechtlein vnd Paterlein, das ich mein maul auffsperrete, vnd die Wachßmenner oder Wachßgötter anschawete, vnd mich fur jnen entsatzte vnd dauon lieffe“). Ein anderer böhmischer Ort, den er erwähnt, ist noch Ellbogen (Bl. 60′. „Recitauit Laurentius N. Prediger zum Elnbogen, circiter annum 39.“ Bl. 275. „Diese Historia sol man mir wol gleuben, denn ich habe sie in der Jugend von frommen Leuten zum Elnbogen hören sagen.“). Ausser in Eger war er aber auch in Magdeburg auf der Schule und zwar „legte vnd fassete er fundamenta suorum studiorum von Reuer. Doct. [Georg.] Maior“ (Bl. 55), der 1529 von Luther als Rector nach Magdeburg an Caspar Crucigers Stelle geschickt ward und der Schule daselbst sieben

* Diese 50 Jahre sind wol nicht von 1576, dem Jahre, wo die „Epitome“ in Druck erschien, abzuziehen. Vgl. Bl. 24′. „Anno 1399. das ist fur 173. jaren.“ Bl. 31′. „Anno 1476. das ist vor 98. jaren.“ Bl. 61. „vor zwey vnd funfftzig jaren, das ist Anno 1522.“ Bl. 174. „dieses 1574. jars.“ Bl. 279′. „Alhie in diesem Dorff, Anno 1565. fluchet . . . . ein Vater seinem Son . . . . Der Mann lebet noch, aber in acht jaren hat kein Mensch diesen Fluch von jm gehöret.“

und ein halbes Jahr vorgestanden haben soll.* Die Frage, wo Bütner alsdann das theologische Studium betrieb und Magister ward, muss unbeantwortet bleiben. Zwar in Wittenberg hat er sich aufgehalten (Bl. 149'. „Ein Wunder habe ich von diesem Methodio, zu Wittenbergk in Rauhen hausunge vber dem Tisch, die Gelarten commemoriren vnd erzelen hören." Bl. 297'. „Zu Wittenbergk gieng es also zu in der Burgkmühle: Ein Eseltreiber, oder Mühlknecht, Heinrich ist mir recht mit Namen, denn ich habe jhn wol gekennet, hatte in der Mühle etliche jahre gedienet, vnd hielte sich wol vnd rein, das er offt von den Studenten vnd Handwercks Gesellen, zur Zeche ward geladen" u. s. w.). Dass er aber dort als Student inscribiert gewesen sei, kann ich nicht nachweisen, wenn man nicht die Erwähnung von Melanchthon als „praeceptor noster benemeritiß." (Dialectica Bl. F_{VIII}) als Beweis anzusehen hat.

Für die spätere Zeit seines Lebens enthalten ein Stückchen Selbstbiographie die Worte in der Vorrede seiner „Epitome", in denen er als Grund dafür, dass er das Buch „Regierenden Bürgemeistern, Rath vnd Kemmern der Sechsischen Fürstlichen Stad Weymar" dediciert, folgendes anführt: „Dieweil ich auch neben ewer Achtbar Weisheit vnd Gunsten Stad, vor zwey vnd dreissig Jahren zum Newen Marckt mein liebes Weib in die Ehe gefreihet, von der Weymarischen Kirchen zum Dienst des Euangelij beruffen, vnd darinnen ordiniret bin, habe auch offt darinnen gepredigt, vnd die Sacrament ausgeteilet, auch in der Weymarischen Kirchen neun vnd zwantzig Jahr, auff zweien Pfardiensten geherberget, vnd mich darinnen genehret, vnd bey der Gemeine zu Ompffersted vnd bey den Wolfferstedtern, viel trüeber vnd heller Sonnen Glentze vnd Stralen vberstanden, meine Kinderlein in der Weymarischen Diocoesi rasten vnd schlaffen, Ich auch gedencke mit gnaden vnd Ehren in der Erkentnis vnd Bekentnis Jhesu Christi in Thüringen abzuscheiden, vnd beygelegt, auch aus der Thüringi-

* Vgl. Balth. Mencius, elogia doctorum ac professorum theol. in acad. Witeberg. Witeberg. 1606. S. 130. G. A. Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon Th. 2. Nbg. 1756. S. 537. Nach Godofr. Ludovici Schul-Historie Pars IV. 1714. S. 73 wurde erst 1540 als Majors Nachfolger Woltersdorff zu Magdeburg Rector.

schen Erden widerumb auffzuerstehen, vnd vnuerweslich herfür zu gehen, Also hab ich in der Welt niergend hin gewolt, noch gewust, denn bey euch Fürsichtige Herren" u. s. w. Die 29 Jahre, welche er zu der Zeit, als er die Vorrede seiner „Epitome" schrieb, in zwei Pfarrstellen, zu Ompfferstedt (Umpferstedt, bei Weimar) und Wolffersted (im Amte Allstedt) zugebracht hatte*, vertheilen sich auf beide Orte so, dass 16, etwa die Jahre 1548—1563** auf den ersteren kommen. Denn an einer Stelle (Bl. 49) erwähnt er ein Filialdorf von Umpferstedt, Wiegendorff, als einen Ort, „darinnen er sechszehen jar das Euangelion gepredigt". Von einer Unglücksperiode in seinem Leben spricht er in nachstehenden Worten (Bl. 203): „Anno 1566. am tage Ascensionis Dom. haglet der Himmel Schlossen vnd Wassersteine, die zerschlugen vnd zerbrachen, im Ampt Alsted, vnd beuor in den Kornfluhren Wolffersted, Newendorff, Winckel, Mittelhausen, Einsdorff, vnd Entian, allen Rockenhalm, vnd ist auff diß jar keine Winterfruchte verkomen noch tüchtig worden. Anno 1567. Hat ein Reiff vnd kalter frost, abermal in gemeltem Ampt, gleich am tage Ascensionis Dom. wie im fördern jare, die edle Wintersaat, im schoßbalge, hingenommen vnd verderbet. Also von diesen zweyen Vngewittern, vnd alijs infortunijs, bin ich zum teglichen Brodt, das ist, ad despectissimam paupertatem, gerathen, GOtt wende noch, was Teufel vnd ehrlose Conuicianten, vnd Priesterfeinde vnd Verfolger sich bemühen, vnd bearbeiten, ac rumpat vires fanatice stolidorum, qui sic audiri (!) volunt Theologorum. Vnd vor diesen zweyen Vngewittern, ist das grausame Sterben in der Pfaltz Alsted angangen, darnach durch gantz Deutschland gesteubet vnd gefahren, vnd nicht ein Landsterben, sondern eine Weltpestilentz, ein gantz jar angehalten, vnd still gestanden." In seiner Noth

* In dem Pfarrarchive zu Umpferstedt beginnen die Nachrichten über dortige Pfarrer erst mit d. J. 1607; in Betreff des Wolferstedter Pfarrarchivs habe ich eine Auskunft nicht empfangen.

** In der vom „abend Bartholomei, Anno 1574" datierten Vorrede der „Dialectica" liest man Bl. Aviii: „demnach vor 12. jaren Ewer Ehrnuhest vnd Gestrenge, Adelich Gunst, ewren günstigen vnd geneigten willen zu Ompffersted gegönnet, dieses ausgelassenen künstlichen Büchleins halben."

haben ihn „seine beyde hende negst dem HErrn, auff seinem Pferrlein, mit der Schreibfeder vber eilff jar ernehret" (Bl. 343').

Als seine Kinder macht die Vorrede des „Catechismus" vom Jahre 1572 zwei Söhne und drei Töchter namhaft. Die hier in Betracht kommenden Worte in der S. 300 mitgetheilten Stelle aus der Vorrede der „Epitome" sind wol nicht nothwendiger Weise so zu verstehen, als hätte er diese Kinder sämmtlich überlebt. Dass er vor 1596 starb, geht daraus hervor, dass ihn der Titel der in diesem Jahre erschienenen Steinhartschen „Epitome Historiarum" „weyland Pfarherrn in der Graffschafft Manßfeld" nennt.

Von seinen Schriften ist eine bereits ausführlich von uns besprochen worden. Vom Jahre 1572, dem die erste bekannte Ausgabe seiner „Historien von Claus Narr" angehört, stammt auch die uns erhaltene Ausgabe eines Büchleins, welches betitelt ist:

> Der Kleine Catechismus; in kurtze vnd Christliche Lieder, für die Wanderleute, auff der Strasse, vnd Handwercks Gesellen auff der Werckstat, gesetzt, vnd zu singen. Zugericht. Durch. M. Wolff Büttner, Pfarrherrn zu Wolfferstedt. (3 Bogen kl. 8°. Auf der letzten Seite ein grob ausgeführtes Portrait mit der Umschrift: „VRBANVS. KAVBISCH. ORTRAVIENSIS. AETATIS. SVAE. 33", darunter die Jahreszahl 1572).*

Darin ist die das Datum „Eisleben, am Palmsontage, Anno 1572" und die Unterschrift „Vrban Gaubisch" tragende Vorrede an die Gottfürchtigen und Ehrliebenden Kinder, Vtmar vnd Georg Bütner, Judith, Margarethe vnd Enlein Bütners, „alle Geschwister vnd Erben des Ehrwirdigen vnd Wolgelarten Ehrn M. Wolff Bütners" gerichtet, und werden die genannten in dieser Vorrede folgendermassen angeredet: „ERsame vnd Tugendreiche Gesellen, Frawen vnd Jungfrewlein, Ir habt offt von ewrem lieben Vater gehört, wie viel daran gelegen, das man den lieben Catechismum vleissig

* Vgl. Phil. Wackernagels Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Fkf. a. M. 1855. S. 273 und desselben deutsches Kirchenlied Bd. 4. Lpz. 1874 S. 799 f.

handeln, vnd von Jugend auff, jm ein jeder denselben gemein vnd bekand mache, aus dieser grosswichtigen Vrsach, das darin all vnser Heil vnd seligkeit stecke. Vnd damit solcher Catechismus desto vleissiger getrieben möchte werden, so hat er jn in feine liebliche vnd kurtze Reimen durch aus gefasset, das jhn die Wandersleute auff der Strassen, vnd die Handwercks Gesellen auff der Werckstat singen können, Vnd wiewol er für etlichen jaren ist in Druck ausgangen, vnd von jung vnd alt gekaufft worden, nichts desto weniger sind die Exemplar dermassen verruckt vnd beseits komen, das derselbigen nu nicht mehr verhanden. Nach dem ich aber mit ewrem lieben Vater in kundschafft komen, vnd mir solch Exemplar zugestelt, mit freundlicher bit, ich wolte es widerumb für die hand nemen, vñ in meiner Druckerey vernewen, Dieweil mir aber durch seine Ehrwirden, vnd euch semptlichen viel guts vnd förderung geschehen, vnd mir es zuuerschulden vnmöglich, hab ich solcher Christlichen bitt billich stat vnd raum gegeben. Vnd die weil es die zeit gab, das man von dem bitter leiden vnd sterben, vnsers HErrn Jhesu Christi predigte, vnd seine Wirden ein gar schönes Lied von der Passion Jhesu Christi gemacht, hab ich dasselbige hinden an gesetzt, samp etlichen schönen Gebetlein, so ich aus Hochgelarter Leute Betbuchlein gezogen, auch hinzu gethan.“

Wenn es wahr ist, dass die frommen kleinen Lieder, aus denen das Büchlein besteht, bei dem Publicum, für welches sie der Verfasser bestimmte, Anklang fanden, so ist das wol alles, was zu ihrem Lobe gesagt werden kann und gesagt zu werden braucht. Die Töne, auf welche dieselben gedichtet sind, sind die nachstehend verzeichneten:

Ach Gott von Himmel sich darein (III).
Allein nach dir HErr Jesu Christ (XII).
Ein newes Lied wir heben an (X).
Erhalt vns HErr bey deinem Wort (XXI. XXII).
Es ist das Heil vns komen her (IV. XXIII).
Es wolt vns Gott genedig sein (XIII—XIX).
HErr Christ der einig Gottes Son (VII. VIII).
Hilff Gott wie geht das jmmer zu (VI).
Lobt GOTT jr fromen Christen (IX).
Thon des heiligen Vater vnsers (II).

Vater vnser im Himmelreich (XX).
Wer Gott nicht mit vns diese zeit (I).
Wo Gott der HErr nicht bey vns helt (V. XI).

Ein in Form von Frage und Antwort und, was bemerkenswerth ist, in deutscher Sprache* geschriebenes Lehrbuch der Logik ist:

> Dialectica deutsch. Das ist, Disputierkunst. Wie man vernünfftige vnd rechte Fragen, mit vernunfft vnd mit kunst entscheiden, vnd verantworten solle. Durch M. Wolffgang Bütnern, Pfarherrn zu Wolfferstedt. ANNO M. D. LXXVI. (19 Bogen kl. 8°. Auf der vorletzten Seite: „Gedruckt zu Leipzig, Durch Jacob Berwalds Erben. Anno M. D. LXXVI.“)

Die vom „abend Bartholomei, Anno 1574“ datierte Vorrede dieser Schrift ist „Den Edlen, Gestrengen vnd Ehrnuhesten, Dieterichen, Petern, vnd Eckharden Gensen, Gebrüdern, Junckern vnnd Erbsassen auff Densted in Düringen bey Weymar“ zugeschrieben und einer Darlegung des Wesens und Verherrlichung der Philosophia gewidmet. „Es pfleget freilich, sagt darin der Verfasser, der Sathan, vnter die Fürwitzigen vnd Scharffsinnigen, seine verdamliche vnd streffliche lester vnd flüche Studia, das ist, wie man warsagen, zaubern, in der lufft fahren, Butter vnd Käse machen, grausame Wetter herfür bringen, die früchte auff dem Felde hinnemen, vnd verderben, die Leute vnd das vnuernünfftige Viehe lehmen, mit gifft tödten vnd ausrotten, die Weyde vnd Bronnen, mit Teufflischer schalckheit corrumpirn vnd verderben [möge], auszustrewen, vnd erschrecklichen jammer damit in der Gemeine des HErrn, vnd im Menschlichen Geschlecht anzurichten, vnd diese seine lesterunge vnd verblendunge, mit dem Edlen vnnd Ehrwirdigen Namen der Philosophia zu bementeln vnd vnter zuhüllen. So findet man auch Inter Ecclesiae Ministros tam delicatas aures

* Vgl. Mv'. „Sihe doch die vngelarten Garrienten, vnd Vorsprachen an, die sich mit Latein behengen, wie ein Betler mit Körben vnd mit Secken, daher Ziegeunern, Aber von der Lateinischen Sprache so viel wissen, vnd erfaren, wie meine Schreibefeder vnd mein Dintenfeßlein.“

& delic[i]osos animos, vt malint pro nomine Philosophiae audire Platonis [Plutonis] aut Cerberi appellationem. Vnd solchs daher, Dum Philosophiae tantam peritiam habeant, quantam Asinus habere dicitur, quando in fidibus Cytharae ludit". Gelegentlich gibt sich Bütner in diesem Buche auch als einen Liebhaber der Mathematik zu erkennen. Als einen Theil der philosophischen Künste nennt er „Die scharffe vnd tieffsinnige kunst Ar ithmetica, Vnnd sonderlich die Meister vnd kunstrechnunge der Deutschen Coß, dauon ich schlimmer Dorffrechner einen besondern A[l]gorithmum, vnd 203. Cossistischer fragen, gestellet" (Bl. Av. vgl. Bl. Sj. „Es wird auch ein Oraculum, oder eine Weissagunge von der duplation Cubi recitiret, ... Dauon ich in meiner grossen Deutschen Coß, viel schöner Exempla mit der zal zu verfertigen gestellet habe."). Das Werk „Arbor virtutum et vitiorum", von dem er wiederholt spricht (Bl. Avii. „Dis liebliche Studium [der Ethica], welches ich nach meiner mügligkeit, auff einen baum ex predicamento qualitatis gepflantzet, vnd mit dem Namen Arboris virtutum & vitiorum benennet, leret Landt vnd Leute, Stad vnd Dorff regieren" u. s. w. Bl. Eij. „Hieher bringet man, alle schentliche laster . . . . . die ich mit dem willen Gottes, vnd mit seiner Göttlichen verleihunge, in meinem Tugend vnd Lasterbaume, menniglich zu lesen, vnd zuerkennen, gerne wil mittheilen, vnd zureichen"), ist möglicher Weise identisch mit seiner „Epitome". Möglich ist aber auch, dass es ein Werk für sich war und ein gedrucktes Exemplar noch einmal zum Vorschein kommt. Für jetzt muss ich mich bezüglich des „Tugend- und Lasterbaums", wie auch in Betreff eines „Index" und eines „Libellus infantis mei", die er citiert, damit begnügen die Titel anzuführen. (Vgl. Bl. Fviii. „dauon [von den natürlichen krefften, den Actiones vitales et animales] hat man in der Phisica, vnd beuor in dem edlen Büchlein de Anima, praeceptoris nostri benemeritiß. Philip. Melanth. herrliche, subtile vnd liebliche disputationen, dauon, wie mein Index gesaget, meine Lucubration vnd arbeit, mit der zeit sol auch an das Liecht kommen, vnd der Jugend zu keinem vngedeien an jrem studio gerahten noch gereichen." Bl. Rj'. „Ein Man sol der Kindlein

Natur, vnd nicht jre Mores, oder jhre kindliche sitten imitiren. Besihe libellum Infantis mei.")

Das umfänglichste Werk Bütners ist das oft angeführte:

> Epitome Hiſtoriarum Chriſtlicher Außgeleſener Hiſtorien vnd Geſchichten, Aus alteñ vnd bewehrten Scribenten. Vnd die ſich auch zu vnſern zeiten zugetragen. Ordentlicher vnd kurtzer Auszug. In Fünff Bücher Nach ordnung vnd Der Lere in den zehen Geboten Gottes, Vnd der ſieben Bitten in vnſerm heiligen Vater vnſer, Gerichtet. Darinnen abzunemeñ, wie die Kinder Gottes in dem Geſetz des HErrn recht vnd wol gewandlet, Gott gedienet vnd angeruffen, Vnd darumb von Gott mit Gnaden vnd Ehren, zeitliche Belohnung empfangen. Die Weltkinder aber, ſo dawider geſtrebet, Gott verachtet vnd geleſtert, von jm auch grewlich geſtrafft vnd getilget ſind. Zu gutem vnd reichem Troſt, den betrübten vnd Elenden Chriſten, die in der Welt veracht vnd verhaſſet. Den Sichern aber vnd rohem Weltpöbel, zum ſchrecken vnd abſchewe. Zuſammen getragen durch M. Wolffgangum Bütner. Pſalm. 86. HERR, Thue ein Zeichen an mir, Das mirs wolgehe. 1576. (425 Blätter. fol. o. O. und Drucker).

Im Jahre 1596 gab Georgius Steinhart, Pfarherr zu Dürrweitzschen, in Verlegung Jacob Apels in Leipzig eine „Epitome Historiarum, Das ist Christliche vnd kurtze beschreibung vieler denckwirdiger Historien vnd Exempel, beydes der heyligen Schrifft, sowol auch anderer alten vnd newen Lehrern vnd Scribenten, vnd sonderlich derer, so sich mehrer teils jnnerhalb achtzig Jaren zugetragen vnd begeben" heraus, die er auf dem Titel als „erstlich durch Wolffgangum Bütnern nach den Zehen Geboten vnd sieben Bitten zusammen getragen", durch ihn selbst aber „auffs Newe vbersehen, mit vielen nützlichen Historien vermehret, nach Ordnung der fünff Hauptstück des Catechismi D. Luth. vnd derselben nützlichen Außlegung gerichtet vnd gebessert" bezeichnet. Dieses Buch unterscheidet sich aber durch Umfang und Anordnung so sehr von dem Bütnerschen Werke, dass es kaum als eine andere Ausgabe

desselben gelten kann. Bütners Werk reiht sich vielmehr in eine Ordnung mit den übrigen von Steinhart benutzten Quellen ein und wird darin in derselben Weise citiert, wie viele andere Schriften. Ob eine Ausgabe von Bütners „Epitome historiarum" zu Leipzig 1615 in fol. wirklich erschienen, und ob, falls diese Titelangabe, die sich in Georgis Bücher-Lexicon Th. 1. Lpz. 1742 S. 229 findet, richtig ist, dieselbe etwas anderes war als eine Titelausgabe des ursprünglichen Bütnerschen oder Steinhartschen Buches, weiss ich nicht zu entscheiden.

Vorgänger Bütners in der Litteraturgattung, zu welcher seine „Epitome" gehört, waren, wie er selbst angibt, Hondorff, Manlius, Lycosthenes, Fincelius „vnd sonst viel andere mehr"; Steinhart nennt als Vertreter der Gattung Hondorff, Bütner, Rivander und die beiden Sturmii, Vater und Sohn zu Bitterfeld. Welcher Art der Stoff ist, den Bütner in seinem „Historienbuche" bietet, und in welcher Weise er denselben gesammelt und verarbeitet hat, können die zahlreichen Stellen, die ich daraus mitgetheilt habe und sogleich mittheilen werde, zeigen. Und doch wird bei der Beschränkung, die ich mir immerhin in diesen Mittheilungen auferlegen musste, die allgemeine Bemerkung nicht überflüssig sein, dass das Werk für Sittengeschichte und Sprichwörterkunde, wie auch für thüringische Ortsgeschichte eine recht beachtenswerthe Quelle ist.

Folgendes sind die Stellen, welche ich behufs näherer Kenntniss der Beziehungen Bütners zu Orten und Personen oder zur Charakterisierung seiner Schreibweise oder um ihres litterarhistorisch interessanten Inhaltes willen wörtlich hier anführen will.

Epitome 1576 Bl. 49. „Ich habe zu Jhena offt gedencken hören, wie vor jaren vber die 24. Personen, (vnter denen am meisten theil gewachsene Megde) zum Stadthore am frűen morgen ausgeeilet, vnd in den Weinbergen arbeiten solten, vnd weil sie nicht vber die Brücke gehen, sondern im Schifflein vberfahren, haben sie dem Schiffer, sie vber zubringen, lange angelegen, Aber wie sie fahren, vnd die junge Leute der lecker sticht, vnd wider GOTTES Gebot vnd ehre, mit leichtfertigkeit jr anders beginnen dann sich ziemet, vnd dem HERRN lieb ist, schwencket der Sathan das Schifflein, vnd ertrencket sie alle in der Sala, das nicht eine vberbleibe.

Der alte Enderlein, vnd Sebastian Nodler, vnd M. Valent. Diaconus mihi retulerunt."

Bl. 54. „Denn mit wündschen hat sich der Sathan auch in die Arca Noe (wie die Mönche vor zeiten gepredigt, vnd ich selbst zu Erffurd von D. C. K. auff dem Berge zu vnser lieben Frawen, gehöret) das Menschliche geschlecht zu erseuffen verschlichen, Das solle also geschehen sein, wie Noe alle Thierlein ein pärlein zu jm in die Arca beruffen, hatte der Sathan sein Weib zuuor vnterrichtet, das sie in der thür sich sperrete vnd verdrehete, vnd nicht eilend in die Arca eingienge, Solchs thete Noe Weib, vnd seumet sich mit willen in der thür der Arca, Dauon ward Noe fertig, vnd sprach: Woleinher in des Teufelsnamen. Also ward der Teufel auch, wie alle lebendige Thiere, genennet, vnd kam in den Kasten, Er brach aber ein loch hindurch, das wasser einzulassen, vnd die Leute zuerseuffen, dafur vnd darein kroch eine Schildkröte, vnd wehrete dem wasser, vnd rettet den Noe, mit den seinen."

Bl. 55. „Magdeburgk. In dieser weitbekanten Stad Germaniae, hat bey meiner zeit, als ich daselbst in die Schule gieng, vnd von Reuer. Doct. Maior. fundamenta meorum studiorum legte vnd fassete, Doct. Niclas von Ambs: Sanct Vlderico gepredigt, vnd dem Luthero diß Teuflisch Gespenst, welchs jm begegnet, angesagt: Ich lag vnd schlieff, vnd wie es sich begab, hört ich ein gezische vnd gethöne, wie zwene Kerle mit einander ernstlich vnd tapffer redeten, vnd wie ich hörete, Sihe da kommen Adelicher Personen zwo anzusehen, mit zweyen seuberlichen Knaben begleitet, die an jren henden brennende Fackeln trugen, in meine Kammere, die ruffen mir von meinem schlaffe, vnd sprachen: Fürchtet euch nicht Herr Ambsdorff, schreibet einen Brieff, wie wir euch sagen, denn es seind alle ding richtig, vnd one jrrunge. Ambsdorff hat diese Edlen wol gekennet, auch wol gewust, das sie vor etlicher zeit gestorben vnd begraben, Ob aber Ambsdorff dem Teufel nachgeschrieben, vnd seine Dictata verzeichnet, hat M. Joan: Stolsius Hoffprediger zu Weymar, etlichen Pfarherrn, als Johan Gengelbachen zu Krombsdorff, vnd M. Wolff Buttnero, der noch am leben ist vnd schreibet, vnd die es von jm gebeten vnd gesuchet, dem Herrn Ambsdorff abzufragen zugesagt, Ist aber Stolsio ausgefallen, vnd hernach auch von gemelten zweyen Predicanten nicht mehr gesuchet, vnd M. Stolsius kürtzlich darauff im HErrn seliglich verschieden."

Bl. 62. George Bauman, war von Oelßnitz aus dem Voitlande, den ich dann wol gekennet, ein Ertzmeister vnd ausbündiger Künstler, zauberey vnd gauckeley zu treiben, darzu ein mechtiger vnd starcker Dieb, der kauffte zum Hofe, zu Egra, zu Zwickaw, zu Leipzig, vnd anders wo, auff freyen Märckten, sammat vnd seiden, vnd bezalets baar, aber das gelt fand er daheim in seinem Kasten

wider. Er gab einem Bawer zum Voitsberge einen Zwölffer, das er jm sein Pferdlein, am gemachten vnd zusamen geschobertem haw auff seiner Wiesen, füttern liesse, Solches düncket den Bawer zu viel, vnd dachte ein Pferd möchte nicht fur ein groschen haw auff einmal in sich hinein zu fressen, Aber das Pferd fraß dem Bawer mehr dann zwey fuder haw in einer viertel stunde. Als man jn zu N. hat wollen hengen, wie denn geschahe, sprach er durch seine nase, denn er redet vbel vnd bößlich: Jr Herrn, wenn jr mich nun am Galgen erhenget, vnd wider zu rück in die Stad reitet, so kommet zu mir auff den Rathskeller, das wir ein känlein Wein zechen. Das Gericht sprach: Fahre hin George, vnd vergiß solche schertzerey etc. Er ward gehenget, vnd wie der Richter mit seinen Schöppen auff den Trunckkeller gehet, hat jm Georg Bauman allbereit ein maß mit Wein einzapffen, dauon gab er dem Richter zu trincken, aber er entranne mit seinem Führer aus aller henden. Vnd auff ein ander fahrt, verkauffte er einem sein Pferd, der reitt damit durch die Eltester, vnd ward zum bund Stroh, Er suchte seinen Verkeuffer, jm sein vnglück zu klagen, der hatte sich in der Stuben, als schlieffe er, auff ein Ruhebettlein gestrecket, der Keuffer nam jn bey einem fuß, vnd rüttlet den Schelm auff zuwecken, aber er wolte nicht erwachen, Er rüttlet fester vnd stercker, Da fiel der schenckel auff die erde, vnd blutet als were er jm mit einer Holtzaxt hinweg gehawen, Dauon erschrack der Bawer, vergaß des Pferds vnd seines geldes, vnd bleib der Zauberer wie er war, des Teufels. Zur Naumburg ist er gefangen, vnd jm mit besondern listen seine kunst abgeteuschet, Man hat jn müssen an seinem gantzen leibe bescheren, vnd mit keinem fuß dürffen lassen die erden berüren, vnd in einem langen Frawenmantel an den Galgen gehenget. Vnd also hat das spiel sein Recht gewonnen."

Vgl. Bobertags Aufsatz oben S. 142 f.

Ebd. „Ein Graffe. Im Bißthumb Straßburgk, hat ein Graffe mit einer jungen Huren gebulet, vnd sie wol an seinem Hofe gehalten. Er ward aber anders, vnd verendert seine vnzucht, in Ehelich vnd ersam leben, Die junge Braut schaffte, das man die Hure muste vom Hofe hinweg jagen, Weil aber solchs der vnzüchtigen Mehren verschmahete, gab jr eine Zauberinne in einem Topffe allerley vnd seltzam gespenste, das versenckte sie in den Burckbronnen, vnd war darzu angerichtet, das der Graffe seine liebe Braut, mit Ehelichem schimpffen, in drey jaren nicht vermochte noch kondte erkennen. Es begab sich aber, als er in die Stad Metze verritte, darinnen seine alte Bulschafft jre niderlasse vnd wohnunge hatte, die fraget, wie er sich vnd sein Gemahl vertrügen, vnd ob sie auch Kindlein vnd Erben in der Ehe gewonnen? Er sprach: Ja liebe Alte, wir dürffen nicht klagen, vnd haben keinen gebrechen, Aber dafur wir GOTT dancken, hat er vns drey junge Sönlein bescheret, die

mir vnd meinem Gemahl fast lieb sein, vnd viel frewde an jnen haben. Von dieser rede erschrack die Fraw, vnd entferbet sich in jren augen, vnd sprach: Nun muß der Teufel die alte Hure hinweg führen, die mir einen Topff, in ewren Bronnen zu werffen, zurichtet, euch an ewrem schimpff mit ewrem Gemahle zu verseumen, vnd jren Leib zu verspenen, Den Topff werdet jr finden, wenn jr darzu reumet. Der Graffe lachte, vnd sprach: GOTT hat der Huren vnd des Teufels schalckheit verhindert, ward fro, vnd suchet die Gespenste, vnd verbrants mit fewer, Darnach fieng er an, mit seinem Gemahl ein frölich vnd Ehelich wesen, vnd zeugte Söne vnd Töchter."

Vgl. Liebrecht in Pfeiffers Germania Bd. 14 S. 404 f.

Bl. 62'. „Gratius ein Knabe, fand auff dem wege ein Messer zum Schwanesee, hab ich vom Fischmeister daselbst Fried: oder Heinrichen mir zur Naumburgk in der Herberge sagen lassen, lieff auff dem Thamme vber eine Brücke, stösset an, vnd fellet das Messer in seinen Leib, das er von stundan bleibt vnd stirbt.

Bl. 63' f. „Wilden walde oder der Wilden berg, Ist in Deutschen Landen nicht weit von dem namhafften ort Salenfelt, ein sehr lustiger bergk, mit schönen Eichen vnd grünen Buchen bewachsen, ob er aber diesen Namen sonst auch hat, kan ich nicht furwar sagen, Ich bin aber eine fahrt zu einer ehrlichen Collation, mit Ehrn Jacob Pfarherrn zu Ichbaßdorff, in der Edlen vnd Gestrengen von Gensen Herrschafften, vnd sonst mit einem Nickeln Mehlern vber den bergk gereiset, vnd vns daran also abgemartert vnd vermüdet, das wir vns gentzlich auff der stet zu bleiben ergaben, Da aber wir den bergk hinder vns gebracht, vnd in der Herberg dauon zu reden anfiengen, ward vns angezeigt, das vber diesen bergk one besondere anfechtunge vnd verschmachtunge, niemals ein Mensch gestiegen noch geritten, Ich dachte, weil vmb dieselbe zeit der Römische Keyser Carolus, daselbst mit seinen Spaniolen durchkomen, der Sathan würde ein Spanisch Fehnlein verzettlet, vnd damit weil etwa daselbst etliche Spaniolen gestorben, ein gedechtnis hinder jnen in Deutschlanden, fur Heilthumb anzubeten, verlassen haben, Aber man sagt, so viel als ich mercken kondte, der Teufel müste seine Helle heran vom Grimmenthale, vnd vom Morgenthale, an diesen ort versetzet haben vnd verrucket."

Bl. 64. „Zobern, Ist ein Stedlein . . . . . da hat der Teufel auch ein gedechtnis seiner schalckheit angegossen, stehet im Malleo wie Hohndorff nachweiset, Aber ich habs zu Gelhausen, von Wolffgang blawen einem Prediger, also hören hersagen: Eine Fraw hatte einen grossen Leib, vnd verschmehete eine thörichte Obstetricem oder Kindsfraw . . . . ."

Bl. 69. „Also mag ich auch der Wolgebornen vnd Edlen Graffen zu Schwartzburgk Liberey zu gedencken alhier nicht vbergehen, noch vnberhümbt lassen, Denn diese löbliche Herrn vnd Graffen in

der Kirchen zu Sanderßhausen, darein mich Herr Christoph: Helmreich, dieselbe zubeschawen, gelassen, eine rhümliche vnd wolerzeugte Liberey oder Buchkammer gestifftet . . . . ."

Ebd. „Von einem Abt, habe ich von Vito Dieterich zu Nörnbergk hören predigen, vnd dazumal in mein Schreibebüchlein eingeschrieben, vnd vber 28. jar behalten, der solte viel Golt vnd Silber eingesamlet, vnd dem Closter einen reichen Goltschatz zusammen geheuffet haben, vnd wie jn der Landsfürst in Baiern vmb denselben Schatz angelegen, vnd zu sehen begeret, zog der Mönch das Euangeliumbuch der Euangelisten aus seinem Bosen, mit Silber vnd Golt beschrieben, vnd sprach: Diß ist mein Schatz, dieweil ich lebe, Hat aber das Closter golt vnd silber, so gehöret es den Armen vnd den Dürfftigen aus zutheilen . . . . . ."

Bl. 79. „D. Maior sagt zu Magdeburgk, welchs ich nicht von jm, sondern von Christiano Friesen gehört: Ich kandte einen, dem schmackte die Speise vngebetet, nicht böser noch besser, als dem der da viel gebetet vnd Pfafferey gemachet hatte, gieng in die Gahrküche, vnd ließ jm eine Suppen vber eine Semmel giessen, vnd erwürget sich, da er den ersten löffel voll einschluckte."

Bl. 83. „Die Lacedemonier haben rund vnd gerade bey jnen keinen Sonnenbrater, noch Pantoffelklitzscher geheget...... Wenn heut die Lacedemonier, vnsere Junckern in diesem Lande, die Nachtraben, die Bier vnd Meinmeister [Weinm.], die reubischen Spieler, vnd die Hurenfehnrich, solten sehen, vnd die Teuflische ignauiam, tregheit vnd faulheit straffen, Hilff Gott, wo würde vnser Pfarherr, vnd vnser Caplan zu S. Joannes Münster, en campo flore & vacca del porta, jre zopffichte Bärte vnd quergeschritte, vnd hohen trette, hin schürgen vnd hin setzen."

Bl. 86′ f. „Eberlein war ein vberaus böser Bube zu Berbaw in der Marck, von leibe groß, vnd fürchteten sich in der Schule vor jm nicht alleine die andern vnd kleinen Knaben, sondern auch der Schulmeister Erasmus Becke von Blawen . . . . . . Recitauit Hiero: N. der Schule zu Stendel Rector vnd Pręceptor."

Bl. 89′. „Item, Lud: Quensel ein alter Schneider, hancke an einem Stabe in die Kirchen, vnd wider heraus. Einer sprach: Warum hincket jr in die Kirchen? Antwortet Quensel: Ich hincke hinein vnd wider heraus, ob ich auch möchte, wie der Pfaff predigt, von lahmen, gesund werden. Auff diese rede erstummet der Mann, vnd redet oder vermochte kein wort dieweil er lebt. M. Magnus zur Naumburgk, Prediger auff dem Stifft, fragt jn, wie das er seiner sprach vnd zungen nicht brauchet? Da fieng er an, vnd weinet, gieng dahin legt sich drey tage, vnd nicht so lange als man ein Vater vnser ausbeten möchte, verschiede er mit einem wort, das er selbst redet: Nun bin ich selig. Diß ist geschehen mit dem Quenßle. Vnd wenn Agneta Grewin, welche M. Milhern zu jm freyete,

vmbsuchte, würde sie dieser Geschichten Deutsche vnd Lateinische Carmina oder Versus (die von zweyen Pfarherrn, M. Casparo Müllern zu Orlemud, vnd M. Wolffgang [Bütner], gesetzet, vnd Laurentio von Meissen N. zugeschrieben, vnd in die Pfarr Weymar in verwarung genomen) antreffen vnd finden."

Bl. 110'. „Man lieset in einem schimpfflichen Gedichte, von zweyen Brüdern, also: Einer war from vnd Gottfürchtig, gieng wenn man anfieng zu leuten, in die Kirche, betet vnd sange mit andern Christen .... frisch vnd frölich, Darnach fande er sein Hauß bestellet, vnd begattet, als hette ers selbst so ordentlich zusammen gepacket, vnd auff sein örtlein ein jedes gestellet, Nam zu in seiner Nahrung, vnd ward reich. Der ander war auch reich, vnd gieng jm in seiner Nahrung glücklich, aber er spottet vnd lachet seines Bruders, vnd sprach: Was thustu in der Kirchen, du seumest deine Nahrung, vnd wirst verarmen. Nicht lang hernach, verdarb dieser mit Brand vnd Fewer, vnd gieng darnach mit dem Bruder auch in die Kirchen, lernet beten, vnd GOTT anruffen. Vnd wie er an seiner Nahrung wider stiege, vnd zimlich gesamlet hatte, ward er in der Haußhaltung träg, vnd schlefferig, wolte seinen Beruff nicht embsig treiben, sondern meinet, wenn er das Reich Gottes am ersten suchte, als dürffte er nicht mehr sorgen, oder arbeiten, des HERRN Engel würds alles recht machen, vnd wol ausrichten, ward wider arm vnd zum Bettler, vnd sprach zum Bruder: Sihe, ich thue wie du auch thust, höre Gottes Wort, vnd bin aber arm worden, wie ich ward, da ich Gottes Wort nicht achtet, Woran wird nun der mangel sein? Der Bruder vmbwunde einen trockenen Hundskoth mit einem seiden tüchlein, vnd sprach: Diß ist Heilthumb, von Jerusalem, das henge an deinen halß, vnd gehe vor der Predigt, am früen morgen, ehe man leutet, damit in deine Ställe, Schewre, Küchen, Kellere, vnd auff deine Bödem, auch hinaus auff den Acker, vnd in deinen Weinbergk, Nach der Predigt, thue jm etliche Tage nach einander aber also, vnd mercke was daraus werden wil....."

Vgl. Burch. Waldis, Esopus Buch 3 Nr. 94. Kurz, deutsche Bibliothek Bd. 1. S. 396 ff. Bd. 2. S. 141. Hans Sachs, Spruchgedicht von 1553, Gedichte 1, 441. Meisterlied in Goedekes Dichtern d. 16. Jahrh. Bd. 4. Lpz. 1870, S. 295 f.

Bl. 114. „Vmb Wittenbergk haben die Edlen auch eine Hasenkirmesse beschrieben, jagen vnd schrecken bis sie nicht ein Häßlein sehen, noch ein Eichhörnlein fahen, Also reiten sie abe, vber die zugefrorene Elbe, vnd vor jnen auff dem eyse, vnd auff dem schnee lauffet ein Hase, die Edlen vnd die Junckherrn setzen hinnach, Aber der HERR vnd Wechter, der die Frommen behütet, brachte sie alle vber die Elbe, wie sie nun hinüber, erschrecken die Leute, vnd wissen nicht, das sie auff dem eyse mit jren schweren Rossen, dem

Hasen nachgejaget, dancken dem HERRN vor seinen schirm, vnd vberfahren, Darauff gehet das eyß aus einander, vnd wird ein solch gekrach vnd praßle, das sie alle sterben vnd verderben müssen, Nisi Dominus Iustorum viam seruasset, & Leporinas insidias, id est, Diabolicas prętigias & technas amouisset. Actum Anno 72. ex past. Christ: Ṅ. Dresdano."

Bl. 114.' „Conrad Ruthard schwur einen Eyd, er hette S. Petrum im Oelberge, auff den grünen Donnerstag, hören schnarcken vnd im schlaffe schnauben. Am vierden tage in den Ostern, erwarff er mit einer Zimmeraxt einen weidlichen Bürger, Vnd sprach Andres Reich der Pfarherr zu Newenkirchen am Walde: O mein Enderlein, hettestu die Ostern, wie S. Peter im Oelberge, geschlaffen, wie du nun im Thorn must schlaffen. Ruthard sprach: Petrus schlieff, vnd mich dauchte, da ich meine Axt von mir warff, ich stopffte Petrum vom schlaff zuerwecken in seine seiten. Der Mensch ist nicht gerechtfertigt noch gerichtet, doch hat er sich von einer Meisenhütten, herab von zweyen Tannen, in alte stiffte darneben gespiesset, vnd sein leib nicht können abgelöset werden, die alten stiffte hat man müssen vmbhawen, vnd also in seinem Cörper steckend mit jm begraben. Diß habe ich zur Naumburgk in D. Medlers hause gelesen, der von mir dauon bericht sein wolte, Aber wie er sagt, vnd von Casparo Lichnero [Druckfehler für Lohnero] Pfarherrn zu Olßnitz also berichtet, warhafftig auch also ergangen."

Bl. 115'. „Zu Poplitz im Fürstenthumb Anhaldt, Anno 68. schmiret ein Weib jren Wagen, das ist, einen alten Besen, oder jre Hinckkaucke, vnd ward von jrem Stallmeister, Lorentio N. behauchet vnd verhochet. Die Fraw fasset den Besen zwischen jre beine, vnd sprach: Eile bald, Von stunden ward sie, dahin sie begerete. Der Knecht funde jre Büchsen, schmieret seine Strawgabel, nicht das er hinnach reiten, oder der Frawen nachfahren wolte, satzte sich drüber, vnd sprach: Eile bald, vnd kam dahin, da alle Zauberer des orts versamlet. Die Frawen erschracken seiner gegenwart, vnd richteten jn mit guten worten, auff seiner Strawgabel wider an abzureiten, vnd sprachen: Sihe, weil du dich so weit vergriffen, so hüte dich, das du kein wort redest, biß du in das Hauß kömmest, Vnd wie er vber die Sale sprengen, vnd zu seinem Pferdlein, war eine Muster oder Strawgabel, meinet aber nicht anders, er ritte auff einem järigen Kalbe, sprach er: Hoy Pferdlein hoy, vnd eile bald, warff jn das Pferd vber die Sale, vnd verschwand. Der gute Mensch sprach: Hammerleyhe hoia, das ist ein weidlicher sprung, von einem järigen Kalbe, bleib auff dem platz ligen, ward lahm vnd ein Krüpel biß auff diese stunde. Diese geschicht wird an gedachtem ende von viel Leuten nachgesagt, vnd ein gemein leufftig Sprichwort draus worden: Vom järigen Kalbssprunge."

Bl. 180. „Man sihet zu Nörnberg, Leiptzig, Erffurd, vnd in andern berhümpten Stedten, wunder lust, vnd kurtzweile, da sitzen die Kindlein von 5. vnd 6. jaren, die machen netlein, pflucken wollen, winden seyden, spinnen, nehen, machen beutlein vnd täschlein zusammen, schnitzen Töcklein, vnd treiben jre arbeit, also, das kein Kneblein noch Jungfrewlein, ein bißlein brot in sein mündlein scheubet, welchen es nicht selbst mit seinem hendlein zuuor zwiefach verdienet vnd erworben. Da ich zu Nörnberg solchen vleis vnd arbeit der Kindlein sahe, lieff ich dauon, vnd trollet mich, vnd fürchtet mich, ich müste auch etwas lernen, vnd arbeiten. Wolan, Dominus Egenum Obed, intra ignauos habere me voluit, non Artificiosum Artificem. Anno 1538."

Bl. 181'. „Ich habe auch von Meister Petern Maler zu Weymar gehöret, der sprach, das er zu Cölln vor wenig jaren einen Maler gekennet, der hatte die Churfürstliche Stad Cölln am Rhein dermassen abgerissen, vnd abcontrafeyet, das eine Flige dasselbe gemelde, mit jren ausgebreiteten flüglen, hat gantz vnd gar einhüllen vnd bedecken können."

Bl. 187. „Der Mensch ist vnter allen Thieren auff Erden, Das elendest vnd vnglückhafftigste. Es ist kein Creatürlein auff Erden, das vom Guten oder Bösen zu sagen wüste. Es nehret des HERRN Hand, Laub vnd Graß, vnd schafft Futter dem Adler, vnd gibt Brot vnd Wein dem Menschen. Der Mensch kriegt das Kalte, den Stein, die Schwere not, die Wasser vñ Gelsucht, jn plagt der Schwindel, das Zittern, an Henden vnd Füssen. Er ist Rotzig, Reudig, Kretzig, jn würgt Hunger vnd durst, er wird erstochen, er felt sich Tod, jn frist die Pestilentz, Er verblind, erlamet. Er wird Rasend vnd Wahnsinnig, Zornig, Trawrig, Frölich, sorghafftig. Er kan nicht schlaffen, noch Natürliche werck vegetatiuae & generatiuę, exercirn, Er wird verhasset, geneidet, gelestert, geschmehet, vnd biß in den tod verfolget, Verrathen, Belogen vnd betrogen. Dem Menschen ist zuwider der Himel, der tödtet jn mit Plitz vnd Donner, Es zörnet mit dem Menschen, die Erde, drümb frisset sie jn im Grabe, mit Haut vnd Haer. Das Fewer gönnet jm nicht guts, verbrennet vnd versenget jn. Im Wasser muß er ersauffen, im Walde zerreissen jn die Wölffe, vnd fressen jn die Füchse, die Hunde, die Raben, vnd andere Vögel die spotten sein, vnd warten biß sie jm die Augen am Galgen aushacken (Welchs denn auch auff eine zeit geschehen vnd ergangen, da viel Raben teglich vmb eines Bawren hoff geflogen, vnd alle grausam geschrien vnd geruffen, sprach der Bawer in einem Schimpff, Wie thut jr schwartzen Raben? Ir werdet mich aus dem Hause nicht tragen, harret doch, werd ich euch hie nicht gegeben, so werdet jr mich oder meinen Son am Galgen finden, Dem Son ist solchs wie der Vater gesagt, widerfahren, Vnd der alte Bawer, welcher nach einem Raben mit einem Stein

warff, glüdschte auff der stete mit seinen Füssen, vnd brach den Hals. Johan: Stigelius narrauit in Episcopatu constantiensi accidisse.) O du elender Mensch, du armer vnd geplagter Mensch, wil dich doch der Winter fressen, vnd must dich fur jm hindter den Kacheloffen verkrichen, Der Sommer sticht dich, vnd plagen dich die Fliegen, wie ein stinckend Aß auff dem Roßanger, Im Lentzen wirstu siech vnd kranck, Im Herbst erwürgt dich der stinckend Brodem vnd Nebelstanck, Von dir weichen vnd lauffen die Hündlein, die Scheflein, fur dir fürchtet sich der Ochse vnd der Esel, Der Hund kennet deine Vnart, die bekleppert vnd bebellert er mit seinem Maule. Es wil auch dein Kleid, dein Hudt, deine Kappe vnd deine Schawbe dir keinen dienst noch Ehre erzeigen, Das Kleid veraltet, Der Hudt zerreisset, Die Kappe zerbricht, die Motten fressen deine Schawbe, Vñ ist nicht ein Meuslein in deinem Hause, Es plagt vnd vexiret dich, Die Heymen, Der Kaucker, Die Frösche, Die Kröten, Die Schlangen, Die Ottern, Die Blindschleich, Der bundte Molch, vnd andere giefftige Insecta, suchen deinen jammer vnd dein Vnglücke. O du elender, du jemmerlicher Mensch, Was ist dein Leben, vnd wie hoch kömpt dein Leben? Auff 60. 70. vnd 80. Jar. Ja wenn geschicht solchs? Du stirbst in drey Stunden, in drey Tagen, in drey wochen, in drey Monden, in drey Jaren Vnd kömmest freylich selten dahin du gedenckest vnd hoffest. Man schreibet, Vide Plinium lib. 7. cap. 48. Cornicula, Ein schwartz klein Reblein bleibt neunmal lenger am Leben, denn du. Bistu denn nicht ein armer Mensch, dieweil der Todt dir neunmal gehessiger, denn einem jungen Raben. Der Tod gönnet dem Hiersse sein Leben 36. vnd dem Raben 108. mal lenger vnd lieber, denn dir das deine, vnd wenn er 180000: Menschen erwürget vnd vmbbringet, lest er nicht einen Raben vmbfallen, verstehe, Viuacitate naturali, non qui iaculantur, aut telis pereunt. Vnd du stirbst dahin, ehr man es mercket vnd erfahren hat, Fuisti tu apud nos? Bistu auch bey vns auff Erden, vnd vnter vns aus vnd eingangen? Wir haben nicht von dir gewust noch gehöret, vnd da wir dich nu höreten nennen, vnd deiner wol gedencken, da fragten wir nach dir, vnd sihe du warest dahin gangen. Es ist ja aus dieser Querela, die Miseria humanae vitae, zu spüren vnd zu mercken, darumb dem Menschen hoch von nöten, vnd jm fur allen dingen sol angelegen sein, zu bitten vnd zu sprechen: Vnser teglich Brot gib vns etc."

Bl. 189. „Poetische Fabel, wie das Glück mit einem Andolosia sein Narren arbeit vbet vnd treibet, vnd am ende jn jemmerlich erwürget." Folgt die Erzählung von Andolosia, Sohne des Fortunatus (vgl. Bl. 389'. „Vide Poeticam fortunati").

Bl. 198. „An. 1532. glückt dem Deutschen Kriegsuolck, bey der Newstad in Osterreich wider den Türcken ein Sieglein, vnd schlugen jm etliche 1000. abe, dauon ward in Deutschland ein solch

geschrey vnd jubiliren, als hette der Türcke niemals einen Christen oder Deutschen vmbgebracht ...... Zu derselben Zeit sang man von diesem Schlechtlein vnd Türckischem rauffen: Auff einen Freitag, da das geschach, die Fehnlein steiff man fliegen sag, zu Wien wol auff der Mauren, solten wir dem Türcken die Stad auffgeben, wer vns ein ewig schande, etc."

Die entsprechenden Verse finden sich stark abweichend in dem Liede bei J. Görres (Altteutsche Volks- und Meisterlieder aus den Hdss. der Heidelberger Bibl. Fkf. a. M. 1817 S. 255—257), welches anfängt: „Ihr Kristen, last euch zu Herzen gan, Wie sich der Türck hat understan."

Bl. 199'. „Anno 1512. Haben die Frantzosen, durch den Hauptman Namursi, die Stad Bressam vberkommen, . . . Vmb diese zeit, ist auch Pauia im Thiergarten eröbert vnd gewonnen, vnd eine löbliche vnd ersame Ritterliche Schlacht, den Burgundiern, vnd andern gelieffert, vnd dauon der meisterliche Gesang, in 4. stimmen, von der Schlacht zu Pauia Signori etc. zu singen abgesetzet."

Bl. 202. „Die [Der] Hertzogin von Britannia, wie du im Poetischen deutschem gedicht befindest, ist in jrem schlaff ein harter vnd schwerer Traum zugestanden . . . . jr treumet also: Sie war von jrer Menschlichen gestalt, in ein vnuernünfftig, vnd schnell Einhorn verendert vnd verkeret . . . . Das Einhorn bleib bey einem Wolffe, vnd bey einem Beeren, ... der Wolff . . . . fiel in einen Stellstrick, ward gefangen, vnd starb, Das Einhorn wolt dem Beeren entweichen, vnd sihe, ein brennender Wald stund vor dem Einhörnlein . . . . in seinen höchsten nöten, begegnet jm ein zorniger Lawe, mit einer frembden haut bedecket, der warff den Beeren in den brennenden Wald . . . . Den Lawen wuste niemand, wohin er schiede, oder sich verbarg. Zu letzt ward dieser Lawe ein Edler vnd schöner Jüngling . . . . Dieser traum ist der Hertzogin also, effectu, zugestanden, denn man schreibet von jr, wie sie eine züchtige, milde, vnd fromme Fürstin, von einem Gottlosen Buben, vnd grimmigen Beeren, verrathen, vnd in das fewer, oder brennenden Wald verdammet . . . . Aber sie ward von einem freudigen Lawen, vnd weidlichem Ritter, errettet, Der Verrether verbrennet, vnd dem Ritter das edle Einhörnlein vermählet."

Bl. 209. „Man sagt, in Deutschen Landen, sollen vmb die jare 1391. hab ich die jarzal, wie sie zu Schmidested, vor Erffurd, an einer Kirchethür gehawen, recht gelesen, vñ behalten, die menschen vor Hunger vnd vor Pestilentz erschrecklich sein vmbgefallen, vnd aus der Stad sehr viel tausend todte Menschen geführet, vnd neben diß Feldkirchlein begraben."

Bl. 227. „NIcticorax, Nachteule. Dieser arme vnd scheusliche

Vogel, darff sich fur andern Vögelein am tage nicht sehen lassen, denn sie fallen jn an, treiben jn zurück in sein Nest, oder stossen vnd zwacken jn, das er stirbt. Reget sich ein stiller vñ friedlicher Bürger, oder erhebet sich ein Dorffpfarherr, vnd schreittet in 4. wochen mit einem fuß fur die Pfarpforte, oder thut am Sontage das Maul zu weit auff, vnd krehet die Zauberer, Wucherer, Hurer vnd Ehebrecher zu vnfreundlich an, so weis, vnd hat solches der Amptman auff eine Meile oder eine halbe herab am Montage gehöret, vnd fahen gleich an, in dem Pretorio mit dem Amptman, der Thorwahrt, Hescher, Kellener, Koch, Becker, Schneider, Schreiber, Stall vnd Küchenjunge, Die Dienst vnd Viehemagd, Die Richter, Schuldheissen, Voiete, Hofemeistere, Furstere, Scheffere vnd Verrethere, wider den Pfarherr zu Rathschlagen, Was thut der Pfaffe? Weis er sonst nichts zu predigen? Er solte den Bawren das Euangelium vor sagen, so kömpt er, vnd leret oder schmettert, von Wucher, Ehebruch, vnd wie die Huren zaubern, vnd auff dem Siebe reitten, vnd mit der Schaffscheren, als mit einem Sporn, in die Löcher stoppen, Morgen sol vns der Pfaff dafur gerecht werden. Wir müssen die Leute nicht lassen also anzannen, denn sie können vns in einer Stunde mehr dienen, denn die Pfaffen in Thüringen in zwantzig jaren, mir vnd meinem Herrn nützen, vnd frommen bringen. Man erfehret wunder, wie die Geistlichen vnd die Predicanten, in Stedten darzu rathen vnd helffen, Das, wo sie ja seine Person, Ampt vnd Leren nicht anfeinden, sie seinen Namen, vnd seine Christliche, löbliche vnd nütze Arbeit vnwerd vnd verhast machen, Vnd also ist vnd mus der Pfarherr allen Schlosschlüsseln vnd Hofe Vogeln im Rachen stecken, vnd sie in den Augen jrren, Wie die elende Nachteule, der kein Vogel geneiget, vnd dieselbige hindert vnd vexiret. Also suchet vnd bricht man mit gewalt, fug vnd vrsachen, sich zum Pfarherrer zu dringen vnd zu nötigen."

Bl. 235. „An einem ort, neben der Stad Weyda im Voigtlande pochte alle abend, oder doch zum wenigsten am Donnerstage, etwas an eines Bürgers thür . . . . . . Heinricus Mostelius, & Gregorius Bohemus, recitarunt ac testabantur, habere se ex abbate seu priore Vueydano."

Bl. 241. „Einem Bawer hatte des Schuldessen Kuhe seine Kuhe gestossen, das klaget der Bawer, Der Schuldts fand das Vrtheil: Vnser Nachtbar sol euch die Kuhe bezalen. Nein saget der Bawer: Ewre Kuhe hat meine verderbet. Wie saget der Schuldts: Meine Kuhe? So gehet jr nur heim, es ist ein ander handel, der euch noch mich angehöret."

Vgl. Büchmann, geflügelte Worte. 9. Aufl. 1876. S. 67 f.

Bl. 245. „Im Voidlande hat man auch also die Passio gespielet, vnd gieng ein wenig ab, des Pfarherrs Bruder daselbst, Raphun [Rebhun] were am Creutz auch erstochen."

Bl. 260′. „Zu Weymar, ist auch ein solcher verbrennet, der solte vber die Vinda gewandert, vnd an einem stabe wie ein Bettelman gegangen, vnd ein Hirtte, das ist der Teufel, auff jn gestossen, vnd jm ein stück Brod zugereichet haben . . . . . . Eins saget er zu mir vnd Fabiano Kein [vgl. Bl. 295], vnd sprach: Ich habe nie lust zu diesem Gespenst gehabt, dann sint der zeit ich auff diesen weg des Teufels gerathen, hat mich jmerdar vnd teglich bedaucht, ich ritte auff einem bundten Pferde, mit fünff beinen . . . . . Die wort erzelten wir Johan Grauen, vnd Laurentio von Meissen, die sprachen: Das Pferd ist der Sathan . . . . . Er ward im fewer nicht lang gequelet, auff der leiter daran man jn bande, vnd darnach vber den holtzhauffen schobe, sprach er: Du solt den Namen GOttes nicht vnnützlich führen. Auff diese wort, wolten wir mit jm geredt haben, aber der Diebhencker eilet mit jm in das fewer . . . .“

Bl. 269′. „Eine liebliche vnd trawrige Geschicht, ist es sonst nicht ein Poëtisch Gedicht, lieset man von Gabriotto, vnd von seinem Edlen Vater . . . . . Es ist diese Historia oder Poeterey zu lesen rein vnd sauber, vnd hat der Schreiber warlich das sechste vnd vierde Gebot, mit diesem einigen Exemplo, gnugsam illuminiret vnd ausgestrichen.“

Vgl. Histori von Gabriotto und Reinhart im Buch der Liebe. Fkf. a. M. 1587. fol. Cap. LXI.

Bl. 275. „Er suchet vnd findet einen Strang, daran ward er gehenget, vnd wiewol jm solches die Mutter offt verkündiget, vnd wahrgesaget, auch mit jm zum Galgen nachfolgete, jammerte sie jr Blut vnd Fleisch bitterlich vnd sehr, ward vnter dem Galgen mit dem Sacrament berichtet, fiel vmb vnd starb, vnd mit der Kirchen vnd Schulen zum Kirchoff Christlich beschicket, den Son hat man auch nicht vber zwo stunden lassen hangen, sondern abgenomen vnd vnter den Galgen begraben. Diese Historia hab ich von D. Meldlero [lies Medlero] vnd Paulo Rephun gehöret, aber wo sie ist geschehen, kan ich sie nicht eigentlich nachsagen, Wiewol mich bedünckt, sie ist zum Hoff oder zur Naumburgk also ergangen.“

Bl. 280. „In Franckreich zu Orliens, saget ein Frantzösischer Trabant am Fürstenhoffe zu Sachsen, hat sich mit seinem Vater vnd seinem Bruder ein solches zugetragen: Der Vater wolte nicht Wein lesen, der Son gieng in den Bergk, mit Butten vnd mit Arbeitern, schnidte Trauben, vnd keltert Most, vnd ließ den Vater zörnen vnd brommen wie fast er mochte. Am abend sprach der Vater: Wie das du nach deinem willen, vnd nicht nach meinem lebest? GOTT wird dich straffen. Der Son sprach: Hette ich heute nicht Beere gepresset, du würdest auff das Fest keinen Most zu sauffen haben. Wolan sprach der Vater, in GOTTES Namen, es ist geschehen, Aber GOTT gebe, das du nicht erlebest, das ich von

deinem Most trincke. Wie, saget der Son, sol ich darumb sterben? das müste nicht sein, zog seinen Dolchen, vnd erstach den Vater in der stuben, Der Mörder ward gefangen, vnd mit dem Vater in ein Grab begraben. Solle im ersten Zuge geschehen sein, da Johan Wilhelm etc. seliger gedechtnis, dem Frantzosen Reuter vnd Volck zuführete."

Bl. 280'. „Die Söne wurden beyde aussetzig, vnd verstossen. Vnd ich habe gehöret, als sie in einer nacht vnter einem Dach gelegen, sollen sie die Hunde zerrissen, vnd das fleisch heraus vor das Thor bey dem Rabenstein, vnd vnter den Galgen geschleppet haben. Camerarius recitauit, Anno 1549."

Bl. 281. „IN dem Büchlein der weisen Meister, schreibet der Dichter, Das ein Römischer Fürst seinen Son hat sieben mal zum tode vnd Galgen führen lassen, ward aber so offt loß geredet vnd entschüldiget, vnd bleib bey seinem leben . . . . ."

Bl. 282. „An der Sahle, hatte auch eine Stieffmutter jhre Stiefftochter hinaus an das wasser gesendet, da wüschten die zwene bestelten vnd gedingten Schelmen von der Stieffmutter herfür, vnd wolten das Megdlein erwürgen, vnd darnach in die Sahl werffen...... Es gedenckts D. Conradus Hertz, Pfarherr zu Cunitz."

Bl. 286. „Liebstedt, ist ein Deutscher Hoff in Düringen, daselbst hat ein verretherischer vnd vndanckbarer Küster, seinen Pfarrer, Ern Cyriacus Brandt...auch also abgedancket vnd abgelohnet...... Der Mörder kam dauon, vnd wie ich von seinen Kindern, Herman, Brosius, vnd Johan Brandt, jtem Knoblauchen dem Weymarischen Hofebecken gehöret, solle er im Lande zu Francken, nahe bey Schweinfurt, in einem Schneegraben sein tod funden, sein pantsch auffgerissen, vnd jm lunge vnd leber sind heraus gefressen gewest."

Bl. 295'. „Zu Rassenburgk, Nicht ferr von Weymar, hatte George Weyse, einer vom Adel, vnd ein wol versuchter Kriegsmann, seinen Sitz vnd Wohnunge, vnd wiewol er der Kriegsfahnen nachzoge, hat doch sein Ersamer vnd gezwiefachter Ehegemahel, wie ichs von Ern Niclas Cap. zu Weymar one gefehrde vor zwentzig jaren gehöret, denn Genus supplitij hab ich selbst gesehen, vnd den armen Menschen zum seligen absterben helffen (nach der Weymarischen Kirchen befehlen) vnterrichten, die gantze Haußsorge fursichtiglich, in jhres Junckern abwesen, getragen, vnd alles heußlich abgewartet, Vnd wie man in der Haußhalt pfleget, hatte sie viel Flachß gesponnen, vnd das garn zu einem Leynweber N. Bauch, zu verwircken gesendet, Da nun die Leynwad fertig, sendet der Bürger mit dem Sone dieselbe der Edelfrawen, vnd fordert seinen Lohn. Die Fraw sprach: Andres, du jrrest in der rechnunge, gehe vnd rechne mit deinem Vater, vnd komme wider, dir sol deine arbeit verlohnet, vnd

ein gut Trinckgeld darzu werden. Andres gienge hin zum Vater, vnd saget jm, daran fehle es. Der Vater sprach: Gehe, vnd lasse dir geben, wie ichs gerechnet habe, wil sie dir also viel nicht geben, so hawe jr die Barte in den halß, vnd triff die Vindacha. Er gienge also hin, die Fraw sprach wie vor, da hiebe sie der elende Schalck, mit seiner heckischen Barten, zum Haubt hinein, das sie vmbfiel vnd starb im augenblick. Er wolte nach der That die Vindacha einnemen, vnd dauon lauffen aber der wegk ward jm verhawen . . . . . "

Bl. 314'. „Es müssen heute die Deutschen Fürsten, Grauen vnd Edelleute, mit jren Püchssen platzen, vnd jre Stechschwerdter glentzen vnd schimmern lassen, Darumb zeuhet man zu den Frantzhosen, zur [zu] der Pestilentz, vnd zu S. Veltens Leiden, Holet vnd verdienet Kronen, das daheime am Tische vnd am Fewerherde, Weib vnd Kind, weder zu nagen noch zu beissen haben, Vnd ersame Frawen, vom Stam vnd Geschlechte hoch geborn so erbermlich leben, das dem der es sihet, sein Hertz im Leibe brechen vnd krachen möchte. Solches bedencken die Blutamseln nicht, so wehren auch die Fürsten nicht, lassen die Edelleut aus jrem Fürstenthumb den Frantzhosen vnd S. Veltens wunden, dem Duca von Alba vber 100. Meilen nachziehen, vnd bleibet daheime in Düringen, vnd in Sachssen, in Meissen, vnd in Hessen, die Küche kalt, der Keller wüst, der Bodem lehr, Vnd wenn ein Deutscher Printz oder Duca, die Frantzhosen Fresser, zu eigener Landes not bedürfftig, ist keiner verhanden, Vnd sprechen darzu: Was machen wir bey vnserm Fürsten, er ist kein Kriegesmann, er sitzet wie ein Pfeiffer, der den Tantzreien nicht recht gemacht hat. Warumb solte der Herr solcher verwegte vnd Landflüchtige Bösewichter, nicht lassen an Frantzhosen sterben, erfrieren, erhungern, erstechen vnd daheim in jren Landen, Herrschafften, vnd Emptern, dahin rappen, vnd lassen verschwinden, grosse vnd mechtige Ströme, das ist, Reichthumb, Gewalt, Macht vnd Ehre, eintrocknen, vnd wenn sie aus dem Frantzhosen Lande widerkommen, so bringen sie zwene oder drey Frantzhosen Esel, mit Kronen oder Frantzhosen beladen, das ist, mit vnschüldigem Blut eingenetzet vnd betauchet, vnd einen Frantzhosen Koch, oder Kretzigen, Frantzhösischen Fiedler vnd Pfeiffer, vnd sie etwa vmb 100. oder 1000. Gülden willen, also viel vnschüldiger Christen erstochen, vnd ermordet, vnd die Frantzhosen, Hellisch Fewer vnd Pestilentz, Hunger vnd armuth, Verachtung vnd Spot, gewonnen vnd dauon gebracht haben."

Bl. 319. „Vnd das Poëtische wort, der Edlen Königin N. zu jrem Ritter Ponto, ist nicht zu verwerffen, denn sie sprach zu jm: Rüstet vnd wapnet euch, wider die gewaltigen Feinde, vnd wider die Starcken, mit macht, stercke, vnd mit wehre. Aber den schwachen vnd kleinen Feind, vnd vornemlich nach Catonis Lere, Exigui corporis hostem, solt jr nicht verachten, Denn

Der mit dem Schwerd nicht kan stechen,
Vnd mit dem Speer durchbrechen,
Ist lahm vnd höckricht, keucht vnd hinckt,
Der ist mit klugem anschlag schwind."

Bl. 319′ f. „Galmien, Ein Schottlender (begreifft die gedichte vnd Poetische Historia) hatte eine liebe vnd trewe Freundin, die ward von einem ehrlosen Verrether, in abwesen Galmien, vmb jhre ehre angesonnen, vnd hat das ehrliche Weib der Schelm mit glatten vnd guten worten zu seinem sündlichen willen brauchen, vnd vnehren wollen, Solchs versaget die redliche Fraw dem vnzüchtigen Vnflat . . . . . ."

Bl. 328′ f. „Pyramus (Ist eine Poetische vnd gedichte Historia, die man im 4. Buch Ouidij Metamorph. beschrieben, vnd dauon vnter den Deutschen ein kleglich vnd trawrig Liedlein gesungen wird) liebet die edle Jungfraw Thysbe, vnd vermochte mit jr von seiner liebe, auch sie nicht mit jm von jrer, vmb grosser hutt vnd wacht willen, zu reden komen . . . . . ."

Vgl. das Ambraser Liederbuch vom Jahre 1582. Hggb. von Joseph Bergmann. Bibl. des Literar. Vereins XII. Stuttgart, 1845 S. XII und 363—367: „KUnd ich von hertzen singen ein hübsche tageweis von liebe und bittern schmertzen, nun mercket auff mit fleis, wie es eins königs tochter ergieng mit einem jungen graffen." Herr Reinhold Köhler verweist mich auf Uhland, Schriften Bd. 4. S. 92 ff. und Bartsch, Albrecht von Halberstadt und Ovid im MA. S. LX — LXVI und CCL — CCLII.

Bl. 333′. „Man singet auch, vnd lieset in einem deutschen Hofegesange, von der erbarn vnd züchtigen liebe Trinumitatis, eins Edlen Ritters aus der Stewrmarck, vnd der Hochgebornen Jungfrawen Floredebellen, Königin in Denemarck. Diesem Ritter ward die Edle Jungfraw vermahlet, vnd liebten sich bestendig, Doch ward der Ritter, da er in einem Frantzösischen Zuge, von einer Frantzösischen Huren angefochten vnd betrogen . . . . . ."

Vgl. Goedeke, Grundriss Bd. 1. S. 230 Nr. 6. Ambraser Liederbuch S. 309 — 322. „O reicher Gott im höchsten saal, hilff mir probieren maß vnd zahl".

Bl. 334. „An einem ort lebt eine hübsche vnd seuberliche Jungfraw, die suchten vnd begerten viel ehrliche Knaben, vnd wolten mit jr Ehelich zu hauß sitzen, vnd züchtig leben, welchem sie von Gott bescheret, vnd von jren Freunden gegönnet were, Aber sie verschmehet sie alle, vnd wagts zu letzt mit einem alten Pfaffen, der hatte viel Goldgülden, vnd Friderichsthaler. Solchs höret Lutherus

recitiren, vnd sprach: O wehe, Regina das geld, hat Reginam die Jungfraw vberwunden. Drumb singet man:

Der Knab stund an der wende,
Vnd hört der red ein ende,
Hilff mir Herr Christ vom Himmel hoch,
Zu welcher sol ich mich wenden?

Wend ich mich zu der Reichen,
So weint die Seuberleiche,
Ich wil die Reiche fahren lan,
Wil nemen die Ehrenreiche.

Wenn nun das geld zerrinnet,
Alle lieb vnd frewd verschwindet,
Die seuberlich, die from, vnd fein,
Meim hertzen viel lust bringet.

Es schmollt vnd zannt die Reiche,
Spricht ich sey nicht jrs gleiche,
Ich acht kein Geld, darzu kein Gut,
Ich frey nach meines gleichen.

Vgl. Bütner-Steinhart Bl. 231′ f. Ambraser Liederbuch S. 46—48. „ES giengen sich aus zwo gespiele." Uhland, Volkslieder 1, 1 S. 260—263. Eine niederländische Fassung im Weimarischen Jahrbuch. Bd. 1. S. 116 f.

Bl. 336. „Recitauit Johan Voit Pastor et Sup. zum Eckartsberge."

Bl. 337′. „Hubertus Hertzog in Beyern. Ich habs von Georgen Taschen S.[eliger] G.[edächtniss] (vgl. Bl. 417′. „Dominus Georgius Tassius commemorauit") etliche mal gehöret, Auch wers lesen wil, der thue auff das Cronicon Auentini [Buch III, Bl. 276 der deutsch. Ausgabe Fkf. 1580. fol.], er wirds also finden. In einem Dorff Teigen, im Land zu Beyern, war ein Storchen Nest auff einem Hause .... Der Storch (das Menlein) flog offt abe, vnd bleib die Störchin vber den Eyern, Es fand sich aber ein ander Storch . . . vnd bekündet sich mit der Störchin ....."

Vgl. Bütner-Steinhart Bl. 237′.

Bl. 339 f. „Frawen art vnd sitten ....

So wird im Hause friede sein,
Wenn Mann vnd Weib ist nicht daheim,
Denn dis sol sein der Frawen art,
Doch aller nicht, es wer zu hart,

Stoltz seind die Frawen in gemein,
Auch sollen sie rachgierig sein,
Kein Recht nicht achten, kein Gesetz,
Kenst du kein Weib, ein mal sie letz,
Erzörne sie einmal, vnd ein,
Sie machet dir das Land zu klein,
. . . .
Wer mehr hieuon wil sein bericht,
Der lese S. Mantuan gdicht,
Ich sag nicht mehr, vnd fürcht der haut,
Vor bösen Frawen mir sehr grawt, etc."

Bl. 341′ f. „Graffe Babo. Diese lustige vnd liebliche Historia von Babone, einem Graffen von Scheyern, stehet lustig vnd fein auff einem Brieffe abgemahlet, Sie ist aber geschehen, bey Heinrico dem Gottfürchtigen oder dem heiligen, wie angezeiget wird: Graffe Babo hat von zweyen Eheweibern bekommen vnd gezeuget, 32. Söne vnd 8. Töchter . . . . Zu diesem Babone sprach Heinricus: Rüste dich mit kleiner Gesellschafft, vnd kom auff den Tag N. mit mir in einen Forst jagen vnd hetzen zu reitten. Also kleidet der Graffe die 32. jungen Graffen seine Söne, gab jedem einen Knecht, vnd sasse er auff mit einem, vnd reitt mit 66. Pferden nach Regenspurg . . . . . . Solche Historia, wenn sie ist bey dem Keyser Heinrichen geschehen, der die zwölff Thurnirartickel gefasset, vnd gestellet, mag sie bey 60. [600.] jaren alt sein etc."

Vgl. Bütner-Steinhart Bl. 244′ und dessen zahlreiche Citate.

Bl. 345. „Ein gut vnd listig Megdlein, welchs der Sathan, vnd der furwitz anfachte, bate die Mutter, das sie jr vergönnete, jre bettstat zu verendern, vnd an das Gartenfenster zu stellen, so köndte sie den kühlen lufft haben, vnd am morgen hören die Vöglein singen, vnd frölich sein. Die Mutter sagts dem Vater, der wolts nicht zugeben. Ey sprach die Mutter, was bedencket jr darinnen? last sie jr Bettlein setzen, wo jr sinn hin ist, Was sol jr solchs schaden? Also betteten sie an das Gartenfenster, In der ersten nacht aber, klettert

Ein Zaunkönig zum fenster hinein,
Vnd sang dem Megdlein süß vnd fein,
Darnach sie schlieffen beyde ein,
Das sie erschnapt der Sonnenschein,
Vnd stund das Megdlein langsam auff,
Der Vater marckt den Bubenkauff,
. . . ."

Bl. 347. „Klage eines alten Ehemannes.

Sechs jar, vnd funfftzig jar darzu,
Ich haußgehalten hab, on rhu,
Mich plagt die Magd, darnach der Knecht,
Ich thue mein Kindern nirgend recht,
Heut stirbt ein Kuh, darnach ein Rind,
Darnach ein ander vnrath kömpt,
Den Wein das Wetter mir verderbt,
Die Ackerfrücht der Mehltaw sterbt,
Das Hauß fellt ein, die Küche kracht,
Wenn ich ein loch hab zugemacht,
So brechen zehen wider auff,
. . . .“

Bl. 350. „Von einem Römischen Graffen wird auch eine liebliche Geschicht gelesen vnd gesungen. Der Graffe hatte ein Weib, die wunder schön, züchtig vnd from, wiewol er sie auch von Hertzen liebet, vnd mit hohen Ehren versorget, stund doch sein Gemüth frembde Land zu schawen, vnd wunder zu erfahren, zog derhalben mit vnwille seiner lieben Frawen, vber Meer zum heiligen Grabe, reisete auff vnd ab, vnd ward vom Türckischen Keiser gefangen . . . . . .“

Vgl. Bütner-Steinhart Bl. 259′—262. „Diese Geschicht ist wie wol etwas weitleufftiger, vñ mit mehr vmbstenden, in folgendes Lied gefasset, vnd vor acht Jaren auffs newe gedruckt worden, das haben wir auch vmb der Jugend willen, die da gerne singet, hieher setzen wollen. Ein schön newe Lied von dem Grafen von Rom, Im 1579. Jar zu Erffurd durch Johan Beck gedruckt. Ich verkündige euch newe mehre“ u. s. w. Ambraser Liederbuch S. 282—289 mit den daselbst gegebenen Nachweisungen. Dsgl. Adelb. von Kellers Erzählungen aus altdeutschen Handschriften. Stuttg. 1855. S. 168—172 mit dessen reichen Nachweisungen.

Bl. 353′. „Im Stifft Magdeburg (höret man singen vnd sagen) wolt vor andacht ein Thumbherr, eines Bildschnitzern Frewlein anbeten, dem gab sie jre gunst, wenn er 300. Gülden mitbrechte. Er kam, die Fraw nam das Gelt, vnd trugs an einen ort, vnd lieffe zum Pfaffen in die Stube, weinet vnd warff jren Schleiher an die Erde, fluchte, vnd sprach: Der Teufel zerstöret vnsere frewde, mein Mann kömpt jtzt gegangen, verstecket euch in den Winckel vnter die Heiligen, wenn er wider hinaus ist, so leben vnd thun wir, was vns lüstet. Dem Pfaffen grawet, vnd wolt jm der Pos nicht gefallen. Kroch in einen finstern winckel, vnd verbarg sich,

wie er wuste. Der Bildschnitzer fragt: Ist der Pfaff verhanden, vnd hastu Gelt bekommen? Ja sprach die Fraw, das Gelt ligt in der Laden, aber der Pfaff stehet dort in einer ecken. Der Bildschnitzer nam ein Beile, vnd that als wolt er arbeiten, vnd verzog lange. Sihe, da must der Pfaff husten, vnd aus der ecken sich verrathen. Der Mahler sprach: Beneueneritis Domine, wolt jr dauon vnd ewer Leben behalten, so wil ich auch 300. Gülden von euch haben, wie jr meiner Frawen gegeben habt. Der Pfaff bracht dem Mahler auch so viel, vnd blieben die dinge heimlich, das niemand denn gantz Deutschland dauon singt vnd sagt."

Vgl. Liebrecht in Pfeiffers Germania Bd. 1. S. 270. Adelb. v. Keller, Erzählungen aus altd. Hdss. S. 173—176. Fastnachtspiele 3, 1180 „Der moler zu wierczpurgk".

Bl. 353′ f. „Dem Cardinale zu Lotheringen ist ein frewdiger Schwanck begegnet, vnd (wie man aus dem ersten Dialogo Eusebij Philadelphi [d. i. Theod. Bezae], Anno 1574. zu Idenburg in Schottenland gedruckt Lateinisch) zu gestanden*. Dieser Cardinal sol von hohem Stamme vndwirdigem Geschlecht in Franckreich geboren, vnd in der Kunst Amandi, zu bulen vnd zu lieben, in Europa der beste M. vnd Doct. sein. Der Bapst liesse einen künstlichen Mahler, Michaeln Engeln, eine Künstliche Tafel mahlen, vnd darein mit Golt vnd Silber, das Jungfrewliche Bild Marie mit jrem lieben Kindlein . . . . . ."

Bl. 354′. „Was sol vnd was mag man guts von den Frantzosen schreiben, dieweil sie nicht gut sein, vnd in aller welt vbel riechen vnd stincken? Vor wenig Jahren, haben die Mönche in einem Barfusser Closter, eine erbare Fraw eingesperret, vnd etliche monden vber Weiblich vermögen vnd kreffte, genötigt vnd gemartert, darnach erwürgeten sie sie in der Kirchen, vnd man findet nicht, wo sie mit dem todten Cörper hinkommen, Doch ist die schande vnd der Mord verrathen, das Closter in einen hauffen geschleiffet, vnd verbrennet, aber die Mönche, hat man vor das Closter erhenget, vnd jre Keuscheit jederman vor die augen gestellet. Diese Geschicht ist in einem Gemelde auff einen Brieff gebracht, vnd in Deutschlanden feil getragen worden.

Vgl. Bütner-Steinhart Bl. 267 (Hondorff fol. 309 b. Manl. lib. 2. pag. 293).

Bl. 363. „Dauon ward (wie das Deutsche Liedlein von vnbestendigen Meiden singet) die Flanderische Hure Hemichtilden müde vnd vberdrüssig, brewet ein Syrüplein, vnd schüttets jm in den Rachen, das er stürbe."

Vgl. Ambraser Liederbuch S. 76 f. „MEin feins lieb

* Vgl. Dialogi ab Evsebio Philadelpho compositi. Edimburgi, ex typogr. Jacobi Jamaei, 1574. 8. S. 8—10.

ist von Flandern, und hat einen wankeln mut, Sie gibt einen umb den anderen, das thut die leng nit gut".

Ebd. „D. Steinhöfer Naumb. recitauit ac locum designauit, quem ego non obseruavi."

Bl. [illegible] „Allhier hette ich wol vrsache von den Pluderhosen [illegible], weil es so ein vnnütz Teuflich vnd schendlich ding ist, das [illegible] die [illegible] so es machten vnd die es trügen, billich solten [illegible] werden. Weil aber Bücher vnd Lieder derhalben im Drucke ausgegangen, ob gleich wol die Obrigkeit hierüber solchs [illegible] abschafft, kan ich auch weitter darzu nichts thun, denn das [illegible] wil erinnert haben."

Bl. 368. „Man findet vmb die Stad Eisleben, einen vngelarten [illegible], vnd stoltzen Sternzeler, der schreibet ein Büchlein, wenn man Aderlassen, vnd den Acker mit Samen begatten solle, Dieser ist so vermessen, stoltz, prechtig, hoffertig vnd gelart, das jn des Müllers Eselein vnd des Baders Strohütlein anlachet."

Bl. 370. „Solche Weinpoeten sind in Germania gewest, Eobanus Hessus, Johann Stigelius, der kondte potus, wenn er gezecht vnd reuschig, wie Ouidius, sonst nichts reden noch sagen, denn reine vnd saubere Verslein, Quidquid conabar dicere versus."

Bl. 375'. „Zu Leiptzig ist auch ein reicher Bürger gewest, vnd des Silbers so viel in seiner hand gebraucht, das man dauon gantz Meissen hette vnterhalten, vnd ernehren können, Aber wie ich vom alten Wölner, vnd Herrn Gregorio Pontano gehöret, Fraget derselbe reiche Bürger sein Gesinde: Ist die newe Lade, oder der newe Kaste schier voll gemüntzter Taler? Ist er nicht voll, so last vns sorgen, vnd samlen, das er voll werde . . . . ."

Ebd. „Ein deutscher Schweitzer hat Diogenis vitam, & Philosophiam, (wie ichs hab angesehen) aus den Apophteg. Eras.[mi] in Schweitzerisch deutsch, transferiret, vnd schreibet von jm also: Diogenem fordert ein geitziger Fraß, vnd vnersettlicher Wanst, mit jm zu essen. Diogenes sprach: Du darffst vnd kanst mich nicht laden, mit dir zu essen, denn ich wil zu dir nicht kommen . . . . ."

Bl. 381. „Ich habe mit D. Fincelio, von wegen dieses Wunders selbst geredt, denn er schreibet, es solle sich mit einer Edlen Frawen begeben. Aber ich, von einer reichen geitzigen Bewerin, sagen vnd recitiren hören. Ein armer Taglöhner hatte kleine Kindlein, vnd bate eine reiche Bewrin, jm einen Scheffel korn zu getrawen, vnd vor zusetzen, Die Rülckin sprach: Hastu geld, so hab ich korn? Der Arme brachte das Geld bis auff einen groschen zusammen, Die vnchristliche Hündin versagte jm den einigen groschen zu borgen . . . . ."

Bl. 383'. „Zu Erffurd hat sich ein verzweiffelter Bößwicht, wie ich von Vito, einem Canonico im Stifft Beatae virginis, berichtet, (denn er hatte ein wenig Geld verloren) in dem Thurm, vber die

grosse Glocke (etliche haben mir gesagt, hinein in die grosse Glocke) gehenget, Den Schelm hat man abgeworffen, vnd freilich, wie man pfleget, auff seinen sonderlichen Kirchhoff begraben, Oder im fewer verbrennet."

Bl. 387'. „Von Herr Appeln zu Gellingen . . . werden mancherley Historien gesagt vnd gesungen . . . . Schüttesame ist auch ein solcher Gast . . . ."

Vgl. Uhland, Volkslieder 1, 1. S. 341 ff. u. 345 ff.

Bl. 394. „Solchs lieset man in einem Apologo, der von Claudio Tyberio, welcher nicht gerne seine Empter vnd Herrschafften verwechßlet, vnd mit newen Personen verenderte, solle seinen vrsprung gebracht haben. Ein Bettler voller Schwären vnd Plattern sasse an der Strassen, vnd hatten sich viel Mücken vnd Fliegen zu jm gesamlet, vnd aus seinen Schweren vnd Wunden sich voll gesogen, vnd den armen Menschen sehr geplaget, Solches jammert einen Vorgenger, vnd wolte dem Armen die Fliegen wegjagen vnd wegschewen, Aber der Bettler sprach: Schone mein Freund, vnd spare deinen dienst, vnd lass die Fliegen jmmerdar nagen vnd stechen, sie machen mir nicht sondere pein noch schmertzen, denn sie sind nicht hungerig, noch geitzig, wie die andern, die, wenn du diese wegschmeissest, auff mich fallen, vnd jemmerlich vnd mit schmertzen mich stechen, vnd anfechten würden.

Damit versteh, vnd recht vernim,
Also steht vntrewr Schösser sinn,
Die setzt man auff ein Ampt vnd Dienst,
Die sehen dann auff jren gewinst,
. . . ."

Vgl. Bütner-Steinhart Bl. 315' und die Citate daselbst: „Teyl 3. Luth. fol. 202. b. 2. Teyl 6. fol. 614. a. Jacob Aenet. in Psal. 14. pag. 130. Similis apolog. extat in Tom. 6. Luth. fol. 725. a. Tischred. Luth. Teyl 2. fol. 282. a." Zincgref Apophth. 1626. S. 317 f.

Bl. 403. „Fraw Isald, sagt das Poetische gedichte, hatte etliche jar mit König Tristranten vnzüchtig gelebt . . . . ."

Bl. 411. „BEn Schlomo, ist ein Jüdischer Name, vnd heist auff deutsch ein Son des Friedens. Dieser Ben Schlomo, hat zu Praga vnter den Jüden das Gesetz Mose, vnd das Jüdische Talmud profitiret, Auch that er einem Kauffman fünffhundert gülden [leihen], auff einen gewissen tag wider zu erlegen, oder jm ein pfund fleisch, wo er fehlete vnd die zeit nicht inhielte, lassen aus seiner seiten zu schneiden. Der Kauffman willigte, vnd also brachte er dem Jüden, drey tage nach angestimpter zeit, die geliehenen fünffhundert gülden wider in sein hauß. Der Jüde sprach: Ich neme das geld nicht, du must mir ein pfund fleisch aus deiner seiten, wie du dann angelobt,

geben. Dem Kauffman gefiel des Jüdens begierde vnd verlangen nicht, nach seinem fleische, vnd kamen mit einander vor die Richter, Der Jüde wolt stracks des Christen fleisch, vnd kein geld haben. Man lase die verschreibung, vnd ward funden, Ein pfund fleisch aus meiner seiten, wo ich mit der bezalunge den Jüden seume vnd auffziehe. Darzu fande das Gericht ein Vrtheil, vnd sprach: Wolan Jüde, vnser Bürger solle dir aus seiner seiten ein pfund fleisch geben, Sihe aber, vnd fehle nicht, dann schneidest du zu viel, oder zu wenig, soltu mit fewer verbrennet werden. Der Jüde durffte jm nicht getrawen, vnd muste das geld auch fahren lassen.

Dann wer der Birnen wil zu viel,
Billich wird dem dauon der stiel."

Vgl. Ambraser Liederbuch S. 167—170.

Bl. 418'. „Als D. Medler zur Naumburgk gepredigt, haben die Bürger Christliche lust vnd begierde gehabt, arme hungerige Schüler zu speisen, vnd an jren Tischen zu nehren, Wie man aber jtzt speiset, vnd austheilet, habe ich vergessen zu schreiben."

Hierzu füge ich schliesslich noch einige Stellen aus der „Dialectica".

§ 52. „Was ist ein selbst gewachsener Roland? Er ist ein grosser Goliath, ex quantitate, oder aus dem zale vnd masse Register, der hat ein gros Schwerdt, vnnd einen grossen Kopff, das ist mit einem Sperlings heublein bedecket, Diese rede hat vier stücke, nemlich, ein grosser Mann, ein gros Schwerdt, ein grosser Kopff, vnd auff dem Kopffe einen Sperlings treudel. Diese definition, gehöret in die Rhetorica, die da aus, vnd von schönen Blumen liebliche Krentzlein machet, vnd Frewdepüschlein zusammen bindet."

§ 79 IIII. „Also disputieret der Sophist, oder ein Verfürer, das er bewehre diese rede: Die stoltzen Kernirer Studenten, seind die Gelertesten im Lande. Bar Wer im lande die reichste Pfarre hat, der ist der gelerteste Pfarherr. ba Viel stoltze Kernirer Studenten haben die reichsten Pfarren. ra Darumb, sind die stoltzen Kernirer Studenten die gelertesten, etc."

§ 83 XXVIII. „fallet nicht mit der Kernirers kunst in den dreck, sonst würdet jr ewre schöne Schaube verunreinigen."

Kernirer bedeutet Sack. Epitome Bl. 296'. „keuffet zwene Köpffe von Kelbern, vnd fasset sie in seinen gestrickten Kernirer . . . . . . sehet, dieser tregt in seinem Netze zwene Menschen köpffe." Bl. 318'. „Xerxes schicket den Griechen einen Sack mit Mahen, vnd sprach: Mit so viel Kriegsheubtern wil ich euch angreiffen, als jr in diesem Kernirer Mahen Körnlein zelen köndtet." Bl. 337.

J. A. Cramers Ode auf Leipzig.

Von

Gustav Wustmann.

Im Jahre 1787 erschien in einem stattlichen Separatdruck in Quart eine Ode: „Über Leipzig. An den Herrn Geheimen kriegsrath Müller von Johann Andreas Cramer, Canzler der Universität Kiel. Leipzig, aus der Breitkopfischen Buchdruckerey."

Goedeke, der in den „Elf Büchern Deutscher Dichtung" (I, 568) und im „Grundriss" (II, 576) die besonderen Drucke von Cramers Oden auf Luther (Kopenhagen 1771) und auf Melanchthon (Lübeck 1772) anführt, kennt diese Ode auf Leipzig nicht. Da sie in Cramers „Sämmtlichen Gedichten", welche 1782—1783 in 3 Bänden bei Breitkopf erschienen, sich noch nicht findet, so ist anzunehmen, dass sie erst 1787 entstanden ist. Ob sie in die „Hinterlassenen Gedichte" (= C. F. Cramers menschliches Leben St. 4—6), die nach J. A. Cramers Tode († d. 12. Juni 1788 in Kiel) sein Sohn 1791 ebenfalls bei Breitkopf herausgab, aufgenommen ist, kann ich nicht angeben. Weder die Universitätsbibliothek noch die Stadtbibliothek in Leipzig, weder die Dresdner Bibliothek noch auch die Buchhandlung von Breitkopf & Härtel besitzt ein Exemplar dieser „Hinterlassenen Gedichte". Die Ode lautet:

Immer breitet er noch, zu meines Vaterlands Ehre,
　　　(Ewig wird er es seyn!)
Seine Schatten umher, der Baum des Segens, als wäre
　　　Er noch ein Jüngling im Hayn.

Nicht hochprangend; allein, gleich Einem aus Edens Gefilden,
　　　Reizt sein lachendes Grün;
Stolzer kann die Natur viel Bäum' und grausender bilden,
　　　Lieblicher keinen, als ihn.

Lange durchsäuselten ihn die Hauche lispelnder Weste;
Doch, von Misgunst entbrannt,
Rauschte der feindliche Sturm durch seine bebenden Aeste
Tief an die Wurzeln — er stand!

Tief im Sturme gebeugt, doch nicht entwurzelt vom Wetter;
Vieler Plünderer Raub
Stand und schoss er, entblösst fast aller ihn schmückenden Blätter,
Neues, weitschattendes Laub;

Dass der Wanderer staunt, von Dornenwegen ermattet,
Und, erquicket durch ihn,
Denkt und ruft: er ist so herrlich! wie lieblich umschattet
Mich sein erneuertes Grün.

Früchte locken den Fleiss an vollen hangenden Zweigen,
Glück und Ueberfluss sind
Seine Früchte. Wie sie den Sammlern entgegen sich neigen;
Wer sie nur sammlet, gewinnt.

Hier vereinigen sich die Töchter des Lichtes, und streuen
Mit gefälliger Wahl
Ihre Strahlen — dass auch sich ferne Völker dess freuen —
Ueber sein friedliches Thal.

O das reizende Thal, diess Tempe verschönernder Künste,
Ihr Elysium, reich
Durch der Geschäftigkeit Hand, durch ihres Gewerbes Gewinste
Dir, Athenäon, so gleich!

Hier, Germanien, sang dein Liebling, dein Gellert, der Gute,
Hier, der mehr als Homer
Dir ist, Klopstock, zuerst, der mit miltonischem Muthe
Flog zu der Cherubim Heer.

Heil euch, Pfleger des Thals, des Baumes voll Schatten und Früchte,
Patriotisch bemüht,
Dass kein feindlicher Sturm den Baum des Segens zernichte,
Der schon Jahrhunderte blüht!

Einer der Pfleger bist Du; mit jedem erwachenden Morgen
Freun voll Dankbarkeit sich
Deiner der Baum und das Thal, und Deiner so zärtlichen Sorgen,
Täglich verschönert durch Dich.

Schwesterlich leitete Dich die Muse, im Lenze der Jugend,
Zu des Schönen Gefühl,
Vom Gefühle zur That, zur vaterländischen Tugend,
Deiner Begeisterung Ziel.

Dich, Geliebter, Dich wird der Nachwelt Eichenlaub krönen,
Ihrer Liebe Beweis,
Und Deines Eifers für sie, und Deiner Liebe des Schönen
Lauter und ewiger Preis!

Das Verständniss des Gedichtes bietet im wesentlichen keine Schwierigkeit. Leipzig wird zunächst mit einem schönen, früchtereichen und schattenspendenden Baume verglichen, dann die Bedeutung der Stadt für Wissenschaft, Kunst und Gewerbfleiss in den üblichen antikisierenden Bildern gefeiert, und endlich der damalige Bürgermeister Leipzigs, Carl Wilhelm Müller, an den die Ode gerichtet ist, wegen seiner Verdienste um die Stadt gepriesen. Dunkel bleibt nur die mehrmalige Erwähnung (vgl. Strophe 3, 4 und 10) eines „feindlichen Sturmes", der „von Misgunst entbrannt" die Aeste des Baumes durchrauscht und ihn zu entwurzeln gedroht habe, und, was wol dasselbe nur mit anderem Bilde sagen soll, der „vielen Plünderer", die den Baum seines Blätterschmuckes beraubt haben. Hierbei etwa an die mannigfachen Kriegsdrangsale zu denken, die Leipzig im 16. und 17. Jahrhundert erdulden musste, verbietet der Zusammenhang gerade in jenen beiden Strophen, in denen der „feindliche Sturm" erwähnt wird: Strophe 3 heisst es, dass den Baum lange Zeit lispelnde Weste durchsäuselt haben, Strophe 10, dass der Baum schon Jahrhunderte blühe. Es kann sich also nur um einen „feindlichen Sturm" handeln, der in der jüngsten Zeit, im Jahre 1787, über Leipzig hinwegbrauste, ja es wird der Gedanke nahe gelegt, dass dieser „feindliche Sturm" am Ende die eigentliche Veranlassung zu Cramers Gedicht war. Ist aber diese Vermuthung richtig, dann kann unter den „vielen Plünderern", deren treiben der Dichter als erfolglos hinzustellen sucht, unmöglich ein Kriegsheer im offenen Felde zu verstehen sein, sondern nur heimtückische Gegner auf litterarischem Gebiete,

Pamphletisten, Pasquillanten. Und nach diesen braucht man nicht eben weit zu suchen. Leipzig hat am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Menge Spott- und Schmähschriften über sich ergehen lassen müssen*, aber niemals ein niederschmetternderes Pasquill, als das im Jahre 1787 (also in demselben Jahre wie Cramers Ode) erschienene Buch: „Detlev Prasch, Vertraute Briefe über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig. London, bey Dodsley und Compagnie." Der wahre Verfasser dieses Buches, welches für die socialen Zustände Leipzigs am Ende des 18. Jahrhunderts eine wichtige, wenn auch mit Vorsicht zu benutzende Quelle bildet, und welchem selbst der anonyme Verfasser einer Gegenschrift („Kurze Bemerkungen über die Briefe etc. 1787") lediglich den Vorwurf der Uebertreibung, nicht den absoluter Unwahrheit machen kann, war Degenhard Pott; das Buch erschien in Stendal (vgl. Meusel, Gelehrtes Teutschland, 5. Ausg. Bd. 6. S. 162 und Weller, Index pseudon. S. 120).

Ueber allen Zweifel aber erhebt sich die Vermuthung, dass nur auf dieses Buch sich Cramers Ode beziehen und nur durch dieses veranlasst worden sein kann, durch einen Brief Müllers, den dieser im Januar 1787 von Dresden aus, wo er damals auf dem Landtage war, an den Kaufmann F. W. Kreuchauf in Leipzig richtete, an den bekannten Kunstfreund und Sammler, der seit Jahren schon zum Oeserschen Kreise gehörte, und den z. B. der junge Goethe in den Briefen, die er von Frankfurt aus 1768 und 1769 an Oeser richtete, stets an erster Stelle grüssen lässt. Dieser Brief, den die Leipziger Stadtbibliothek verwahrt, lautet folgendermassen:

---

* Wir nennen z. B. Tableau von Leipzig. o. O. 1784. Freye Bemerkungen über Berlin, Leipzig und Prag. o. O. 1785. Freymüthige Gedanken über die wahren Ursachen der häufigen Bankerotte Leipzigs von Ch. F. R****** Hamburg und Leipzig. o. J. (1790). Leipzig im Taumel. o. O. 1799. Leipzig im Profil. Solothurn 1799. Die „Freyen Bemerkungen" sind zum Theil abgeschrieben aus dem „Tableau", beide aber, sowie das zuletzt genannte „Profil", Nachahmungen von dem bekannten Tableau de Paris.

Dresden am 29. Jänner 1787.

Werthgeschäztester Freund.

Dass ich an Sie, und alle wertheste Freunde aus unserm vertraulichen Zirkel, recht oft denke, und oft mich zu Ihnen zurückwünsche, das werden Sie mir ohne viele Versicherungen glauben. Wenn ich diesen Wunsch erfüllt sehen werde, weiss ich izt noch nicht zu bestimmen. Der vorige Landtag fieng sich, wie der itzige, den 7. Jänner an, aber ob er sich auch, wie jener, der keinen langsamen Schritt gieng, den 18. März endigen werde, das getraue ich mich nicht mit Gewisheit zu sagen. An der Verlängerung werde ich wenigstens nicht schuld seyn.

Dass gerade bey der Versammlung der Landstände das unselige Geschmiere über Leipzig erschienen ist, darüber habe ich mich nicht wenig geärgert. Es ist hier seit acht Tagen in aller Händen. Aber wie im menschlichen Leben stets Leid und Freude abwechselt: also erfahre ich das auch in diesem Falle. Denn heute erhalte ich einen Brief von dem Kanzler Cramer in Kiel, in welchen er beyliegende Ode über Leipzig eingeschlossen hat. Er schreibt mir, „dass er sie in den lezten Theil seiner Schriften einrücken lassen wolle.“ Sie ist an mich gerichtet, und er sagt mir darinnen weit mehr schmeichelhaftes, als ich verdiene. Das sehe ich gar wohl ein, und desto weniger sollte ich also einen Einfall mittheilen, den ich gehabt habe. Fänden Sie wohl für gut, Breitkopfen, der Cramers Schriften druckt, vorzuschlagen, dass er diese Ode, in Quart, auf sehr gutes Papier, mit grössern deutschen Lettern, sogleich besonders abdrucken lassen möchte? Sollte das nicht mit jenem Geschmiere gut contrastiren? Ich gebe diesen Einfall ganz Ihrer Prüfung anheim; aber ich bitte aufs inständigste, zu verschweigen, dass ich ihn gehabt habe. Da das Manuscript von meiner Hand ist: so bitte ich, es nicht aus Ihren Händen zu geben, sondern auf allen Fall es copiren zu lassen. Das Original ist von Cramers eigener Hand, und ich kan es Breitkopfen jeden Augenblick vorlegen. — Verzeihen Sie, werthester Freund, dass ich Ihnen mit diesem Ansinnen beschwerlich falle, und entschuldigen Sie mich mit

ist von Flandern, und hat einen wankeln mut, Sie gibt einen umb den anderen, das thut die leng nit gut".

Ebd. „D. Steinhöfer Naumb. recitauit ac locum designauit, quem ego non obseruavi."

Bl. 366. „Allhier hette ich wol vrsache von den Pluderhosen zuschreiben, weil es so ein vnnütz Teuflich vnd schendlich ding ist, das beide die jenigen so es machten vnd die es trügen, billich solten gestrafft werden. Weil aber Bücher vnd Lieder derhalben im Drucke ausgegangen, ob gleich wol die Obrigkeit hierüber solchs nicht abschafft, kan ich auch weitter darzu nichts thun, denn das ichs hiemit wil erinnert haben."

Bl. 368. „Man findet vmb die Stad Eisleben, einen vngelarten Bachandten, vnd stoltzen Sternzeler, der schreibet ein Büchlein, wenn man Aderlassen, vnd den Acker mit Samen begatten solle, Dieser ist so vermessen, stoltz, prechtig, hoffertig vnd gelart, das jn des Müllers Eselein vnd des Baders Strohütlein anlachet."

Bl. 370. „Solche Weinpoeten sind in Germania gewest, Eobanus Hessus, Johann Stigelius, der kondte potus, wenn er gezecht vnd reuschig, wie Ouidius, sonst nichts reden noch sagen, denn reine vnd saubere Verslein, Quidquid conabar dicere versus."

Bl. 375'. „Zu Leiptzig ist auch ein reicher Bürger gewest, vnd des Silbers so viel in seiner hand gebraucht, das man dauon gantz Meissen hette vnterhalten, vnd ernehren können, Aber wie ich vom alten Wölner, vnd Herrn Gregorio Pontano gehöret, Fraget derselbe reiche Bürger sein Gesinde: Ist die newe Lade, oder der newe Kaste schier voll gemüntzter Taler? Ist er nicht voll, so last vns sorgen, vnd samlen, das er voll werde . . . . ."

Ebd. „Ein deutscher Schweitzer hat Diogenis vitam, & Philosophiam, (wie ichs hab angesehen) aus den Apophteg. Eras.[mi] in Schweitzerisch deutsch, transferiret, vnd schreibet von jm also: Diogenem fordert ein geitziger Fraß, vnd vnersettlicher Wanst, mit jm zu essen. Diogenes sprach: Du darffst vnd kanst mich nicht laden, mit dir zu essen, denn ich wil zu dir nicht kommen . . . . ."

Bl. 381. „Ich habe mit D. Fincelio, von wegen dieses Wunders selbst geredt, denn er schreibet, es solle sich mit einer Edlen Frawen begeben. Aber ich, von einer reichen geitzigen Bewerin, sagen vnd recitiren hören. Ein armer Taglöhner hatte kleine Kindlein, vnd bate eine reiche Bewrin, jm einen Scheffel korn zu getrawen, vnd vor zusetzen, Die Rülckin sprach: Hastu geld, so hab ich korn? Der Arme brachte das Geld bis auff einen groschen zusammen, Die vnchristliche Hündin versagte jm den einigen groschen zu borgen . . . . ."

Bl. 383'. „Zu Erffurd hat sich ein verzweiffelter Bößwicht, wie ich von Vito, einem Canonico im Stifft Beatae virginis, berichtet, (denn er hatte ein wenig Geld verloren) in dem Thurm, vber die

grosse Glocke (etliche haben mir gesagt, hinein in die grosse Glocke) gehenget, Den Schelm hat man abgeworffen, vnd freilich, wie man pfleget, auff seinen sonderlichen Kirchhoff begraben, Oder im fewer verbrennet."

Bl. 387'. „Von Herr Appeln zu Gellingen . . . werden mancherley Historien gesagt vnd gesungen . . . . Schüttesame ist auch ein solcher Gast . . . . . ."

Vgl. Uhland, Volkslieder 1, 1. S. 341 ff. u. 345 ff.

Bl. 394. „Solchs lieset man in einem Apologo, der von Claudio Tyberio, welcher nicht gerne seine Empter vnd Herrschafften verwechßlet, vnd mit newen Personen verenderte, solle seinen vrsprung gebracht haben. Ein Bettler voller Schwären vnd Plattern sasse an der Strassen, vnd hatten sich viel Mücken vnd Fliegen zu jm gesamlet, vnd aus seinen Schweren vnd Wunden sich voll gesogen, vnd den armen Menschen sehr geplaget, Solches jammert einen Vorgenger, vnd wolte dem Armen die Fliegen wegjagen vnd wegschewen, Aber der Bettler sprach: Schone mein Freund, vnd spare deinen dienst, vnd lass die Fliegen jmmerdar nagen vnd stechen, sie machen mir nicht sondere pein noch schmertzen, denn sie sind nicht hungerig, noch geitzig, wie die andern, die, wenn du diese wegschmeissest, auff mich fallen, vnd jemmerlich vnd mit schmertzen mich stechen, vnd anfechten würden.

Damit versteh, vnd recht vernim,
Also steht vntrewr Schösser sinn,
Die setzt man auff ein Ampt vnd Dienst,
Die sehen dann auff jren gewinst,
. . . ."

Vgl. Bütner-Steinhart Bl. 315' und die Citate daselbst: „Teyl 3. Luth. fol. 202. b. 2. Teyl 6. fol. 614. a. Jacob Aenet. in Psal. 14. pag. 130. Similis apolog. extat in Tom. 6. Luth. fol. 725. a. Tischred. Luth. Teyl 2. fol. 282. a." Zincgref Apophth. 1626. S. 317 f.

Bl. 403. „Fraw Isald, sagt das Poetische gedichte, hatte etliche jar mit König Tristranten vnzüchtig gelebt . . . . ."

Bl. 411. „BEn Schlomo, ist ein Jüdischer Name, vnd heist auff deutsch ein Son des Friedens. Dieser Ben Schlomo, hat zu Praga vnter den Jüden das Gesetz Mose, vnd das Jüdische Talmud profitiret, Auch that er einem Kauffman fünffhundert gülden [leihen], auff einen gewissen tag wider zu erlegen, oder jm ein pfund fleisch, wo er fehlete vnd die zeit nicht inhielte, lassen aus seiner seiten zu schneiden. Der Kauffman willigte, vnd also brachte er dem Jüden, drey tage nach angestimpter zeit, die geliehenen fünffhundert gülden wider in sein hauß. Der Jüde sprach: Ich neme das geld nicht, du must mir ein pfund fleisch aus deiner seiten, wie du dann angelobt,

geben. Dem Kauffman gefiel des Jüdens begierde vnd verlangen nicht, nach seinem fleische, vnd kamen mit einander vor die Richter, Der Jüde wolt stracks des Christen fleisch, vnd kein geld haben. Man lase die verschreibung, vnd ward funden, Ein pfund fleisch aus meiner seiten, wo ich mit der bezalunge den Jüden seume vnd auffziehe. Darzu fande daß Gericht ein Vrtheil, vnd sprach: Wolan Jüde, vnser Bürger solle dir aus seiner seiten ein pfund fleisch geben, Sihe aber, vnd fehle nicht, dann schneidest du zu viel, oder zu wenig, soltu mit fewer verbrennet werden. Der Jüde durffte jm nicht getrawen, vnd muste das geld auch fahren lassen.

Dann wer der Birnen wil zu viel,
Billich wird dem dauon der stiel."
Vgl. Ambraser Liederbuch S. 167—170.

Bl. 418'. „Als D. Medler zur Naumburgk gepredigt, haben die Bürger Christliche lust vnd begierde gehabt, arme hungerige Schüler zu speisen, vnd an jren Tischen zu nehren, Wie man aber jtzt speiset, vnd austheilet, habe ich vergessen zu schreiben."

Hierzu füge ich schliesslich noch einige Stellen aus der „Dialectica".

§ 52. „Was ist ein selbst gewachsener Roland? Er ist ein grosser Goliath, ex quantitate, oder aus dem zale vnd masse Register, der hat ein gros Schwerdt, vnnd einen grossen Kopff, das ist mit einem Sperlings heublein bedecket, Diese rede hat vier stücke, nemlich, ein grosser Mann, ein gros Schwerdt, ein grosser Kopff, vnd auff dem Kopffe einen Sperlings treudel. Diese definition, gehöret in die Rhetorica, die da aus, vnd von schönen Blumen liebliche Krentzlein machet, vnd Frewdepüschlein zusammen bindet."

§ 79 IIII. „Also disputieret der Sophist, oder ein Verfürer, das er bewehre diese rede: Die stoltzen Kernirer Studenten, seind die Gelertesten im Lande. Bar Wer im lande die reichste Pfarre hat, der ist der gelerteste Pfarherr. ba Viel stoltze Kernirer Studenten haben die reichsten Pfarren. ra Darumb, sind die stoltzen Kernirer Studenten die gelertesten, etc."

§ 83 XXVIII. „fallet nicht mit der Kernirers kunst in den dreck, sonst würdet jr ewre schöne Schaube verunreinigen."

- Kernirer bedeutet Sack. Epitome Bl. 296'. „keuffet zwene Köpffe von Kelbern, vnd fasset sie in seinen gestrickten Kernirer . . . . . . sehet, dieser tregt in seinem Netze zwene Menschen köpffe." Bl. 318'. „Xerxes schicket den Griechen einen Sack mit Mahen, vnd sprach: Mit so viel Kriegsheubtern wil ich euch angreiffen, als jr in diesem Kernirer Mahen Körnlein zelen köndtet." Bl. 337.

J. A. Cramers Ode auf Leipzig.

Von

Gustav Wustmann.

Im Jahre 1787 erschien in einem stattlichen Separatdruck in Quart eine Ode: „Über Leipzig. An den Herrn Geheimen kriegsrath Müller von Johann Andreas Cramer, Canzler der Universität Kiel. Leipzig, aus der Breitkopfischen Buchdruckerey."

Goedeke, der in den „Elf Büchern Deutscher Dichtung" (I, 568) und im „Grundriss" (II, 576) die besonderen Drucke von Cramers Oden auf Luther (Kopenhagen 1771) und auf Melanchthon (Lübeck 1772) anführt, kennt diese Ode auf Leipzig nicht. Da sie in Cramers „Sämmtlichen Gedichten", welche 1782—1783 in 3 Bänden bei Breitkopf erschienen, sich noch nicht findet, so ist anzunehmen, dass sie erst 1787 entstanden ist. Ob sie in die „Hinterlassenen Gedichte" (= C. F. Cramers menschliches Leben St. 4—6), die nach J. A. Cramers Tode († d. 12. Juni 1788 in Kiel) sein Sohn 1791 ebenfalls bei Breitkopf herausgab, aufgenommen ist, kann ich nicht angeben. Weder die Universitätsbibliothek noch die Stadtbibliothek in Leipzig, weder die Dresdner Bibliothek noch auch die Buchhandlung von Breitkopf & Härtel besitzt ein Exemplar dieser „Hinterlassenen Gedichte". Die Ode lautet:

Immer breitet er noch, zu meines Vaterlands Ehre,
(Ewig wird er es seyn!)
Seine Schatten umher, der Baum des Segens, als wäre
Er noch ein Jüngling im Hayn.

Nicht hochprangend; allein, gleich Einem aus Edens Gefilden,
Reizt sein lachendes Grün;
Stolzer kann die Natur viel Bäum' und grausender bilden,
Lieblicher keinen, als ihn.

Lange durchsäuselten ihn die Hauche lispelnder Weste;
Doch, von Misgunst entbrannt,
Rauschte der feindliche Sturm durch seine bebenden Aeste
Tief an die Wurzeln — er stand!

Tief im Sturme gebeugt, doch nicht entwurzelt vom Wetter;
Vieler Plünderer Raub
Stand und schoss er, entblösst fast aller ihn schmückenden Blätter,
Neues, weitschattendes Laub;

Dass der Wanderer staunt, von Dornenwegen ermattet,
Und, erquicket durch ihn,
Denkt und ruft: er ist so herrlich! wie lieblich umschattet
Mich sein erneuertes Grün.

Früchte locken den Fleiss an vollen hangenden Zweigen,
Glück und Ueberfluss sind
Seine Früchte. Wie sie den Sammlern entgegen sich neigen;
Wer sie nur sammlet, gewinnt.

Hier vereinigen sich die Töchter des Lichtes, und streuen
Mit gefälliger Wahl
Ihre Strahlen — dass auch sich ferne Völker dess freuen —
Ueber sein friedliches Thal.

O das reizende Thal, diess Tempe verschönernder Künste,
Ihr Elysium, reich
Durch der Geschäftigkeit Hand, durch ihres Gewerbes Gewinste
Dir, Athenäon, so gleich!

Hier, Germanien, sang dein Liebling, dein Gellert, der Gute,
Hier, der mehr als Homer
Dir ist, Klopstock, zuerst, der mit miltonischem Muthe
Flog zu der Cherubim Heer.

Heil euch, Pfleger des Thals, des Baumes voll Schatten und Früchte,
Patriotisch bemüht,
Dass kein feindlicher Sturm den Baum des Segens zernichte,
Der schon Jahrhunderte blüht!

Einer der Pfleger bist Du; mit jedem erwachenden Morgen
Freun voll Dankbarkeit sich
Deiner der Baum und das Thal, und Deiner so zärtlichen Sorgen,
Täglich verschönert durch Dich.

Schwesterlich leitete Dich die Muse, im Lenze der Jugend,
Zu des Schönen Gefühl,
Vom Gefühle zur That, zur vaterländischen Tugend,
Deiner Begeisterung Ziel.

Dich, Geliebter, Dich wird der Nachwelt Eichenlaub krönen,
Ihrer Liebe Beweis,
Und Deines Eifers für sie, und Deiner Liebe des Schönen
Lauter und ewiger Preis!

Das Verständniss des Gedichtes bietet im wesentlichen keine Schwierigkeit. Leipzig wird zunächst mit einem schönen, früchtereichen und schattenspendenden Baume verglichen, dann die Bedeutung der Stadt für Wissenschaft, Kunst und Gewerbfleiss in den üblichen antikisierenden Bildern gefeiert, und endlich der damalige Bürgermeister Leipzigs, Carl Wilhelm Müller, an den die Ode gerichtet ist, wegen seiner Verdienste um die Stadt gepriesen. Dunkel bleibt nur die mehrmalige Erwähnung (vgl. Strophe 3, 4 und 10) eines „feindlichen Sturmes“, der „von Misgunst entbrannt“ die Aeste des Baumes durchrauscht und ihn zu entwurzeln gedroht habe, und, was wol dasselbe nur mit anderem Bilde sagen soll, der „vielen Plünderer“, die den Baum seines Blätterschmuckes beraubt haben. Hierbei etwa an die mannigfachen Kriegsdrangsale zu denken, die Leipzig im 16. und 17. Jahrhundert erdulden musste, verbietet der Zusammenhang gerade in jenen beiden Strophen, in denen der „feindliche Sturm“ erwähnt wird: Strophe 3 heisst es, dass den Baum lange Zeit lispelnde Weste durchsäuselt haben, Strophe 10, dass der Baum schon Jahrhunderte blühe. Es kann sich also nur um einen „feindlichen Sturm“ handeln, der in der jüngsten Zeit, im Jahre 1787, über Leipzig hinwegbrauste, ja es wird der Gedanke nahe gelegt, dass dieser „feindliche Sturm“ am Ende die eigentliche Veranlassung zu Cramers Gedicht war. Ist aber diese Vermuthung richtig, dann kann unter den „vielen Plünderern“, deren treiben der Dichter als erfolglos hinzustellen sucht, unmöglich ein Kriegsheer im offenen Felde zu verstehen sein, sondern nur heimtückische Gegner auf litterarischem Gebiete,

Pamphletisten, Pasquillanten. Und nach diesen braucht man nicht eben weit zu suchen. Leipzig hat am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Menge Spott- und Schmähschriften über sich ergehen lassen müssen*, aber niemals ein niederschmetternderes Pasquill, als das im Jahre 1787 (also in demselben Jahre wie Cramers Ode) erschienene Buch: „Detlev Prasch, Vertraute Briefe über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig. London, bey Dodsley und Compagnie.“ Der wahre Verfasser dieses Buches, welches für die socialen Zustände Leipzigs am Ende des 18. Jahrhunderts eine wichtige, wenn auch mit Vorsicht zu benutzende Quelle bildet, und welchem selbst der anonyme Verfasser einer Gegenschrift („Kurze Bemerkungen über die Briefe etc. 1787“) lediglich den Vorwurf der Uebertreibung, nicht den absoluter Unwahrheit machen kann, war Degenhard Pott; das Buch erschien in Stendal (vgl. Meusel, Gelehrtes Teutschland, 5. Ausg. Bd. 6. S. 162 und Weller, Index pseudon. S. 120).

Ueber allen Zweifel aber erhebt sich die Vermuthung, dass nur auf dieses Buch sich Cramers Ode beziehen und nur durch dieses veranlasst worden sein kann, durch einen Brief Müllers, den dieser im Januar 1787 von Dresden aus, wo er damals auf dem Landtage war, an den Kaufmann F. W. Kreuchauf in Leipzig richtete, an den bekannten Kunstfreund und Sammler, der seit Jahren schon zum Oeserschen Kreise gehörte, und den z. B. der junge Goethe in den Briefen, die er von Frankfurt aus 1768 und 1769 an Oeser richtete, stets an erster Stelle grüssen lässt. Dieser Brief, den die Leipziger Stadtbibliothek verwahrt, lautet folgendermassen:

---

* Wir nennen z. B. Tableau von Leipzig. o. O. 1784. Freye Bemerkungen über Berlin, Leipzig und Prag. o. O. 1785. Freymüthige Gedanken über die wahren Ursachen der häufigen Bankerotte Leipzigs von Ch. F. R****** Hamburg und Leipzig. o. J. (1790). Leipzig im Taumel. o. O. 1799. Leipzig im Profil. Solothurn 1799. Die „Freyen Bemerkungen“ sind zum Theil abgeschrieben aus dem „Tableau“, beide aber, sowie das zuletzt genannte „Profil“, Nachahmungen von dem bekannten Tableau de Paris.

Dresden am 29. Jänner 1787.

Werthgeschäztester Freund.

Dass ich an Sie, und alle werthéste Freunde aus unserm vertraulichen Zirkel, recht oft denke, und oft mich zu Ihnen zurückwünsche, das werden Sie mir ohne viele Versicherungen glauben. Wenn ich diesen Wunsch erfüllt sehen werde, weiss ich izt noch nicht zu bestimmen. Der vorige Landtag fieng sich, wie der itzige, den 7. Jänner an, aber ob er sich auch, wie jener, der keinen langsamen Schritt gieng, den 18. März endigen werde, das getraue ich mich nicht mit Gewisheit zu sagen. An der Verlängerung werde ich wenigstens nicht schuld seyn.

Dass gerade bey der Versammlung der Landstände das unselige Geschmiere über Leipzig erschienen ist, darüber habe ich mich nicht wenig geärgert. Es ist hier seit acht Tagen in aller Händen. Aber wie im menschlichen Leben stets Leid und Freude abwechselt: also erfahre ich das auch in diesem Falle. Denn heute erhalte ich einen Brief von dem Kanzler Cramer in Kiel, in welchen er beyliegende Ode über Leipzig eingeschlossen hat. Er schreibt mir, „dass er sie in den lezten Theil seiner Schriften einrücken lassen wolle.“ Sie ist an mich gerichtet, und er sagt mir darinnen weit mehr schmeichelhaftes, als ich verdiene. Das sehe ich gar wohl ein, und desto weniger sollte ich also einen Einfall mittheilen, den ich gehabt habe. Fänden Sie wohl für gut, Breitkopfen, der Cramers Schriften druckt, vorzuschlagen, dass er diese Ode, in Quart, auf sehr gutes Papier, mit grössern deutschen Lettern, sogleich besonders abdrucken lassen möchte? Sollte das nicht mit jenem Geschmiere gut contrastiren? Ich gebe diesen Einfall ganz Ihrer Prüfung anheim; aber ich bitte aufs inständigste, zu verschweigen, dass ich ihn gehabt habe. Da das Manuscript von meiner Hand ist: so bitte ich, es nicht aus Ihren Händen zu geben, sondern auf allen Fall es copiren zu lassen. Das Original ist von Cramers eigener Hand, und ich kan es Breitkopfen jeden Augenblick vorlegen. — Verzeihen Sie, werthester Freund, dass ich Ihnen mit diesem Ansinnen beschwerlich falle, und entschuldigen Sie mich mit

dem unbegränzten Vertrauen auf Ihre Freundschaft. Empfehlen Sie mich dem würdigen H. Prof. Oeser und seinem ganzen werthen Hause, und allen Freunden und Freundinnen, die an mich denken. Ich bin mit wahrer und unveränderlicher Hochschätzung und Ergebenheit

ganz der Ihrige
Carl Wilhelm Müller.

Sollte Breitkopf zum Druck sich entschliessen: so könte unter Cramers Nahmen wohl gesezt werden: Kanzler der Universität Kiel.

Wie pünctlich sich Kreuchauf seines Auftrags entledigte, lehrt ein Blick auf den Separatdruck der Ode. Aus Müllers Brief aber ergeben sich zwei sichere Data: 1) D. Prasch's „Vertraute Briefe" erschienen zur Neujahrsmesse 1787, 2) Cramers Ode ist im Januar 1787 gedichtet und bezieht sich auf das genannte Buch.

Zu Lessing.

Von

Alfred Schöne in Gotha.

1.

Dem Aufsatze von Rob. Boxberger in dieser Zeitschrift Bd. 5 S. 483 f. danke ich den Hinweis auf das Buch von H. M. Richter: „Zeitströmungen“ (1875), welches für Lessing-Studien mannigfache Anregung und Belehrung bietet.

Richter theilt a. a. O. S. 215 aus dem „Wiener Blättchen, Sonntag d. 23. Nov. 1783“ ein seines wissens noch nicht wieder abgedrucktes Impromptu Lessings mit, welches während Lessings Aufenthalt in Wien 1775 im heiteren Freundeskreise entstanden sein soll:

Trinklied.

Brüder, jauchzt und trinkt, bis wir zu Boden sinken,
Doch betet auch dabei, dass Könige nicht trinken;
Denn da sie unberauscht die halbe Welt verkehren,
Was würden sie nicht thun, wenn sie betrunken wären!

Dagegen findet sich in der Zeitschrift: „Voigtländisch Historisch-litterarisches Mancherlei. schriebs Gottlob Hacke. Im Verlag der Breitkopfischen Buchhandlung zu Leipzig, 1790“ 13. Stück 1788 Dienstag d. 1 Juli S. 112 folgendes:

„Eine Gesundheit.
Trinket Brüder, lasst uns trinken,
Bis wir berauscht zu Boden sinken;
Doch bittet Gott den Herren,
Dass Könige nicht trinken.

Denn da sie unberauscht
Die halbe Welt zerstöhren,
Was würden sie nicht thun,
Wenn sie betrunken wären?

Dieses kleine Gedicht wurde gelegenheitlich aus dem Stegreif, vom seligen Lessing gemacht, und da ich mich nicht erinnere, es ie gedruckt gelesen zu haben, so habe ich es hieher gesetzt." — Ich habe es in meiner Ausgabe von Lessings Briefwechsel mit seiner Frau, Leipzig S. Hirzel 1870 S. 521 f. abgedruckt und, von der berechtigten Voraussetzung ausgehend, dass Lessing das Gedicht nicht selbst niedergeschrieben habe, und es somit nur in mündlicher Tradition überliefert worden sei, a. a. O. vermuthungsweise eine Version geboten, aus der die groben metrischen Unregelmässigkeiten entfernt waren, dergleichen sich Lessing schwerlich auch bei einem Impromptu erlaubt haben dürfte.

Nun liegt die Richtersche Version vor und zeigt von der mir bisher allein bekannten so erhebliche Abweichungen, dass eine kleine Vergleichung nicht ohne Interesse erscheint.

Ob das kleine Gedicht besser „Trinklied" oder „eine Gesundheit" überschrieben wird, möge dahingestellt sein. Mir ist am wahrscheinlichsten, dass der Titel lauten müsste: „Trinkspruch". Denn offenbar hat Lessing die Verse laut vorgetragen, gesungen wird er sie schwerlich haben. Andrerseits erscheinen sie doch nicht sonderlich geeignet, als Einleitung für eine „Gesundheit" etwa auf Joseph II. oder Friedrich den Grossen zu dienen.

In der zweiten Hälfte bietet sich nur die Eine Differenz zwischen „verkehren" und „zerstöhren". Der Reim ist hier wie da schlecht. Wenn, wie mir scheint, „zerstören" der Lessingschen Ausdrucksweise besser entspricht, so wird es durch das „Wiener Blättchen" vielleicht aus Rücksicht auf die k. k. Censurbehörde mit dem schwächeren, aber darum auch minder guten „verkehren" vertauscht worden sein.

Bedeutender sind die Abweichungen in der ersten Hälfte.

Die Wiener Fassung lässt sich am leichtesten in metrische Regelmässigkeit bringen, wenn man aus der Hackeschen Version das erste „trinket" voranstellt, aber natürlich in „trinkt" verändert, um den durchaus jambischen Charakter des ganzen zu wahren. Dann würde der Anfang lauten: „Trinkt Brüder, jauchzt und trinkt, bis wir zu Boden sinken," und das ganze Gedicht aus zwei metrisch correcten Vierzeilern bestehen. Aber

ob Lessing der Gleichheit des metrischen Schemas beider Strophen zu Liebe gesagt haben wird: „Trinkt Brüder jauchzt und trinkt Bis wir zu Boden sinken"? Lessingischer scheint mir zu sein: „Trinkt Brüder lasst uns trinken Bis wir zu Boden sinken", wie Hackes Version bietet. Freilich erhält dadurch der erste Vierzeiler ein vom zweiten abweichendes metrisches Schema. Wie häufig aber das in Lessingscher Lyrik vorkommt, setze ich als bekannt voraus.* Endlich ist zu wählen zwischen „doch betet auch dabei" und „doch bittet Gott den Herren" (vielleicht in „Herrn" zu verbessern). Auch hier will mir die letztere (Hackes) Fassung vorzüglicher erscheinen, und auch hier hat man vielleicht in Wien der Censur zu Liebe „Gott" aus einem so weltlichen Carmen entfernen wollen.

Alles erwogen glaube ich in der Hackeschen obgleich späteren Version das Original ungetrübter bewahrt erkennen und an der folgenden versuchsweisen Wiederherstellung fürs erste festhalten zu sollen:

Trinkspruch.

Trinkt Brüder, lasst uns trinken,
Bis wir zu Boden sinken;
Doch bittet Gott den Herrn [Herren?],
Dass Könige nicht trinken.

Denn da sie unberauscht
Die halbe Welt zerstören,
Was würden sie nicht thun,
Wenn sie betrunken wären?

Uebrigens, mag das Gedicht im Wiener Freundeskreise oder in Norddeutschland entstanden sein — unverkennbar ist, glaube ich, seine Beziehung auf Friedrich den Grossen, an dessen kriegerischen Ruhm und allbekannte Mässigkeit es, und zwar doch wol absichtlich, erinnert.**

---

* Ich führe nur Ein Beispiel an: den vorletzten (siebenten) Vers verglichen mit Vs. 1. 3. 5 von dem Gedichte „Die Betrübniss" Lessings Werke Lachm. 1 S. 42. Vgl. Koberstein, Grundriss Bd. 3[5] S. 276 Anm. 60.

** [Im Anschluss hieran findet folgende „Miscelle", welche dem

2.

Habent sua fata libelli. Das „Wiener Blättchen“ vom Jahre 1783 blieb dem alten Voigtländer Hacke unbekannt, der 5 Jahre darnach „sich nicht erinnert, jene Verse je gedruckt gelesen zu haben“, was man ihm aufs Wort glauben wird. Dasselbe Schicksal hat auch meine obenerwähnte 1870 erschienene Ausgabe von Lessings Briefwechsel in Wien gehabt, Herr Richter wenigstens hat sie augenscheinlich nicht gekannt, als er sein 1875 veröffentlichtes Buch schrieb. Und doch hätte er meine Separatausgabe der auch von ihm vielfach und mit Erfolg benutzten Briefe von Lessing und Eva König an manchen Stellen nicht ohne Nutzen zu Rathe ziehen können. So hat z. B. Karl Lessing die in den Briefen vorkommenden Namen zumeist nur durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet, was Lachmann und Maltzahn unverändert liessen. Da ich auf die Wiederherstellung der echten Namen möglichste Sorgfalt verwandt habe, so hätte Richter bei mir manche Ergänzung finden können. Und wenn er z. B. S. 204 Anm. 3 und S. 217 Anm. 1 den Namen van Swieten durch Conjectur einsetzt, so habe ich an denselben Stellen S. 129. 315 und 403 bereits dieselbe Ergänzung gegeben. Beiläufig sei bemerkt, dass Richter in Karl Lessings Brief Lachm. 13, 348 das Graf K. als Graf Chotek ergänzt und damit jedesfalls das richtige trifft. Höchst wahrscheinlich ist dieselbe Besserung vorzunehmen in dem „Graf K.“ meiner Ausgabe (die ich der Kürze wegen mit AS bezeichne) S. 283 med., wo die von mir fragweise vorgeschlagene Ausfüllung Graf K[aunitz] sicher irrig ist. Lessing wird also, wie sein Bruder, Kotek statt Chotek geschrieben haben.

Herausgeber dieser Zeitschrift von Herrn Robert Boxberger übergeben worden ist, die passendste Verwerthung:

„Das Lessingsche Gedicht ist nach den Sprüchen Salomonis 31, 4—5 gemacht: 'O, nicht den Königen, Lamuel, gib den Königen nicht Wein zu trinken, noch den Fürsten stark Getränk! Sie möchten trinken und der Rechte vergessen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute'. Vgl. Lessings Lied „Salomon“ (Grotesche Ausgabe, I, S. 112).“]

Von grösserem Gewicht ist ein anderer Punct, bei dem Richter aus meiner Ausgabe hätte Nutzen ziehen können. Richter hält die Datierung des Lessingschen Briefes (Lachm. 12, 379; AS. 129) vom 15. Novbr. 1772 für richtig, wogegen ich (a. a. O.) Herrn F. A. Cropp die Erkenntniss verdanke, dass dieser Brief vielmehr vom 15. Novbr. 1771 ist. Den Beweis dafür liefert Evas Brief vom 20. Novbr. 1771 (Lachm. 13, 325; AS. 134), welcher ganz unverkennbar jenen Brief beantwortet. Ueberdies schreibt Lessing a. a. O. an Eva, „man lasse sich über Berlin — bei ihm erkundigen“, ob er einen Posten in Wien annehmen wolle. „Näher will man sich darüber nicht auslassen“ etc. Dies bezieht sich nun ganz klar auf einen Brief Karl Lessings aus Berlin vom 9. Novbr. 1771 (Lachm. 13, 323 oben), in dem sogar die Worte „Er wollte sich aber nicht eher herauslassen“ etc. mit der eben angeführten Mittheilung an Eva stimmen.

Darnach ist Guhrauers (2, 2 S. 247) Aeusserung zu verbessern: „er [Lessing] beeilte sich natürlich, sie [näml. Eva] (in einem verloren gegangenen Briefe) von Sulzers Vorschlag in Kenntniss zu setzen.“ Der Brief ist vorhanden und nur falsch datiert.

Aber ebenso irrig ist es, wenn Richter, lediglich auf jenen falsch datierten Brief gestützt, S. 204 med. erzählt: „jetzt [nämlich im November 1772] trat mit einemmale das todtgeglaubte Project [Lessing nach Wien zu berufen] wieder auf, und zwar diesmal recht ernsthaft.“ Im Gegentheile: Im November 1772 war das Project todt, nicht nur todtgeglaubt, wie denn auch Richter selbst S. 207 sagen muss: „Von Wien kamen indess keine weiteren Anträge und das gewisse stets wiederkehrende Project schien jetzt endlich zur ewigen Ruhe bestattet zu sein.“ Jener Brief aber gibt Bericht, nicht von einem letzten, sondern gerade von den allerersten Schritten, die man im November 1771 von Wien aus auf dem Umweg über Berlin bei Lessing gethan hatte.

Wenn ich auch glaube, dass das letzte Wort in dieser Frage noch nicht gesprochen ist — durch Herstellung möglichst genauer Regesten an der Hand der Briefe und sonstiger Quellen z. B. wäre auch hier, wie überhaupt für Lessings

Biographie noch manches zu erreichen — so ist doch der ganze Abschnitt bei Richter, der direct oder indirect zu Lessing in Beziehung steht (S. 141—264), sehr anziehend geschrieben, voll interessanten Materiales, vielfach aus bisher wenig oder gar nicht bekannten Quellen geschöpft und von durchaus würdiger Haltung in der Beurtheilung Lessings gegenüber der von einheimischen „Grössen" der Theresianisch-Josephinischen Periode, z. B. von Sonnenfels. Es liegt nahe hier einer anderen Schrift zu gedenken: „Briefe von Sonnenfels, herausgegeben von Hermann Rollett. Wien Braumüller 1874." An und für sich freilich wäre diesem Machwerk gegenüber schweigen die gerechteste, jedesfalls die mildeste Kritik. Aber dass so ungemeine Unkenntniss zugleich so dreist sein will, eine Persönlichkeit wie Lessing herabzusetzen, um dagegen Erscheinungen wie Klotz und Sonnenfels auf den Schild zu heben, soll wenigstens in aller Kürze hiermit gerügt werden.

3.

Als ich jenen Briefwechsel vor sechs Jahren neu bearbeitet herausgab, glaubte ich hoffen zu dürfen, dass damit nicht nur den speciellen Forschern, deren Arbeitsfeld die deutsche Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts ist, sondern auch weiteren Kreisen eine willkommene Gabe gereicht werde, und, da nach dem bekannten Worte seines Fleisses sich jeder rühmen darf, so füge ich hinzu, dass ich nach Kräften bemüht gewesen bin, nichts zu unterlassen, was zum Verständnisse und der Brauchbarkeit des Buches beitragen konnte.

Nun ich aber sehen muss, dass es selbst Männern wie H. M. Richter, für dessen aufrichtige Verehrung und verständnissvolle Kenntniss Lessings sein oben besprochnes Buch vollgiltiges Zeugniss ablegt, nach mehreren Lebensjahren unbekannt geblieben ist, schwindet mir die Hoffnung, dass je eine Neubearbeitung meiner Ausgabe nothwendig sein werde.

Und so benutze ich die Gelegenheit, um etliche Nachträge und Verbesserungen zu meiner Ausgabe hier anzuschliessen.

In der Einleitung (S. XI oben) musste ich noch sagen, dass das Geburtsjahr von Eva König geb. Hahn unbekannt sei. Inzwischen habe ich dem seitdem verstorbenen Stadt-

pfarrer Decan Dr. K. Zittel in Heidelberg die Erlaubniss zu danken, in den Acten nachzusuchen und habe im Taufregister der Lutherischen Kirche bei St. Peter und Providenz zu Heidelberg folgendes gefunden:

„1736, Mart. 22 nat., Mart. 24 renat., Herrn Heinrich Caspar Hahn, Kauf- und Handelsherr, auch Kirch-Vorsteher; Eva Katharina geb. Gaubin, uxor eius. Kind: Eva Catharina. Pathen: Herr Johann Conrad Kaltschmid, Müntz-Rath; Frau Catharina, uxor eius, geb. Gaubin."

Demnach war Eva geboren den 22. März, getauft den 24. März 1736. Sie war mithin bei ihrer Verheiratung i. J. 1756 gerade 20, bei dem Tode ihres Mannes (i. J. 1769) 33 Jahr alt. In ihrem vierzigsten Lebensjahre 1776 verheiratete sie sich mit dem damals 47jährigen Lessing und starb im zweiten Jahre darauf (1778) 42 Jahre alt.

Dass Eva mit der Familie Gaub in Heidelberg verwandt war, hatte ich schon früher (S. 531 u. d. Art. Gaubius) aus S. 459 geschlossen. Jetzt erhellt aus dem Taufregister, dass Evas Mutter eine geborne Gaub war.

S. 35 letzte Zeile ist das im Originaldruck stehende Winzek in Wilczek zu verbessern, wie ich einer handschriftlichen Notiz des Herrn Prof. A. Springer entnehme, und Richter a. a. O. S. 189 Anm. 2 ebenfalls vermuthet.

S. 53 erste Zeile bedeutet das Gäbeler natürlich Gebler,

S. 133, Z. 3 v. o. das Snoim natürlich Znaim, und

S. 265, Z. 5 v. o. ist Hänselinn gleich Frau Hensel.

S. 352, Z. 9 v. o. und 355, Z. 7 v. o. ist statt M[eyer] zu schreiben M[ayer].

S. 356, Z. 12 v. o. ist zu lesen K[ammerherr] K[untsch].

S. 391 Anm.* ist hinzuzufügen: vgl. Leisewitz' Schriften. Braunschweig, 1838. S. 270 med. 282 med.

S. 494 und 510. Die beiden Briefe Nr. 6 und 18 an Weisse waren bereits veröffentlicht in den Grenzboten 1862, 2. Sem. 2. Bd. S. 235 ff.

S. 512 med. Zu den Worten: „wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurück wollte" ist zu vergleichen S. 146 und Einleitung S. IX Anmerkung ***. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, der Frage nach

der Echtheit, beziehentlich Zuverlässigkeit des durch Wattenbach mitgetheilten Briefwechsels von Elise Reimarus und Hennings zu gedenken. Abgeschlossen ist sie noch nicht, und die hierauf bezüglichen Aufsätze des verstorbenen August Boden, so oft sie über das Ziel hinausschiessen, scheinen mir doch ein anderes Schicksal zu verdienen, als todtgeschwiegen zu werden.

Schliesslich erwähne ich noch ein jüngst erschienenes Werk, das alle, welche sich mit Lessing beschäftigen, mit Freuden begrüssen werden: „Forschungen über Lessings Sprache von Prof. Dr. Aug. Lehmann. Braunschweig, Westermann, 1875.“ Eine eingehende Prüfung und Würdigung wird ihm nicht entstehen*, und so will ich hier nur dem aufrichtigen bedauern Ausdruck geben, dass der Verfasser, obschon er natürlich Lachmanns Ausgabe zu Rathe zieht und häufig anführt, doch seine sämmtlichen Citate principiell nach der gräulichen Berliner Duodezausgabe 1825—1828 (in 32 Bänden) gibt. Warum in aller Welt erschwert der verdienstvolle gelehrte den Gebrauch seiner Arbeit in so unnöthiger Weise?**

* Eine solche hat sie seit dem niederschreiben dieser Zeilen gefunden: s. die treffliche Kritik von Erich Schmidt in der Zeitschrift für deutsches Alterthum. N. F. Bd. 8 (1876) S. 38 ff.

** Denn in der Benutzung jener Duodezausgabe wird ihm niemand folgen mögen; zu seinem eigenen Schaden hat sich der Verfasser allzuoft auf sie verlassen. So schreibt er S. 249: „die Form ohnerachtet oder ohngeachtet begegnet nirgend.“ Allein z. B. Antiquar. Briefe Orig. Druck 2 S. 9 steht „alle dem ohngeachtet“ (in der Duodezausgabe „dessenungeachtet“). Ebenso schreibt Lehmann S. 203 Anm. 1: „Einmal (32, 131) sagt Lessing spöttischer Weise nach Volksart: der Herr Geheimderath.“ Das Wort kommt aber in den Antiquar. Briefen, wenn ich nichts übersehen habe, achtmal vor, und achtmal gibt der Originaldruck die jetzt veraltete Form, welche zu Lessings Zeit in Druck und Schrift, besonders im Curialstil allverbreitet war und keineswegs nur im Munde des niederen Volkes lebte.

Beiträge zur Kenntniss Chr. F. D. Schubarts.

Von

Adolf Wohlwill.

Unter den geistigen Erzeugnissen Schubarts ist es nur eine verhältnissmässig kleine Zahl seiner Gedichte, welche, gleichmässig anziehend durch Form und Inhalt, vorzugsweise um ihres poetischen Werthes willen die Beachtung der Nachwelt verdient. Die meisten seiner litterarischen Schöpfungen interessieren uns entweder wegen der Beziehung, in welcher sie zu den Lebensschicksalen des Verfassers stehen, oder insofern sie für das Zeitalter, welchem derselbe angehörte, charakteristisch sind. Vor allem in letzterer Hinsicht vermag eine eingehendere Beschäftigung mit diesem Dichter uns überaus reiche Belehrung darzubieten. Schubart ist einer der bedeutendsten Repraesentanten der Sturm- und Drangperiode; er veranschaulicht alle Mängel und Vorzüge derselben um so vollkommener, weil er sie nicht nur in litterarischer, sondern auch in socialer und politischer Beziehung, in Versen und Prosa, als Schullehrer und als Journalist, in seinem Verkehr mit den unteren Volksclassen nicht weniger, als in seinem Verhältniss zu den Machthabern des damaligen Deutschlands bekundet und auch in vorgerücktem Lebensalter die Eigenthümlichkeiten dieser Entwickelungsstufe des deutschen Geisteslebens nicht gänzlich überwunden hat. Es dürften deswegen auch kleinere Ergänzungen der bisherigen Kenntniss von seinem leben und wirken, aus handschriftlichem Material oder seltener gewordenen Druckwerken geschöpft,* als Beiträge zum Verständniss der Sturm- und Drangperiode der Berücksichtigung werth erscheinen.

* Bisher unbenutztes Material verdanke ich insbesondere der Güte der Frau Director Bertheau in Hamburg, des Herrn Director von Halm

I.

Schubart in Geisslingen.

Den obigen Bemerkungen gegenüber möchte das Bedenken ausgesprochen werden, ob eine Persönlichkeit, wie Schubart, der ohne charaktervolle Einheit in seiner Haltung als Mensch und Schriftsteller, in seinem ganzen Leben nicht durch Grundsätze, sondern durch Stimmungen, Laune und Leidenschaft geleitet wurde, überhaupt geeignet sein könne, als Repraesentant einer bestimmten Zeitrichtung betrachtet zu werden. Solchen Einwendungen zuvorzukommen, mag betont werden, dass trotz aller Schwäche und Haltlosigkeit ein gewisser idealer Zug in Schubarts Wesen sich nie verleugnet hat. Wenn von irgend einem, gilt von Schubart das Wort, dass „das erscheinende Leben des Menschen zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild schwanke". Mochte er sich auch noch so oft dem letzteren nähern, so ist doch zu keiner Zeit das erstere seinem geistigen Auge völlig entschwunden. Fragen wir, wie beschaffen denn das Urbild seines strebens und handelns gewesen, so wird uns die Antwort in einer kleinen Dichtung „der Zauberhain"* zu Theil, welche zu dem anziehendsten der in Geisslingen verfassten und im Jahre 1766 in Ulm erschienenen Sammlung „Zaubereien" gehört. Es werden uns hier die Schicksale des Apollo vorgeführt, welcher ein Land betritt, auf dessen Gefilden aegyptische Finsterniss liegt, und das von einer barbarischen Bevölkerung bewohnt wird. Er beschliesst „Priester zu werden, um von dieser Seite die erste Ritze zu finden, durch die ein Strahl des himmlischen Lichts in das verfinsterte Herz des

---

in München, des Herrn Kreisgerichtsrath Kern in Ellwangen und des Herrn Postdirector von Scholl in Stuttgart, ferner dem Augsburger Stadtarchiv und seinen Beamten, den Herren Chr. Meyer und Adolf Buff. Die Herbeischaffung mehrerer nur noch in vereinzelten Exemplaren erhaltener Publicationen Schubarts und auf ihn bezüglicher Schriften ist mir durch die gefällige Unterstützung der K. Hof- und Staatsbibl. in München, der K. öff. Bibl. in Stuttgart, der Kreis- und Stadtbibl. in Augsburg und der Stadtbibl. in Ulm ermöglicht worden.

* C. F. D. Schubarts, des Patrioten gesammelte Schriften und Schicksale (Stuttgart 1839) 6. Band S. 12 ff. Die hier folgende Inhaltsangabe schliesst sich an den ursprünglichen Text vom Jahre 1766 an.

dummgläubigen Pöbels fallen könnte;" — doch in einem Anfall von bestialischer Wuth reisst ihn dieser vom Rednerstuhle herab. — Apollo verwandelt sich nunmehr in den Solon dieser Nation, er schafft bessere Gesetze und wendet dem Ackerbau und der Handlung seine segenbringende Fürsorge zu. Aber die Chicane hebt ihr Hydrahaupt empor und ruft mit wüthender Stimme: „Neuerung, Neuerung, Umsturz der Fundamentalgesetze unseres blühenden Vaterlands!" Alsbald schleppt ein Haufe hündischer Lictoren ihn ins Gefängniss: noch heute in gesittetern Staaten der Lohn des Patrioten! — Jetzt sucht er als ein neuer Aesculap den physischen Leiden der Menschen Heilung zu bringen; aber eine Rotte von Quacksalbern und Marktschreiern tobt wider ihn — und der Wunderthäter Apoll wird als ungraduierter Arzt ausgepeitscht. — Nun ergreift er die Leier, die er einst Orpheus geliehen hatte, um diesen Barbaren Menschlichkeit zu lehren. Sein Gesang ertönt zu dem Klang der goldenen Saiten: aus den Wurzeln gerissene Bäume hüpfen die Gebirge herab, wilde Thiere verlieren ihr trotziges Ansehen und horchen. Nur seine Doloper und Myrmidonen, härter noch als Felsen, gaffen dem göttlichen Sänger dummdreist ins Gesicht und sprechen mit wieherndem Stolze: „Und du willst allein rasen in einem Lande, wo alles Vernunft hat?" Sie schleppen ihn in ein Tollhaus. — Schliesslich verwandelt sich Apollo in einen Autor. Bald fliegt die Geissel der Satire auf den fleischichten Rücken seiner Tartaren*, bald spricht denkender Ernst, bald schmelzende Wehmuth aus seinen Blättern. Doch der arme Apoll wird als Pasquillant, Aufrührer und Majestätsschänder vor den Richterstuhl geschleppt und zum Tode verurtheilt.

Sicherlich haben wir in dem Apollo dieser Erzählung das idealisierte Bild des Dichters vor uns. Auf seine Mitmenschen aufklärend und veredelnd einzuwirken, ihre Wolfahrt wenigstens durch die Macht des Wortes zu fördern, Thorheiten zu geisseln, Missstände zu rügen, Begeisterung für die höchsten Güter zu erwecken und zu nähren: das waren die Ziele, welche Schubart sein ganzes Leben hindurch fast unausgesetzt im Auge behielt,

* So in der Ausgabe von 1766, wofür in den Ges. Schriften der minder kräftige Ausdruck „Böotier" gesetzt wurde.

und zu deren Verfolgung er sich stets aufs neue aufraffte, wenn auch vorübergehend minder lautere Triebe die Idealität seines wollens beeinträchtigt hatten.

Unter den lichtfeindlichen, unbildsamen Bewohnern jenes Landes, welche der zürnende Apollo schliesslich in Klötze verwandelt, verstand Schubart unzweifelhaft die Menschen, die ihn zur Zeit der Abfassung jener Dichtung zunächst umgaben, d. h. insbesondere die Bewohner Geisslingens. Wiewol in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Schriftsteller und Dichter Schwabens ihr Heimatland — in Vergleich mit dem nördlichen und mittleren Deutschland — als ein barbarisches zu bezeichnen liebten, und obgleich Oberschwaben unstreitig zu jener Zeit in vieler Hinsicht noch weit mehr zurück war, als Württemberg, so dürfte doch die polemische Seite der besprochenen Dichtung Schubarts nicht zum wenigsten auf das persönliche missbehagen desselben in seinen Geisslinger Verhältnissen zurückzuführen sein. Er war auf den Wunsch seines Vaters in ein Amt getreten, das weder seinen Neigungen noch seinem unruhigen Temperament entsprach.* Das Thema der „algieri-

* Der Auffassung von Strauss (Schubarts Leben in seinen Briefen I. 39): „Hastig griff Schubart nach dem Praeceptor-Stabe des Ulmischen Städtchens Geisslingen" muss nach einem Briefe Schubarts, welchen derselbe am 22. Sept. 1763 an den Geisslinger Diaconus Abelen geschrieben, berichtigt werden. Da heisst es unter anderem: „Ich will es Ihnen als einem rechtschaffenen Theologen nur gestehen, dass die Umstände, unter welchen hiesige Stelle angenommen werden soll, mir wenig Lust inspiriren würden, wenn ich nicht glaubte, dass sie abgeändert werden könnten. Damit aber meine Eltern nicht glauben, als wenn ich in Ansehung der Gründung meines Glükes etwas verabsäumte und ihnen die Umstände hiesiger offenen Stelle mit Fleiss so klein und unvollkommen vor Augen stellte; so bitte Euer Hochehrwürden gehorsamst, mir nur wenige Zeilen entweder an den Herrn Stadtpfarrer oder meinen Vater mitzugeben, worin die Beschaffenheit der erledigten Adiunctur würklich so vorgestellt wird, wie sie sich gegenwärtig befindet. Euer Hochehrwürden werden sich einen iung Freund der Wissenschaften zeitlebens verbinden, wenn Sie sub fide theologica sagen, in wie ferne die hiesige Stelle mit meinen eigenen wenigen Fähigkeiten und dem einmal ergriffenen Studio verhältnissmässig ist — ferner, ob ich als ein ehrlicher Mann bestehen und wegen meines ferneren Glükes, das ich niemalen in Schulmeistergränzen einzuschrenken gedenke, nicht Gefahr laufe. Das verlange ich hiermit gehorsamst von einem Theologen, der so viel

schen Sklaverei“ seines Praeceptorats und der mit demselben verbundenen, entehrenden Nebenbeschäftigungen hat er in den Briefen an seine Freunde mit zahlreichen Variationen und doch mit der stets gleichmässig melancholischen Grundmelodie vorgeführt. Dazu kam häuslicher Unfriede, Missstimmung gegen die Familie seiner Frau und gegen seine vorgesetzten. Gewiss mag manche Klage sowol der letzteren gegen den Dichter, wie des Dichters gegen jene berechtigt gewesen sein. Der genialische Stürmer und Dränger passte eben nicht in eine Gemeinschaft ehrbarer, aber etwas philisterhafter Kleinstädter. Es darf ferner nicht übersehen werden, dass Schubart es mit einer von der eigenen wesentlich verschiedenen deutschen Stammesart zu thun hatte. Er ist zwar von den Schwaben stets als zu ihnen gehörig betrachtet worden, und das mit scheinbarem Rechte, wenn man die dialektischen Anklänge seiner Sprache, das localpatriotische Element in seinen Gesinnungen berücksichtigt und darauf Gewicht legt, dass er in dem echtschwäbischen Aalen aufgewachsen, während seiner ganzen Lebenszeit stets nur vorübergehend über die Grenzen des schwäbischen Gebiets herausgekommen ist. Hinsichtlich seiner Abkunft aber dürfte er jenem Stamme nicht ohne weiteres beizurechnen sein. Er selbst nennt ganz im allgemeinen die Lausitz als das Land, von welchem sämmtliche Schubarte stammen, eine Behauptung, über deren Richtigkeit wir uns bei dem fehlen ausreichender genealogischer Angaben eines bestimmteren Urtheils begeben müssen. In näherem Sinne bezeichnet er mehrfach Nürnberg als die Stadt seiner Vorfahren* und berichtet uns, dass sein Vater in Altdorf geboren**. Von

---

Rechtschaffenheit, Menschenlieb und zugleich Einsicht, als Euer Hochehrwürden besizt. Ich werde meinen Eltern dieses Zeugniss vorlegen, damit sie hernach urtheilen können, in wie ferne ich die Sache weiter betreiben soll oder nicht. Das Zeugniss eines einsichtsvollen Mannes ist mir gewichtiger, als der Lerm des Pöbels, der mich zu etwas verleiten will, das mir in der Folge schädlich seyn könnte.“ (Aus der Autographensammlung des Herrn W. Künzel in Leipzig.)

* Ges. Schriften I. S. 29—31, Vaterlandschronik 1787 S. 362.

** Nach Mittheilung des Herrn Decan Lippert zu Altdorf, welcher die Güte hatte, für meinen Zweck in den dortigen Kirchenbüchern Nachforschungen zu veranstalten, wurde der Vater des Dichters Johann

mütterlicher Seite stammte Schubart aus Sulzbach am Kocher in der Herrschaft Limpurg*, welche nach der alten Eintheilung des Reichs zum fränkischen Kreis gehörte, und in deren Bevölkerung neben dem schwäbischen auch ein sehr erheblicher fränkischer Bestandtheil vorhanden war. Sollte deswegen Schubart mit Rücksicht auf seine Herkunft in der Rubrik eines deutschen Stammes untergebracht werden, so würde er eher unter die Franken als unter die Schwaben gehören. Unzweifelhaft ist, dass sich in seinem Naturell, in seinem lebhaften, unruhigen, zu mündlicher Mittheilung drängenden, übersprudelnden Wesen weit mehr die Eigenart des ersteren als des letztgenannten Stammes äusserte. So mag denn auch dieser Umstand nicht zum geringsten den Gegensatz zwischen Schubart und seiner Umgebung verschärft und in ihm das Gefühl der Vereinsamung hervorgerufen haben. Trotzdem war die Zeit seines Geisslinger Aufenthalts nicht die mindest ergibige Periode seines vielbewegten Lebens. Es ist von ihm in seiner Selbstbiographie darauf hingewiesen worden — und wird durch seine Briefe bestätigt —, wie emsig er damals seine Kenntnisse auf dem Gebiete aller Wissenschaften zu fördern und sich mit der Litteratur alter und neuer Zeiten vertraut zu machen bemüht gewesen.

Seine eigene Productivität stand zunächst mit seiner paedagogischen Thätigkeit in Zusammenhang. J. G. Fischer hat bereits auf eine uns erhaltene Sammlung von Schubart dictierter Schulhefte hingewiesen und einige Auszüge aus denselben mitgetheilt.** Hier tritt für uns in mannigfach wechselnden Weisen, in Liedern, Erzählungen und Briefen das bestreben hervor, bald das religiöse Gefühl der Kinder anzuregen und zu läutern, bald sie über Dinge des praktischen Lebens aufzuklären, bald auch ihren Blick über den engen Horizont ihrer

---

Jakob Schubart am 13. Mai 1711 in Altdorf geboren. Dessen Vater Walther Bartholomäus Schubart war Cantor an der protestantischen Kirche und Stadtschullehrer in Altdorf.

* Schubarts Mutter war die Tochter des Forstmeisters Georg Friedrich Hörner in Sulzbach am Kocher.

** J. G. Fischer, Mittheilungen aus Schubarts Lehrerzeit, im Morgenblatt von 1859 S. 49—54 und 84—89.

nächsten Umgebung hinaus auf die allgemeinen Interessen, selbst des politischen Lebens hinzuweisen. Nicht selten findet sich in diesen, wol meist improvisierten Ergüssen des Schubartschen Geistes Anlass, den eigenartigen dichterischen Schwung desselben zu bewundern, häufiger noch erfreuen wir uns an seinem Witz, seiner unerschöpflichen Laune, die sich freilich in der Regel der didaktischen Tendenz untergeordnet hat; doch ist bisweilen auch wol der Humor mit ihm durchgegangen, und es werden den Kindern Erzählungen in Versen oder in Briefform dictiert, bei welchen man nach dem fabula docet vergeblich fragen möchte.

Zu den mindestens halbwegs lehrhaften Dictaten dürfen wir folgende Briefe rechnen, welche bestimmt waren, den Schülern den Unterschied der vier Temperamente anschaulich zu machen.

Schreiben eines sanguinischen Knabens *.

Mein lieber, lustiger, runder Vetter!

Was machst du mein Schaz? Springst du noch, wie ein Hirsch und hüpfest wie ein iunger Bok? Was macht dein Schlitten? Das ist doch heuer ein vortrefliches Schlittenwetter. Es geht einen Berg hinunter, dass kein Adler uns nachfliegen könnte. Nichts ist lustiger, als wann unsere Schlitten zuweilen über einen Hügel hinüber hopseln. Ha, ha, ha, ha, ich muss noch lachen. Gestern ist der Peter Langbein über den Schlitten herunter geflogen, als wie ein Lufftspringer. — Es ist halt eine Freud iung und froh zu seyn. Juhe Bruder, wann nur unser alter Graubart nicht wäre, du kennest ihn schon, und unsern Präceptor, den ewigen Zuchthaussmeister kan ich auch nicht leiden. Da soll man immer lernen, immer sein Köpfflein henken, immer Brief schreiben, und die närrische Sportographie oder Dortographie treiben — Gehorsamer Diener Herr Präceptor. Wollen Sie mich zu einer Nachteule machen? Ei mein schöner Herr, sind Sie doch so gut und guken Sie zum Fenster hinaus, wann ich heute mit meinem Schlitten vor ihrer Nase vorbeystechen werde — Hopsa liebes Brüderlein, lustig müssen Buben seyn. Was lernen! unsere Schul ist ia so finster, wie eine Wachtstub — wir werden dennoch was wir werden sollen — man muss unserem Präceptor

---

* Dieser Brief ist, wie die folgenden, der im Besitz der Frau Director Bertheau in Hamburg befindlichen Sammlung von Schulheften Joseph Fischers aus Geisslingen entnommen.

etwas blasen. — Aber ietzt fahr ich Schlitten. Komm her du lieber Stachel. — Hola Bruder, Michel, Stoffel, Martin, Heinrich, Hanss, und wer ihr alle seyd, fahrd mit! steht zu! Juhe Bruder Friz, das Ding geht wie der Bliz! — Gute nacht kleines 6. Pfenning Häfelein. Ich bin voller Freuden

dein lustiger Freund

Hansswurstbург d. 1sten Aprill. Martin Hopsasa.

Schreiben eines cholerischen Knabens.

Kamerad!

Du sagst imer, ich soll an dich schreiben, aber meinst dann du, ich habe sonst nichts zu thun als mit dir umzugehen. Sey froh, dass du diesen Brief kriegst und ein andersmal kann der Herr warten, biss es mir einfält, einen Brief zu schreiben. Unter uns pasiert eben nichts neues auser dass ich fast alle Tag mit meinen liederlichen Kameraden Händel habe. Ich prügle sie zusamen dass sie Oel geben möchten. Gestern habe ich den Christoph Flink bey der Gurgel angepakt, dass er gequäkt hat. Den Michel Haasenfuss hab ich erst heute früh beym Schopff genommen und ihn geschüttelt, dass ihm die Zähne gewakelt haben. — Die Hundsfütter! Die Tropffen! Wollen einen ehrlichen Kerl scheren. He! Beym Henker. Ich peitsche diese Lumpenkerls noch zusamen, dass sie durchsichtig werden möchten! — Glaub mir Bruder, ein ehrlicher Kerl lässt sich nichts thun, er schlägt, er stosst, er beisst, er haut um sich, wie ein wilder Eber. Haasenseelen sind das. Tropffen sind das, alte aussgemergelte Spittalweiber sind das, die sich von einem iedweden Scherenschleiffer, der überzwerg daher kommt coujonieren lassen. Wann ich nur ein Preusischer schwarzer Husar wäre, ich wollte mit meinem scharf geschliffenen Söbel mitten unter alle Hundsfütter hinein rennen und ihre Dummen Schedel wie Krautsköpffe, hinwegschlagen. — Ha! Courage muss man haben, sonst ist man aller Tropffen Bruder. — Ich arbeite iezo Tag und Nacht, wie ein Pferd, damit ich einmal ein rechtschaffener Kerl werde. Aut Caesar, aut nihil. Entweder alles, oder nichts, entweder Burgermeister oder Amtsknecht. — Meine Kameraden sollen mich gewiss nicht einholen. Die Gänsköpffe kriechen im Lernen so langsam, wie Schneken. — Ei hast dus auch gehört dass die Polaken so wurmicht seyn sollen? Wann sie nur einander zusamen hauden, dass ihré Köpffe wie Spazen, in der Lufft herum Tanzten. — Aber ich habe genug geschwäzt. Lebe wohl wenn du kanst. Ich heise

Hanss Tollkopff.

Husaarenburg d. 26. Jenner 1767. N. N.

Schreiben eines melancholischen Knaben.

Mein theurester, mein liebster Freund

Mitten in meiner Einsamkeit, in der ich wie eine Nachteule size und mich den schwarzen Grillen überlasse, vernehme ich die traurige Nachricht, dass dich Gott mit einer schwehren Krankheit heimgesucht hat. Ach mein Bruder, mein Freund, mein Geliebter, wie viel tausend Thränen hab ich schon um deinetwillen vergossen! so soll ich dich verliehren? Nimmermehr dein holdes Angesicht sehen? Nimmermehr vor Freuden an deinem Halse weinen? Nimmermehr mit dir durch Blumen gehn, am rieselenden Bach stehen bleiben, und gen Himmel hinauf sehen und Gott danken, dass Er uns beede erschaffen hat! o mein Bruder Jonathan, wie beugst du mich, mein Bruder Jonathan wie beugst du mich! — Vieleucht schon iezo bist du gestorben. Ich sehe den Todesschweis auf deiner Stirne, dein gestandenes Aug, deine eingefallene und Todbleiche Wangen, deine blauen Lippen, dein zugespiztes Kinn, dein versteltes Gesicht, deine abgestorbene Hände, deine verschrenkte Füsse, dieser schrökliche, dieser fürchterliche Anblik ist beständig vor meinen Augen. — Gestern bin ich beim Mondschein über die Mauren des Kirchhofs geklettert, habe mich auf ein verfallenes Grab gesezt, einen blinden Todenkopff in meine Hand genommen, diesen gelben, haarichten Schädel geküsst und dem Tod, dem Ende alles meines Jammers gerufen: komm süsser Tod, wische mit deiner dirren Hand die Thrähnen vom Antliz! bringe mich zu meinem Bruder! ach zu meinem Bruder! und mich dauchte, ich hörte auf dem ganzen Kirchhof ein tiefes, hohles, murmlendes Ach! Ach! Ach! erschallen. — Aber der Tod kommt noch nicht. Und die ganze Welt ist mir verhasst, meine Kameraden sind mir verhasst, alle Freuden sind mir verhasst. Soll ich dann selbsten mein Leben endigen? Ach, ich wünsche mir nichts mehr in der Welt, als in der schröklichsten Wüste, wo ewig kein wanderer hinkommen wird, in der Höhle eines schröklichen Felsen, einer still rauschenden Quelle mein Leben zu zubringen. Mit Nägeln wolte ich die Wurzlen aus der Erde scharren und mich so lange damit nähren, biss der Tod mein schwindsüchtiges Gerüppe in das Grab werfen würde. Lebe wohl. — Lebe ewig wohl Bruder. Ich werde dich nimmer sehen. Aber mein toder Staub soll sich noch nennen

Deinen

getreuen Freund und Bruder

Mitternacht d. 28. Jenner 1767.

Franz Einsüdler.

Schreiben eines phlegmattischen Knaben.

Hochgeehrtester Herr Vetter,

Sind Sie doch nicht böse, dass ich schon 3. viertel Jahr nicht an Sie geschrieben habe. Aber es hat warlich nicht seyn können; ich habe schon bald ein Jahr keine Feder mehr angeregt. Ich bekomme gleich das Kopfweh, wann ich mich so lange auf das Papier hinbüken muss. Mein Vatter und meine Muter ist wohl auf. Ich muss alle Tag zweymal in die Schul gehen, welches mich entsezlich sauer ankommt. Dann denken Sie nur, Herr Vetter, Es sind 25 Schritt von meinem Hause in die Schule. Ich bin offt steinmüde biss ich hinkomme. In der Schule seze ich mich auf meinen Bank, rege keine Ader und schlafe allgemach ein. Mein Präceptor wekt mich wohl manchmal sehr unfreundlich auf: aber es thut nichts, ich schlafe gleich wider. Ich weiss nicht nicht, wie es kommt: sobald ich schwarz auf weiss seh, so bekomme ich den Schwindel, und wann ich bethen soll, so geht alles mit mir im Ring herum. Mein Präceptor nennt mich wohl manchmal einen Eselskopff, aber was thut das! Die Esel sind doch auch artige Thierlein. Ich bin doch auch so Dum nicht, als man meint. Ich kan bald das erste Hauptstük und das Sprüchlein; Also hat Gott die Welt geliebet, kan ich auch schier auswendig, und werde doch erst auf die Kirchweyh, wils Gott, 16. Jahr alt. Ach wann ich doch einmal, ein recht ruhiges Leben kriegte, als wie mein Vetter, der Franz Schmerbauch. Dieser sizt den ganzen Tag in einem Grossvatter-Sessel und in einem alten pohlnischen Pelz hinter dem Ofen; raucht eine Pfeife Lauswenzel, trinkt des Morgens 16. Schaalen Cofee isst des Mittags 3 Pfund Ochsenfleisch, trinkt 2. Maass Braunsbier dazu, verrichtet sein Mittags-Schläflein, biss Abends um 5 Uhr, nimmt noch ein Pfund Käss, 4 Maass Braunsbier und anderthalb Schoppen Brantewein zu sich und lässt sich allgemach ins Bett führen. Er erzürnt sich nicht, er erfreut sich nicht, er lacht nicht, er weint nicht; sondern er bleibt in einer ewigen Ruhe. Ach wann mir doch Gott auch ein solches Leben gebe! Ich wolte lieber im Spittal in Ruhe, als in einem fürstlichen Pallast in Arbeit leben. Gott wird auch meine Wünsche erfüllen, dann ich bin so fromm wie ein Lamm. In der Kirch size ich so steif (Correctur: sinnig), das ich wie der Perpendikul an der Uhr hin und her wakle, wann man an mich stosst. Gestern hat mir der iunge Courage eine Maulschelle gegeben, aber ich habe ihm einen Halbbazen geschenkt, dass er mir nichts mehr thun soll. — Schlittenfahren und Springen mag ich auch nicht, wie meine Cameraden, den es frührt mich sogleich und ich könnte ia auch einmal eine Hand oder einen Fuss abbrechen. — Die Tischlade, der Ofen und mein Bett sind meine 3. liebste Stüke in der Welt! O mein Bett! — Ja, ia

— Herr Vetter — ach lieber Gott — Gutenacht Herr Vetter — O meine liebe Tischlad! o wie gut —: Hutsch! Hutsch.

Faulberg d. 3 Febr. 1767. Franz Schlafhaub.

Mein Herr!

Sie haben recht, wann Sie behaupten, dass derienige Mensch glüklich sey dessen Blut ordentlich gemischt ist und der also ein gesundes und glükliches Temperament hat. Es sind mir nemlich 4 Briefe zu Gesicht gekommen, welche mein Herz mit einem wahren Mittleiden angefült haben. Welch ein frecher, ziegelloser und leuchtsinniger Mensch ist nicht Martin Hopsasa! Er hat keinen üblen Kopff, aber er ist viel zu flüchtig, als dass er etwas ernsthafts begreifen könnte. In der Schule und in der Kirche ist er in einer beständigen Unruhe, wie Queksilber. Bald rutscht er hin, bald rutscht er her bald zupft er seine Kameraden, bald nagt er an seinem Huth. Wann er lernen soll, so pfeift er, wann er bethen soll so lacht er, wann er gehen soll, so hüpft er und kurz Martin Hopsasa ist ein iunger Narr, der niemals etwas rechtschaffenes werden wird, als biss er gescheid ist. Hanss Tollkopff hat zwar vortrefliche Gaben, er lernt gut und führt sich in verschiedenen Dingen vortreflich auf. Aber er thut nichts Gottes halber sondern alles seinethalber. Man darf ihn nicht grum ansehen so bekommt mann entweder ein grobes Wort, oder eine Maulschelle. Mit seinem Raufen und schlagen wird er sich allenthalben bey iedermann verhasst machen und öfters Gefahr laufen entweder zu einem Krüppel oder gar tod geschlagen zu werden. Wer mit seinem tollenkopff wie ein Stier mit seinen Hörnern durch die Welt rennen will prellt öfters so gewaltig an, dass er seinen Kopff zerstösst. Der gute zärtliche Franz Einsüdler daurt mich er hat das beste Herz von der Welt. Aber er weint immer er traurt immer, er sizt immer im Winkel wie ein Käuzlein in verstöhrten Stätten und thut, als wann ihm Gott nimmer gnädig wäre. Ein solcher Winsler und Heuler taugt zu nichts, als zu solchen Klagweibern, die um das Geld ieden Toden beklagen. Er stelt sich immer das ärgste vor und wan er eine kleine Röthe am Himmel sieht, so glaubt er schon ganz Ulm stehe im Feuer. — Aber was solte ich von Franz Schlafhaub sagen? Er ist von einem Perükenstok in nichts unterschieden, als dass er sich ein bisschen regt. Ein solcher Mensch ist in der Welt immer das 5[te] Rad am Wagen. Und er ist weder zum guten noch zum bösen aufgelegt. Wohl demnach demienigen, welcher weder zu leuchtsinnig noch zu hizig, noch zu traurig, noch zu träg und Phlegmattisch ist, sondern in allen Stüken die weise Mittelstrase zu erwählen weiss. Ich verharre mit aller Hochachtung

Dero

ergebenster Diener

Weissheitstadt d. 6[ten] Febr. 1767.

Jacob Klug.

etwas blasen. — Aber ietzt fahr ich Schlitten. Komm her du lieber Stachel. — Hola Bruder, Michel, Stoffel, Martin, Heinrich, Hanss, und wer ihr alle seyd, fahrd mit! steht zu! Juhe Bruder Friz, das Ding geht wie der Bliz! — Gute nacht kleines 6. Pfenning Häfelein. Ich bin voller Freuden

dein lustiger Freund

Hansswurstburg d. 1sten Aprill. Martin Hopsasa.

Schreiben eines cholerischen Knabens.

Kamerad!

Du sagst imer, ich soll an dich schreiben, aber meinst dann du, ich habe sonst nichts zu thun als mit dir umzugehen. Sey froh, dass du diesen Brief kriegst und ein andersmal kann der Herr warten, biss es mir einfält, einen Brief zu schreiben. Unter uns pasiert eben nichts neues auser dass ich fast alle Tag mit meinen liederlichen Kameraden Händel habe. Ich prügle sie zusamen dass sie Oel geben möchten. Gestern habe ich den Christoph Flink bey der Gurgel angepakt, dass er gequäkt hat. Den Michel Haasenfuss hab ich erst heute früh beym Schopff genommen und ihn geschüttelt, dass ihm die Zähne gewakelt haben. — Die Hundsfütter! Die Tropffen! Wollen einen ehrlichen Kerl scheren. He! Beym Henker. Ich peitsche diese Lumpenkerls noch zusamen, dass sie durchsichtig werden möchten! — Glaub mir Bruder, ein ehrlicher Kerl lässt sich nichts thun, er schlägt, er stosst, er beisst, er haut um sich, wie ein wilder Eber. Haasenseelen sind das. Tropffen sind das, alte aussgemergelte Spittalweiber sind das, die sich von einem iedweden Scherenschleiffer, der überzwerg daher kommt coujonieren lassen. Wann ich nur ein Preusischer schwarzer Husar wäre, ich wollte mit meinem scharf geschliffenen Söbel mitten unter alle Hundsfütter hinein rennen und ihre Dummen Schedel wie Krautsköpffe, hinwegschlagen. — Ha! Courage muss man haben, sonst ist man aller Tropffen Bruder. — Ich arbeite iezo Tag und Nacht, wie ein Pferd, damit ich einmal ein rechtschaffener Kerl werde. Aut Caesar, aut nihil. Entweder alles, oder nichts, entweder Burgermeister oder Amtsknecht. — Meine Kameraden sollen mich gewiss nicht einholen. Die Gänsköpffe kriechen im Lernen so langsam, wie Schneken. — Ei hast dus auch gehört dass die Polaken so wurmicht seyn sollen? Wann sie nur einander zusamen hauden, dass ihre Köpffe wie Spazen, in der Lufft herum Tanzten. — Aber ich habe genug geschwäzt. Lebe wohl wenn du kanst. Ich heise

Husaarenburg d. 26. Jenner 1767. Hanss Tollkopff.

N. N.

Schreiben eines melancholischen Knaben.

Mein theurester, mein liebster Freund

Mitten in meiner Einsamkeit, in der ich wie eine Nachteule size und mich den schwarzen Grillen überlasse, vernehme ich die traurige Nachricht, dass dich Gott mit einer schwehren Krankheit heimgesucht hat. Ach mein Bruder, mein Freund, mein Geliebter, wie viel tausend Thränen hab ich schon um deinetwillen vergossen! so soll ich dich verliehren? Nimmermehr dein holdes Angesicht sehen? Nimmermehr vor Freuden an deinem Halse weinen? Nimmermehr mit dir durch Blumen gehn, am rieselenden Bach stehen bleiben, und gen Himmel hinauf sehen und Gott danken, dass Er uns beede erschaffen hat! o mein Bruder Jonathan, wie beugst du mich, mein Bruder Jonathan wie beugst du mich! — Vieleucht schon iezo bist du gestorben. Ich sehe den Todesschweis auf deiner Stirne, dein gestandenes Aug, deine eingefallene und Todbleiche Wangen, deine blauen Lippen, dein zugespiztes Kinn, dein versteltes Gesicht, deine abgestorbene Hände, deine verschrenkte Füsse, dieser schrökliche, dieser fürchterliche Anblik ist beständig vor meinen Augen. — Gestern bin ich beim Mondschein über die Mauren des Kirchhofs geklettert, habe mich auf ein verfallenes Grab gesezt, einen blinden Todenkopff in meine Hand genommen, diesen gelben, haarichten Schädel geküsst und dem Tod, dem Ende alles meines Jammers gerufen: komm süsser Tod, wische mit deiner dirren Hand die Thrähnen vom Antliz! bringe mich zu meinem Bruder! ach zu meinem Bruder! und mich dauchte, ich hörte auf dem ganzen Kirchhof ein tiefes, hohles, murmlendes Ach! Ach! Ach! erschallen. — Aber der Tod kommt noch nicht. Und die ganze Welt ist mir verhasst, meine Kameraden sind mir verhasst, alle Freuden sind mir verhasst. Soll ich dann selbsten mein Leben endigen? Ach, ich wünsche mir nichts mehr in der Welt, als in der schröklichsten Wüste, wo ewig kein wanderer hinkommen wird, in der Höhle eines schröklichen Felsen, einer still rauschenden Quelle mein Leben zu zubringen. Mit Nägeln wolte ich die Wurzlen aus der Erde scharren und mich so lange damit nähren, biss der Tod mein schwindsüchtiges Gerüppe in das Grab werfen würde. Lebe wohl. — Lebe ewig wohl Bruder. Ich werde dich nimmer sehen. Aber mein toder Staub soll sich noch nennen

Deinen

getreuen Freund und Bruder

Mitternacht d. 28. Jenner 1767.

Franz Einsüdler.

etwas blasen. — Aber ietzt fahr ich Schlitten. Komm her du lieber Stachel. — Hola Bruder, Michel, Stoffel, Martin, Heinrich, Hanss, und wer ihr alle seyd, fahrd mit! steht zu! Juhe Bruder Friz, das Ding geht wie der Bliz! — Gute nacht kleines 6. Pfenning Häfelein. Ich bin voller Freuden

dein lustiger Freund

Hansswurstburg d. 1[sten] Aprill. Martin Hopsasa.

Schreiben eines cholerischen Knabens.

Kamerad!

Du sagst imer, ich soll an dich schreiben, aber meinst dann du, ich habe sonst nichts zu thun als mit dir umzugehen. Sey froh, dass du diesen Brief kriegst und ein andersmal kann der Herr warten, biss es mir einfält, einen Brief zu schreiben. Unter uns pasiert eben nichts neues auser dass ich fast alle Tag mit meinen liederlichen Kameraden Händel habe. Ich prügle sie zusamen dass sie Oel geben möchten. Gestern habe ich den Christoph Flink bey der Gurgel angepakt, dass er gequäkt hat. Den Michel Haasenfuss hab ich erst heute früh beym Schopff genommen und ihn geschüttelt, dass ihm die Zähne gewakelt haben. — Die Hundsfütter! Die Tropffen! Wollen einen ehrlichen Kerl scheren. He! Beym Henker. Ich peitsche diese Lumpenkerls noch zusamen, dass sie durchsichtig werden möchten! — Glaub mir Bruder, ein ehrlicher Kerl lässt sich nichts thun, er schlägt, er stosst, er beisst, er haut um sich, wie ein wilder Eber. Haasenseelen sind das. Tropffen sind das, alte aussgemergelte Spittalweiber sind das, die sich von einem iedweden Scherenschleiffer, der überzwerg daher kommt coujonieren lassen. Wann ich nur ein Preusischer schwarzer Husar wäre, ich wollte mit meinem scharf geschliffenen Söbel mitten unter alle Hundsfütter hinein rennen und ihre Dummen Schedel wie Krautsköpffe, hinwegschlagen. — Ha! Courage muss man haben, sonst ist man aller Tropffen Bruder. — Ich arbeite iezo Tag und Nacht, wie ein Pferd, damit ich einmal ein rechtschaffener Kerl werde. Aut Caesar, aut nihil. Entweder alles, oder nichts, entweder Burgermeister oder Amtsknecht. — Meine Kameraden sollen mich gewiss nicht einholen. Die Gänsköpffe kriechen im Lernen so langsam, wie Schneken. — Ei hast dus auch gehört dass die Polaken so wurmicht seyn sollen? Wann sie nur einander zusamen hauden, dass ihré Köpffe wie Spazen, in der Lufft herum Tanzten. — Aber ich habe genug geschwäzt. Lebe wohl wenn du kanst. Ich heise

Hanss Tollkopff.

Husaarenburg d. 26. Jenner 1767. N. N.

Schreiben eines melancholischen Knaben.

Mein theurester, mein liebster Freund

Mitten in meiner Einsamkeit, in der ich wie eine Nachteule size und mich den schwarzen Grillen überlasse, vernehme ich die traurige Nachricht, dass dich Gott mit einer schwehren Krankheit heimgesucht hat. Ach mein Bruder, mein Freund, mein Geliebter, wie viel tausend Thränen hab ich schon um deinetwillen vergossen! so soll ich dich verliehren? Nimmermehr dein holdes Angesicht sehen? Nimmermehr vor Freuden an deinem Halse weinen? Nimmermehr mit dir durch Blumen gehn, am rieselenden Bach stehen bleiben, und gen Himmel hinauf sehen und Gott danken, dass Er uns beede erschaffen hat! o mein Bruder Jonathan, wie beugst du mich, mein Bruder Jonathan wie beugst du mich! — Vieleucht schon iezo bist du gestorben. Ich sehe den Todesschweis auf deiner Stirne, dein gestandenes Aug, deine eingefallene und Todbleiche Wangen, deine blauen Lippen, dein zugespiztes Kinn, dein versteltes Gesicht, deine abgestorbene Hände, deine verschrenkte Füsse, dieser schrökliche, dieser fürchterliche Anblik ist beständig vor meinen Augen. — Gestern bin ich beim Mondschein über die Mauren des Kirchhofs geklettert, habe mich auf ein verfallenes Grab gesezt, einen blinden Todenkopff in meine Hand genommen, diesen gelben, haarichten Schädel geküsst und dem Tod, dem Ende alles meines Jammers gerufen: komm süsser Tod, wische mit deiner dirren Hand die Thrähnen vom Antliz! bringe mich zu meinem Bruder! ach zu meinem Bruder! und mich dauchte, ich hörte auf dem ganzen Kirchhof ein tiefes, hohles, murmlendes Ach! Ach! Ach! erschallen. — Aber der Tod kommt noch nicht. Und die ganze Welt ist mir verhasst, meine Kameraden sind mir verhasst, alle Freuden sind mir verhasst. Soll ich dann selbsten mein Leben endigen? Ach, ich wünsche mir nichts mehr in der Welt, als in der schröklichsten Wüste, wo ewig kein wanderer hinkommen wird, in der Höhle eines schröklichen Felsen, einer still rauschenden Quelle mein Leben zu zubringen. Mit Nägeln wolte ich die Wurzlen aus der Erde scharren und mich so lange damit nähren, biss der Tod mein schwindsüchtiges Gerüppe in das Grab werfen würde. Lebe wohl. — Lebe ewig wohl Bruder. Ich werde dich nimmer sehen. Aber mein toder Staub soll sich noch nennen

Deinen

getreuen Freund und Bruder

Mitternacht d. 28. Jenner 1767.

Franz Einsüdler.

Schreiben eines phlegmattischen Knaben.

Hochgeehrtester Herr Vetter,

Sind Sie doch nicht böse, dass ich schon 3. viertel Jahr nicht an Sie geschrieben habe. Aber es hat warlich nicht seyn können; ich habe schon bald ein Jahr keine Feder mehr angeregt. Ich bekomme gleich das Kopfweh, wann ich mich so lange auf das Papier hinbüken muss. Mein Vatter und meine Muter ist wohl auf. Ich muss alle Tag zweymal in die Schul gehen, welches mich entsezlich sauer ankommt. Dann denken Sie nur, Herr Vetter, Es sind 25 Schritt von meinem Hause in die Schule. Ich bin offt steinmüde biss ich hinkomme. In der Schule seze ich mich auf meinen Bank, rege keine Ader und schlafe allgemach ein. Mein Präceptor wekt mich wohl manchmal sehr unfreundlich auf: aber es thut nichts, ich schlafe gleich wider. Ich weiss nicht nicht, wie es kommt: sobald ich schwarz auf weiss seh, so bekomme ich den Schwindel, und wann ich bethen soll, so geht alles mit mir im Ring herum. Mein Präceptor nennt mich wohl manchmal einen Eselskopff, aber was thut das! Die Esel sind doch auch artige Thierlein. Ich bin doch auch so Dum nicht, als man meint. Ich kan bald das erste Hauptstük und das Sprüchlein; Also hat Gott die Welt geliebet, kan ich auch schier auswendig, und werde doch erst auf die Kirchweyh, wils Gott, 16. Jahr alt. Ach wann ich doch einmal, ein recht ruhiges Leben kriegte, als wie mein Vetter, der Franz Schmerbauch. Dieser sizt den ganzen Tag in einem Grossvatter-Sessel und in einem alten pohlnischen Pelz hinter dem Ofen; raucht eine Pfeife Lauswenzel, trinkt des Morgens 16. Schaalen Cofee isst des Mittags 3 Pfund Ochsenfleisch, trinkt 2. Maass Braunsbier dazu, verrichtet sein Mittags-Schläflein, biss Abends um 5 Uhr, nimmt noch ein Pfund Käss, 4 Maass Braunsbier und anderthalb Schoppen Brantewein zu sich und lässt sich allgemach ins Bett führen. Er erzürnt sich nicht, er erfreut sich nicht, er lacht nicht, er weint nicht; sondern er bleibt in einer ewigen Ruhe. Ach wann mir doch Gott auch ein solches Leben gebe! Ich wolte lieber im Spittal in Ruhe, als in einem fürstlichen Pallast in Arbeit leben. Gott wird auch meine Wünsche erfüllen, dann ich bin so fromm wie ein Lamm. In der Kirch size ich so steif (Correctur: sinnig), das ich wie der Perpendikul an der Uhr hin und her wakle, wann man an mich stosst. Gestern hat mir der iunge Courage eine Maulschelle gegeben, aber ich habe ihm einen Halbbazen geschenkt, dass er mir nichts mehr thun soll. — Schlittenfahren und Springen mag ich auch nicht, wie meine Cameraden, den es frührt mich sogleich und ich könnte ia auch einmal eine Hand oder einen Fuss abbrechen. — Die Tischlade, der Ofen und mein Bett sind meine 3. liebste Stüke in der Welt! O mein Bett! — Ja, ia

— Herr Vetter — ach lieber Gott — Gutenacht Herr Vetter — O meine liebe Tischlad! o wie gut — Hutsch! Hutsch.

Faulberg d. 3 Febr. 1767. Franz Schlafhaub.

Mein Herr!

Sie haben recht, wann Sie behaupten, dass derienige Mensch glüklich sey dessen Blut ordentlich gemischt ist und der also ein gesundes und glükliches Temperament hat. Es sind mir nemlich 4 Briefe zu Gesicht gekommen, welche mein Herz mit einem wahren Mittleiden angefült haben. Welch ein frecher, ziegelloser und leuchtsinniger Mensch ist nicht Martin Hopsasa! Er hat keinen üblen Kopff, aber er ist viel zu flüchtig, als dass er etwas ernsthafts begreifen könnte. In der Schule und in der Kirche ist er in einer beständigen Unruhe, wie Queksilber. Bald rutscht er hin, bald rutscht er her bald zupft er seine Kameraden, bald nagt er an seinem Huth. Wann er lernen soll, so pfeift er, wann er bethen soll so lacht er, wann er gehen soll, so hüpft er und kurz Martin Hopsasa ist ein iunger Narr, der niemals etwas rechtschaffenes werden wird, als biss er gescheid ist. Hanss Tollkopff hat zwar vortrefliche Gaben, er lernt gut und führt sich in verschiedenen Dingen vortreflich auf. Aber er thut nichts Gottes halber sondern alles seinethalber. Man darf ihn nicht grum ansehen so bekommt mann entweder ein grobes Wort, oder eine Maulschelle. Mit seinem Raufen und schlagen wird er sich allenthalben bey iedermann verhasst machen und öfters Gefahr laufen entweder zu einem Krüppel oder gar tod geschlagen zu werden. Wer mit seinem tollenkopff wie ein Stier mit seinen Hörnern durch die Welt rennen will prellt öfters so gewaltig an, dass er seinen Kopff zerstösst. Der gute zärtliche Franz Einsüdler daurt mich er hat das beste Herz von der Welt. Aber er weint immer er traurt immer, er sizt immer im Winkel wie ein Käuzlein in verstöhrten Stätten und thut, als wann ihm Gott nimmer gnädig wäre. Ein solcher Winsler und Heuler taugt zu nichts, als zu solchen Klagweibern, die um das Geld ieden Toden beklagen. Er stelt sich immer das ärgste vor und wan er eine kleine Röthe am Himmel sieht, so glaubt er schon ganz Ulm stehe im Feuer. — Aber was solte ich von Franz Schlafhaub sagen? Er ist von einem Perükenstok in nichts unterschieden, als dass er sich ein bisschen regt. Ein solcher Mensch ist in der Welt immer das 5te Rad am Wagen. Und er ist weder zum guten noch zum bösen aufgelegt. Wohl demnach demienigen, welcher weder zu leuchtsinnig noch zu hizig, noch zu traurig, noch zu träg und Phlegmattisch ist, sondern in allen Stüken die weise Mittelstrase zu erwählen weiss. Ich verharre mit aller Hochachtung

Dero

ergebenster Diener

Weissheitstadt d. 6ten Febr. 1767. Jacob Klug.

Auch folgendes Dictat dürfte ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen.

Geisslingen d. 10ten November 1768.

Mein Herr,

Sie haben die Gütigkeit, mich zum Schreiben aufzumuntern und mit meinen Schwachheiten vorlieb zu nehmen. Sie werden es also auch erlauben, wann ich Ihnen heute eine artige Geschichte erzehle, die sich erst kürzlich zugetragen hat:

Nicht weit von Crailsheim wohnte ein vornehmer und ungemein reicher Anspachischer Beamter, mit Nahmen Herr von Buttwiz. Dieser hatte zwei Söhne, wovon der älteste Wilhelm, der iüngste aber Louis hiess.

Wilhelm war von Jugend auf still, seinen Eltern und Lehrern gehorsam und der unversöhnlichste Feind aller lasterhaften Jünglinge. Dabei war er in allen seinen Handlungen so langsam und bedächtlich, dass er niemahls einen Fehltritt that. Ueberdiess war er ungemein hausshältrisch und seine Eltern konnten ihm die ganze Oekonomie anvertrauen.

Louis aber war just das Gegentheil von seinem Bruder Wilhelm. Er hatte ein feuriges Temperament, war leichtsinnig, verschwindrisch und stak voller bosshaftiger Streiche. Wann er Geld hatte; so war er den Augenblik damit fertig. Was er nicht verthun konnte, das schenkte er seinen armen Kameraden. Man kan sich vorstellen, dass man den guten Louis oft übel vor seinen Muthwillen züchtigte.

Doch Louis sezt den Huth aufs Ohr
und blieb der Louis wie zuvor.

Doch weil er schön war, einen guten Kopf und ein zärtliches Herz hatte; so konnte ihn doch jedermann wohl leiden. Nur sein Bruder hasste ihn, weil er vor allem Muthwillen einen Abscheu hatte. Als man die beiden Brüder auf die Universität schikte; so brachte Wilhelm den Ruhm eines geschikten und tugendhaften jungen Herrn mit nach Hauss. Ja, er hatte sogar 1000 fl. Geld bei sich, welches er sich von seinen Wechseln erspahrte.

Mit unserm Louis aber sah es ganz anderst aus. Er studierte wenig, liebte starke Gesellschaften, legte sich aufs Reuten, Fechten und Tanzen, spielte, trank und hatte alle Tag Musik. Mehr als 20. arme Studenten auf der Universität zehrten aus seinem Beutel. Mann warnte ihn; aber da war alles verlohren. Der böse Louis liess sich nun auch mit niederträchtigen Weibsbildern ein und hatte sogar das Unglük einen vornehmen Studenten zu erstechen. Der Vatter enterbte ihn, und Louis wurde ein Preusse. Im leztern Krieg wohnte er fast allen Schlachten bei und hielt sich als ein tapferer Soldat.

In der Schlacht bei Freiberg wurde er gefährlich verwundet und kam ins Lazareth. Hier dachte er das erste mahl an seinen bissherigen liederlichen Lebenswandel. Ach sagte er zu sich selber: Was wird mein Vatter sagen! Wie wird meine liebe Mutter meinethalben in Thränen schwimmen! — Ach liebste Eltern, dürfte ich mich zu euren Füsen werfen, euch um Verzeihung bitten und sterben! —

Ein ganzer Thränenstrohm rollte hierauf seine Wangen herab und Louis entschloss sich von ganzem Herzen, in sich zu gehen. Er schrieb einen beweglichen Brief an seine Eltern; aber Wilhelm mahlte seinen Bruder Louis so hässlich ab, dass man ihm nicht einmahl antwortete. — Der Friede wurde indessen geschlossen und man dankte das Regiment ab unter welchem Louis war. Diesem gab die Verzweiflung einen ganz besondern Gedanken ein. Er vertauschte seine Montour mit einem Zwilchkittel, liess sein Haar baurisch wachsen und gieng zu einem Bauren, anderthalb Stund von der Wohnung seines Vatters, als Knecht in Diensten. Hier war er der treueste Arbeiter, führte das beste Leben und nahm sich der Güter seines Bauren dergestalt an, dass er zusehends reicher wurde.

Ueberal war er als der kluge und fleisige Hanss bekannt. Selber sein Vater, der oft in dieses Dorf kam, bewunderte den Fleiss des Hansen und liess sich oft von ihm im Garten herum führen, den der fleisige Hanss so vortreflich eingerichtet hatte, dass sich desselbigen kein Edelmann hätte schämen dürfen. Einstmahl kam der Bauer nach Hause und sagte: Hanss, unsere Frau Amtmannin ist gestorben. Das gute Weib hat noch in ihrer lezten Stunde ihren Lips geseegnet und Gott gebetten, dass er sich seiner erbarmen möchte. — Hanss lief wütend zur Thür hinaus, gieng in seine Kammer, wälzte sich auf dem Boden und that, wie ein verzweifelter Mensch und vergoss eine ganze Fluth von Thränen. Der Bauer, welcher seinen Hansen wie ein Kind liebte, wusste nicht, was er von dieser auserordentlichen Traurigkeit denken sollte. Er tröstete seinen Hansen so lange, biss er wieder etwas ruhig wurde. Als Hanss einmahl im Walde war und vor seinen Bauren Holz machte; so hörte er von ferne ein groses und ungewöhnliches Geräusch. Er schliech mit seinem Holzbeil ganz sachte hinzu und — — — Welch ein Anblik vor unsern zärtlichen Hansen! — sahe hier seinen Vater von 4. Mördern umgeben die ihn aus der Kutsche riesen und ihm eben den Dolch an die Brust sezten. Hanss trat wütend aus dem Gebüsch hervor und machte mit seinem Holzbeil so gute Arbeit, dass in wenig Augenbliken 3. Mörder gestrekt dalagen. Den 4.[ten] aber band er an einem Baume vest. Der Herr von Buttwiz welcher schon verwundet war, schrie hierauf: Gott, welchem Engel habe ich mein Leben zu danken? Gnädiger Herr, sagte hierauf Hanss, ich habe meine Schuldigkeit gethan und Sie sind mir also keinen Dank schuldig. Ich danke Gott, dass er mich zum Werkzeug gemacht hat,

ein so kostbares Leben zu retten. — Hanss trug hierauf den verwundeten Herrn in die Kutsche, und weil der Kutscher erschossen war; sezte er sich selber auf den Bok und fuhr dem Schlosse zu. Des andern Tages fragte man den noch lebenden Mörder aus, und man fand mit Entsezen, dass der Urheber dieser verfluchten Verschwöhrung niemand anders was als — — — Wilhelm, der bisshero sein teuflisches Herze unter der Larve der Heucheley verbarg, weil er nicht warten konnte, bis er durch den Tod seines Vatters zum Besize seiner grosen Güter gelangte; so wollte er auf eine so verfluchte Art seinen Durst nach Reichthum stillen. Der arme Herr von Buttwiz starb schier auf diese schrökliche Nachricht und behielt niemand bei sich, als seinen Erretter Hanssen. O, schrie er einmahl in der Verzweiflung: Nun bin ich aller meiner Kinder beraubt. Louis ist verlohren und Wilhelm — diese Brut des Teufels mag ich gar nicht mehr nennen. Als er den Hansen vor Weinen schluchzen hörte; so sagte er: O Hanss, zärtlicher Hanss! wollte Gott, du wärest mein Sohn! — Und nun konnte sich Hanss nicht mehr enthalten; er stürzte zu den Füsen seines Vaters nieder und sagte lautweinend: Ja, ich bin es! Ich bin Louis Ihr Sohn! Ach Vater, Vatter, lassen Sie mich zu Ihren Füsen sterben! — Als er hierauf alle seine Schiksale kürzlich erzehlt hatte; So hob ihn der Vatter von der Erde auf, drükte ihn vest an sein Herz und sagte mit Seufzen und Thränen: O mein Sohn, mein Sohn! Meine Freude, meine Wonne und mein Glük! Hierauf bath Louis mit den zärtlichsten Worten vor seinen Bruder Wilhelm und brachte es dahin, dass ihn der Vatter unter sehr erträglichen Umständen in ein Zuchthauss schikte, und der gute Louis soll nicht aufhören, seinem gottlosen Bruder heimlich viel gutes zu thun. Seit dem hat sich der alte Herr von Buttwiz zur Ruhe gesezt und seinem Sohne die Verwaltung der Güter überlassen und noch überal redet man von dem Gnädigen Herrn unter dem Nahmen des weisen, gütigen und rechtschaffenen Hansen.

Dass Menschen schwehr zu kennen sind
ist ohne allen Zweifel,
ein nach dem Ansehn frommes Kind
ist oft der ärgste Teufel.

Wir sehen an dem Jüngling oft
nur Fehler und nur Mängel
auf einmahl sehn wir unverhoft,
er sei ein wahrer Engel.

Nun leben Sie wohl. Auf diesen langen Brief wird Ihnen und mir das Essen wohl schmeken. Ich verbleibe

Dero ergebenster Diener
Jakob Federfuchs.

Unzweifelhaft haben wir in diesem Briefe eine ältere Fassung jener Erzählung: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens", welche von Schubart in dem ersten Stück von Haugs schwäbischem Magazin veröffentlicht* und durch die Verwerthung, welche sie in Schillers Räubern gefunden, ein Gegenstand allgemeiner Beachtung geworden ist. Die Gegenüberstellung eines scheinbar gut gearteten, fromm gesinnten, thatsächlich aber bis zur äussersten Niederträchtigkeit selbstsüchtigen Menschen und andrerseits eines leichtsinnigen, ja selbst ausschweifenden, doch im tiefsten Grunde braven und der edelsten Handlungen fähigen Charakters muss überhaupt für Schubart einen ganz besonderen Reiz besessen haben. Denn auch von einer dritten und ausführlicheren Bearbeitung desselben Themas hat er im Ulmischen Intelligenzblatt vom Jahre 1775 (sieh unten) wenigstens den Anfang mitgetheilt.

In der Figur des Louis, der in der zweiten und dritten Fassung der Erzählung Carl genannt wird, hat der Dichter sich selbst gezeichnet oder vielmehr eine Apologie seines bisherigen, oft über die Stränge schlagenden, die Regeln der Sitte verletzenden und dennoch nie dem besseren streben sich völlig entfremdenden lebens und treibens dargeboten. In jeder späteren Behandlung hat Schubart diesem Charakter neue Züge beigelegt, welche seinem eigenen Wesen entnommen waren. Weit weniger gelungen ist die Figur des Wilhelm, welcher dem Schillerschen Franz entspricht. Dass der ursprünglich nur als Duckmäuser und Philister geschilderte Knabe und Jüngling nachmals sich zu einem ausgemachten Bösewicht entwickelt, wird zwar als Thatsache mitgetheilt, aber in keiner Weise erklärt. Es begreift sich, dass, je breiter Schubart seine Erzählung anlegte, um so mehr auch der Mangel einer ausreichenden Motivierung fühlbar werden musste.

Unter den Dichtungen Schubarts fallen die Zaubereien, die Todesgesänge, sowie einige Oden und odenartige Gelegenheitsgedichte in die Periode des Geisslinger Aufenthalts.

Die Zaubereien, die unzweifelhaft zu den originellsten

* Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1775 S. 30—37, Schubarts Ges. Schriften VI. S. 82—89.

Erzeugnissen der Schubartschen Muse gehören, sind zum grösseren Theil — freilich mit mancherlei Modificationen — in die Gesammtausgabe aufgenommen worden. Unter den daselbst abgedruckten Abschnitten ist der vom „Ixion", welcher zum Schulmeisterthum begnadigt, sehnsüchtig, wie Orpheus nach seiner Eurydice, nach seinem Rade in der Unterwelt verlangt, wegen der nahe liegenden Anspielung auf Schubarts eigene paedagogische Erfahrungen am häufigsten hervorgezogen worden. Des „Zauberhains" wurde oben bereits gedacht. Die beiden erwähnten Stücke und die poetische Vorrede zur ganzen Sammlung beziehen sich auf Schubarts persönliches Schicksal. Nicht minder beachtenswerth ist der Schlussabschnitt „Spencer", welcher das tragische Erdenlos und die Apotheose des Dichters im allgemeinen behandelt. „Die entzauberte Eifersucht" war mit einigen Abweichungen ursprünglich einem Briefe Schubarts an seinen jungen Ulmer Freund Wolbach eingefügt, um diesem auf wirksame Weise den Rath zu ertheilen, dass er sich von einer unglücklichen und seiner unwürdigen Leidenschaft frei mache.* „Die Rache einer Napee" und der harmlose Schwank „Die Macht des Plutus" bieten keinerlei biographisches und wenig allgemeines Interesse dar.

Nicht in die Gesammtausgabe der Schubartschen Werke aufgenommen sind:

1) Die Widmungsverse „An den grossen Caramussal auf dem Berge Atlas". Mit Anspielung auf eine Episode aus den Abenteuern des Don Sylvio von Rosalva (6. Buch 1. Capitel) bringt Schubart hier dem von ihm mit jugendlicher Begeisterung verehrten Wieland seine Huldigung dar als dem Zauberer auf dem Gebiete der Dichtkunst.

2) Der „Pseudokleist", ein wenig geschmackvoller Scherz über die ungeschickten und allzu realistischen Nachahmer der Naturmalerei eines Thomson und E. Chr. von Kleist.

3) „Die belohnte Wohlweisheit", d. i. die Geschichte eines zum Esel metamorphosierten Rathsherrn, eine Satire auf die selbstgefällige Beschränktheit der Regenten jener winzigen

---

* Vgl. Briefe Schubarts an einen jungen Ulmer, herausgegeben von Fr. Pressel, Morgenblatt von 1861, S. 844 ff.

deutschen Reichsstädte, welche Schubart selbst häufig genug beobachtet haben mochte.

4) „Chil der Verderber und Gonkutsch der Glücksbote“. Der Zauberer Abusamma hatte in dem gewaltigen Streite mit dem grossen Caramussal zwei seiner ersten und furchtbarsten Gehilfen verloren: Chil, der den Boden versengte, wie mit Feuerpfeilen, dessen Odem verderblich war, wie die Pest, den Zerstörung, Hunger und Ungewitter umgaben, und andrerseits Gonkutsch, der Segen und Fruchtbarkeit um sich ausbreitete. Abusamma suchte Ersatz unter den Menschen, und er fand einen neuen Chil in einem weithin als fromm und tugendhaft gepriesenen, in Wirklichkeit aber heuchlerischen und fanatischen Brahminen, einen neuen Gonkutsch in einem von jenem Zeloten verwünschten, dem ausgelassenen Lebensgenusse, der Poesie und Musik ergebenen, dabei aber menschenfreundlich und barmherzig gesinnten Schöngeist.

Ein Jahr später (1767) erschienen Schubarts Todesgesänge. Dieselben waren zum Theil angeregt durch eine schwere Krankheit, welche ihn nah an den Rand des Grabes gebracht hatte, theils durch die ihm in Geisslingen berufsmässig obliegende Pflicht, Leichenreden zu halten. Schubart gibt in seiner Lebensbeschreibung zu, dass er diese Lieder mit seiner gewöhnlichen leidigen Eilfertigkeit geschrieben habe. Dieselben sind daher von sehr verschiedenem poetischem Werth. Doch wird das scheinbar wenig ergibige Thema, das bald an biblische Sprüche und Erzählungen sich anlehnende, bald durch den Klang der Todtenglocke, den Anblick eines Kirchhofs, das plötzliche hinscheiden eines Kindes, eines Jünglings oder Greisen dem Dichter ins bewusstsein gerufene Memento mori in den mannigfaltigsten Variationen vorgeführt. In dem Lied „auf die Leiche eines Regenten“ wird dasselbe Motiv behandelt, wie später in der „Fürstengruft“; freilich sind in dem früheren Gedichte die Farben sehr viel milder, auch wird das Idealbild des guten Herrschers kräftiger hervorgehoben, während der furchtbaren Verantwortung, die den pflichtvergessenen Tyrannen im Tode erwartet, nur andeutungsweise Erwähnung geschieht. Einige der Todesgesänge, wie z. B. „Das jüngste Gericht“, erregen unsre Bewunderung gleichmässig durch den

Schwung der Phantasie und die Kraft der Darstellung; in anderen fehlt jegliche Originalität, und der Ausdruck wird häufig matt, alltäglich, hie und da selbst geschmacklos.

Für den Gesang in der Gemeinde möchten sich die wenigsten jener Lieder geeignet haben. Denn der Werth gerade der besseren unter ihnen beruht darauf, dass sie aus den individuellsten Empfindungen und Gemüthsbewegungen des Dichters hervorgegangen sind. Sie gewähren uns daher mehrfach einen tieferen Einblick in das Seelenleben desselben. Wir sehen ihn auf dem Krankenlager, von Schmerz und Todesangst gepeinigt sich zu andachtsvollem Gebet aufraffen, wir erfahren von seinem ringen mit der Welt und ihren Versuchungen, von seiner Sehnsucht nach Reinheit des Herzens und nach innerer Erleuchtung.

Ein grösserer Theil der Todesgesänge ist von Schubart der auf dem Asperg veranstalteten Sammlung seiner Gedichte und nach dieser auch den späteren Ausgaben eingefügt worden. Doch haben dieselben durch die Veränderungen, welche der Dichter in der Gefangenschaft mit ihnen vornahm, nicht an Gehalt gewonnen, wol aber an der Kraft des Ausdrucks vielfach noch eingebüsst. Auch wurden unzweifelhaft manche Lieder weggelassen, welche hinter den wieder abgedruckten nicht wesentlich zurückstehen, z. B. Todesgedanken im Sommer, im Herbst, in einer Winternacht, am Geburtstage; bei der Leiche des Jünglings; die sterbende Mutter; das Trauergeläute.

Als Anhang finden sich in der Ausgabe von 1767 die vier Gedichte: die Barmherzigkeit, die Dankbarkeit, die Würde der Gotteshäuser und der gute Bürger. Inhalt und Tonart derselben machen es im höchsten Grade wahrscheinlich, dass sie den didaktischen Zwecken Schubarts als Geisslinger Praeceptors ihren Ursprung verdanken.

Schliesslich sind die odenartigen Poesien Schubarts ins Auge zu fassen. Wenn zwei wichtige Erfordernisse der Ode und des Hymnus, Gedankenfülle und Meisterschaft in der Beherrschung der Sprache Schubart zu keiner Zeit in hervorragendem Masse eigen waren (vgl. Strauss, Schubarts Leben in seinen Briefen II. S. 458), so bewirkte doch die Macht der Leidenschaft und der Begeisterung, mit welcher manche spätere

Dichtungen jener Art, wie z. B. die Fürstengruft, das Gedicht an die deutsche Freiheit und selbst der Hymnus auf Friedrich den Grossen kühn und feurig hingeworfen waren, dass in denselben die erwähnten Mängel weit weniger hervortreten als in den verwandten Erzeugnissen früherer Zeit. Unter den letzteren ist die Ode auf den Tod Franciscus des Ersten aus der Gesammtausgabe hinlänglich bekannt. In der Ode auf Abbt entschädigen einige Strophen, in welchen die Entwicklung und die Verdienste des besungenen in kräftigen und charakteristischen Zügen hervorgehoben werden, für die Gespreiztheit und Gehaltlosigkeit des übrigen. Die Gedichte „Badcur" und „Auf die Geburt des Herrn Grafen von Degenfeld-Schomburg" (1766 in einem Heft zusammen abgedruckt) haben lediglich biographisches Interesse, indem ersteres von der Freundschaft des Dichters zu dem Ulmischen Stadtamman Haeckel*, dem Gevatter seines Sohnes Ludwig, das letztere von seinen Beziehungen zu dem in der Nähe Geisslingens in Eybach heimischen Grafenhause Zeugniss gibt.

II.

Schubart in Augsburg.

Schubarts Augsburger Aufenthalt im Jahre 1774 bildet den Uebergang von der Zeit seines abenteuernden Wanderlebens zu der Periode ruhiger und gedeihlicher Wirksamkeit, welche ihm in Ulm beschieden war. Schon in Ludwigsburg, wo bis dahin französischer und italienischer Geschmack vorgewaltet, und von den deutschen Dichtern höchstens Wieland Beachtung gefunden hatte, war Schubart bemüht gewesen, Sinn und Verständniss für die deutsche Litteratur zu wecken. Mehr noch als in der damaligen Residenz des Herzogs von Württemberg gelang es ihm eine Zeitlang in Augsburg, ein anregender Mittelpunct allen denjenigen zu werden, welche für Litteratur und Kunst Interesse hegten.

Ein Zeugniss seiner Bestrebungen liegt uns in seinem „kurzgefassten Lehrbuch der schönen Wissenschaf-

* Vgl. über diesen Weyermann, „Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern der vormaligen Reichsstadt Ulm" S. 151 ff.

ten“ vor, dem Versuch eines dankbaren Zuhörers, den Inhalt Schubartscher Vorlesungen auf Grund nachgeschriebener Hefte wiederzugeben. Schubart hat diese Publication freilich nicht als sein geistiges Eigenthum anerkennen wollen. „Ich hielt es für eine wahre Kreuzigung meines Fleisches, als ich dies Todtengerippe in meinem Kerker zu Gesichte bekam“, so schreibt er in seiner Selbstbiographie (Ges. Schriften I. S. 238).* Dennoch tragen eine Fülle einzelner Bemerkungen und Urtheile so unverkennbar das Gepräge seiner Denk- und Darstellungsweise, dass an ihrer unverfälschten Echtheit nicht gezweifelt werden kann. Charakteristisch sind z. B. seine abfälligen Auslassungen nicht nur über Gottsched, sondern auch über Gellert und Rabener, dessen Satire bloss Pedanten und arme Gratulanten züchtige, nicht aber Leute, die ihm trutzen oder schaden könnten, ebenso seine Aeusserungen über Wieland, dessen Neigung, andern Autoren nachzuahmen und von ihnen zu entlehnen, dessen Armuth an eigener Erfindungsgabe — trotz der auch jetzt noch diesem Dichter bekundeten Verehrung — rücksichtslos dargelegt wird. Nicht minder bezeichnend ist die wiederholt zum Ausdruck gelangende Vorliebe für die Vertreter der Sturm- und Drangperiode, deren Werke von Schubart zum Theil über Gebühr gepriesen werden, wie er denn z. B. Gerstenbergs Ugolino geradezu als eines der ersten Trauerspiele der Welt bezeichnet.** Auch sonst begegnen uns manche Spuren der unserem Dichter auf aesthetischem Gebiet eigenen Befangenheit des Urtheils, wenn er z. B. Klopstock über Homer zu stellen geneigt ist und unmittelbar nach dem Messias Bodmers Noachide aufführt, von welcher

* Als Fortsetzung des „Kurzgefassten Lehrbuchs der schönen Wissenschaften für Unstudierte“ erschienen noch im selben Jahre (1777) „Vorlesungen über Mahlerey, Kupferstecherkunst, Bildhauerkunst, Steinschneidekunst und Tanzkunst von Herrn Professor Schubart. Herausgegeben von einem seiner ehmaligen Zuhörer.“ Vorzugsweise auf diese letzteren bezogen, erscheinen die Aeusserungen Schubarts sehr viel gerechtfertigter als hinsichtlich der ersten Publication.

** In ähnlichem Sinne äussert sich Schubart über Gerstenbergs Ugolino in dem Vorwort zu dem Trauerspiel „Der Aufruhr zu Pisa“ (Ulm, 1776) S. 3 und 4.

er griechische und patriarchalische Simplicität zu rühmen weiss. Neben solchen Ueber- und Unterschätzungen finden sich jedoch auch manche Stellen, in welchen den anerkannt hervorragendsten Genien aller Zeiten, einem Shakespeare, Cervantes, Goethe, mit Begeisterung und Ehrfurcht gehuldigt wird. In manchen Bemerkungen bekundet sich der Einfluss, welchen die Jugendwerke Herders auf Schubart ausgeübt hatten. So finden wir z. B. in einem Einleitungscapitel (S. 7) die Weisung: „Wer recht kerndeutsch lernen will, der lese die Minnesinger, die alten deutschen Gedichte, Luthers Bibelübersetzung und andere kraftvolle Schriften dieses Mannes.“ Auch auf Hans Sachs wird gelegentlich aufmerksam gemacht; und von Luther heisst es an einer späteren Stelle: „wenn er nicht zu polemisch hätte sein müssen, so würd' er gewiss einer der grössten Dichter gewesen sein, die jemals gelebt haben.“

Einen wie unvollkommenen Abriss das Lehrbuch der schönen Wissenschaften uns auch von den lebensvollen Vorträgen des Dichters darbietet, der von sich selbst versicherte, dass er das beste in seinem Leben gesagt und nicht geschrieben habe, so gibt uns doch jene dürftige Skizze eine ungefähre Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Anregung, welche Schubart seinen Augsburger Zuhörern gewährt haben mochte.

Einen sehr viel weiteren Wirkungskreis erlangte Schubart durch die Herausgabe seiner „deutschen Chronik“. Einige Worte zur Würdigung der litterarischen und culturhistorischen Bedeutung dieser verdienstvollsten Leistung Schubarts mögen weiter unten folgen. Hier sei nur auf die verschiedenartigen Hemmnisse und Angriffe hingewiesen, welche der Dichter zu Augsburg in der Ausübung seiner freimüthigen publicistischen Thätigkeit erfahren hat. Zunächst wandte sich gegen ihn der Brodneid der privilegierten Zeitungsverleger Augsburgs; dieselben beschwerten sich über Eingriff in ihre Rechte, und Schubart war nach wenigen Wochen genöthigt, die Chronik in Ulm drucken zu lassen.*

---

* Nach dem Raths-Decretenbuch vom Apr. 1774 (im Augsb. Stadt-Archiv) und einem Briefe Schubarts an seine Frau bei Pressel, Schubart

Bedenklicher war, dass er durch verschiedene Auslassungen den religiösen Fanatismus gegen sich rege machte. Er selbst hat sich darüber in seiner Lebensbeschreibung (Ges. Schriften I. S. 244 ff.) folgendermassen geäussert: „Ich beging gleich Anfangs die Unvorsichtigkeit (eine Furie, die mich immer geisselte) den gefallenen Jesuiter-Orden anzugreifen, der nichts weniger als todt, sondern nur ein gefallener Riese war, der alles, was sich ihm zu dreist näherte, mit der Faust niederriss und nicht selten in freier Luft zermalmte. Ein Stein zu meinem Kerkergewölbe! — Gleich darauf mischte ich mich in Gassners Sache; der zweite Stein zu meinem Kerkergewölbe!“ —

Den auch an einer anderen Stelle der Selbstbiographie (a. a. O. S. 295) angedeuteten Zusammenhang des Zorns der Jesuiten und der Anhänger Gassners wider Schubart mit der nachmaligen Gefangenschaft desselben im einzelnen nachzuweisen, wird nicht leicht möglich sein. Dagegen ist es aus mannigfachen Gründen höchst wahrscheinlich, dass der erbitterte Groll jener Widersacher zu seiner Vertreibung aus Augsburg in erheblicher Weise beigetragen hat. Der von Schubart selbst citierte Artikel (a. a. O. S. 244 ff.), welcher ihm nach seiner Angabe von den Jesuiten besonders verübelt wurde, ist freilich erst in Ulm entstanden. Doch finden sich auch unter den unzweifelhaft in Augsburg geschriebenen Theilen der Chronik zahlreiche Stellen, welche bei Mitgliedern und Anhängern des Ordens Aergerniss zu erregen geeignet waren. Die Verdienste von Clemens XIV. wurden wiederholt in enthusiastischer Weise gepriesen, und bereits am 28. April 1774 ward der Umsturz des Jesuitenordens unter diejenigen Ereignisse seiner Regierung gezählt, welche „in der Kirchengeschichte eine sehr rühmliche Epoche machen und einen Glanz auf den Charakter Clemens XIV. werfen, in dem noch wenige Päbste gestrahlt haben.“ In einem Artikel über Portugal vom 24. October desselben Jahres hiess es, dass durch die Vertreibung der Jesuiten eine heilsame Verbesserung im Erziehungswesen veranlasst worden sei.

---

in Ulm S. 15. Die erste Numer der Chronik war am 31. März 1774 erschienen, bereits am 2. Mai finden wir Ulm als Druckort angegeben.

Am 27. October (im 61. Stück) liess sich Schubart mit unverkennbarem Spott über die Prophezeiungen eines „ekstatischen Müssiggängers“ aus, welche besagten, „dass alle Verfolger der Jesuiten noch dieses Jahr sterben und 1775 der Jesuiter-Orden, dieser Atlas für die Kirche wieder aufleben, seinen Glanz in der ganzen Welt verbreiten und bis ans Ende der Tage dauern werde.“ Zum Schluss des Abschnittes erlaubte sich der Chronist überdies noch anzumerken, dass die Paedagogik das schlechteste Verdienst der Jesuiten sei. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Orden auch zu jener Zeit noch in dem paritätischen Augsburg einen bedeutsamen Einfluss ausübte, und dass daselbst die Bekanntmachung der Aufhebungs-Bulle bis zum Jahre 1776 verzögert wurde*, so begreift man, dass die erwähnten Auslassungen der deutschen Chronik ausreichend waren, um ein obrigkeitliches einschreiten hervorzurufen. Zeugniss davon gibt eine Notiz aus den Protokollen des Geheimen Raths im Augsburger Archiv, welche folgendermassen lautet:

Nachdem der Professor Schubart in dem 61. Stück seiner deutschen Chronik sich auf eine ärgerliche Art [über] die Abschaffung des Jessuiter Ordens herausgelassen, als wird beyden Herren Amts Burgermeistern aufgetragen, denselben vorzufordern, ihm seine Ungebühr ernstlich zu verweisen, und aufzutragen, gebührend zu widerrufen.

Decretum in senatu secreto extraordinario.

Den 2ten Novembris 1772.**

Es scheint, dass Schubart eine befriedigende Erklärung gab. Darüber belehrt uns ein Protokoll vom 15. November 1774:

Actum, Dienstags den 15. Nov. 1774.

Der beeden Herren Amts Burgermeistern gehorsame Bericht auf das Hochvenerir: Decr: Sen: Secr: extraord. d: 2. currentis die dem Professor Schubart beschehene Publication

* Vgl. Placidus Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg IV. (Augsb. 1815) S. 556 ff. Die Aufhebungs-Bulle wurde erst am 20. Mai 1776 verkündet, nachdem der Kurfürst von Bayern die von ihm in Beschlag genommenen Güter des Collegiums zurückgegeben und dem katholischen Magistrat Augsburgs als Schulfonds überlassen hatte.

** Unzweifelhaft verschrieben für 1774.

belobten Decreti, und dessen hierüber abgegebene Erklärung betr: beruht ob sich.

Wenige Wochen später begann Schubarts Fehde mit Gassner.* Nicht um eine systematische Widerlegung und Bekämpfung von Gassners Theorie und Praxis, wie sie von dem hochverdienten Theatiner Sterzinger geübt wurde, war es dem Chronisten zu thun, sondern er begnügte sich, durch Spott und Ironie seinen Unmuth über den aufs neue eingerissenen Aberglauben und seine Beförderer zu äussern.

Am 12. December 1774 erschien der vielberufene Artikel, der mit den Worten begann: „Der Pfarrer zu Klösterle Gassner fährt fort den dummen Schwabenpöbel zu blenden. Er heilt Höcker, Kröpfe, Epilepsien — nicht durch Arzneien; sondern bloss durchs Auflegen seiner hohepriesterlichen Hand.“

Die erste Entgegnung fanden diese Bemerkungen in der Schrift: „Joseph Gassners, Pfarrers zu Clösterl, Antwort auf die Anmerkungen, welche in dem Münchnerischen Intelligenzblat vom 12. Nov. wider seine Gründe und Weise zu exorciren, wie auch von der deutschen Chronik, und andern Zeitungsschreibern gemacht worden.“ Der Nachtrag vom 17. December wendet sich in seiner ersten Hälfte speciell gegen Schubart. Da heisst es unter anderem: „Die Satire, welche dieser schon bekannte Spötter über die priesterliche Handauflegung in seinem Wochenstücke gemacht hat, hätte einem Pharisäer und Sadducäer auch einfallen, und auf die Apostel gleichfalls anwenden können. — — — — — Weil dann dieser Mann über dergleichen Dinge, die in dem Evangelio so klar gegründet sind, seine Spasse treibt, so muss er sichs selbst zuschreiben, wenn man ihn nicht den protestantischen Christen; sondern den Freygeistern beyzählet. Aergerliche Liebesgedichte, Liebsgeschichten, und Liebesspiele weis er auf die nachdrücklichste Weise anzuempfehlen. Jenes aber, von dem die apostolischen

---

* Das reichhaltigste Material zur Kenntniss Gassners findet sich in zwanzig Bänden auf ihn bezüglicher Flugschriften in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. Vgl. über Gassner ferner: Eugen Sierke, Schwärmer und Schwindler zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts (Leipzig, 1874) S. 222—287.

Geschichten eine ganz klare Meldung machen, nennet er Possen, Narrheiten u. s. w. Ist diess Christlich? Ich lasse mir ohne hin für gewiss sagen, dass ihm schon in verschiedenen Orten das Consilium abeundi sey gegeben worden. Sey diesem so, oder nicht, so wird mich doch niemand verdenken können, wenn ich eine Erbärmniss mit jener Gemeinde trage, welche einen Religionsspötter in ihrem Schoosse hat. Verächter der evangelischen Gründe sind Verächter der Religion, Verächter der Religion sind eine Pest in einem Lande. Solche Leute müssen auch aufrichtige Protestanten selbst verabscheuen. Die es nicht thun, müssen eben so wenig Religion, als Sie, mein Herr Schubart! besitzen, und um das Geld eine jede Religion, wie Sie, entweder zu verfechten, oder zu bestreiten bereitet seyn."*

Unschwer erkennt man in diesen Zeilen die Absicht, Schubart aus seinem Augsburger Asyl zu verjagen; manches spricht dafür, dass dieselben seine Vertreibung mindestens beschleunigt haben. Mehrere der zu Gassners Vertheidigung verfassten Flugschriften verkündigten bald darauf die Ausweisung Schubarts in triumphierendem Tone.** Die allgemeine deutsche Bibliothek (Berlin,

* Zu vergleichen ist auch das vom 23. December 1774 datierte „Sendschreiben des Herrn H. R. von = = an den Herrn H. R. = =, Mitglied der Churbayrischen Akademie in München über einige von dem Herrn Gassner, Pfarrer in Klösterle, während seines Aufenthalts in Ellwangen unternommene Operationen". Dasselbe enthält gleich im Anfang heftige Schmähungen gegen Schubart. Unter anderem wird gesagt: „Meines Erachtens ist der Inhalt dieser blödsinnigen Critik von Menschen angezettelt, welche vielleicht auch unsers Glaubens sind, jedoch von solchen, die ihres Eigennutzes, dringender Vortheile, eitler Ehre und Ruhmbegierde halber sich nicht entblöden, sogar Gott die Ehre abzuläugnen, und jenes lächerlich zu machen, was seit geraumer Zeit mit grösstem Erstaunen sichtbar geworden."

** In der dem Exjesuiten Zeiler zugeschriebenen Schrift: „die Sympathie, ein Universalmittel wider alle Teufeleyen, zum Behufe der neuen Philosophie und der alten Religion (Sterzingen im Tyrol 1775)" heisst es S. 88: „Wir wissen, dass eben seine Kritik dem Chronikschreiber aus Augsburg hinausgeholfen hat." In seinem ebenfalls 1775 erschienenen Pasquill: „Hannswurst und Schubart" erläuterte der Verfasser der „Sympathie" jene Stelle freilich so, als ob nach seiner Ansicht der Gesammtcharakter der von Schubart in der deutschen Chronik geübten Kritik

1775, 24. Band S. 630) brachte die Notiz: „ein Brief aus Oberdeutschland will uns versichern, dass der Verfasser der deutschen Chronik wirklich von dem Magistrat aus Augsburg vertrieben worden, und zwar auf Veranlassung des zweiten ungereimten Werkchens des Herrn Gassners“, d. h. der oben erwähnten „Antwort auf die Anmerkungen etc.“. Und wenn auch Schubart in der deutschen Chronik vom 9. März 1775 einem seiner Widersacher gegenüber in Abrede stellt, dass ihn die Gassnersche Angelegenheit aus Augsburg gescheucht habe, und er in Bezug auf diese und andere Behauptungen demselben zuruft: „Sie sind so lange ein öffentlicher Lästerer, bis Sie mir es gerichtlich beweisen, was Sie hier mit krauser Stirne in die Welt hineingeschrieben haben“, so veranlassen uns seine eigenen in der Selbstbiographie gebotenen Mittheilungen*, auf jene früheren, in der Leidenschaft der litterarischen Fehde geäusserten Worte kein übergrosses Gewicht zu legen. Jesuiten bezeichnet er in seiner Lebensbeschreibung als die Urheber der in Augsburg erlittenen Verfolgungen. Die Jesuiten aber hatten sich in Süddeutschland der Sache Gassners als ihrer eigenen angenommen. Als Verfasser einer sehr grossen Zahl von Apologien Gassners werden Mitglieder des aufgehobenen Ordens genannt. Unter ihnen war Pater Merz, der Domprediger in Augsburg, unzweifelhaft ein erbitterter Feind Schubarts. Eine Reihe der zur Zeit jenes

---

die Ursache seiner Verweisung gewesen; doch war das nur eine Abwehr des Artikels, welchen die Chronik am 9. März 1775 gebracht hatte, und zugleich eine neue Wendung, um den gehassten Schriftsteller in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Aus dem Zusammenhang ergibt sich, dass der Verfasser der „Sympathie“ mit seinen oben citierten Worten speciell die Kritik über Gassner vom Dec. 1774 hatte bezeichnen wollen. — Ebenso wird z. B. der Vertreibung Schubarts aus Augsburg auf höhnische Weise gedacht in der Flugschrift: „Der Entlarfte Lügner durch Anmerkungen über Prüfende Anmerkungen zu dem Sendschreiben der H. Hr. von — an H. Hr. etc.“ S. 7.

* Ges. Schriften I. 246. Auch in der 1778 in Mannheim erschienenen Schrift: „Chr. Fr. D. Schubarts Leben und Karakter von einem Freund desselben“ liest man S. 16, Schubart habe sich bald wieder aus Augsburg entfernt „wegen einiger verdrüsslichen Vorfälle, die ihm sein Urtheil über die Gassnerischen Wunderkuren zuzog“.

Kampfes erschienenen Schriften, und zwar solcher, in denen es nicht an heftigen Ausfällen gegen den Verfasser der Chronik fehlt*, werden ihm zugeschrieben. Insbesondere wird jene angeblich vom Pfarrer Gassner selbst stammende „Antwort auf die Anmerkungen etc.“, von der schon die im Jahre 1776 erschienene „Zauberbibliothek“** bemerkt, dass sie schwerlich von Gassner selbst herrühre, durch eine handschriftliche Notiz auf dem Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek als ein Werk des Pater Merz bezeichnet.

Es ist kaum anzunehmen, dass derselbe nicht auch abgesehen von jenem Artikel seinen Einfluss aufgeboten haben sollte, um wider Schubart Argwohn und Fanatismus der Regierung und der Volksmasse Augsburgs zu entzünden. Der Magistrat dieser Stadt hatte eine schwierige Stellung. Die in jenen Tagen verübten Excesse der Jesuitenzöglinge missbilligte er aufs entschiedenste.*** Andrerseits scheint es, dass er in einer Zeit der erregten öffentlichen Meinung es für geboten hielt, auch gegen Schubart als einen Störer des confessionellen Friedens energisch vorzugehen. Schubart berichtet in seiner Selbstbiographie (Ges. Schriften I. S. 248) ausführlicher von seiner Verhaftung und Gefangensetzung, in Bezug auf welche Vorgänge bisher keine Actenstücke aufgefunden worden sind. Weiter erzählt der Dichter, dass die protestantische Partei in Augsburg sich der an ihm verübten Vergewaltigung widersetzt und seine Befreiung herbeigeführt habe. Unmittelbar darauf aber wurde ihm angekündigt, dass er die Stadt sogleich verlassen müsse. Ein solcher Ausweisungsbefehl, gegen einen heimatlosen Litteraten gerichtet, bedurfte keiner weiteren formellen Begründung. Bereits im Herbste des Jahres 1774, als der Notar Georg Wilhelm Zapf um die Erlaubniss nachgesucht, Schubart in seine Wohnung aufnehmen zu dürfen, und in Folge dessen die Amtsbürgermeister den Auftrag erhalten hatten,

* Vgl. unter anderem die Flugschrift: „Der nach aller Möglichkeit entschuldigte Herr P. Don Ferdinand Sterzinger in Betreff der aufgedeckten gassnerischen Wunderkuren 1775“, S. 33, 43, 73 ff.

** (Zapf), Zauberbibliothek S. 28 und 29 Anmerkung.

*** Dies ergibt sich aus dem Raths-Decretenbuch im Augsburger Stadt-Archiv vom Jahre 1775.

„über des Professor Schubarts Bezeugen und Lebensart Kundschaft einzuziehen und den Befund zu berichten“, war dem Dichter der Aufenthalt in Augsburg „zwar bis zu Ende des Jahres bewilliget, dergestalt jedoch, dass er innerhalb dieser Zeit seine Passiva gänzlichen berichtigen, und nach Verfluss des Jahres anderwärts seinen Aufenthalt nehmen solle“.* Es ist kein Material vorhanden, um festzustellen, ob schon auf diesen Beschluss — abgesehen von den ungünstigen Gerüchten, die sich über Schubarts Lebenswandel und seine oekonomischen Verhältnisse verbreitet haben mochten — auch politische und religiöse Motive eingewirkt haben. Dass die thatsächlich erfolgte Ausweisung in wesentlichem Zusammenhang stand mit den Feindseligkeiten, welche sich der Autor durch seine publicistische Wirksamkeit zugezogen, dürfte nach allen uns überlieferten Zeugnissen nicht zu bezweifeln sein, obwol Schubart selbst auf sein befragen nach der Ursache des wider ihn gerichteten verfahrens keinerlei Auskunft erhalten hat.**

Bei dem fehlen von Documenten und Briefen Schubarts aus jener Zeit ist auch eine genaue chronologische Feststellung der erwähnten Vorgänge nicht möglich. Einen gewissen Anhalt bietet die letzte Numer des ersten Jahrgangs der deutschen Chronik (vom 29. Dec. 1774). Hier heisst es: „Nächstens wird ein Register nebst den noch restirenden Beylagen zur deutschen Chronik ausgegeben werden. Weder ich, noch mein Verleger, sondern Umstände, die niemand träumen sollte, haben's bisher verhindert. Bald werd' ich das Vergnügen haben, trauter Leser, in freyerer Lufft mit dir zu sprechen!“ Diese Bemerkung deutet bereits auf die beabsichtigte Ueber-

---

* Raths-Decretenbuch vom 10. und 13. September und vom 11. October 1774 (im Augsburger Stadt-Archiv).

** In der Schmähschrift: Hannswurst und Schubart (S. 39) findet man, ein Augsburger Freund des Dichters, der um ein auf Schubarts Ausweisung bezügliches Document angehalten, habe den mündlichen Bescheid empfangen: „Man hätte hierinnfalls kein Formular, nach dem man sich richten könnte. Schubart möchte dann zum Gefallen den schriftlichen Abschied von Stuttgart und München vorweisen, dass sich Augsburg nach diesen Vorschriften reguliren möchte.“

siedelung nach Ulm, welche im Anfange des Jahres 1775 erfolgt ist.*

III.

Schubart in Ulm.

Mit Recht bezeichnet Strauss den Ulmer Aufenthalt als den Zeitraum, in welchen der Höhepunct von Schubarts sittlicher und schriftstellerischer Entwickelung fiel.** Die Regierung einer protestantischen Reichsstadt gewährte ihm zwei Jahre lang Schutz gegen die Nachstellungen, welche ihm seine Widersacher zu bereiten suchten; und er war hier in der glücklichen Lage, die zahlreichen gegen ihn gerichteten Schmähschriften vorzugsweise von der humoristischen Seite auffassen und in seiner Chronik dem lachenden Publicum preisgeben zu können.*** Die Herstellung des Einvernehmens mit den seinigen, der Verkehr mit einem Freunde wie Miller, der, wenn auch von anders geartetem Charakter, doch ihm in so vieler Hinsicht gleich gesinnt und gleich gestimmt war, die Freude an der landschaftlichen Schönheit der Donauufer†, die Anregung,

* In der Selbstbiographie fehlt jede genauere Angabe. In „Chr. Fr. D. Schubarts Leben und Karakter von einem Freunde desselben" wird nur S. 17 berichtet, dass Schubart im Jahre 1775 nach Ulm übergesiedelt sei. Die von ihm selbst geschriebene Vorrede zu dem „Kurzgefassten Lehrbuch der schönen Wissenschaften" ist „Augsburg, im Jenner 1775" datiert. Schon am 2. Februar des Jahres aber brachte das Ulmische Wochenblatt unter dem neuen Titel: „Intelligenzblatt" den ersten Artikel von Schubart. Es ist daher anzunehmen, dass er Augsburg im Laufe des Januars 1775 verlassen hat.

** Vgl. auch Schubart in Ulm. Ein Vortrag von Dr. Fr. Pressel. Ulm 1861.

*** Vgl z. B. die deutsche Chronik vom 16. Februar, 9. März und 10. April 1775, vom 8. Januar 1776.

† Von Schubarts Vorliebe für die landschaftliche Umgebung Ulms, welche er von der Höhe des Münsters zu überschauen oder mit seinem Freunde Miller dichterisch schwärmend zu durchstreifen liebte, zeugen mehrere Stellen in der Selbstbiographie (Ges. Schriften I. 132 u. 276 ff.). Charakteristisch ist auch die folgende Wendung in einem Empfehlungsbrief, welchen Schubart vom Asperg aus (am 5. Sept. 1785) an Miller richtete: „Führ ihn (den empfohlenen) aufs stattliche Münster und zeig

welche das wenigstens zeitweilig reich belebte treiben der schwäbischen Kreishauptstadt darbot, der sichtliche Erfolg seines bedeutendsten litterarischen Unternehmens: alles das trug dazu bei, Frieden und Freudigkeit seinem inneren zu gewähren und ihn zu rührigem schaffen zu ermuthigen.

In keiner anderen Periode hat Schubart seine Gaben so vielseitig bethätigt. Freilich dürften einige seiner damaligen Publicationen ausschliesslich auf den buchhändlerischen Auftrag zurückzuführen sein, doch auch in solchen bekundet sich die geistige Eigenart des Dichters und das bestreben desselben, sein Talent nur den besseren Tendenzen des Zeitalters dienstbar zu machen. So theilte er z. B. auch seiner „Neuesten Geschichte der Welt auf das Jahr 1775“, der Fortsetzung eines Werks des Vielschreibers Chr. H. Korn, etwas von dem Schwung und dem politischen Enthusiasmus der deutschen Chronik mit. Das gleiche gilt von den rasch hingeworfenen Skizzen über Clemens XIV. und Ickstatt.* Ja selbst da, wo Schubart sich begnügte, die Werke anderer durch Vorreden einzuleiten, verleugnet sich nicht das charakteristische seiner Persönlichkeit und seiner Gesinnungen. Beide treten uns ebenso achtungswerth wie liebenswürdig entgegen in der Art, mit welcher Schubart bald die hinterlassene Schrift eines Theologen: „Der wahre Priester“, in welcher das Idealbild eines

---

ihm da Gottes weite Welt im Ulmer Thal so schön abstralend, als in Vauclusens Thalen, wo Petrarka schlummert.“ (Aus der Autographen-Sammlung des Herrn Director von Halm.)

* Leben des Freyherrn von Ikstadt Churfürstl. Bairischen Geheimden Raths von Magister Schubart Ulm 1776. Auf die Mängel dieser durch frische und enthusiastische Schreibweise anziehenden Biographie hat bereits A. Kluckhohn (der Freiherr von Ickstatt und das Unterrichtswesen in Bayern unter dem Churfürsten Maximilian Joseph S. 31 ff) hingewiesen. Als ein Beweis für die Eilfertigkeit, mit welcher Schubart derartige Werke verfasste, möge hier noch angeführt werden, dass er S. 71 ff. Ickstatts politischen Standpunct — wie es scheint, ohne die betreffenden Schriften seines Helden zu kennen — halbwegs in Schutz nimmt, während er sich — vermuthlich inzwischen eines anderen belehrt — in den Anmerkungen S. 114—119 im entgegengesetzten Sinne ausspricht und es ganz natürlich findet, „dass solche Gesinnungen ihm öffentliche und heimliche Feinde unter einem Volke machen mussten, das sein Freyheitsgefühl bey weitem noch nicht ganz verloren hat“.

allseitig gebildeten und zugleich werkthätigen evangelischen Geistlichen aufgestellt wird, bald das dramatische Erstlingswerk eines jungen Dichters: „Der Aufruhr der Pisaner“ mit warmen, empfehlenden Worten beim lesenden Publicum einführte.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Schubart durch sein eifriges bemühen, auf das gesammte sociale, litterarische und künstlerische Leben Ulms in anregender Weise einzuwirken. In letzterer Hinsicht ist, abgesehen von seinen musicalischen Vorführungen, der lebhaften Theilnahme zu gedenken, welche er dem gedeihen der dramatischen Kunst zuwandte. Sein sehnlichster Wunsch gieng dahin, dass die wälschen Trillerschläger und luftigen Franzosen auf der deutschen Bühne durch heimische Schauspieler ersetzt, und dass von solchen die Dramen eines Klopstock, Goethe, Lenz, Lessing, Leisewitz etc. dargestellt werden möchten. Diesen Gesinnungen gab er u. a. in den Gelegenheitsgedichten Ausdruck, welche er für die in den Jahren 1775 und 1776 in Ulm anwesenden Schauspielergesellschaften verfertigte.*

Unmittelbar nach seiner Uebersiedelung in die schwäbische Donaustadt hatte auch seine Betheiligung an dem „Ulmischen Intelligenzblatt“ begonnen, in welchem fortan die trockenen Notizen über gestohlene und gefundene Sachen, Fruchtpreise und Fleischtaxen „mit moralischen und poetischen Guirlanden“ verziert werden sollten. Schubarts Beiträge waren anfangs sehr zahlreich. Namentlich liess er sich in einer Reihe von Artikeln über den Werth einer ungezwungenen, gehaltvollen, anregenden Geselligkeit aus. Da heisst es z. B. am 9. Febr. 1775:

„Wenn ich eine ganze lange Tafel voll Leute erblicke, die alle mit gravitätischer Steifigkeit auf ihren Stühlen sitzen,

* Für die im Sommer 1775 in Ulm auftretende Bernersche Schauspielergesellschaft dichtete Schubart einen Epilog (vgl. Deutsche Chronik vom 6. Juli 1775), für die Reinhardsche Truppe, welche im Sommer 1776 während der Dauer der Kreisversammlung und der Schwörtagsfestlichkeiten in Ulm weilte, einen (von Demoiselle Reichard vorgetragenen) Prolog zur Emilia Galotti (vgl. Deutsche Chronik vom 4. Juli 1776) und aller Wahrscheinlichkeit nach auch das Vorspiel: „Thalias Opfer“.

fürchterlich stumm; wie Marmor um Gräber; die, wenn sie auch sprechen, mit furchtsamer Mine, als wären sie Frevler, ihren Nachbarn narkotisches Zeug zuflüstern: dann klopft mein menschenfreundliches Herz, und ich seufze drüber, dass die Menschen den Werth der Stunden und den tröstenden Umgang mit Menschen nicht besser zu benutzen wissen. Geselligkeit, sanfte Gesprächigkeit, liebliche Freundlichkeit, die, wie Morgenroth auf allen Gesichtern glänzt, lachender Wiz, der die Erzählungen ausm gemeinen Leben mit dem anmuthigsten Colorit vorzutragen weiss, und endlich das Wölkchen Laune, das auf der Stirne dämmert: ja, göttlicher Plato, diss macht die Gesellschaften zum Elysium und die Gesellschafter zu Engeln" u. s. w.

Dem altfränkischen, ceremoniösen Wesen der Reichsstädter gegenüber erscheint Schubart auch in gesellschaftlicher Beziehung als der Stürmer und Dränger. Er geisselt die Steifheit im Gange, in den Gebärden und Reden, den Schweif von Complimenten und Titulaturen, die als Höflichkeit ausgegeben werden, endlich die Formalitäten des Gesundheit trinkens, bei welchem Standesgebühr und Rangordnung aufs genaueste beobachtet werden mussten.

Abgesehen von solchen der Kritik des geselligen Lebens gewidmeten Abschnitten erregt unter den prosaischen Aufsätzen des Intelligenzblattes der oben erwähnte „Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens" unsere Aufmerksamkeit.*

Schubart motiviert seine erneute Bearbeitung der im schwäbischen Magazin abgedruckten Erzählung durch die Bemerkung, dass er bei jener weder Musse noch Gelegenheit gehabt, die letzte Hand anzulegen. Als seine Absicht bezeichnet er es auch hier, das irrige der Auffassung zu erweisen, dass sich in Deutschland gar kein Stoff zu interessanten Anekdoten finde, ähnlich denen, welche in den Wochenblättern der Ausländer, vorzüglich der Engländer und Franzosen, mitgetheilt würden. „Unsere Zeitungen sind so leer von teutschen Anekdoten, dass man glauben sollte, wir Teutsche könnten nichts, als essen und trinken, im Lehnstuhl verdauen, uns

* Ulmisches Intelligenzblatt von 1775, 10—16. Stück.

zwischen Wachen und Schlaf fortpflanzen, die Ochsenstirne zum Jochkissen herleihen, gähnen und schlummern. Aber, dem Vater Teut seys gedankt! wir Teutsche vegetiren nicht bloss, wie jüngst ein französisch Luftvögelein träumte, wir leben. Thu nur die Augen auf, Philosoph, schau frisch und forschend um dich her, wirst Charaktere genug bemerken, die von einem Cervantes, Richardson, Fielding, Voltaire, Arnaud, oder — was brauchts fremden Plunders? von unserm Wieland, Hermes, Nikolai, Mad. la Roche, Schmit, und dem Goldmann Göthe bearbeitet zu werden verdienten."

Die grössere Breite in der Anlage der Erzählung tritt bereits im ersten Capitel hervor. Wilhelm und Carl werden als Halbbrüder eingeführt, und der Gegensatz ihrer Charaktere erscheint schon in der Verschiedenheit ihrer Mütter vorgebildet. In ausführlicher Weise wird die Jugendentwickelung beider dargestellt. Bei Carl zeigen sich frühzeitig alle Merkmale des sich entfaltenden Kraftgenies. Er wohnte den Lehrstunden des Pastors mit äusserstem Widerwillen bei und hatte sogar die Verwegenheit, über seinen Lehrer zu spotten, als er ihm in der Karwoche das Lied: „O Mensch bewein dein' Sünde gross" etc. aufgab. Dagegen waren der Kutscher und der Jäger des Vaters seine vertrauten. Er setzte sich auf die wildesten Pferde, und im ganzen Forst war kein Baum, kein Busch, kein Bügel, den er nicht kannte, — selten that er, wenn er auf dem Anstande war, einen Fehlschuss. Er war rasch, feurig, setzte über Hecken und Zäune und verstand sich so vortrefflich auf Faustschläge, dass er zu den Zeiten der Götze und Sickingen für einen jeden streitbaren Ritter einen trefflichen Buben abgegeben hätte. Während Wilhelm, dem Wunsche seines orthodoxen Lehrers entsprechend, schon im zehnten Jahre das ganze Gesangbuch auswendig wusste, über tausend Sprüche und alle Psalmen im Kopfe hatte, erfreute sich Carl der Belehrung eines benachbarten Pfarrvicars, der als Student in Halle bei Semler gehört hatte, Spalding und Jerusalem lobte und sogar beschuldigt wurde, ein Mitarbeiter der Allgemeinen deutschen Bibliothek zu sein. Derselbe übte auf die Gesinnungen des Knaben einen massgebenden Einfluss, unterrichtete ihn in den Wissenschaften und machte ihn

mit den verschiedensten Zweigen der schönen Litteratur vertraut.

Auch auf dem Gymnasium in Coburg war Wilhelm das entzücken seiner Lehrer, während Carls ungestümer Geist die Fesseln der Schule unerträglich fand. Er befolgte deswegen in seinen Studien wie in seinen Ergetzlichkeiten einen selbständigen Plan. Dabei entwickelte sich freilich der schon früher hervorgetretene Hang zu leichtfertiger Lebensweise. Der Gegensatz zwischen beiden verschärfte sich auf der Universität. Wilhelm erscheint als vollendeter Frömmler und Duckmäuser, der sich mit seinem Hofmeister verbündet, um seinen „irdisch gesinnten" Bruder beim Vater zu verklagen. In der Charakteristik Carls treten in dieser Bearbeitung der jugendliche Muthwille und Hang zur Liederlichkeit hinter seinem gebaren als litterarischer Neuerer zurück. „Ganz Leipzig nennt ihn einen Freigeist — heisst es —, weil er die abscheulichen Gedanken äusserte: Gellert wäre nur ein rectificirter Gottsched, Wieland verkaufe den Deutschen Tomback für Gold, Klopstock sei der Mann unserer Nation, die Sachsen seien Deutschfranzosen, und die komischen Operetten verdürben den Geschmack." Es ist bezeichnend, dass das Duell mit tödtlichem Ausgang in dieser Fassung der Schubartschen Erzählung durch die Angabe motiviert wird, dass Carls Gegner sehr ernsthaft behauptet hatte, Weissens komische Opern wären dem Theater der Griechen, dem Shakespeare und Lessings sämmtlichen Schauspielen weit vorzuziehen.

Um der drohenden Strafe zu entgehen, und zugleich veranlasst durch einen Brief seines Vaters, der ihm in herben Worten die Entziehung seiner Unterstützung angekündigt hatte, entschloss sich Carl, ein preussischer Soldat zu werden. Er kam unter die grünen Husaren. Sein Muth und seine Geistesgaben erwarben ihm allgemeine Anerkennung in seinem Regiment. Eines Tages fand er Gelegenheit, sich bei der Verjagung österreichischer Reiterei von einem Landedelsitz im Erzgebirge hervorzuthun. Während des Kampfes erhielt er selbst eine erhebliche Verletzung, welche ihn veranlasste, auf jenem Edelhof zu übernachten und seiner Wunde zu pflegen.

Am andern Morgen erschien das Fräulein des Hauses vor

seinem Lager, um unter einem Strom von Thränen ihm zu danken, dass er das Leben ihres Vaters und ihre eigene Unschuld gerettet habe. „Carl und Leonore (so liest man gegen Ende des Capitels), diese zwey liebenswürdige Seelen, die einander auf den Flügeln der Sympathie zu begegnen schienen, stimmten bald den Ton der Freundschaft zur Vertraulichkeit, und diesen zur Lieb' hinauf. Wie der sanfte, melancholische Glaston der Harmonika, und wie der noch sanftere, noch zärtlichere Flötenton der Melodika; so harmonierte das Spiel dieser zwey jugendlichen Herzen. Himmel und Erde schwanden nun vor Carl, und er schien wie die verklärten Seelen bloss vom Anschauen der Schönheit und Vollkommenheit zu leben. Die Liebe heilte seine Wunde, und er schwamm in diesem glücklichen Aufenthalt in einem Uebermaase von Wonne."

Es scheint, dass der Dichter hier einen Anlauf nehmen wollte, seiner Erzählung ein mehr romanhaftes Interesse zu verleihen. Aber es ist bei dem Anlauf geblieben, wie es denn Schubart überhaupt für die planmässige Ausführung eines epischen Entwurfs, sei es in Versen, sei es in Prosa, sowol an Talent wie in der Regel auch an Ausdauer gefehlt hat. Das Capitel schliesst mit den Worten: „Der Vater segnete ihn als seinen Retter, und Leonore belohnte ihn mit ihrer Liebe. Aber nun rief ihn Pflicht und Ehre wieder ins Feld." — Die versprochene Fortsetzung ist weder in der folgenden noch in irgend einer späteren Numer des Blattes erschienen.

IV.

Zur Charakteristik der deutschen Chronik.*

In Schubarts deutscher Chronik (vom 20. Juli 1775) findet sich bei Gelegenheit einer Besprechung des zweiten Theils von Nicolais Sebaldus Nothanker die folgende Aeusserung: „Die

* Eine vollständige Ausbeutung sämmtlicher Bände der Schubartschen Chronik im Interesse der Cultur- und Litteraturgeschichte darf als ein überaus dankbares Thema bezeichnet werden. Die im folgenden gebotene Skizze will einer solchen nicht vorgreifen, sondern bezweckt nur, im Anschluss an eine Würdigung von Schubarts publicistischer Thätigkeit denselben als Stürmer und Dränger auch auf politischem Gebiete zu charakterisieren. Demgemäss sind vorzugsweise die Jahrgänge der

Ruhe des philosophischen Geschichtschreibers hält immer länger an, als der Sturm, unter dem das eigentliche Genie schreibt. Lass einen Feuerkopf abgekühlt seyn, er wird dir das schlechteste Zeug 'rausschwätzen; heiss aber schreibt er, wie 'n Engel. Daher kömmt die erstaunungswürdige Ungleichheit in den Produkten des Genies. Der philosophische Kopf aber ist immer heiter und ruhig; die Gedanken gleiten auf seiner Seele so sanft, wie ein Nachen auf der Donau im schönsten Sommertage. Freylich scheitert er im Sturme." Es bleibe hier unerörtert, wie weit die Charakteristik Nicolais als eines philosophischen Kopfes u. s. w. für zutreffend gelten darf; unzweifelhaft richtig hat Schubart, indem er der Darstellungsart des letzteren die eines genialen Feuerkopfes gegenüberstellt, seine eigne Schreibweise, wie sie uns namentlich in der deutschen Chronik entgegentritt, gekennzeichnet. Vielfach finden sich in derselben Abschnitte, die durch die Alltäglichkeit ihres Inhalts und die Plattheit ihres Stils an die alleruntergeordnetsten Zeitungsschreiber des vorigen Jahrhunderts erinnern; andere Partien wiederum gehören zu dem anziehendsten und werthvollsten, was die periodische Presse jener Zeit überhaupt hervorgebracht hat. Die Bestandtheile der ersteren Art haben wir deshalb bei einer Würdigung der journalistischen Verdienste Schubarts auszuscheiden und nur diejenigen in Betracht zu ziehen, bei denen wir es thatsächlich mit Schubarts Genie und nicht nur mit seiner Feder zu thun haben.

Wie Schubart als Dichter am schwungvollsten erscheint, wo seinem Liede politische und patriotische Motive zu Grunde liegen, so zeigt er als publicistischer Schriftsteller sich auf dem Höhepunct seiner Befähigung, sobald der darzustellende Gegenstand der Tagesgeschichte seine poetische Empfindung angeregt hat. Der stets aufs neue hervorbrechende dichterische Geist des Verfassers, der freilich den Werth der Chronik als einer Geschichtsquelle für unsere und spätere Tage verringert, erhöhte unzweifelhaft in der Zeit des erscheinens ihre Bedeutung auf das erheblichste. Denn gerade wegen jener Bei-

deutschen Chronik von 1774 bis Januar 1777 in Betracht gezogen worden, die nach der Gefangenschaft geschriebenen Bände der Chronik nur da, wo dies ausdrücklich bemerkt ist.

mischung des poetischen Elements war die Schubartsche Zeitschrift vorzüglich dazu geeignet, in einer Generation, bei welcher die litterarische Bildung der politischen vorausgeeilt war, den Sinn für öffentliches Leben zu wecken und rege zu erhalten.

Schubart begnügt sich in der Regel nicht, die Vorgänge der Zeit, sei es in kurzen abgerissenen Notizen, sei es in ausführlicher Erzählung, mitzutheilen oder eine politische Tagesfrage in nüchterner, sachgemässer Weise zu erörtern, sondern, sobald die Ereignisse ihn selbst zu Freude oder Schmerz gestimmt haben, je nachdem er von edeln Unternehmungen grosser Männer, der Erhebung freiheitsbegeisterter Völker, den Errungenschaften der fortschreitenden Cultur oder andrerseits von einer schreienden Verletzung der Humanität, von den Leiden und Bedrängnissen unterdrückter Nationen redet, sucht er die eigenen Empfindungen auch in dem Gemüth seiner Leser zu entzünden. Bald fügt er einer historischen Notiz nur ein kurzes Wort des Jubels oder der Entrüstung, gleichsam als eine nachdrucksvollere Interjection hinzu, bald legt er in schwungvoller Rhetorik seine Ansichten ausführlicher dar. Mit dem von ihm behandelten Gegenstande zugleich in seiner Darstellung wechselnd, belehrend und aufklärend, schalkhaft scherzend oder satirisch geisselnd, zürnend und klagend oder voll jauchzender Begeisterung, weiss er alle Saiten des menschlichen Herzens anklingen zu lassen. Mitunter geht die Prosa wie von selbst in gebundene Rede über, und lyrische Ergüsse unterbrechen die Erzählung der politischen Ereignisse; wiederholt stellt Schubart seine politischen und insbesondere seine patriotischen Ideen und Hoffnungen in der Form von phantasievollen Träumen und Visionen dar; und einigemal nimmt die Darstellung geradezu einen dramatischen Charakter an, insofern lebende oder auch der geschichtlichen Vorzeit angehörige Helden, Staatsmänner u. s. w. oder auch wol erfundene Personen als Repraesentanten verschiedener Bestrebungen, Ansichten und Parteien mit einander disputierend vorgeführt werden.

In der angedeuteten Ungebundenheit der Form, bei welcher die geniale Laune des Autors als einzige Regel gilt, ebenso wie in dem namentlich in den ersten Jahrgängen sich

äussernden streben nach einer gewissen, selbst bis zur Derbheit gehenden Volksthümlichkeit und Originalität der Ausdrucksweise treten uns unverkennbar die Eigenthümlichkeiten der Sturm- und Drangperiode entgegen.

Das gleiche gilt von dem Inhalt der Chronik. Nichts bezeichnet jene Entwickelungsstufe des deutschen Geisteslebens so sehr als die Neigung, sich ein Ideal von kräftiger Männlichkeit, Heldenthum und Freiheitsliebe zu bilden, dem, wie man glaubte, die Heroen der antiken oder mittelalterlichen Vorzeit entsprochen hatten, in Vergleich zu welchem aber die lebende Generation als eine erbärmlich herabgekommene erscheinen musste. So ist es ungemein charakteristisch, wenn Schubart, veranlasst durch eine neu erschienene Uebersetzung der Biographien des Plutarch, dieselben als das beste Mittel gegen die allgemeine Entkräftung empfiehlt und zugleich ausmalt, „wie wir staunen würden, wenn Theseus und Romulus, wenn Cäsar, Brutus, Hermann, Siegmar in der tönenden Rüstung durch uns hinschritten! und wie diese Riesen sich entsetzen würden, wenn sie uns ausgeartetes Geschmeiss um die Schenkel sumsen hörten!"* Derselben kraftgenialischen Weltanschauung entspricht es, wenn Schubart bei der Ankündigung einer neuen Auflage der Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen den alten fränkischen Ritter jenen jungen Herrlein der Neuzeit gegenüberstellt, die mit dem Pariser Degelein an der Seite, in halbfranzösischer Sprache von ihren Kriegsthaten am Putztische, in Kaffehäusern und vornehmen Versammlungen prahlen. „Was würde der alte Götz sagen, wenn er aus'm Grabe erwachte, mit Schild, Schwerdt und Koller angethan, mit'm eisernen Helm auf'm Haupt und dem wehenden Federbusche!"** — Immer aufs neue äussern sich Hohn und Unwille über das weichliche, herabgekommene Geschlecht, welches sich selbstgefällig preist, dass seine Tage in dies aufgeklärte, philosophische Jahrhundert fallen, über die stubenhockenden gelehrten, die von ihren Studierzimmern aus Staatsbeobachtungen machen, über das erstarrtsein des politischen Lebens, die Entfremdung von der Natur, das versiegen

* Deutsche Chronik vom 25. Dec. 1775.

** Deutsche Chronik von 1774, Beilage S. 61.

der Empfindung, das frostige klügeln der eiskalten Vernunft, über die Rechenmeister, welche Sphaerengesang mit Algebra richten, über die Litteratur in Taschenbuchformat und in Almanachen. Ueberall finden wir Variationen derselben Empfindung, welcher Schiller in den unmuthsvollen Worten Karl Moors über das tintenklecksende Saeculum classischen Ausdruck gegeben hat.*

Doch unterscheidet sich Schubart von den meisten Vertretern der Sturm- und Drangperiode dadurch, dass er nicht nur ganz im allgemeinen sein missbehagen über die bestehenden Verhältnisse ausspricht, sondern auf das einzelne eingehend, namentlich die politischen Zustände einer scharfen Kritik unterwirft, dass er andrerseits nicht ausschliesslich in der Vergangenheit, in den Helden und Weltweisen des Alterthums, in den Zeiten des Faustrechts oder gar in dem Rousseauschen Urzustande sein Ideal erblickt, sondern auch mit jubelnder Begeisterung anerkennt, was die lebende Welt grosses vollbracht oder an hoffnungsreichen neuen Unternehmungen begonnen hat. Dieser auch auf die Gegenwart sich erstreckende Enthusiasmus Schubarts, der freilich nicht minder als Zorn und Tadel, dem Charakter der Sturm- und Drangperiode gemäss, oft über das Mass des berechtigten hinausgieng, war gerade in jener Zeit von besonders heilsamer und anregender Wirkung. Vor allem in nationaler Beziehung. Wenn Schubart bisweilen mit staunender Bewunderung zurückblickte auf das Heldenzeitalter Armins oder auch wol auf die Tage des Mittelalters, so waren andrerseits die Thaten des grossen Friedrich ausreichend, um den Glauben an die unversiegte Lebenskraft des deutschen Volkes und ein baldiges auferstehen desselben zu neuer Herrlichkeit in ihm lebendig zu erhalten. Dass Schubart in seiner Chronik mit unablässigem Eifer und mit seiner feurigsten Beredsamkeit die patriotischen Gesinnungen des deutschen Volkes zu erwecken bemüht war, ist unzweifelhaft sein hervorragendstes und unvergänglichstes Verdienst.**

* Vgl. z. B. Deutsche Chronik vom 14. April 1774, 28. Dec. 1775, 29. April 1776; Vaterlandschronik vom 23. Mai und 14. Nov. 1788 (S. 335 u. 753).

** Ueber diese Seite von Schubarts publicistischer Thätigkeit habe

Nächst der Liebe zum Vaterlande ist es der Preis der Freiheit und ihrer Helden, welcher durch alle Theile der Chronik hindurchklingt. Jedem Volke, das um seine Unabhängigkeit ringt, widmet Schubart seine sympathische Theilnahme: den aufständischen Corsicas*, in denen das litterarische achtzehnte Jahrhundert gewissermassen die auflebenden Vertreter des antiken Freiheitsgeistes feierte, den noch im erliegen heldenmüthigen Polen, über deren unglückliches Schicksal er wehmüthige Klagen anstimmt, „wie Scipio auf den Trümmern von Karthago", ** und vor allem den Nordamericanern, deren Erhebung gegen England er mit Jubel begrüsst und über deren kriegerische und politische Erfolge er seinen Lesern mit möglichster Ausführlichkeit und steigendem Enthusiasmus Bericht erstattet.***

Von dem republicanischen Ideal, das Schubart in America verwirklicht zu sehen hoffte, erschienen freilich die meisten Freistaaten Europas unendlich weit entfernt. Nur den Mittheilungen aus der Schweiz werden von ihm in der Regel begeisterte Zusätze und Lobeserhebungen des Landes und seiner Bewohner hinzugefügt.† Auch Holland zählt er im Anfang der Chronik noch unter die glücklichsten und blühendsten Staaten der Welt;†† später aber wird „das europäische Tyrus" wiederholt wegen seiner kaufmännischen und gewinnsüchtigen Politik gegeisselt, und der nahe bevorstehende Verfall desselben voraus verkündet.††† Und nicht glänzendere Zukunft weissagt Schubart den einst so stolzen Städterepubliken Italiens. „Genua

---

ich ausführlicher geredet in meiner Schrift: „Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbesondere von 1789—1815" (Hamburg 1875) S. 18—21.

* Vgl. Deutsche Chronik vom 1. August 1774.

** Vgl. z. B. Deutsche Chronik vom 7. April und 19. Mai 1774.

*** Vgl. z. B. Deutsche Chronik vom 10. und 20. Oct. 1774, 17. April 1775, 1. Jan., 29. April, 20. Mai und 13. Juni 1776. Die gleiche Auffassung findet sich in Schubarts Geschichtswerk: „Neueste Geschichte der Welt auf das Jahr 1775" S. 80—93.

† Vgl. z. B. Deutsche Chronik vom 4. Juli 1774 und 23. März 1775.

†† Deutsche Chronik vom 7. Juli 1774.

††† Deutsche Chronik vom 24. August 1775 und 10. Oct. 1776; Vaterlandschronik 1787, S. 12, 313, 361.

im Todtenkittel der hinsterbenden Freiheit liegt in Staub gebückt vor Victor Amadeus' Macht";* „Venedig greift nach den Waffen seiner alten Grösse, und — sie sind morsch, von Wurm und Rost zerfressen, und ihrer spottet die eherne Fürstengewalt."** — Auch den deutschen Reichsstädten, in welchen Schubart die ältesten Sitze deutscher Bildung verehrte, für welche er persönlich stets die wärmste Sympathie und Anhänglichkeit bewahrte, prophezeite er — wenn auch im Tone schmerzlichen bedauerns — einen baldigen Untergang.

Angesichts so trüber Aussichten für die europäischen Freistaaten ist es begreiflich, dass Schubart der monarchischen Staatsform vor der republicanischen den Vorzug gab. Das Studium von Montesquieu hatte in ihm das Verständniss für die constitutionelle Verfassung geweckt: er sprach in den ersten Jahrgängen der Chronik seine Bewunderung für die politischen Institutionen Englands aus, wie später für die Neugestaltung Frankreichs seit dem Jahre 1789. Aus den geschichtlichen Verhältnissen sowie speciell aus Schubarts Denkweise erklärt es sich jedoch leicht, dass derselbe namentlich in den vor der französischen Revolution erschienenen Theilen der Chronik weit davon entfernt war, in der Mitwirkung ständischer und parlamentarischer Factoren eine wesentliche Bedingung für das Heil der Staaten zu erblicken. Wie ihm von seinen Knabenjahren an eine schwärmerische Vorliebe für Friedrich den Grossen eigen geblieben, so hat er auch jenen andern Monarchen und Staatsmännern, welche gleichzeitig bemüht waren, die ihnen untergebenen Länder und Völker durch wolthätige Massregeln und Reformen zu fördern, seine Theilnahme und Verehrung gewidmet. Unzweifelhaft besteht eine innere Verwandtschaft zwischen den litterarischen Tendenzen der Sturm- und Drangperiode und den politischen Bestrebungen des aufgeklärten Absolutismus: auf beiden Seiten die Werthschätzung und Ueberschätzung der einzelnen Persönlichkeit, der Glaube, dass dem genialen Menschen — wenn er der Eingebung seines Genius folge — alles erlaubt und alles erreichbar sei, auf beiden Seiten das leidenschaftliche verlangen, mit

* Deutsche Chronik vom 10. Oct. 1776.

** Vaterlandschronik 1787, S. 313.

dem alten zu brechen, durch die Macht des Geistes wie mit einem Zauberstabe ein besseres und gesünderes, freies und glückliches Zeitalter heraufzubeschwören. So ist es denn ein besonderes Verdienst der Schubartschen Chronik, die Segnungen und Einseitigkeiten der monarchischen Bestrebungen jener Jahre in anschaulicher Weise dargestellt zu haben. Wie er den Epoche machenden Unternehmungen auswärtiger Regenten und Minister seine Aufmerksamkeit zuwandte, der Aufhebung der Inquisition unter Karl III. in Spanien, der Jesuitenverfolgung Pombals in Portugal, den milden und einsichtsvollen Institutionen, welche der Grossherzog Leopold von Toscana geschaffen, so hat er namentlich jeder edlen und humanen Bestrebung der deutschen Fürsten sein begeistertes Lob gezollt. Ist ihm vor allen Friedrich der Grosse das Ideal eines weisen Monarchen, dessen bedachtsam fortschreitende Gesetzgebung er mit Bewunderung, fast möchte man sagen, mit zunehmender Andacht verfolgt, so preist er doch auch Josephs II. rastlos betriebene Staatsreformen, sein unermüdliches streben, Licht und Aufklärung zu verbreiten. Und auch der bescheidneren Thätigkeit kleinerer deutscher Fürsten wird in der Chronik die verdiente Beachtung zu Theil, insbesondere dem arbeitsamen pflichtgetreuen Regentenleben eines Karl Friedrich von Baden, der, dem Studium philosophischer und staatswirthschaftlicher Schriften ergeben, was immer „der speculative Weise bei der nächtlichen Lampe wünschte und niederschrieb,“ in seinem Ländchen zu realisieren trachtete und dasselbe dadurch zu einem Musterstaat für ganz Deutschland umgestaltete.* Ueberhaupt ist Schubart keiner der zahlreichen, dem Zeitalter eigenthümlichen Reformversuche entgangen; sein Blick war nicht minder auf die Justizverbesserung im Sinne Beccarias wie auf die Verwirklichung der physiokratischen Lehren gerichtet, er würdigte die in jener Periode aller Orten hervortretenden Schöpfungen auf dem Gebiete der Polizei, die Löschordnungen und Wegebesserungen, die Wolthätigkeitsinstitute, Waisenanstalten und Wittwencassen und andrerseits die Massregeln zur Besserung des Erziehungswesens und zur Hebung der

* Deutsche Chronik vom 10. Oct. 1774. Vgl. auch „Neueste Geschichte der Welt auf das Jahr 1775“, S. 40.

geistigen Bildung. Mitunter freilich hat Schubart das allzu unvermittelte und sich überstürzende der angestrebten Neuerungen erkannt. Das zeigt sich, wenn er z. B. über manche paedagogische Experimente seiner Zeitgenossen hin und wider skeptische Bemerkungen äussert* und wenn er — wenigstens später — über Joseph II. zu der Ansicht gelangt, derselbe habe die schwarzen Wände einer Pulvermühle mit einer Wachsfackel zu erleuchten versucht.** Wenn auch in anderer Beziehung vielfach selbst in den Illusionen seiner Zeitgenossen befangen, hat Schubart doch gerade hinsichtlich der politischen und socialen Reformbestrebungen das unverkennbare Verdienst, dass er die Ansichten geklärt, die Herzen befeuert, jedes echte streben für die Begründung wahren Volksglückes ermuthigt und demselben durch Bekämpfung entgegenstehender Vorurtheile den Weg gebahnt hat.

Wie die Leistungen der mit patriarchalischem Wolwollen schaltenden Regierungen, so hat Schubart andrerseits auch die Kehrseite im politischen Leben Deutschlands, das treiben der sultanisch über Land und Unterthanen gebietenden Despoten zur Darstellung gebracht. Keiner hat mit kräftigeren Farben das schmachvolle Bild jener kleinen deutschen Territorien gezeichnet, in denen Höflinge und Cameralisten sich bereichern, während Handel und Gewerbe darniederliegen und die Bauern stöhnend am Pflug verhungern, wo das Eigenthum der Landeskinder nur von einer Schatzverordnung zur andern sicher ist, ihr Blut eine Landes- und Domainenwaare, gut genug, um für den Krieg nach America verhandelt zu werden, wo schmeichelnde Hohlköpfe zu den höchsten Ehren gelangen, während dem Genie und dem Manne von Charakter höchstens die Freiheit bleibt, mit einem Seufzer aus der Welt zu scheiden. Mitunter äussert Schubart auch in der Chronik seine Erbitterung über solche Zustände in Versen und Prosa mit einer schwungvollen Leidenschaft, die wenig hinter dem gluthvollen Zorn seiner „Fürstengruft" zurückbleibt, mitunter verbirgt er seinen

---

* Vgl. z. B. Deutsche Chronik vom 28. April 1774 und 24. October 1776.

** Chronik vom 15. Juni 1790 (S. 408).

Unmuth in dem Gewande scherzhafter und doch nicht minder treffender Satire.

Angeblich einer morgenländischen Zeitung entnimmt er seine Mittheilungen über die Launen despotischer Herrscher des Orients, und wir erkennen leicht, dass hier nicht nur die dichterische Phantasie ihr freies Spiel treibt, sondern dass es zugleich gilt — wenngleich in absichtlichen Uebertreibungen — an das thun und treiben deutscher Duodezdespoten zu erinnern.

„Seine Sultanische Hoheit sind seit einigen Tagen in tiefer Traur. Sie haben ihren besten arabischen Hengst durch einen frühzeitigen Tod verlohren . . . Der Sultan liess diesen Gaul prächtig begraben . . .

An den Ufern des Meers starb gestern in einer armseeligen Fischerhütte der grosse weise Hemir. Er erstickte an einem harten Zwieback, den sein ausgetrockneter Hals nicht mehr hinunterbringen konnte. Seine Sultanische Hoheit haben in Gnaden geruht, den Leichnam des weisen Hemirs ins Meer werfen zu lassen.

Der König in Persien lässt sich das Wohl seiner Unterthanen ausserordentlich angelegen seyn. Ein Franzos, der sich seit einigen Jahren in Ispahan aufhält, lehrte ihn das Filetstricken. Ganz Ispahan staunt über das grosse Genie des Schachs, der es in kurzer Zeit so weit brachte, dass er seiner liebsten Beyschläferinn ein Halstuch stricken konnte. Man behauptet, dass dieser weise Monarch die grosse Summe, welche sonst unnöthiger Weise für die Armen, Wittwen, Waisen, Unterstützung verfallner Handelshäuser, Belohnung der Gelehrten, und Anbauung des Landes bestimmt war, zur Errichtung eines prächtigen Hauses für Gaukler und Taschenspieler verwenden werde.

Von Deli geht die Nachricht ein, dass sich der grosse Mogul die Aufnahme der Handlung äusserst angelegen seyn lasse. Er hat desswegen die weise Verordnung gemacht, dass alle Waaren, die ins Land gehen, einen kleinen Zoll etwan 50. vom 100. entrichten. Den innländischen Manufakturisten und Kaufleuten aber ist es bey schwerer Strafe verboten, ihre Produkte ans Ausland zu verhandeln. Dadurch haben die

Kaufleute den ausserordentlichen Vortheil, dass sie ihre Waaren selbst behalten dürfen u. s. w.“*

Schubart war trotz des ihm eigenen Freimuths veranlasst, um nicht durch die Ungunst der grossen den Boden für seine Wirksamkeit zu verlieren, in seiner Kritik eine gewisse Vorsicht zu beobachten. Er musste seinen Schilderungen der verkommenen politischen Zustände einen möglichst allgemeinen Charakter geben, ohne die Länder und Persönlichkeiten, welche er dabei im Auge hatte, ausdrücklich zu nennen. Er war genöthigt, seine Ansichten oft nur in einzelnen sarkastischen Worten und abgebrochenen Sätzen zu äussern und durch Gedankenstriche und Ausrufungszeichen den Leser aufzufordern, das nur in zaghafter Weise angedeutete Urtheil zu ergänzen.

Erblickte eine grosse Anzahl der damaligen Journalisten ihre Hauptaufgabe darin, den Lesern Schilderungen von prächtigen Festen und Paraden in der Residenz oder von Zusammenkünften der Fürsten darzubieten, so hat Schubart über solche höfische Lohnschriftstellerei häufig genug seinen Spott ausgelassen. Doch auch er glaubte von der Mittheilung solcher Vorgänge nicht gänzlich absehen zu dürfen. Mitunter sogar erscheint er bei der Beschreibung fürstlicher Prunkaufzüge und Festivitäten von einem gewissen aesthetischen wolgefallen beseelt, mitunter aber auch haben derartige Berichte bei ihm einen ironischen Beigeschmack. Einmal erzählt er im Tone eines officiellen Bulletins von der Reise des Herzogs von Gloucester durch das südliche Deutschland; unmittelbar daran knüpft er eine Notiz über einen schlichten Bürgersmann von Ulm, der unerkannt gutes thut und an den Ufern der Donau spazierend mit Thränen im Auge seine Gedanken zu Gott richtet; und der ganze Artikel endet mit den Worten: „Befehl mich, Ihr Hoheit, ich geh mit dem Mann im grauen Rock und den Stahlknöpfen“.** Auch stellt Schubart gern der Aristokratie der Geburt die Aristokratie des Geistes gegenüber, z. B. wenn er der Meldung des zusammentreffens von Lavater und

* Deutsche Chronik vom 18. Sept. 1775.

** Deutsche Chronik vom 7. Sept. 1775.

Basedow im Bade Ems die Worte hinzufügt: „Möchte doch wissen, was sie miteinander sprächen! Lieber wollt ich da ein Mäusgen seyn, als wenn zween grosse Fürsten, mit dem ganzen stralenden Pompe ihrer Hoheit umgeben, bey einander Besuche abstatten.“*

Neben den Ereignissen der Politik werden von Schubart überhaupt auch die wichtigeren Vorgänge und Erscheinungen auf dem Gebiete des religiösen Lebens, der Kunst, der Litteratur und Wissenschaft, sowie manche der öffentlichen Beachtung würdige Züge aus dem Privatleben geschildert, sodass er uns thatsächlich ein Gemälde der ganzen damaligen Welt, wie sie sich seinem geistigen Auge darstellte, in seiner Chronik hinterlassen hat. In der Regel verweilt er nur bei einzelnen Partien und Figuren, häufig aber — namentlich beim Jahreswechsel — sucht er sich selbst und seinen Lesern ein Gesammtbild des Zeitalters zu entwerfen, bei welchem, je nach seiner Stimmung oder der Art der jüngst empfangenen Eindrücke, die heitere oder dunkle Färbung vorherrscht. Bisweilen auch erhebt er sich — gleich fern von Freude und Leid — zu den lichten Höhen des Humors, wo er nur aus der Ferne die Erdkugel schwimmen sieht, die mit Bergen, Hügeln, Seen, Flüssen lieblich bemalt erscheint und auf welcher das possierliche Gemisch der Geschöpfe herumkriecht. „Dort sitzt einer auf einem Erdenklos, nennt ihn Thron, und sagt den Geschöpfchen, die vor ihm kriechen: Er sey König. Der Andere setzt sich auf eine Nussschale, äfft die burleske Gravität des Königleins nach, und sagt den Würmlein, die vor ihm kriechen (man nennt sie Höflinge): Ich bin euer Fürst. Dort wimmelt's zwischen den Mauren von Menschen mit Fesseln an Händen und Füssen, beissen in ihren Rettich, und jauchzen empor: Wir sind Republikaner! Es lebe die Freyheit! Dort stürzt ein Krämer, und sein Fall hebt den andern: — Jener Bonze predigt seiner unwissenden Gemeinde Unsinn vor, und ruft über alle, die diesen Unsinn nicht für Prophetengeist halten, das Anathema aus. Der reitet auf Elias Sonnenpferden in Himmel, und erzehlt der gaffenden Menge Feenmährgen —

* Deutsche Chronik vom 21. Juli 1774.

Feurio! — dort brennt's! — Lerm! Lerm! — Dort braust die Wasserfluth und schwemmt Greise und Kinder auf Krankenlagern und in Wiegen mit weg. — Ach! es bebt die Erde! — Ha! wie schrecklich sind die Minen der Angst und der Verzweiflung im Angesichte ihrer Bewohner. — Dort wandelt ein Weiser im Eichenhaine, und schaut vom Wipfel der ältesten Wodanseiche zufrieden gen Himmel. Auf weichem Sofa schlummert dort ein nordischer Dümmling in den Armen einer Sirene ein, und — dort schneidt sich ein Dichter die Kehle ab, weil ihn sein Vaterland hungern liess."* —

Anhang.

Schubart an seine Tochter.**

Asperg den 30ten Juli 1785.

Ich muss meinem Herzensiulchen am Ende dieses seel. Monds, wo ich sie — und ihre Mutter — und ihren Bruder — nach 9. Jahren wiedersah und den nahen Himmel ahndete, auch noch einen Geisteskuss auf die Lippen drüken. So viel ich auch denke und fantasire und schreibe; so mischt sich doch dein holdes Bild in Alles. Immer scheint mein Julchen an mir hinauf zu krebseln und mir küssend zu sagen: Lieber Vater, was machen Sie? — Drum hab ich dich auch so lieb — o du mein Ebenbild in schneller Empfänglichkeit, im raschen Ergusse! —

Was thust du dann, Julchen? Singst du? Liessst du? Arbeitest du? Betest du? — Schwebt dir mein Bild noch manchmal vor der Stirne, wie ein Geist, der im freundlichen Mondstrale erscheint, nicht schreken, nur lieben und trösten will?

Noch sind wir eben nicht bei einander, liebs Julchen! — Noch gähnt die Kluft der Entfernung zwischen uns beeden. Jenseits der Gruft steht der einsame Vater — disseits die

* Deutsche Chronik vom 29. August 1774.

** Dieser Brief befindet sich im Besitz des Herrn Kreisgerichtsrath Kern in Ellwangen, eines Urenkels von Schubart.

liebende Tochter; beide die Arme der Sehnsucht nach einander verbreitend. — Gott der Liebe, wann unterbrichst Du einmal diese lange, grässliche Pause?? —

Doch wir wollen nicht immer klagen; wir wollen auch hoffen und danken lernen. Vielleicht dass in kurzem unsers Fürsten Herz bricht und er den Götterausspruch hinstürmt:

Dein Vater frei!!

Dann komst du auch zu mir, speissest an meiner und deiner treuen Mutter Seite, dann begleit' ich deinen Gesang, lenke den Strom deiner Gefühle, spreche viel mit dir von Gott und unserm lieben Heilande — du aber kräuselst mir davor die im Elend ergraute Loke, füllst mir die Pfeiffe, mit der ich die Grillen verdampfe, fütterst mein Täublein und fühlst das Entzüken, die hochgeliebte Tochter eines Vaters zu seyn, dem Gott für iedes Grose, Gute und Schöne das Herz öfnete.

Amen, der Herr thu es!! —

Und nun muss ich schon wieder von dir scheiden, Julchen. Aber mein Herz hat dich so fest in sich verschlossen, dass du ihm wohl nimmer entschlüpfen wirst — und wenn du so schlau und schlank und schlüpfrig, wie eine Grundel wärst.

Küsse und grüsse mir deine liebe Balletti und deine Freundinnen alle.

O wie warm — wie glühend bin ich
Meines Julchens
Vater!!
Schubart.

Vaterseegen

Des Vaters Seegen baut den Kindern Häuser —
Dir, Julchen, eilt mein Vaterseegen zu! —
Nun hat, o glaub es mir, Josef, der deutsche Kaiser,
kein grösres Haus als du.

Abends um 9. Uhr.
Schreib mir bald,
Julchen!

Von der in diesem Briefe angedeuteten Wesensähnlichkeit zwischen Vater und Tochter ist ausführlicher in dem Anfang

eines Briefs vom Jahre 1783 die Rede, der als Ergänzung des vorigen und als fernerer Beitrag zur Charakteristik des Dichters hier einen Platz finden möge.*

Asperg den 2ten September 1783.

Herzenstochter,

Ich höre so viel Liebs und Guts von dir, dass ich vor Freuden weinen möchte, wenn man nur deinen Nahmen nennt. Ach, liebes Julchen, glaube ia nicht, dass ich weniger an dich denke, wenn ich selten an dich schreibe. Mein ganzes Leben ist ein Brief an dich. Du hast nach Leib und Seele so viel von deinem Vater, dass ich dich lieben müsste, wenn du auch nicht meine Tochter wärest. Empfänglichkeit für iedes Schöne und Gute, Reizbarkeit für Schmerz und Freude, Stimmung zur Freundschaft und Liebe, Ungestüm in der Traurigkeit und Ungestüm in der Freude, Offenherzigkeit gegen alle Welt und Simpathie mit allem, was um uns her ist, sind so ungefähr die Grundzüge eines solchen Karakters. Ach, liebs Julchen, wenns auf der Welt lauter Engel gäbe, so kämen solche Herzen ohne Anstos fort. Aber dein Vater hats erfahren, dass man mit solchem Karakter all Augenblick anrenne, wenn man nicht auf seiner Huth ist. Ich hielt mich selber für schlimmer als ich war, und die Menschen um mich her, für Engel — und doch wurd' ich betrogen.

Doch hoff' ich zu Gott, er werde dich bewahren, gutes Kind, und dich hier und dort glüklich machen u. s. w.

* Der Brief befindet sich im Besitz des Herrn von Scholl zu Stuttgart.

Briefe von Goethe.

Mitgetheilt von

Robert Boxberger und Hermann Uhde.

1.

An Thouret in Stuttgart.

Das Packet, werthester Herr Professor, das Sie an uns abgelassen haben, ist glücklich angekommen, und ich danke Ihnen dafür hiermit nur im Allgemeinen, indem wegen Abwesenheit Durchl. des Herzogs über die verschiedenen in Ihrem *pro Memoria* enthaltenen Anfragen vorerst keine Entschliessung erfolgen kann, die ich aber baldmöglichst beschleunigen will.

Dasjenige, worum ich Sie nun ersuchen wollte, sind die Profiele zu dem zweyten Vorzimmer indem der Quadrator mit dem Audienzzimmer fertig ist.

Herrn Isopi bitte ich für seine gefällige Zuschrift zu danken. —

Was das Audienzzimmer betrifft, so kann wohl darüber die Entschliessung nicht eher gefasst werden, als bis die Arbeit zum runden Zimmer hier angelangt und aufgestellt ist.

Und was die Modelle zum runden Zimmer selbst belangt, so wünschte ich, dass solche nicht in gebrannter Erde gemacht würden, indem uns an einem ausgearbeiteten Modell in Gyps genügen kann, und dadurch, wie Herr Isopi schreibt, die Kosten um ein Ansehnliches vermindert würden, welches ich um so mehr wünsche, damit sie nicht den Maassstab überschreiten, der bey unsern Verhältnissen gilt, und für die Zukunft nicht abschrecken.

Ich habe auf beyliegendem Blatt was Herrn Isopi betrifft besonders geschrieben, damit Sie es vorweisen können.

Ich wünschte gar sehr, dass, indem wir die Modelle in gebrannter Erde weglassen, die Kosten für das runde Zimmer vermindert würden, damit nicht gleich anfangs sowohl Durchl. dem Herzog, als meinen Herrn Mitcommissarien ein Unwille gegen diese Arbeit erregt werde. Wegen des Audienzzimmers hat es Zeit, bis wir Sie wieder bey uns sehen.

Zum Schluss noch eine Frage, welche ich baldmöglichst beantwortet wünsche. Wann glauben Sie dieses Jahr zu uns kommen zu können? Es entsteht so mancher Zweifel, welcher ohne Ihre Gegenwart schwer zu lösen ist. Herr Professor Meyer steht uns zwar mit seinen Einsichten eifrig bey, allein es kommt doch manches vor, wozu man Ihre Einstimmung wünschte. Man hat diesen Sommer vor, bey dem Baue lebhafte Schritte zu thun, wobey denn freylich Ihre Gegenwart zu schneller Ausführung nicht wenig beytragen würde.

Das übrige nächstens. Der ich indess recht wohl zu leben wünsche und mich Herrn Rapp, Herrn Prof. Dannecker und Herrn Isopi bestens zu empfehlen bitte.

Jena am 18 Febr. 1799.

J. W. v. Goethe.

2.

Verzeih' mir wenn ich Deine Einladung ablehne, ich muss mich gar zu sehr in Acht nehmen und thue immer zu viel in Gesellschaft. Nimmst Du Riemer und den Poeten, so giebts eine Conversation in andrem Sinne als wenn ich zugegen wäre. Ich komme einmal Abends wieder allein. G.

Herrn Major von Knebel.

3.

Ew. Hochwohlgeb.

habe zu vermelden, dass eine Kiste trefflicher Mineralien durch Vorsorge des Herrn Grafen Reinhardt aus Christiania angekommen. Ein schuldiger Dankbrief liegt bereit abzugehen. Nun wollt' ich anfragen auf welche Weise derselbe am schnellsten und besten diesem würdigen verehrten Freunde zukommen könne? Vielleicht schlössen Sie ihn ein oder

gäben mir andere Anleitung. Diese Norwegischen seltsamen Mineralkörper geben zu gar vielfachen Betrachtungen Anlass. —

Weimar	Des Herrn	Mich bestens empfehlend
den 20 Decbr.	Kanzler v. Müller	gehorsamst
1828.	Hochwohlgeb.	Goethe.

4.

Hochwohlgeborner
Insonders Hochgeehrtester Herr!

Ew. Hochwohlgeb. haben die freundliche Neigung, die Sie mir immer gegönnt, auch auf das Geschäft übergetragen welches mir seit einigen Jahren durch höchstes Zutrauen obliegt und mich bey demselben alle Förderniss erfahren lassen. Gegenwärtig finde ich mich abermals in dem Fall: Hochdieselben um die Geneigtheit anzusprechen: beykommenden unterthänigsten Bericht Ihrem gnädigsten Herrn zu günstiger Aufnahme vorzulegen. Mein sehnlichster Wunsch ist wenigstens zum Theil die höchsten Absichten erfüllt zu haben und zu fernerer Lösung einer so wichtigen Aufgabe noch Kräfte genug zu behalten.

Möge es nicht verargt werden wenn Gegenwärtiges nur den Verlauf des Geschäftes im Allgemeinen vermeldet, da ein umständlicherer Aufsatz mit Beylagen welchen bey meinem gnädigsten Herrn dem Grossherzog eingereicht, durch baldige Mittheilung eine vollständigere Uebersicht des Ganzen zu verleihen geeignet ist.

Gnädigster Beyfall und huldreiche Gewährung angefügter Bitten wird sowohl mich als das sämmtlich angestellte Personal auf das nächste Jahr zu frischer und zweckmässiger Thätigkeit beleben.

Auf Ew. Hochwohlgeb. Mitwirkung in dieser bevorstehenden Epoche mit Zuversicht rechnend und zum Voraus dankbar anerkennend

Weimar	Ew. Hochwohlgeb.
den 21ten Decbr.	ganz gehorsamster Diener
1819.	J. W. v. Goethe.

5.

Ew. Hochwohlgeb.

meinen besten Dank abzustatten für die freundliche Aufnahme meines Heftes beeile mich eine kleine Sendung abgehen zu lassen, worin sich sechs von H. Soret bestimmte Exemplare Amphibole befinden, zusammengepackt in ein Couvert, zugleich aber auch eine Partie unbestimmter vielleicht auch unbestimmbarer Exemplare aus dem wüsten Haufen der noch vor mir liegt, worunter doch einige schöne Augitkrystalle sich auszeichnen.

Mit Verlangen und Hoffnung erwarte jede sonstige gefällige Mittheilung; Erfahrungen und Betrachtungen eines so werthen Mitarbeiters werden mir immer höchst angenehm seyn.

Weimar den 20 Januar 1825. — gehorsamst J. W. v. Goethe.

6.

Hierbey ein sehr interessanter Brief von H. Hofr. v. Quandt, so wie auch eine poetische Aeusserung eines Patrioten. Sollte es wohl schicklich seyn, diese wohlgemeinten Zeilen in das Chaos aufzunehmen, oder sollte man sich ganz dieser Rubrik enthalten?

W. d. 28 Septbr. 1830. — Treulichst G.

Aus der Autographen-Sammlung des Herrn Eichler in Strehlen bei Dresden.

7.

Indem ich Ihnen, werthester Herr Ramann, hiebey den Betrag der mir zuletzt übersendeten Ohme Erlauer, mit 9 Karol. überschicke, wobey mir 12 gr. zu Gute bleiben, ersuche ich Sie, wenn Sie gegenwärtig recht guten Erlauer haben, mir eine Probe davon in ein Paar Bouteillen zu schicken. Zugleich wünschte ich ein Paar Flaschen Würzburger, wie ich solchen bey Herrn Hofrath Loder getrunken und ein Paar Flaschen vorzüglich guten Steinwein zur Probe, nebst den Preissen. Diese 6 Flaschen in einem Kistchen wären wohl für Kälte zu bewahren.

Der ich recht wohl zu leben wünsche

Weimar am 11. Febr. 1801. — Goethe.

Goethes Bestellungsbriefe an Ramann sind nach einer Mittheilung des jetzigen Inhabers der Handlung, Herrn Eckardt, unter Geschäftsfreunde der Firma vertheilt worden, da sich auf eine bald nach Goethes Tode durch die Zeitungen bekannt gewordene Notiz, eine reiche Sammlung Goethescher Briefe besitze die Ramannsche Weinhandlung in Erfurt, viele derselben sich je einen Brief ausbaten. Besitzer des vorstehenden ist Herr Hofbuchhändler Böhlau in Weimar. Schillers Briefe an Ramann hat ein Dienstmädchen des Hauses zum Geschenk mitbekommen bei ihrem Abzug; sie hat sich später verheiratet, doch ist noch nicht zu ermitteln gewesen, an wen.

Die Briefe Nr. 1—5 sind im Besitze des Herru Wüstemann in München. Nr. 2 ist nach Düntzers gefälliger Mittheilung wol im December 1807 geschrieben, und Zacharias Werner der darin genannte „Poet".

Von Herrn Hermann Uhde sind dem „Archiv" nachstehende an Herrn Ramann gerichtete Goethesche Billets mit der Bemerkung zum Abdrucke übergeben worden, dass sie Beweise einer im Hause Goethes eingeführten ungewöhnlichen Gastfreiheit seien.

1.

An Herrn Rahmann, berühmter Weinhändler, nach Erfurt.

Herr Rahmann wird gebethen, durch Ueberbringer Dieses einen Eymer von dem letzten Elsasser — aber ja von dem letzten! — und einen halben Eymer Langedock zu überschicken.

J. W. v. Goethe.

2.

Herr Ramann wird ersucht, dem Ueberbringer Dieses Einen Eymer rothen Elsasser von dem letzteren, und Einen Eymer Languedoc zu übergeben; zum Transport an mich. Zugleich vermelde, dass einiges zur Abzahlung parat liegt, worüber disponirt werden kann.

D. 25. Octbr. 1810.

J. W. v. Goethe.

3.

Weimar, den 25. März 1816.

Verehrter Herr Ramann!

Ich wünschte durch Ueberbringer dieses einen Halben Eymer Würzburger von der letzten Sorte, ingleichen wieder einen Halben Eymer Elsasser desgleichen zu erhalten, welches derzeit meinem Mangel abhelfen würde.

Freundlich das Beste wünschend

J. W. v. Goethe.

4.

An
Herren Ramann u. Compg.
Wohlangesehener Weinhändler
zu
Erfurt.

Durch Ueberbringer dieses bitte mir einen Halben Eymer Würzburger und einen Halben Eymer rothen Elsasser gefällig aus. Die fehlenden Lücken meines Weinlagers schleunig auszufüllen, thut diesmal mehr Noth als je.

Freundlich alles Schöne wünschend

Weimar J. W. v. Goethe.
d. 2ten May 1816.

5.

An
Herrn Ramann
angesehener Weinhändler
nach
Erfurt.

Mit einem Päckchen sign. H. R. z. E.
worin 200 Thl. Sächs.

6.

Sie erhalten, werthester Herr Ramann, durch die fahrende Post 200 r. Sächs. auf Abrechnung. Wollen Sie mir den Empfang gefällig melden und einen Eymer guten reinen Wertheimer bald möglichst überschicken. Auch wünschte einige Flaschen Malaga bald zu erhalten.

Der ich recht wohl zu leben wünsche

J. W. v. Goethe.

Weimar d. 30. May 1816.

Die Gries-Goethesche Uebersetzung des venezianischen Gondolierliedes „La Biondina“.

Von

Heinrich Düntzer.

Herr von Loeper hat in diesem Archiv V, 99—101 mit beachtenswerthen Gründen die unter Goethes Namen gehende Uebersetzung der Biondina dem in Jena wohnenden Dichter Gries zugeschrieben, auf dessen Gedichte schon S. Hirzel hingewiesen hatte. Letzterm verdanken wir die erste Kunde von dem Drucke derselben in der Zeitschrift: „Orient oder Hamburgisches Morgenblatt“ 1812 Nr. 168, auf die ihn der höchst kundige Hamburger Litterator Fr. A. Cropp aufmerksam gemacht hatte. Schon von Loeper hat auf die frühere Uebersetzung des Liedes im Göttinger Musenalmanach auf 1793 von F. L. W. Meyer in Berlin* und auf eine ältere Gestalt der Griesischen Uebersetzung in Matthissons Anthologie hingewiesen. Da es mir gelungen ist, eine noch frühere Fassung der Uebertragung von Gries aufzufinden, so erlaube ich mir die dadurch eine neue Grundlage erhaltende Untersuchung wieder aufzunehmen, wozu von Loeper mir freundlichst sein ihm zu Gebote stehendes Material mitgetheilt hat.

Der „neue teutsche Merkur vom Jahre 1798. Herausgegeben von C. M. Wieland“ brachte im Januarhefte unter

---

* Als „Schifferlied. Venezianisch“ bezeichnet. Nach dem Anfangsworte wird das venezianische Lied La Biondina genannt. Meyers eigenes Gedicht Biondina in Schillers Musenalmanach für 1796 bezeichnet die geliebte mit diesem Namen nur in der Ueberschrift. Das italienische Lied wurde damals wol schon in Berlin gesungen und verbreitete sich weiter von hier, wo es vielleicht die Cantoni oder die Annunciata eingeführt hatte.

Nr. V [Nr. II hatte schon „Gedichte“ von Elisa (von der Recke) gegeben] zwei „Gedichte“ von J. D. Gries und zwar zuerst „Die Federn. Nach dem Englischen“, darauf unser „Venezianisches Gondolierlied“. Das erstere, bei welchem die Ueberschrift: „Nach dem Englischen“ auf offenbarem Druckfehler beruht*, ist die bekannte Canzonetta Romana, die Goethe, Voigt u. a. übersetzt haben, worüber O. Jahn, „Goethes Briefe an Christian Gottlieb von Voigt“ S. 453—466 ausführlich berichtet hat, nur diese Uebersetzung von Gries war ihm entgangen und dass Wieland im Februarhefte S. 315 ff. in einer Nachschrift zu Uebersetzungen Petrarcischer Sonette von Gries sich der früher im Merkur gegebenen Uebertragungen jenes Liedes und seiner Aeusserung erinnerte, dass, wer diese Canzonette in gleicher Versart ohne sonderlichen Verlust mit Reimen übersetzen würde, ihm der grosse Apollo sein sollte. Ob Gries die reimlose, für eine Melodie von Corona Schröter gemachte Uebersetzung Goethes kannte, zu welcher Reichardt 1796 in seinem Musikalischen Almanach eine neue Composition gegeben, wissen wir nicht. Mochte Goethe auch bei dieser neuen Uebersetzung seiner eigenen, vor achtzehn Jahren hingeworfenen gedenken, einen Wettkampf in der Uebertragung des venezianischen Gondolierliedes mit Gries einzugehen lag ihm fern. Das Gondolierlied lautet im Merkur also:

Abends führt' im kleinen Nachen
  Ich mein Mädchen, blond und schlank;
Doch es ward ihm schwer zu wachen,
  Und ihr holdes Auge sank.
Auf den Arm gelehnt das Köpfchen,
Sah ich sie, dem Schlaf erliegen.
Weckt' ich sie: des Kahnes Wiegen
  Wiegte bald sie wieder ein.

Und von Wolken halb umzogen
  Glänzte Luna still und schön;
Und es ruhten alle Wogen,
  Und es schwieg der Winde Wehn.

---

* In einem weiter unten anzuführenden Briefe spricht Gries von „zwei italienischen Canzonetten“.

Nur ein Lüftchen stahl sich leise
Unter ihres Busens Schleier,
Und von seinen Fesseln freier
Hob der Busen sich empor.

Ach! nach ihrer Schöne geizend,
Fühlt' ich ihre ganze Macht,
Sah ihr Antlitz, hold und reizend,
Und des Busens Jugendkraft,*
Und ich fühlte tief im Herzen
Tausend wechselnde Gefühle,
Wilder Regungen Gewühle
Und unnennbar süsse Lust.

Und ich hing mit trunknen Blicken
An der lieblichen Gestalt.
Diese Flamme zu ersticken,
Fand ich nimmer mehr Gewalt.
Und ich warf mich zu ihr nieder,
Wollte schlummern, leise leise;
Doch so nah dem Feuerkreise
Find'** ich ewig keine Ruh.

Die Reimform hat der Dichter regelmässiger gemacht; im Italienischen reimen bald von je vier Versen die mittlern auf einander, bald die geraden und ungeraden, ja einmal findet sich ein männlicher Reim, während sonst alle Verse weiblich auslauten. Sechs Jahre später brachten die „Gesänge mit Begleitung der Chitarra eingerichtet von Wilhelm Ehlers" folgende, in der von Gries durchgeführten Versform gedichtete Strophe ohne Ueberschrift:

Nächtig führt' ich in dem Nachen
Meine Liebe blond und schlank;
Wollten zwar zusammen wachen,
Doch ihr holdes Auge sank:
Und ich weckte sie zuweilen,
Doch sie blieb im Schlummer liegen;
Denn der Barke sanftes Wiegen
Wiegte bald sie wieder ein.

Die Sammlung von Ehlers, deren Verlag Cotta schon

* Falscher Reim.

** Kaum Druckfehler statt Fand, wie V. 4 steht.

im Mai 1803 übernommen hatte*, enthielt von Goethe mehrere Lieder, „Schäfers Klage“, dann unmittelbar vor unserer Strophe das „Notturno“ (die später „Nachtgesang“ überschriebene freie Bearbeitung des Volksliedes: Tu sei quel dolce fuoco), „Rattenfänger von Hameln“, „Trost in Thränen“ und „Frühlingsorakel“. Von allen diesen trägt nur der „Rattenfänger“ Goethes Namen, dagegen finden sich alle mit einziger Ausnahme dieser Strophe in den ein paar Monate später erschienenen „Der Geselligkeit gewidmeten Liedern. Von Goethe“, welche die zweite Hälfte des „Taschenbuchs auf das Jahr 1804, herausgegeben von Wieland und Goethe“ bilden. Kann nun diese Strophe von Gries sein oder ist sie von Goethe nach der Uebersetzung von Gries verbessert? Hätte eine von Gries selbst veränderte Fassung vorgelegen, so wäre es mehr als auffallend, dass wir von diesem Liede eben nur eine Strophe erhalten; dagegen findet dies seine natürliche Erklärung bei der Annahme, Goethe habe seinen Lieblingssänger das Lied in der Uebersetzung von Gries vortragen hören, da er diese aber nicht für gelungen hielt, wie er es auch sonst bei Liedertexten that, die erste Strophe versuchsweise geändert, und Ehlers habe nun, da Goethe nicht zur Umarbeitung der übrigen Strophen kam, sich mit der Mittheilung der einen Strophe in der Fassung des berühmten Dichters begnügt, dem er auch andere schöne Beiträge verdankte, wogegen der Dichter selbst natürlich die abgebrochene Strophe nicht unter seine Lieder aufnehmen konnte. Die Aenderungen der Uebersetzung von Gries ergeben sich als feine Verbesserungen, die Goethes Hand verrathen. Zunächst gewinnt der Anfang dadurch, dass ich in den ersten Vers gezogen wird, während es bei Gries etwas nachschleppt und ich mein einen harten Trochaeus bildet; auch das schön allitterierende nächtig beginnt viel wollautender als das gewöhnliche Abends. Ja dieses nächtig scheint uns den unzweifelhaftesten Beweis zu liefern, dass wir es hier mit Goethe selbst zu thun haben, der gerade das Wort sehr liebt

---

* Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta hggb. von W. Vollmer S. 487. 496. 507. Goethe hatte bemerkt: „Gedachte Lieder werden mit den Liedern des Taschenbuchs (auf 1804) in Bezug gesetzt.“

und auch den ganz eigenthümlichen adverbialen Gebrauch desselben hat. So sagt sein Epimetheus gleich am Anfange der Pandora (1807): „Nächtig immer schleichend wach umher“, in dem fünften Aufzug des zweiten Faust Baucis: „Wo die Flammen nächtig schwärmten“.* Auch meine Liebe (statt mein Liebchen, meine Liebste, das Liebste, meine Geliebte, meine Schöne) ist Goethe geläufig. So stand früher in dem Liede Mit einem gemalten Band: „Schlings um meiner Liebe Kleid“. In Künstlers Morgenlied heisst es: „Und sollst mir, meine Liebe, sein Alldeutend Ideal“, wo ein paar Strophen vorher die Anrede „Liebe“. „Meine Liebe“, wo „Liebe“ nicht Abstractum ist, findet sich auch ausser der Anrede oft in den Briefen an Frau von Stein, wie: „Von meiner Lieben habe ich gar nichts gehört“ (III, 256), und so steht es auch in Gedichten im Reime, wie in den „Glücklichen Gatten“ (1803): „Ist es mit seiner Lieben Nicht unser braver Fritz?“, in den Versen an Frau von Willemer (1826): „Vor die Augen meiner Lieben“. Kehren wir zu unserer Uebersetzung zurück, so tritt bei Gries V. 3 doch störend ein; die neuere Fassung hebt hübsch ihre Absicht, zusammen zu wachen hervor, wodurch gleich zu Anfang gleichsam ein Licht auf die ganze Lage fällt, und es schliesst sich dann der Gegensatz mit doch V. 4 leichter an. Nur zwar V. 3 stört etwas den glatten Fluss. V. 7 ist bei Gries besonders hart, da die Vermittlung fehlt und der Gegensatz: „Weckt' ich sie (‚wenn ich sie weckte‘): des Kahnes Wiegen Wiegte (‚so wiegte des Kahnes Wiegen‘) bald sie wieder ein“ an Schwerfälligkeit leidet. Das heraufnehmen des weckens in V. 5 gibt dem ganzen gleich ein anderes Leben und verhindert das zerfallen von V. 7 in zwei Theile. Auch das Beiwort sanft und das wolklingende Barke hebt diesen Vers ungemein. Freilich ist die Ueber-

* Wenn ein genauer Freund von Gries sich erinnern wollte, dass in einer von diesem erhaltenen Abschrift nächtig gestanden, so müssen wir dieses nach allem für höchst unwahrscheinlich halten. In solchen Dingen ist das Gedächtniss, wenn es mehr als ein halbes Jahrhundert zurückgreift, ein gar zu trügerischer Zeuge. Wenn er das Lied zum Klavier singen hörte, so könnte es ja die erste Strophe nach Goethes Uebersetzung gewesen sein, wie Ehlers sie vortrug.

setzung jetzt viel freier geworden, da es nur galt sie gelenker und wollautender zu machen; dies war ganz in Goethes Sinne. Anders stand es mit Gries, der möglichst treu sich an das italienische Lied zu halten suchte. Nun tritt uns zwei Jahre später eine neue Fassung von Gries selbst entgegen. Matthisson gab im Jahre 1806 im siebzehnten Bande seiner Anthologie unter den Gedichten von Gries auch die beiden Uebersetzungen aus dem Merkur 1798, nur in umgekehrter Folge, wobei wol eine Veränderung von Gries selbst vorlag, der sie am 15. Juli 1805 mit der Bemerkung übersandt hatte, Matthisson werde mit diesen Uebersetzungen vielleicht eher zufrieden sein als mit seinen eigenen Gedichten.* Dieser mag nach seiner Art noch einzelnes geändert haben und besonders möchte er aus freier Hand die letzte Strophe weggelassen haben. Das Gondolierlied lautet hier also:

Abends führt' ich in dem Nachen
Meine Schöne, blond und schlank,
Doch es ward ihr schwer zu wachen
Und ihr holdes Auge sank.
Zwar ich weckte sie bisweilen,
Aber schlummernd blieb sie liegen:
Denn der Barke sanftes Wiegen
Wiegte bald sie wieder ein.

Von Gewölken halb umzogen
Liess der volle Mond sich sehn,
Und es ruhten alle Wogen
Und es schwieg der Winde Wehn.
Nur ein leises Lüftchen spielte
Mit der Locken goldner Fülle,
Hob mit zartem Hauch die Hülle
Von des Mädchens Busen weg.

Still von ihrem Reiz befangen,
Stand ich da in trunkner Lust,
Sah das Blühn von Mund und Wangen,
Sah den Glanz der schönen Brust.
Tausend wechselnde Gefühle
Wogten stürmisch mir im Herzen,
Ein Gemisch von Freud' und Schmerzen,
Das ich nicht zu nennen weiss.

* Matthissons litterarischer Nachlass IV, 139 f.

Die Benutzung der in den Gesängen von Ehlers mitgetheilten ersten Strophe ergibt sich unverkennbar. Ich ist auch hier in den ersten Vers gezogen, wodurch das Beiwort klein (im Italienischen steht gondoletta) fallen musste, der zweite mit meine begonnen, aber das schöne nächtig nicht aufgenommen, Liebe in das gangbarere Schöne verwandelt. V. 3 f. hat Gries beibehalten, da seine Fassung dem Italienischen näher war, auch nahm er vielleicht an zwar bei Ehlers Anstoss. V. 5—7 sind die Verbesserungen benutzt, obgleich dadurch ein Zug des ursprünglichen Liedes geopfert werden musste. Goethes „Und ich weckte sie zuweilen" ist aufgenommen, nur bisweilen gesetzt und am Anfange zwar, das Goethe in V. 5 hat. Besonders haben die zweite und dritte Strophe in der neuen Fassung von Gries gewonnen, wobei er sich zugleich treuer an seine Vorlage hielt, in welcher das fächeln des Haares und das entblössen des Busens durch den Wind, neben dem Antlitz und dem schönen Busen der Mund erwähnt wird; auch entspricht der letzte Vers (che non so come spiegar) fast wörtlich der jetzigen Uebersetzung, dagegen hat der sehr frei übertragene Vers „Tausend wechselnde Gefühle" jetzt eine andere Stelle als im Italienischen erhalten müssen.

Erst sechs Jahre später, am 30. Juli 1812, brachte die Zeitschrift Orient unter der Ueberschrift La Biondina mit Goethes Namen und der Bezeichnung „Bis jetzt ungedruckt" eine vollständige Uebersetzung. Die erste Strophe stimmt ganz mit den Gesängen von Ehlers; die drei folgenden lauten:

Und vom Wolkenstreif durchzogen
Kam der helle Mond heran.
Da umblinkten lichte Wogen
Unsrer Gondel sanfte Bahn.
Und ein leises Lüftchen spielte
Mit der Locke goldner Fülle,
Hob mit zartem Hauch die Hülle
Von des Mädchens Busen los.

So von ihrem Reiz umfangen
Ruht' ich da in trunkner Lust,
Nah den Rosen ihrer Wangen,
Nah dem Mund und nah der Brust.

Tausend wechselnde Gefühle
Sprossten mir aus diesen Zügen,
Eine Regung, ein Vergnügen,
Das ich kaum zu nennen weiss.

Angebannt von Wonn' und Liebe,
Musst' ich sehn und wieder sehn,
Ach! und Amors regem Triebe
Konnt' ich kaum noch widerstehn.
Und ich schloss die Augenlieder,
Wollte schlummern leise, leise,
Doch so nah dem Feuerkreise
Fand ich weder Rast noch Ruh.

Hier liegt bei der zweiten und dritten Strophe offenbar die Fassung der Anthologie zu Grunde, die nur vielfach auf eine so geschickte Weise umgestaltet ist, dass wir Goethes Hand in ihr erkennen dürfen. Das und am Anfang von 2, 1 und 2, 5 ist ganz in Goethes Weise, dem gleichfalls die Aenderung sehr gemäss ist, dass der Mond nicht „von Gewölk (früher ,und von Wolken') halb umzogen" ist, sondern „vom Wolkenstreif durchzogen", er „herankommt" statt „sich sehen zu lassen" und an der Stelle des „vollen" Mondes der „helle" Mond erscheint, womit die schöne Umänderung von V. 3 f. zusammenhängt: „Da umblinkten lichte Wogen Unsrer Gondel sanfte Bahn", durch welche freilich das schweigen des wehens der Winde [gera (gia era) il vento bonassà (buon assai)] wegfällt. Nur die Wiederholung des sanft aus 1, 7 ist anstössig. In der zweiten Hälfte dieser Strophe hat Goethe bloss das erste und letzte Wort geändert; für nur, das den Gegensatz andeutet, tritt das die Schilderung der ruhenden geliebten lose anknüpfende und, wie für weg das anschaulichere los ein. Gleich im Anfang der dritten Strophe ist an die Stelle des hier wol weniger bezeichnenden still ein die Beziehung zur vorigen Strophe andeutendes so gekommen; in der Veränderung des stand in ruht' dürfte niemand eine Verbesserung verkennen, dieses ruht' aber führte zur anmuthigen Umgestaltung der beiden folgenden Verse: „Nah den Rosen ihrer Wangen, Nah dem Mund und nah der Brust" (wo freilich das beibehaltene Mund und anstössig ist, wofür man wol „Munde, nah der Brust" sich eher gefallen liesse,

obgleich dadurch der Vers, wie der vorige, in zwei gleiche Hälften zerfiele) statt des vorliegenden: „Sah das Blühn von Mund und Wangen, Sah den Glanz der schönen Brust“, wo der Glanz nicht glücklich gewählt sein dürfte. Recht bezeichnend für Goethe ist V. 6 „Sprossten mir aus diesen Zügen“ statt des „stürmischen wogens im Herzen“; auch „ein Gemisch von Freud' und Schmerzen“, das der Reim veranlasste, vertauschen wir gern mit „Eine Regung, ein Vergnügen“, das gerade durch seine Unbestimmtheit hier ganz an der Stelle ist (im Italienischen una spezzi di contento); auch die Aenderung von nicht in kaum liesse man sich gefallen, kehrte letzteres nicht in der folgenden Strophe wieder. Bei der vierten Strophe konnte Goethe nur die ältere Fassung von Gries benutzen, von der er V. 6 f. ganz herübernahm, aber statt „Find' ich ewig keine Ruh“ den volksthümlichen Ausdruck einführte: „Fand ich weder Rast noch Ruh“. Zu entschiedenstem Vortheile sind die fünf ersten Verse umgestaltet, wobei an die Stelle des niederwerfens zu ihr höchst anmuthig das schliessen der Augenlieder tritt. Goethe hat von Anfang an den Gondolier ruhen lassen. Die vier ersten Verse deuten anmuthig den Zauber der ruhenden geliebten und die verführerische Lust an; nur nimmt man an dem kaum Anstoss, weil dieses sich schon 3, 8 fand.

Wir haben zu zeigen gesucht, dass die Abweichungen von Gries meist Verbesserungen sind. Rührte auch die Fassung im Orient, wie von Loeper will, von Gries her, so müsste sie der Anthologie entweder vorangehn oder nach ihr fallen: im ersteren Falle schiene es sonderbar, dass manche im Orient sich findende Lesarten nicht in die Anthologie übergegangen wären; im andern müsste Gries, was kaum glaublich, zwischen den Jahren 1806 und 1812 noch eine dritte Bearbeitung versucht haben, wobei man es sich schwer erklären könnte, weshalb er manches, was ihm darin gelungen war, in die letzte Fassung, die er für seine im Jahre 1829 erscheinenden Gedichte wählte, nicht aufnahm, wogegen es sehr begreiflich ist, dass er einzelnes, was er nicht selbst gefunden, nicht von Goethe herübernahm. In den Gedichten von Gries lesen wir die Uebersetzung in folgender Gestalt:

Gondolierlied.

Aus dem Italienischen.

Abends führt' ich in dem Nachen
Meine Schöne, blond und schlank:
Doch es ward ihr schwer zu wachen,
Und ihr holdes Auge sank.
Zwar ich weckte sie bisweilen,
Doch der Schlummer musste siegen;
Denn der Barke sanftes Wiegen
Wiegte bald sie wieder ein.

Zwischen Wolken liess sich Luna
Halb verhüllt am Himmel sehn,
Und es ruhte die Laguna
Und es schwieg der Winde Wehn.
Nur ein leises Lüftchen spielte
Mit der Locken goldner Fülle,
Hob mit zartem Hauch die Hülle
Von des Mädchens Busen weg.

Von so holdem Reiz befangen
Sass ich da in trunkner Lust,
Sah die Blüthe dieser Wangen,
Diesen Mund, die schöne Brust.
Tausend wechselnde Gefühle
Wogten stürmisch mir im Herzen,
Ein Gemisch von Freud' und Schmerzen,
Das ich nicht zu nennen weiss.

Schauend stand ich eine Weile,
Sah dies alles mit Geduld;
Hätten gleich mich Amors Pfeile
Fast gereizt zu süsser Schuld.
Endlich warf ich rasch mich nieder,
Wollte schlummern, leise, leise,
Doch so nah dem Feuerkreise
Fand ich leider keine Ruh.

Von der Fassung der Anthologie weichen besonders die drei ersten Verse der zweiten Strophe ab, in welchen der Uebersetzer den Reim luna, laguna aus dem italienischen Volksliede herübernahm; so trat denn die Laguna an die Stelle aller Wogen und der Mond als Luna in den ersten Vers, wobei

es auch möglich war, das Gera in cielo meza sconte Tra le nuvole fast ganz wörtlich wiederzugeben. Auch der Anfang der dritten Strophe ward umgestaltet. Wenn V. 1 jetzt beginnt Von so holdem Reiz, so könnte das bei Goethe gewählte So, wie V. 2 bei Sass statt Stand dessen Ruht', vorschweben; statt „das Blühn von Mund und Wangen“ lesen wir jetzt „die Blüthe dieser Wangen“ mit Vermeidung der von Goethe gefundenen Rosen ihrer Wangen; dagegen musste der Mund wie im Italienischen und bei Goethe in den folgenden Vers treten, und so schwand auch der unglückliche Glanz des Busens. In der ersten Strophe wurde nur V. 6 verändert; aus „Aber schlummernd blieb sie liegen“, wobei Goethes „Doch sie blieb im Schlummer liegen“ vorschwebte, wurde das weniger passende „Doch der Schlummer musste siegen“. Die vierte Strophe, die in der Anthologie fehlte, hat Gries am Anfange völlig umgestaltet, wobei er sich dem Italienischen näher anschloss. Die „trunknen Blicke“ konnte er schon deshalb nicht gebrauchen, weil bereits Str. 3, 3 jetzt „in trunkner Lust“ steht. Den Versuch Goethes, der hier auf das Italienische zurückgieng, scheint er gar nicht gekannt zu haben. Auffallend lässt er den Gondolier, der in Str. 3 nach der glücklichen Aenderung sitzt, wieder stehen; auch die durch den Reim auf Schuld bedingte Geduld ist wenig an der Stelle, weiter das reizen durch Amors Pfeile nicht glücklich. V. 5 hat durch die Aenderung wenig gewonnen („Endlich warf ich rasch mich nieder“ statt „Und ich warf mich zu ihr nieder“); das am Schlusse für ewig eingeführte leider ist wenig bezeichnend. Viel anmuthiger schliesst das Gedicht bei Goethe, wo der liebende, um seiner Qual zu entgehn, die Augen schliesst, was zum Versuche, in Schlaf zu fallen, viel geschickter ist, als das unanschauliche rasche sich niederwerfen, wodurch er die geliebte zu wecken fürchten muss. Wir erkennen auch in diesem Schlusse Goethes feine Abrundung; freilich müsste das kaum, um die Wiederholung zu vermeiden, im Schlussverse von der vorigen Strophe weggeschafft werden. Hätte Gries selbst die Schlussstrophe so glücklich behandelt, wie in der Uebersetzung im Orient, so möchte er kaum sich versucht gefühlt haben, dieselbe ganz umzugestalten. Wie

gelungen aber auch die Veränderungen Goethes sind, seinem wol rasch gemachten Entwurfe fehlt die letzte Hand, und doch sollte man zu Beethovens Melodie lieber den Goetheschen Text wählen als einen neu gebildeten.

Wir haben bisher fast nur aus innern Gründen uns gegen die Annahme, auch die Uebersetzung im Orient gehöre Gries an, erklären zu müssen geglaubt. Wie der sonderbare Umstand, dass Ehlers von dem Liede nur eine Strophe gibt, für Goethe zu sprechen scheine, ist oben bemerkt. Damit ist im Grunde auch für die übrigen Strophen die Sache äusserlich entschieden, da es kaum zu denken ist, ein anderer habe den Goetheschen Anfang auf eigne Hand zu Ende geführt und das ganze unter dessen Namen bekannt gemacht. An die falsche Lesung eines unterschriebenen G als Goethe ist demnach schwerlich zu denken. Goethes Uebertragung der ersten Strophe könnte in die ersten Monate des Jahres 1803 fallen, wo in seinem Hause kleine Concerte stattfanden, in welchen Ehlers auch die Biondina nach der Uebersetzung von Gries vorgetragen haben mochte, aber auch an den folgenden Winter dürfte man denken, ja es wäre nicht unmöglich, dass die Uebersetzung zu Jena im musicalischen Kreise der Justizräthin Hufeland entstanden. Zu einer festen Bestimmung fehlt uns jeder Halt, dagegen dürfen wir aus der Mittheilung der abgebrochenen Strophe in den Gesängen von Ehlers im Jahre 1804 den Schluss ziehen, dass Goethe damals die andern Strophen noch nicht übersetzt hatte. Die Vollendung erfolgte wol auf äussere Veranlassung, vielleicht für die in seinem Hause von Eberwein geleitete kleine Singschule, die sich seit dem Ende des Jahres 1807 bei ihm gebildet hatte.* Die Sendung der Uebersetzung an den Orient geschah zugleich mit den an die Kaiserin von Frankreich zum 2. Juli 1812 gedichteten Stanzen „Sieht man den schönsten Stern die Nacht erhellen“ und den nach einem Volksliede gedichteten Versen „Es ist ein Schuss gefallen“, die Goethe schon im August 1810 an Zelter gegeben hatte; denn diese beiden Gedichte wurden in den Numern des Orient abgedrückt, die unmittel-

* Vgl. meine Schrift „Aus Goethes Freundeskreise“ S. 51 f.

bar auf die folgen, welche die Uebersetzung der Biondina enthielt. Hiernach dürfte die Mittheilung der letztern von einer Goethe nahe stehenden Person erfolgt sein, bei der eine Verwechselung desselben mit Gries kaum denkbar ist. Freilich war das Gedicht an die Kaiserin in Karlsbad gedruckt worden, und offenbar hatte die Redaction, wie ihre einleitenden Worte zeigen, einen Abdruck desselben erhalten, aber das kleine Gedicht, welches hier der neue Jäger überschrieben war, hatte der Dichter bis dahin nur an Zelter gegeben, und dass es bereits mit einer absichtlichen Aenderung in den Berliner Abendblättern vom 6. November 1810 gedruckt war, wusste der Einsender so wenig, dass er auch dieses als „bis jetzt ungedruckt“ bezeichnete. So dürfte also auch äusserlich die Bearbeitung der Uebersetzung des venezianischen Gondolierliedes als von Goethe stammend sich ergeben, was um so bedeutsamer, als wir nun Gelegenheit haben, die Art, wie dieser die ihm vorliegende fremde Uebertragung benutzte, im einzelnen zu verfolgen.

Ausserhalb des Weges unserer Untersuchung über die Gries-Goethesche Biondina liegen die damit in gar keiner Beziehung stehenden von Meyer und Zacharias Werner. Dass auch der letztere das venezianische Gondolierlied übersetzt, hat zuerst Erich Schmidt bemerkt. Beide waren Dichter und haben als solche ihre Vorlage freier behandelt und dem Gedicht einen andern Abschluss gegeben, während Goethe durch die so einfache wie glückliche Veränderung des fünften Verses der letzten Strophe und das volksmässige „weder Rast noch Ruh“ das Schlussbild wirksam hob, so dass wir gern dabei ausruhen. Meyer hat die Versform verändert, indem er die zweite Hälfte ganz gleich der ersten reimen lässt, dazu zwischen dem siebenten und achten einen Vers einschiebt, der auf dasselbe Wort wie der fünfte ausgeht, und so gleichsam etwas sehnsüchtiges auch in die Strophenform hereinbringt. Sein „Schifferlied. Venezianisch“ lautet:

Kühlend sank die Nacht hernieder.
Luft und Wellen athmen kaum,
Und das Mädchen meiner Lieder
Schlummert einen süssen Traum.

Hingelehnt im kleinen Nachen
Stützt ihr Haupt die weisse Hand;
„Willst du", sprach ich, „mit mir wachen?"
Doch es wiegt die Fluth den Nachen
Und der Schlummer überwand.

Durch die Wolken grauer Ferne
Wallt der Mond in blauer Höh',
Und das blasse Licht der Sterne
Spiegelt sich in stiller See.
Wie ein seidner Busenschleier
Deckt die Schläferin das Haar,
Doch die Weste gaukeln freier!
Und es weicht der schönste Schleier,
Der der Schönheit Hülle war.

Immer wuchs die Macht der Triebe,
Immer tiefer drang mein Blick;
Die Bewunderung der Liebe
Hielt der Liebe Glut zurück.
Nah und näher sie zu sehen,
Kniet' ich leise an ihr hin.
Ach! es war um mich geschehen!
Dacht' ich, was ich nicht gesehen,
So verging mir Blick und Sinn.

Wie durch Blumen sich die Schlange
Wand ich mich mir unbewusst;
Bald berührt' ich ihre Wange,
Bald beschirmt' ich ihre Brust;
Unter Wachen, unter Schlafen
Blieb mein Glück nicht lange fern,
Ich entging des Zweifels Strafen:
Wenn die schönen Mädchen schlafen,
Wacht die fromme Liebe gern.

Wie viel das Lied an Frische, Natürlichkeit und wirklicher Anmuth trotz der aufgesetzten Redeblumen verloren, liesse sich im einzelnen leicht nachweisen. Schon der Anfang ist höchst unglücklich verändert. Aus dem bezeichnenden La biondina ist das Mädchen meiner Lieder geworden; dass sie im kleinen Nachen ruht, hören wir erst V. 5, dass der liebende selbst im Nachen sitzt, müssen wir der Ueberschrift entnehmen. Aus dem Arm, auf den sie sich stützt, ist die weisse Hand geworden. Das wecken ist zur Frage entstellt,

ob sie mit ihm wachen wolle. Ungeschickt sind der Gegensatz der Wolken grauer Ferne zu dem Mond in blauer Höh' und das blasse im See sich spiegelnde Licht der Sterne. Auch die Erfindung, dass ihr Busen nur von ihrem Haar bedeckt wird, ist seltsam, wie der Ausdruck unklar. Der fromme Schluss, um die übrigen Strophen zu überspringen, kommt höchst wunderlich.

Die Uebersetzung von Zacharias Werner erschien erst in der Ausgabe der Werke und zwar als letztes Gedicht der zweiten von 1794 bis 1799 reichenden Periode, und dass sie nicht später fallen könne, beweist die Behandlung der Strophe, da der Dichter, statt der Reimform des Volksliedes sich anzuschliessen oder sie noch reicher auszustatten, sich mit einem dreifachen männlichen Reim im zweiten, vierten und achten Verse begnügt. Das Gedicht lag nur in einem Entwurfe vor, so dass auffallend genug immer der sechste Vers in zwei Lesarten gegeben wird, wobei einmal die erstere unvollständig ist, so dass sie verändert werden müsste, während die zweite zum vierten Verse nicht passt, einmal die zweite eine Aenderung des vierten Verses bedürfte. Werners Entwurf lautet:

Biondolinen in der Gondel
Fuhr* ich Nachts bei Mondenschein;
Von Gekos und Küss' ermattet,
Schlief die Holde schmachtend ein;
Mir im Arm ihr blondes Köpfchen
{Mir am Herzen lag ihr Busen,
{Pochend weckt' mein Herz das ihre,**
Doch der Nachen lullte wiegend
Sie in süssen Schlummer ein.

Halb verhüllt durch leichte Wölkchen,
Guckt' der Mond in ihren Schooss,
Plätschernd haschten sich die Wellchen,
Die ein Silberflor umfloss,

* So, nicht führt' soll es wol statt führ heissen. Im folgenden Verse schrieb Werner etwa durch statt von, wozu Küss' nicht passt.

** Im Drucke werden so die Parallelverse durch die Verschlingung bezeichnet, obgleich man darnach glauben sollte, zwischen den durch sie verbundenen Versen solle die Wahl stattfinden, was freilich in unserer und in der folgenden Strophe angienge und hier auch wirklich Werners Absicht gewesen zu sein scheint.

Und ein holder Zephyr spielte
{In der Kleinen blonden Locken,
{In den Locken meines Mädchens,
Leise löst' er ihr den Schleier
Vom erwachten Busen los.

Neidisch sah ich oft den Schleier,
Sehnend, was er deckte, an,
Sass im süssen Schaun versunken
Und vergessend Meer und Kahn;
Aber sanft durchschnitt die Gondel
{Der Laguna Spiegelfläche
{Durch des Meers gebahnte Fluthen;
Amor war es, der sie führte,
Amor peitscht' die Wogen an.

Doch zu mächtig fasste endlich
Mich der Minne süsse Pein,
Und von Liebchens Lippen schlürft' ich
Ihres Athems Balsam ein.
Als mein Gluthkuss da sie weckte,
{Als ihr reines blaues Auge
{Als der Himmel drin sich aufschlug,*
Rudert' ich, vor Lust bewusstlos,
In den nahen Golf hinein.

Diese Nachdichtung zeigt neben der dichterischen Gewandtheit die Neigung unseres „Liebesgesellen“ zum schlüpfrigen, worunter das ganze gelitten hat. Der Gondolier hat schon mit dem Mädchen gekost und es geküsst, während das Volkslied nur von lasso und le fatezze spricht, das auf nichts weniger deutet; zuletzt kann es Werners Liebhaber nicht lassen, sie mit einem glühenden Kuss zu wecken und er erwartet im nahen Golf, wohin er rasch steuert, noch andern Genuss. Auch dass der Mond in den Schoss der geliebten schaut, ist ein für Werner bezeichnender Zug. Am Anfange ist aus Biondina ein Kosewort Biondolina geworden, obgleich eine deutsche Bezeichnung statt des Fremdwortes anschaulicher gewesen. Dann lässt Werner sie nach dem Italienischen

* Hier passt keiner der beiden Verse für sich, der erstere müsste lauten „Als ihr reines (oder blaues) Aug' sich aufschlug“, der andere etwa „Als ihr Aug' den Himmel aufschlug“.

(su 'sto brazzo) in seinem Arme ruhn, wobei das Köpfchen mit der ersten Uebertragung von Gries stimmt, und ihren Busen an seinem Herzen liegen, dessen pochen sie weckt. Auch dass die Wellchen (als fühlten sie Liebe) „sich plätschernd haschen", ist hübsch und echt Wernerisch, dagegen der sie umfliessende Silberflor etwas störend. Sehr glücklich ist es, dass der Liebhaber im anschauen versunken zu rudern vergisst, wie, dass Amor die Wogen für ihn peitscht, damit es rasch gehe, für dessen Absicht bezeichnend. Die letzte Strophe gehört ganz Werner an, dem das blosse unruhige liegen in der Nähe der geliebten nicht genügen konnte. Sämmtliche Uebersetzer, die uns bisher beschäftigten, kannten eben nur vier Strophen; aber der Volksgesang schuf auch noch eine fünfte hinzu, die in W. Krigars Uebertragung, welcher von Loeper bereits gedacht hat, also lautet:

Endlich schlief sie mir zu lange,
Dass ich die Geduld verlor,
Und ich küsste ihre Wange,
Und gewiss, ich war kein Thor.
Denn, o Gott, wie schöne Dinge
Sagt' und that ich ihr nur immer,
Dass in meinem Leben nimmer
Ich so überglücklich war.

Freund Boxberger weist mich noch zeitig genug darauf hin, dass eine Uebersetzung der Biondina von dem Meister der Uebersetzungskunst, von Fr. Rückert, im Frauentaschenbuch für 1822 S. 27, sich findet, die in die Erlanger Ausgabe II, 226 aufgenommen wurde, dann in der Frankfurter Ausgabe I, 492 und auch in der Auswahl von 1841 S. 297 ihre Stelle gefunden. Sie darf in diesem Kranze von Uebersetzungen als lieblichste Blüte nicht fehlen.

Venezianisches Lied.

Uebersetzung.

In der Gondel gestern Abend
Ich mein schönes Blondchen führte;
Vom Vergnügen, das sie spürte,
Sank in Schlaf das arme Kind;

Schlief, an diesem Arme liegend,
Und ich weckt' es immer wieder,
Doch der Nachen, leise wiegend,
Wiegt' es wieder ein gelind.

Von dem Himmel, halb enthüllet,
Aus Gewölkchen schaute Luna
In die spiegelnde Laguna
Und zur Ruhe ward der Wind.
Nur ein einzig Lüftchen säuselnd
Trieb mit ihren Löckchen Spiele,
Hob den zarten Schleier kräuselnd.
O wie reizend war das Kind!

Leise, leise schaut' ich nieder
Auf das Antlitz meiner Holden,
Auf die Locken golden, golden,
Auf den Busen athmend lind.
Und ich fühlte süsse Gluten
In der Brust, wie soll ich sagen?
Stille ringsum auf den Fluten!
O wie rann die Nacht geschwind.

Rückert, der ohne Zweifel ohne Rücksicht auf eine vorhandene Uebersetzung das Lied in seiner Weise wiedergab, liess die beiden letzten Strophen weg, indem er der dritten einen anmuthigen, gleichsam das Glück des Anblickes der schlafenden ins unendliche ausdehnenden Abschluss gab. Die Reimform machte er regelmässig, so dass in der ersten Hälfte der Strophe die innern Verse, in der zweiten die ungeraden Verse reimen, aber er gab ihr noch einen besondern Reiz dadurch, dass er den vierten und achten Vers aller drei Strophen auf den vierten der ersten reimen lässt, wodurch das ganze gleichsam zu einer lieblichen Einheit zusammengebunden wird. Der Meister des Wollauts bewährt sich auch hier durchweg. Auf die letzte Fassung der Uebersetzung von Gries dürfte die Rückertsche trotz der Uebereinstimmung in dem Reime Luna und Laguna kaum einen Einfluss geübt haben.

Selbstbiographische Skizze des Dichters J. F. Jünger.

Mitgetheilt von

Hermann Uhde.

Von jeher hat es ein ungemeines Interesse erweckt, einen schaffenden Geist über sich selbst, seinen Entwickelungsgang, seinen Werth urtheilen zu hören. Es braucht gar kein Goethe zu sein, der uns darüber unterrichtet, wie er die Höhe, auf der wir ihn erblicken, erklommen hat; dieses von diis minorum gentium zu erfahren, ist ebenfalls für uns von Werth — und so mag denn auch eine selbstbiographische Skizze J. F. Jüngers willkommen geheissen werden, welche sich in einem Briefe findet, den der begabte, für den deutschen komischen Roman, wie namentlich für die deutsche Lustspieldichtung bedeutungsvoll gewesene Mann am 20. September 1785 aus Leipzig an den Freiherrn W. H. von Dalberg, Intendanten der Mannheimer Bühne, gerichtet hat. Das Schreiben, dessen Original die K. Hof- und Staatsbibliothek zu München verwahrt, wird schon wegen der Notizen über Schiller gern gelesen werden; noch merkwürdiger aber ist es für die Beurtheilung der Persönlichkeit, wie der späteren Lebensschicksale des hart geprüften Jünger selbst, dem bekanntlich — während er seine heitersten Gebilde schuf — tiefe Schwermuth, ja, endlich stiller Wahnsinn das Gemüth umdüsterte.

Der Brief, dessen Eingang von dem fünfactigen Lustspiele: „Verstand und Leichtsinn“ handelt, lautet in seinem hieher gehörigen Theile wie folgt:

„.... Sobald ich von Wien Nachricht erhalte, daß mein neues Stück dort gespielt ist, laße ich den letzten Bogen davon, der schon hier abgesetzt ist, abziehen und nehme mir die Freiheit,

es Ew. Exc: zuzuſchicken. Indeßen kann ſich das wohl ziemlich bis zum Novbr. verziehen. Mamſell Jacquet* hat mir erſt vor einigen Tagen geſchrieben. Sie meldet mir, daß ſie zwar minder gefährlich, aber noch immer ſehr ſchmerzhaft an einem Krampfhuſten darniederliegt. Auf Ihre Witthöft** rechne ich bey dieſem Stück recht ſehr! Nach dem, was mir mein Freund Schiller von dieſer liebenswürdigen Künſtlerinn geſagt hat, iſt ſie für jetzt beym deutſchen Theater, ſoviel ich es kenne, ziemlich die Einzige, die in dieſer Rolle nach der Jacquet auftreten kann. Uebrigens bin ich auf Eurer Excellenz Urtheil über das Stück ſelbſt ſehr begierig.

Ob ich es wagen werde, um den von der daſigen gelehrten Geſellſchaft ausgeſetzten Preis zu wetteifern, weiß ich in der That nicht. Ich glaube kaum, daß es einen Schriftſteller giebt, der gegen ſich ſelbſt mißtrauiſcher iſt, als ich! Ob ich Recht oder Unrecht dazu habe, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich es bin. Vielleicht iſt das eine Folge meiner ganzen Art, zu ſtudieren, welche aus Mangel vernünftiger Rathgeber äußerſt verkehrt und verworren war; vielleicht auch eine Folge meines ganzen Lebenslaufs. In meinem vierzehnten Jahre wurde ich in einer kleinen ſächſiſchen Fabrikſtadt — in Chemnitz — zu einem Kaufmann in die Lehre gethan. Ich ſtand dort vier Jahre, kam als Handlungsdiener nach Leipzig zurück, und fand — daß ich ſchlechterdings nichts von dem gelernt hatte, was ein nur mittelmäßiger Kaufmann wiſſen muß. Kreisſteuereinnehmer Weiße***, mit

---

* Katharina Jacquet, geb. 29. Febr. 1760 zu Wien, starb daselbst am 30. Januar 1786. Sie war ein hervorragendes Mitglied des Nationaltheaters. Der bekannte Dramaturg Schink verfasste ihre Biographie (Wien, 1786), aus welcher hervorgeht, dass sie am 12. Juli 1785 zuletzt — also in Jüngers Lustspiel nicht mehr — aufgetreten ist. Ihre (ältere) Schwester Mad. Adamberger war die Mutter der Braut Theodor Körners. — Trotzdem noch das Wiener Theatertaschenbuch von 1796 Kathar. Jacquet „unvergesslich" nennt, gedenkt das „Allg. Theat. Lexikon" ihrer nur in den „Nachträgen" und nennt sie „seit 1790 verschollen".

** Seit Januar 1785 Mitglied der Mannheimer Bühne, vorher in Berlin. Eine ausgezeichnete Schauspielerin. (Koffka, Iffland u. Dalberg, 146 f.)

*** Christian Felix Weisse, der bekannte Dichter.

welchem ich nahe verwandt bin, und dem ich meine Noth klagte, redete mir zu, noch zu ſtudieren. Ich that es, plagte mich faſt zwey Jahre mit Schulwiſſenſchaften, hörte dann juriſtiſche Collegien, und that das aus Mangel hinlänglicher Einſicht mit der größten Unordnung, ohne allen Plan, ſo daß ich am Ende ein ganzes verworrenes Chaos von juriſtiſchen Bruchſtücken in meinem Kopfe hatte. Es ſind nun ſechs Jahre, daß ich abſolvirte; ich ſchrieb eine fünf Bogen lange juriſtiſche Diſputation, welche ich öffentlich pro Candidatura vertheidigte. Weiß der Himmel, ob die Herrn Gelehrten ſich mit mir foppen wollten, kurz mein Opuſculum fand vor ihren Augen ſehr viel Gnade, und wurde ſogar von Göttingen aus gelobt. Ich fing an mich zum Examen vorzubereiten, und jetzt fand ich erſt, welche ungeheure Lücken ich noch auszufüllen hätte, wenn ich ein nur erträglicher Rechtsgelehrter werden wollte. Von Stund' an gab ich die Rechtswiſſenſchaft auf. Voller Verzweiflung daß ich über ſechs Jahre ſo unverantwortlich verſchleudert hatte, daß ich ſo eine lange Zeit meiner guten Mutter zur Laſt gefallen war, von welcher ich, wenn ich nur das geringſte feine Gefühl hatte, ſchlechterdings keine fernere Unterſtützung annehmen durfte, weil ſie ein ſehr klein zugeſchnittenes Vermögen beſitzt, ſaß ich eines Abends da, und dachte meinem ferneren Schickſale nach. Dieſer Abend machte mich zum Schriftſteller. Mehr, um mich zu zerſtreuen, als in irgend einer anderen Abſicht, warf ich die erſten Kapitel meines Wurmſaamen von Wurmfeld* hin. Ein Buchhändler, den das Ohngefähr einige Tage darauf zu mir führte, und dem eben dieſes Ohngefähr dieſe Blätter in die Hände ſpielte, fragte mich, ob ich das Buch nicht fortſetzen wollte? Wirklich fiel mir dieſe Frage auf, denn ich hatte bis jezt noch gar nicht daran gedacht, daß irgend einmal ein Buch daraus werden könnte. Er that mir indeſſen ein Gebot darauf, das mir ſo ſehr einleuchtete, daß ich ſogleich Hand ans Werk legte, und innerhalb einiger Monate wirklich den erſten Theil vollendete. Nun hatte ich den Weg gefunden,

* Huldreich Wurmsaamen v. Wurmfeld; komischer Roman. 3 Thle. Leipzig 1781—87, bei Dyck.

den ich gehen ſollte! Und ſo bin ich bis jetzt immer darauf fortgegangen. Meine Freunde ſagen mir, daß ich es mit einigem Glück gethan hätte. So gern ihnen meine Eitelkeit glauben möchte, ſo laut ruft mir mein Verſtand, oder auch mein Gewiſſen, zu: daß es nur meine Freunde ſind, die das ſagen. Ueberdem iſt mir mein Ruf zur Schriftſtellerey, der doch, bey Lichte beſehen, nichts weiter als Hunger war, immer noch ſehr verdächtig! Ueberdem hör' ich nicht ſelten, daß hier und da Schriftſteller Beyfall, Medaillen, und was weiß ich alles, auf Ausſaat einärndten, die ich für keine Stecknadel möchte geſäet haben, und daß wieder andere, auf die ich Werth lege, entweder durchfallen, oder doch ſehr mittelmäßig bemerkt werden. Alles das macht mich gegen mein Talent, gegen mein Gefühl, äußerſt mißtrauiſch. Gewiß kann kein Schriftſteller in der Welt furchtſamer arbeiten, als ich. Täglich werde ich mehr in der Meinung beſtärkt, daß Glück bey der Schriftſtellerey eben ſo viel, wo nicht mehr thut, als Verdienſt. Das Letztere traue ich mir nicht eben in einem hohen Grade zu, und das Erſtere hat bis jetzt noch nicht Miene gemacht, mich zu verfolgen. Dieſe Betrachtung macht, daß ich's ſehr oft ſchon bereut habe, die Rechtswiſſenſchaft verlaſſen zu haben. Vielleicht wär' ich auf dieſer Bahn, unter anderen Gelehrten *minorum gentium*, mit durchgeſchlüpft; vielleicht hätte ich nun ſchon eine Stelle, die mir mit weniger Anſtrengung mein bequemes Auskommen — wenigſtens für die Zukunft mein ſichreres — verſchaffte. Aber das iſt nun zu ſpät. Ich muß nun ſchon den Weg fortwandeln, den ich einmal angetreten habe, und mit Geduld abwarten, wo er mich hinführen wird. In der That bin ich jetzt froh, wenn man meine Arbeiten mit keines Anderen ſeinen in Colliſion bringt; wenn man ihnen, ohne Parallelen zu ziehen, einige Gnade widerfahren läßt. Wenn mich inzwiſchen irgend etwas anſpornen könnte, für den ausgeſetzten Preis einen Verſuch zu wagen, ſo wär' es gewiß die Aufforderung eines Dalbergs! Und was könnte mich mehr dazu aufmuntern? Vielleicht verſuche ich mein Heil, ſo bald ich den dritten und letzten Theil meines Wurmſaamen, den ich eben unter der Feder habe, vollendet habe." —

Soweit der Brief, zu welchem eine Nachschrift lautet:

„Rath Schiller, mit dem ich einen der vergnügtesten Sommer meines Lebens auf dem Lande zugebracht habe, ist vor 8 Tagen von hier nach Dresden gegangen, wo er sich den Winter über aufhalten wird. Sein Verlust ist mir um so viel empfindlicher, da mich gewisse Umstände nöthigen, für dießmal den Winter in Leipzig zu bleiben.“

De la Poesía Heroico-popular Castellana. Estudio precedido de una oracion acerca de la literatura española por el Dr. D. Manuel Milá y Fontanals, catedratico de la universidad de Barcelona, presidente de la Academia de Buenas Letras etc. Barcelona. Librería de Alvaro Verdaguer, 5, Rambla frente el Liceo. 1874. XLV und 489 Seiten Grossoctav.

Eine etwas langwierige Arbeit hat mich abgehalten, über das vorliegende Werk früher Bericht zu erstatten als eben jetzt, wo jene beendet ist; doch besser spät als niemals, und eine nähere Kenntniss wird denen, die es noch nicht zu Gesicht bekommen, immer noch erwünscht sein, zu welchem Zwecke hier eine eingehendere Darlegung des Hauptinhalts desselben gegeben werden soll. Der Verf. selbst charakterisiert es gleich anfangs in einer kurzen Vorerinnerung als aus seinen bereits im J. 1853 erschienenen Observaciones sobre la poesía popular hervorgegangen, deren beide Thesen, dass nämlich die Volkspoesie in ihrem Ursprunge nicht bloss den untern Volksclassen angehört und dass besonders die primitiven spanischen Romanzen aus den alten cantares de gesta herstammen, in der gegenwärtigen Arbeit mit grösserer, ja mit grösster Vollständigkeit entwickelt und erweitert sind, in welch letzterer Beziehung Milá bemerkt: „A los que reprendan por haberse insistido demasiadamente en materias harto conocidas, podrá contestarse que se ha tratado de presentar un conjunto algo redondeado y completo, que ofreciese cierto atractivo y utilidad á los meramente aficionadas.“ Ich hebe diesen Umstand ganz besonders und mit vollem Beifall hervor; denn in der That werden auch blosse Liebhaber der spanischen Litteratur und namentlich der Romanzenlitteratur Milás Arbeit mit Vergnügen lesen, obschon diese Vollständigkeit selbst den Fachgelehrten vielfach willkommen sein wird, da sie, ganz abgesehen von den Ergebnissen der eigenen Forschung des Verf., eine sehr sorgfältige Uebersicht alles dessen gewährt, was bisher über die spanische Romanzenpoesie geschrieben worden ist, und eine übersichtliche Inhaltsangabe jeder einzelnen Schrift hinzufügt.

Nach einer gewissermassen als Einleitung gegebenen, sehr dankenswerthen Oracion inaugural acerca del carácter general de la literatura española, leida etc. en la apertura del

curso de 1865—1866, bildet die eben genannte Uebersicht den ersten Abschnitt: Literatura de este ramo de poesía, und als Resultat desselben ergibt sich nach Milá, dass eine grosse Zahl der darin angeführten Schriftsteller und unter ihnen gerade die angesehensten in Betreff des Ursprungs der epischen Dichtung in Spanien eine der Wolfschen Homertheorie verwandte Ansicht hegen. In der allerneuesten Zeit jedoch habe sich hinsichtlich der griechischen Epopoee eine entgegengesetzte Richtung geltend gemacht und auch auf das Nibelungenlied so wie selbst auf die französischen chansons de geste Anwendung gefunden, wobei aber auch zugleich der mündlichen ungesungenen Ueberlieferung der Sagenstoffe als einem der Elemente der grossen epischen Dichtungen ein bedeutender Einfluss zugeschrieben werde,* und deshalb auch zeige sich eine neue Untersuchung in Bezug auf die spanische Epik nothwendig.

Der zweite Abschnitt ist überschrieben El Rey Rodrigo, worin namentlich die auf den Grafen Julian und seine Tochter bezüglichen Sagen geprüft werden.** Milá bemerkt schliesslich, aus der mehr oder minder grossen Sicherheit der in denselben erzählten Thatsachen folge keineswegs, dass sie von Anfang an Volkslieder erzeugt hätten, die von den Arabern oder den ersten der durch sie unterjochten Spanier den späteren Zeiten überliefert worden wären; denn wenn auch die letzteren jene für sie so wichtigen Thatsachen nicht mit Gleichgiltigkeit ansehen konnten, so übten sie ihre Erfindungsgabe wol eher, wenn überhaupt, an der Topographie der Entscheidungsschlacht und dem unbekannten Endschicksal Roderichs. Die meisten der auf dasselbe bezüglichen Versionen gehen indess auf arabischen Ursprung zurück, während andererseits auch in der geschriebenen Geschichte unter den Spaniern nicht vor dem Anfang des 12. Jahrh. sich Spuren der Juliansage vorfinden, aber auch dort arabischen Berichten entstammen, obschon diese Sage aus der nämlichen Quelle unter den Spaniern selbst gleichfalls verbreitet sein mochte, und ebenso konnte bereits vor Rodrigo de Rada (Bischof von Toledo und Verf. der Historia de rebus Hispanicis zu Anfang des 13. Jahrh.) eine spanische, obwol wiederum auf arabischen

---

* „En alguna de estas indicaciones aludimos al germanista y romanista Bartsch que, si bien admite las cantilenas cortas (al parecer determinadamente épicas), base de los relatos largos, cree en una tradicion general del asunto que dió orígen á las mismas cantilenas, y en la composicion personal de los poemas."

** In der Anm. 2 S. 124 heisst es: „En las notas á su Roderik dice W. Scott que las dudas de Gibbon y Voltaire quedan desvancidas en vista de lo universal de la tradicion." Scott in der Anm. zu Stanze IV sagt jedoch nur: „but the universal tradition is quite sufficient for the purposes of poetry."

Ursprung zurückgehende, vielleicht gesungene Schilderung jener Schlacht vorhanden sein; trotzdem aber bedarf es nicht der Annahme eines alten Gedichtes, um die Entstehung der noch vorhandenen betreffenden Romanzen zu erklären, die jedesfalls auch nicht die geringste Spur eines solchen enthalten, wie dies Milá durch eine Analyse der ältesten derselben zeigt.

Der dritte Abschnitt handelt von Bernaldo del Carpio, und als Ergebniss der wie überall, so auch hier sehr sorgfältigen Untersuchung stellt sich heraus, dass alle Gründe vorhanden sind, die ganze Geschichte dieses Helden über Bord zu werfen und lediglich als poetische Ueberlieferung zu betrachten, welche letztere aus folgenden Elementen besteht: erstens einem Bernaldo, Sohne spanischer Eltern und Neffen des Königs Alfonso; zweitens einem einigermassen französierten Bernaldo, Sohne des Grafen Sandias (Sancho Diaz) von Saldaña und der Schwester Karls des Grossen, Doña Tiber, welcher Bernaldo zwar von seinem Oheim, dem Kaiser, begünstigt wurde, jedoch bei seinem Bruder von Mutterseite, einem Vetter des Franzosen Don Bueso, in Ungunst stand; und endlich drittens einem karolingischen, aber in Aragonien ansässigen Bernaldo, Sohne des Grafen Ramon oder des Vandregiselo, und Gründer der Grafschaft Ribagorza, der die Ufer des Canals von Jaca bevölkerte, die Araber in Berbejar, Barbastro u. s. w. besiegte, mit der Tochter eines aragonischen Grafen vermählt und Vater eines gleichfalls berühmten Helden war. Dieser letzte Bernardo ist historisch, wie Milá zeigt. Aus der dargethanen Sachlage entstehen nun aber alsbald verschiedene Fragen, von denen die wichtigsten sind: welcher von den drei obgenannten Bernaldos wurde zuerst in Liedern gefeiert? und wie entstand und modificierte sich die Sage? Da hierauf nur mit Hypothesen geantwortet werden kann, so stellt der Verf. folgende auf: 1. Ursprüngliche Ueberlieferungen. Es erhielt sich in Castilien, vielleicht nicht ohne gelehrten Einfluss die Ueberlieferung, dass Karl der Grosse in Roncesvalles von freien Spaniern eine Niederlage erlitten, so wie die von irgend einem andern Unfall der Franzosen an dem nämlichen oder einem andern Orte. Man nannte als damaligen König von Spanien einen Alfons, theils weil drei siegreiche Könige diesen Namen geführt hatten, theils auch weil man sich des von dem zweiten Alfons Karl dem Grossen geleisteten Vasalleneids erinnerte, so wie man ausserdem die Gleichzeitigkeit beider mit der Auffindung des Leibes des Apostels Jakob nicht vergessen haben konnte. — 2. Bernaldo, Neffe Karls des Grossen. Da man in Spanien bereits die französischen Lieder kannte und wünschte, dass jene so berühmte Niederlage der Franzosen nicht bloss den Arabern zugeschrieben würde, so suchte man die einheimische Ueberlieferung zu verkörpern, zumal es nach dem Beispiel anderer Heldendichtungen und namentlich der französischen nicht genügte, einen erlauchten

Monarchen zu besitzen, wenn ihm nicht auch eine volksthümlichere und anziehendere Figur zur Seite stand. Diese aber entdeckte man in dem halbnationalen Helden von Ribagorza, den die aragonischen Chroniken als Karolinger bezeichneten, was es ihm erleichterte, einen Uebergang zu den französischen Paladinen zu vermitteln, während er zugleich zum Spanier wurde, indem man ihn als Sohn des Grafen von Saldaña gelten liess, obwol seine Mutter eine Schwester* Karls des Grossen war. Und da man ihn während der asturischen Glanzperiode nicht im Herzen Castiliens konnte geboren werden lassen, so machte man ihn, den Leonesen, doch durch die Stammburg seines Vaters und durch den Ort, wo er das Schloss Carpio erbaute, nach welchem er sich nannte, fast zum Castilier und schrieb ihm überdies bei Orcejo in Altcastilien einen Sieg zu. Er auch brachte, wenigstens zum grossen Theil, den Franzosen, welche durch Roncesvalles kamen (nicht zurückkehrten), die Niederlage bei, sei es, dass er sich im Vortrab bei König Alfons befand oder mit König Marsil den französischen Nachtrab angriff u. s. w. Ausserdem aber schrieben ihm der oder die Dichter in der herkömmlichen Weise und mehr noch, um seinen letzten Aufenthalt in Ribagorza zu rechtfertigen, besondere, sehr originelle und anziehende Abenteuer zu. Eine Ursache der Entzweiung des K. Alfons und Bernardos enthielten diese Lieder gewiss, doch ist jede Spur davon verloren. — 3. Bernardo, Neffe des K. Alfons. Hier war der Stoff bereits von fremder Beimischung gereinigt und erschien so in neuen Liedern oder auch in einer vielleicht lateinisch geschriebenen Estoria in Prosa, wie man aus der Erwähnung einer solchen in der Cronica general (Escurial-Handschrift) muthmassen kann. Wie dem auch sei, dadurch, dass man Bernaldo zum Sohne der Doña Jimena machte, wurde er ganz in einen Spanier verwandelt, und dem Zorn des Königs Alfons eine neue und genügende Erklärung verliehen, ausserdem aber auch von den alten Liedern soviel wie irgend möglich beibehalten.

Was nun den Zeitpunct anbelangt, wo man in Castilien die Thaten Bernardos zu besingen anfieng, so lässt sich dieser ohne grosse Schwierigkeit annähernd bestimmen, jedoch keineswegs mit Bezug auf die Ribagorzanischen Lieder, wenn es überhaupt jemals dergleichen gegeben. Sonst aber konnte man frühestens erst am Schluss des 11. Jahrh. einen Sohn eines Grafen von Saldaña ersinnen, da es in der ersten Hälfte desselben noch keinen Grafen dieses Namens gab. Erwägt man überdies, dass die Cronica de Almería**, welche die gefeiertsten Helden so gern erwähnt, Ber-

* Nicht Tochter, wie Milá wahrscheinlich durch einen lapsus calami sagt (S. 164, vgl. S. 154).

** Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh. s. Milá S. 143; sie ist in

naldo nicht nennt, so lässt sich annehmen, dass seine Geschichte zur Zeit ihrer Abfassung noch nicht gesungen wurde, obwol dies nicht mehr lange dauern konnte, da sie zu Anfang des zweiten Drittels des folgenden Jahrhunderts bereits volle Geltung hatte und wahrscheinlich nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt. Schliesslich noch die Bemerkung, dass, da die Figur Bernaldos meist als eine Nachahmung der Rolands betrachtet wird, letzterer jedoch erst in den halbitalienischen Gedichten vom Schluss des 12. Jahrh. gleich Bernaldo als natürlicher Sohn seiner Eltern erscheint und sich durchaus nicht annehmen lässt, dass der spanische Held unter dem Einfluss jener Gedichte erst zu Anfang des 13. Jahrh. besungen wurde, ein umgekehrter Einfluss aber noch unwahrscheinlicher ist, nur die Annahme eines jetzt verlorenen, aber früher in Spanien bekannten altfranzösischen Gedichtes übrig bleibt, worin von Roland als Kind der Liebe die Rede war.—Hierauf Besprechung der wichtigsten Bernaldo-Romanzen.

Der vierte Abschnitt handelt von Fernan Gonzalez, und Milá bemerkt hier, dass schon aus dem Charakter vieler in dem Poema berichteter Ereignisse und aus ihrer Uebereinstimmung mit eben solchen in andern spanischen Epen sich auf das vorhandensein von Volksliedern über Fernan Gonzalez schliessen lässt; ausserdem jedoch besitzen wir auch noch das Fragment in der Cronica rimada des Cid, einem zuverlässigen, obwol verstümmelten und mehr oder weniger verdorbenen Auszuge aus den alten Dichtungen. Vergleicht man dieses Bruchstück mit dem Poema, so ersieht man leicht, welche Thaten oder Abenteuer die Volkslieder über Fernan Gonzalez vorzugsweise behandelten.* — Folgen Bemerkungen über eine Anzahl

---

leoninischen Versen abgefasst, von denen er daselbst folgende anführt:

„Tempore Roldani si tertius Alvarus esset
Post Oliverum, fateor sine crimine verum,
Sub juga Francorum fuerat gens Agarenorum,
Nec socii cari jacuissent morte peremti."

Milá fügt zu den Worten „sub juga Francorum" die Anm. hinzu: „Esta extraña forma se halla tambien en el Carolinus: 'sub juga Narbone' (en G. Paris, Hist. poét. de Ch. p. 257 nota)." Die von letzterm angeführten Worte lauten: „tamen ante redactis sub juga Narbone populis", wo jedoch zu construieren ist „Narbone (i. e. Narbonae) populis," d. h. also: „nachdem er gleichwol erst vorher die Völker von Narbonne unter sein Joch gebracht."

* In der diesem Kreise angehörenden Romanze „En Cordoba esta Abderráman" (Duran No. 696), welche einen Sieg der Könige García II. von Navarra, Ramiro II. von Leon und des Fernan Gonzalez zum Gegenstand hat, heisst es von den Christen vor Beginn der Schlacht:

Romanzen dieses Kreises und andere im fünften Abschnitt über die Nachfolger des Fernan Gonzalez.

Der sechste Abschnitt hat die Infanten von Lara zum Gegenstand. Die Sage über diese bezweifelte man bereits im 15. Jahrh., und die neuesten Geschichtschreiber betrachten sie als durchaus fabelhaft, jedoch lässt sich die Art und Weise der Entstehung bis zu einem gewissen Puncte erkennen, wie Milá zeigt. Von den bezüglichen Romanzen gehören nur drei, nämlich „A Calatrava la vieja", ferner „Partese el moro Alicante", sowie „A cazar va don Rodrigo" zu den primitiven oder volksmässigen.

Noch will ich auf einen Umstand aufmerksam machen, den Milá hervorhebt. In verschiedenen Handschriften der Cronica General findet sich nämlich erzählt, dass an dem Tage, wo Mudarra getauft und zum Ritter geschlagen wird, seine Stiefmutter über ihre Gewänder ein sehr weites Hemde angelegt hat, einen Aermel desselben über ihn wegzieht und ihn durch die Kopföffnung wieder herauskommen lässt, durch welche Handlung sie ihn als ihren eigenen Sohn und Erben erklärt. Milá bemerkt hierzu, dass Lucas Cortés in seiner Abhandlung über das Sprichwort: „Entradle por la manga y salirseos ha por el cabezon" diese Adoptionsart für eine gewöhnliche ansieht, jedoch hierfür keinen andern Beweis

---

„Grandes promesas hacian
A Dios, y aquellos dos santos,
Que por patrones tenian;
Que para siempre jamas
Tributo les pagarian,
Encomendándose á ellos,
Todos puestos de rodillas.
Los moros, que asi los vieron,
Creyendo que se rendian,
Vinieron luego á tomallos;
Pero mal les sucedia,
Porque fueron rechazados
Con dalles grandes heridas."

Duran setzt diese Romanze in seine 5. Classe, also etwa in die zweite Hälfte des 16. Jahrh., was ganz richtig scheint; jedesfalls aber ist sie, wie ich bemerke, jünger als die Schlacht bei Granson, die Karl der Kühne 1476 gegen die Schweizer verlor und in welcher das burgundische Heer hinsichtlich der zum Gebet niederknieenden Schweizer in den nämlichen Irrthum verfiel, wie die Araber hinsichtlich der Christen in der oben gemeinten Schlacht. Letztere ist, wie Duran anmerkt, keineswegs historisch, und daher leicht anzunehmen, dass der Dichter der Romanze bei Abfassung derselben den zu seiner Kenntniss gekommenen Vorfall bei Granson eifrig auffasste und verwerthete.

oder Beispiel anführt als eben das Mudarras, sowie ein ähnliches früher (S. 201) angeführtes, wonach die Königin Sancha ihren Stiefsohn Don Ramiro dadurch adoptiert, dass sie den Schoss ihres Kleides über ihn wirft. Milá verweist hierzu noch auf Mariana 8, 9. Ueber dieses verfahren per pallium et indusium, welches sowol auf eine Legitimierung wie auf eine Adoptierung geht (und sowol die eine wie die andere findet bei Mudarra und Ramiro statt), s. Grimm, Rechtsalterth. S. 160. 464, und Bachofen, Mutterrecht S. 254 f. Auch unter den Türken findet sich diese Adoptionsweise, und wenn man sagen will „einen adoptieren", so sagt man „einen durch sein Hemd hindurchgehen lassen"; s. Herbelot, s. v. Akhrat (1, 254[b] der deutschen Uebers.).

Der siebente Abschnitt handelt vom Cid. Milá ist der Meinung, dass das Poema (Romance, Cantares) de El Mio Cid nicht die ältesten Volkslieder über denselben enthalte, sondern andere vorhergiengen, die der Geschichte näher standen, wie z. B. das von Du Méril herausgegebene viel volksmässigere lateinische Gedicht und die ohne Zweifel einst vorhandenen Dichtungen über das Testament des Fernando, die Belagerung von Zamora und den Schwur Alfonsos. Wenn jedoch die Zeit, zu welcher der Verfasser des El Mio Cid lebte, auch klar erhellt (etwa die Mitte des 12. Jahrh.), so lässt sich von ihm selbst mit Sicherheit nur sagen, dass er ein Castilianer war; mehr weiss man nicht.

Was die Cronica rimada anlangt, welcher Milá die Benennung El Rodrigo beilegt, so hält er sie trotz der meist entgegenstehenden Ansichten gleichwol für jünger als El mio Cid; denn es wäre seltsam, wenn eine so fabelhafte Conception wie jene älter als eine Dichtung sein sollte, die in ihren Einzelheiten so wahrhaft und selbst in dem erdichteten Ereigniss, das den Hauptgegenstand derselben bildet, nämlich das mit den Infanten von Carrion, von der Wahrscheinlichkeit nicht so weit entfernt ist, dass die Gründe, womit einige Schriftsteller es vertheidigen, ohne weiteres zu verwerfen sein möchten, während im Gegentheil der Rodrigo in zahlreichen Puncten nicht nur ungeschichtlich ist, sondern geradezu der Geschichte widerspricht, wie Milá nachweist. Er hält also dafür, dass die ursprüngliche Redaction des Rodrigo erst aus den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrh. stamme, was aber nicht hindere, dass wenigstens das über den König Fernando berichtete auf einer früheren Ueberlieferung oder Dichtung beruhe, noch auch seinem historischen Werth hinsichtlich des Gefühls der Nationalunabhängigkeit und der mannigfachen Unbill, die der hohe Adel von dem König erlitten, irgendwelchen Abbruch thue.

Was endlich die Cronica particular del Cid betrifft, so hält sie Milá in ihrer gegenwärtigen Gestalt für der Cronica general de España entnommen, da sie die nämliche Chronologie be-

obachtet wie diese, in die Lebensgeschichte des Cid allgemeine Ereignisse einmischt und endlich auf manche verweist, welche die General später berichtet.

Aus der hierauf folgenden Erörterung einer Anzahl alter Cid-Romanzen hebe ich hervor No. 9 (Wolf und Hofmanns Primavera No. 39), welche berichtet, wie die Schwester des Don Alonso, der von seinem Bruder, dem castilischen Könige Sancho, gefangen gehalten wird und zum Tode verurtheilt ist, von diesem nicht nur Alonsos Freilassung erlangt, sondern sich auch sein Leben ausbedingt. Die Cronica general erwähnt nichts von letzterm Umstand, und dies lässt mich glauben, dass die zur ungefähren Zeit der Abfassung der Romanze in Europa weitverbreitete Sage, welche Shakespeares Measure for Measure zu Grunde liegt, zu derselben vielleicht Veranlassung gegeben hat, wenn auch die von Milá angeführte No. 5 (Primavera No. 33) dabei benutzt wurde. Ferner erwähne ich No. 22 (Hélo, hélo, por do viene — El moro etc. Primavera No. 55). Milá führt unter andern dazu auch aus El Mio Cid eine Stelle an, von der ich die ersten Zeilen (V. 2418—21) wiederhole:

> Myo Çid al rey Búcar | caiól' en alca(n)z:
> „Acá torna Búcar, | venist delent la mar.
> Verte has con el Çid | el de la barba grant:
> Saludar nos hemos amos | é taiaremos amistad“;

so wie aus der Cronica general folgende Stelle: „E yendo en el alcance el Cid vió al rey Bucar e enderesçó á el por le ferir de la espada; el rey moro cuando lo vió conociol' muy bien e bolviol' las espaldas e començó á foir contra la mar é el Cid empos de el auiendo muy gran sabor de lo alcanzar, mas el rey moro traye muy buen caballo, é yuasele alongando que no lo podie alcançar, é el Cid cuytó á Babieca que esse dia venie mucho trabajado e yual' llegando á las espaldas, assi que quando fué muy cerca lançol' el espada é diol' en las espaldas é el rey moro ferido metióse en la naue: el Cid descendió é tomó su espada é la del moro, é esta suya fué la que puso nombre Tizon...“ Ich kann nicht umhin, mit dieser Verfolgung Búcars durch den Cid die Witeges durch Dietrich von Bern zu vergleichen und hier aus der Rabenschlacht (964—974) einige bezügliche Strophen anzuführen (Goedeke, Mittelalter S. 508[b]):

> 48. „'Nu kêre, helt küene, durch elliu werden wîp',
> sprach der Bernære, 'ich weiß wol daß du mir den lîp
> benimest ûf dirre heide:
> nû scheit mich von grôßem herzeleide!'
>
> 49. Je langer so ie mêre Witege gâhen began,
> Er manete Schemmingen, der vil ûß erwelte man.

daß sach vil ungerne
der unverzagte voget von Berne . . . . . .

51. Dô klagete der Bernære vil sêre sîn dinc.
'owê der großen leide! du tuost mir leit, Schemminc,
des trûre ich in dem sinne:
du treist mir mînen vîent von hinne!

52. Daß klage ich iemer mêre', sprach der helt guot.
Falken er dô mante, daß erdrâste daß bluot.
er begunde vaste gâhen:
Witege was dem mere komen ze nâhen . . . .

54. Enzwischen in was kûme eins rosseloufes wît.
umbe sîn leben Witege vaste sorgte an dirre zît:
dô kam ein merminne
Witegen ane, als ich mich versinne

55. Diu nam den recken, si vuorte in mit ir dan
mit samt sînem rosse: si nerte den vil küenen man."

Des Berners Anrede an Schemming entspricht dér Babiecas an Búcars Ross in der Romanze: „Do la yegua pone el pié, | Babieca pone la pata. || Allí hablara el caballo | bien oiréis lo que hablaba. || 'Rebentar debia la madre | que a su hijo no esperaba!'" und die Strophe 52, 1. 2. des deutschen Gedichtes den Worten der Cronica general: „el Cid cuytó á Babieca que esse dia venie mucho trabajado" so wie das entkommen Búcars in einem Seeschiff der Errettung Witeges durch die Meerminne (seine Ahnmutter Waghild), beide aber erinnern an des tödtlich verwundeten Artur Fahrt im Schifflein übers Meer nach Avalon zur Elfenkönigin Argante (Layamon V, 111 ff. S. 144).

Achter Abschnitt. Romances Historicos Varios. Diejenigen historischen Romanzen, welche nicht den früher behandelten Abschnitten angehören und auch keinen eigentlichen Cyklus bilden, haben fast sämmtlich Thatsachen neuerer Zeit zum Gegenstand und besassen ohne allen Zweifel gleich anfangs die Romanzenform. Eine nähere Prüfung derselben gewährt jedoch nicht geringes Interesse, da man an ihnen mehr oder minder die gegenseitigen Beziehungen von Poesie und Geschichte studieren kann, und deshalb erörtert Milá hier eine Anzahl derselben. Zu der Romanze No. 6 (Primav. No. 64) über den König Fernando IV el Emplazado s. meine Anführungen in Pfeiff. German. 5, 48 Anm. 1 zu No. 9 und Pauli, Schimpf und Ernst No. 130 „Der Fürst ward geladen u. s. w." nebst Oesterleys Anm.

Der neunte Abschnitt behandelt den karolingischen Sagenkreis und die vorzüglichsten Romanzen desselben*, worauf zur genaueren Kenntniss der Gattung ein vergleichendes Studium der ihnen

* Zu der Romanze No. 3 (Primav. No. 165) „De Mantua sale e Marqués" will ich erwähnen, dass die Verse

gemeinschaftlichen Elemente folgt, nämlich der Personen, Trachten*, Wiederholungen, Sprache, Provenienz und des Charakters derselben. Was den vorletzten Punct betrifft, so glaubt Milá, dass zur Zeit der Abfassung der betreffenden Romanzen die Tradition der alten karolingischen Poesie sich fast ganz verloren hatte und dieselben mit Ausnahme einzelner, kurzer, bereits in dieser Form überlieferter Volks-Romanzen einer erneuten Einströmung der noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts von den Jongleurs gesungenen Erzählungen ihr dasein verdankten und von spanischen Juglars gedichtet wurden, welche theils durch Berührung mit jenen, theils durch das lesen der Chansons de geste und der Ritterbücher die Originale kennen lernten. Der Charakter der karolingischen Romanzen ist im allgemeinen derselbe wie in der altfranzösischen Epopoee, und ihre mehrfachen glücklichen Eigenschaften machen, dass sie selbst heutzutage, obwol ihre homogenen und vollständigen Originale bekannt geworden sind, noch immer anziehend erscheinen. In chronologischer Beziehung gehören sie annäherungsweise dreien Classen an, wie Milá weiter ausführt.

Der zehnte Abschnitt hat die wenigen Romanzen des bretonischen Sagenkreises zum Gegenstand so wie der eilfte die einzeln stehenden novellistischen und Ritter-Romanzen, die keinem speciellen Cyklus angehören. Während nämlich die bisher behandelten Romanzen fast ausschliessliches Eigenthum des spanischen Volkes sind, weil sie entweder seiner Geschichte angehören oder Ueberreste fremder Erzählungen bewahren, die da, wo sie entstanden oder sich vorzugsweise entwickelten, ganz verschwunden waren, gehört ein grosser Theil der Romanzen dieses Abschnitts, wenngleich nicht immer ihrem Stoffe, jedoch ihrem Charakter nach einer verschiedenen europäischen Völkern gemeinsamen Poesie an,

---

„Siempre lo oí decir,
agora veo ser verdad,
que quien larga vida vive,
mucho mal ha de pasar:
por un placer muy pequeño
pesares ha de gustar“

wahrscheinlich sich auf Psalm 90, 10 beziehen.

* In Betreff der S. 368 besprochenen Schellen am Brustriemen der Rosse sieh auch meine Bemerkung zu Gervas. von Tilbury S. 122; füge hinzu Du Méril, Etudes sur quelques points d'archéologie etc. Paris 1862 S. 367 No. 2; Chaucer, Canterb. Tales, Prologue V. 169 ff.; Hoffmann von Fallersl., Horae Belg. 3, 118 (zu Floris en Blancefloer V. 1527); vgl. auch Mannhardt, German. Mythen S. 489, Anm. 1. Diese Sitte ist indess viel älter, denn schon bei Aristoph. Ranae V. 963 werden κωδωνοφαλαρόπωλοι erwähnt.

weshalb auch Milá sich hierbei nur ganz kurz fasst, zumal er ein näheres eingehen auf diesen Punct einer vergleichenden Untersuchung des Volksliedes vorbehält. — Hinsichtlich des Stoffes der Romanze No. 22 (Primav. No. 133) bemerke ich, dass derselbe auf die Sage von Jupiter Pistor zurückgeht, aber auch sonst in mannigfacher Gestalt im Alterthum verbreitet war; s. G. C. Lewis' Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte. Deutsche Uebersetzung (Hannover 1858) II, 266. Eine entsprechende Sage heftet sich auch an verschiedene Schlösser in Catalonien, „y suponemos que de otros paises", fügt Milá hinzu und hat ganz Recht; sie findet sich vielfach wieder in Europa, selbst in Island; s. Jón Arnason, Íslenzkar þjoðsögur og Æfintýri (Leipzig 1862) II, 88. Andere zu diesem Abschnitte gehörige Parallelen übergehe ich zur Zeit, um bei anderer Gelegenheit darauf zurückzukommen.

Der letzte und zwölfte Abschnitt bildet den Schluss des eigentlichen Werkes, worin der Verfasser folgende Puncte behandelt:

1. Cantares de gesta. Castilien besass eine epische Volksdichtung „no reducida, como la que en varios paises se ha conservado, á cantos aislados y breves, sino compuesta de extensos relatos. Poseemos una obra seguida y consecuente, dividida en pocos cantares ó gestas, y otra, en lo esencial de la misma indole, que comprende tambien una serie de aventuras enlazadas: ambas relativas á Rodrigo de Vivar. Los hechos del mismo héroe en el período no narrado en estos dos poemas, fueron objeto de cantares que, no hay razon para negarlo y muchas para afirmarlo, eran de la misma especie que los conocidos. Sabemos por las multiplicadas referencias y por las narraciones de la General que la historia poetica de Bernaldo formaba una serie de cantares extensos, relacionados entre sí, y que hubo una narracion, tambien poetica y de caracter popular concerniente á los infantes de Lara; y es seguro, ó punto ménos, que otras celebráron al conde Fernando Gonzalez. No hablámos de asuntos poéticos cuya transmision por el canto es ménos evidente, aunque en algunos casos probable. De manera que Castilla tuvo una epopeya, dando á esta palabra la significacion de un conjunto de cantos narrativos extensos, de asunto nacional y de espíritu y estilo análogos, aunque relativos á personajes y á tiempos diferentes. Cuádrales además á estos cantos el nombre de epopeya, por su notoria semejanza con los homericos . . . . Semejanza decimos, que no identidad . . . . á más de que se trata aquí de una epopeya heróica y no heroico-mitológica como la de los griegos."

Der in Castilien für dergleichen Dichtungen gebräuchliche Name war cantar de gesta oder bloss cantar oder gesta; jedoch verstand man darunter nicht das ganze Gedicht, sondern nur die Theile von nicht geringer Ausdehnung, in die es getheilt war und welche gesungen wurden, worunter jedoch wegen der Länge der Gedichte

und ihrer unvollkommenen Versification nur ein einfaches monotones Recitativ zu verstehen sein kann. Uebrigens wurde der anfangs jedem litterarischen Erzeugniss der Vulgärsprachen gegebene Name Romance auch jenen Dichtungen beigelegt, als man sie zu Anfang des 13. Jahrhunderts aufzuzeichnen anfieng. Der Zeitpunct des entstehens dieser Poesie lässt sich schwer bestimmen. Die Geschichte des Fernan Gonzalez mochte vielleicht schon zur Lebenszeit des Helden oder doch nicht viel später manches Lied hervorgerufen haben. Am Schluss des 11. Jahrhunderts musste die epische Dichtung in Folge der Thaten Ferdinands I. und Alfons VI., besonders aber des Cid und vielleicht auch des Alvar Fañez so wie durch das eindringen der französischen Productionen einen ganz besonderen Anstoss erhalten, worauf sie im 12. Jahrhundert ihre höchste Ausbildung erlangte. Noch tief im 13. Jahrhundert pflanzten Juglare sie fort und erweiterten sie vielleicht auch, jedoch steht nicht fest, dass sie neue Stoffe hinzufügten.

2. Romanzen. Nach einer scheinbaren Unterbrechung von mehr als zwei Jahrhunderten entsteht plötzlich eine neue erzählende Volkspoesie, deren Erzeugnisse den Namen Romanzen tragen, welcher vorher schon theilweis, wie bereits bemerkt, den geschriebenen cantares de gesta gegeben worden war, bis er schliesslich ganz und gar an die Stelle der letzteren Benennung trat, so wie überhaupt die Romanzen bis zu einem gewissen Grade die cantares ersetzten. Sie zerfallen ihrer Form nach in zwei Classen, nämlich in die kurzen, lebhaften Volks-Romanzen und in die viel längeren, ruhigeren Juglar-Romanzen, von denen die ersteren aber gleichfalls den letzteren entstammen; ihrem Stoff nach hingegen zerfallen sie in drei Classen, nämlich in die, welche, wie die karolingischen, aus den französischen chansons de geste herkommen oder den cantares de gesta der alten nationalen Sagenkreise entnommen sind; ferner in die historischen fast immer nationalen, die unmittelbar durch die Ereignisse oder durch nicht sehr alte Ueberlieferungen hervorgerufen wurden, und endlich in die bretonischen und einzeln stehenden, die oben bereits charakterisiert sind. Die Gründe aber, welche auf das entstehen der Romanzen und namentlich der Volks-Romanzen einwirkten, finden sich in dem Einfluss der Zeit, welche die erzählende Poesie nicht mehr als Stellvertretung der Geschichte und als das wichtigste litterarische Erzeugniss betrachtete, wodurch sie von einer aristokratisch-volksthümlichen zu einer plebejischen herabsank, obschon sie dann später wieder einer umgekehrten Bewegung folgte; ausserdem in dem Einfluss der mündlichen Ueberlieferung der lyrischen und Kunst-Poesie, so wie endlich in dem der geschriebenen Werke, der zeitig begann, wenn auch nicht immer auf directe Weise; in einzelnen Fällen bleibt es zweifelhaft, ob die mündliche oder die geschriebene Ueberlieferung eingewirkt hat.

3. Die ursprüngliche Gestalt der Cantares de gesta. Die frühesten dieser Dichtungen besassen eine für ihren Zweck hinreichende Länge, wenn auch eine geringere als die noch vorhandenen; keineswegs aber ist der Ursprung der epischen Poesie in kurzen, halblyrischen Liedern zu suchen, obschon das gleichzeitige vorhandensein dieser letzteren immerhin möglich ist, indem Milá sogar sich der Ansicht zuneigt, dass der Hymnus der Epopoee vorangieng. Demnächst bespricht er die verschiedenen Theorien, welche hinsichtlich der Versification der Romanzen aufgestellt worden sind, und erklärt sich dabei als entschiedenen Anhänger der versos largos intercisos monorimos, als welche der ursprünglichen erzählenden Poesie eigenthümlich waren.

Es folgen alsdann eine Anzahl Illustraciones, nämlich I. Noticias de los cantares y romances, eine sich auf diese Dichtgattungen beziehende Stellensammlung aus alten Documenten und Schriftwerken, bei welcher Gelegenheit Milá auch auf die verschiedenen Versionen der Cronica general, so wie auf die romances en pliegos sueltos der ältesten Romanceros ausführlich eingeht. — II. Versificacion de los cantares y romances, eine umfangreiche, sehr sorgfältige Darlegung des betreffenden Gegenstandes. — III. Del primitivo canto epico frances. Auch hier findet Milá eine Bestätigung seiner Ansicht über die ursprüngliche Gestalt der cantares de gesta und schliesst diesen Abschnitt zusammenfassend mit den Worten: „Diversos elementos y no la agregacion de cantos diminutos, contribuyeron á formar las extensas composiciones épicas que se han conservado. Estos elementos, de los cuales los más naturales ó sea los ménos literarios, debieron de obrar mayormente en los primeros tiempos, son: 1. La tradicion oral cantada, contemporánea ó casi contemporánea; 2. La tradicion oral no cantada; 3. Acaso la tradicion escrita; 4. La ampliacion de los cantos primitivos; 5. La union de cantos anteriores, á veces de asuntos independientes y la traslacion ó imitacion en un poema de las aventuras de los héroes de otro poema y 6. La invencion del poeta." — IV. Del influjo de la poesía epica francesa en la castellana. Dieser Einfluss erzeugte nicht nur die Ritter-Romanzen, sondern äusserte sich auch bei den cantares aus dem Sagenkreise des Bernaldo und des Cid. Der Verfasser beweist dies durch den Einfluss, den überhaupt die Franzosen auf die Geschichte und Litteratur Spaniens ausübten, also auch auf die epische Poesie dieses Landes, obschon bei letzterer nicht in dem Masse, wie manche Schriftsteller angenommen, „y con esto dicho está que distamos mucho de admitir que nuestras narraciones poeticas fuesen originarias de las francesas." Der Verfasser schliesst sein Werk mit den Worten: „La epopeya carolingia visitó diversas naciones de Europa con diferentes efectos. En Alemania se encontró con una epopeya más antigua que no cedió

el lugar á la que nuevamente habia adquirido carta de naturaleza, si bien fué esta ultima admitida y festejada sin que se la obligase á cambiar de aspecto. En Italia fué admitida y cultivada con afan, primero en la misma lengua, mas ó ménos corompida, de las originales y luego, en diversas formas, en la lengua pátria, la cual no tuvo epopeya de asunto indígena. En Castilla el ciclo franco se mescló desde luego con recuerdos nacionales en el Bernaldo y se perpetuó despues en los Romances, pero á su lado creció otra poesía épica altamente nacional por los asuntos y por el espíritu, que cantó á Fernan Gonzalez, á los infantes de Lara y al Cid, y mas tarde, en nueva forma, al rey Rodrigo y hechos más recientes de nuestra historia.“

Es folgen dann noch eine Anzahl Zusätze, so wie ganz zuletzt ein Nuevo ensayo de clasificacion de los romances, der sich auf die Chronologie der Romanzen bezieht.

Das vorhergehende bietet eine gedrungene Uebersicht des Hauptinhalts von Milás Arbeit, welche sich durch eine nichts übersehende Gründlichkeit, umfassende Gelehrsamkeit und grösste Besonnenheit auszeichnet, wogegen hinsichtlich der Anordnung des ganzen das Urtheil sich weniger günstig gestaltet, da, wäre sie vortheilhafter, mehrfache Wiederholungen leicht zu vermeiden waren und die Uebersichtlichkeit so wie die Praecision der Darstellung dabei gewonnen hätte. Wie dem aber auch sei, und obwol manche der von Milá aufgestellten Ansichten noch weiterer Begründung oder Erörterung bedürfen, wie er dies oft selbst mit einer sich überall kundthuenden Bescheidenheit anerkennt, so empfiehlt sich das vorliegende Werk allen Freunden dieses Zweiges der spanischen Litteratur als ein hinfort unentbehrliches.

Lüttich. Felix Liebrecht.

Reinhold Bechstein, Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit. Leipzig, B. G. Teubner, 1876. Angezeigt von Robert Boxberger.

Das Buch schliesst sich zunächst an die sorgfältige Ausgabe der Gottfriedschen Dichtung an, welche von dem Verfasser 1869 in der Pfeifferschen Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters“ erschienen war, ja man mag es geradezu als ein besonderes, nur weiter ausgeführtes Capitel der dortigen musterhaften Einleitung betrachten. Schon die grosse Reihe neuerer Dichter, von zum Theil bedeutendem Namen gibt Zeugniss von der unverwelklichen Jugendkraft der herrlichen mittelalterlichen romantischen Sage, die ihre classische Gestaltung in dem unvollendet gebliebenen Werke Gottfrieds von Strassburg gefunden hat. Bechstein führt zunächst die

epischen, dann die dramatischen Neugestaltungen der Sage vor, vergleicht sie mit dem aus dem Mittelalter in verschiedenen Fassungen (von Gottfried und seinen beiden Fortsetzern, von Eilhart von Oberge, vom deutschen Volksbuche, vom altenglischen Gedichte von Tristram) überlieferten Sagenstoffe, gibt die Abweichungen im Gang der Erzählung oder der Handlung an und sucht sich und uns eine aesthetische Rechenschaft davon zu geben, in der wir ihm meist zustimmen, wo nicht, doch wenigstens sein liebevolles bestreben, in den Geist jeder einzelnen Schöpfung einzudringen und ihr gerecht zu werden, ohne doch auch seinem Herrn und Meister Gottfried zu viel zu vergeben, anerkennen müssen. Und so bietet das Buch eine zusammenhängende, klar geordnete, genussreiche Lectüre, die das aesthetische Urtheil mannigfach übt.

Seit seiner Ausgabe des Tristan, also seit 7 Jahren, hat Bechstein sich nach neueren deutschen Bearbeitern der Sage umgesehen. Bescheiden gibt er die Möglichkeit zu, dass ihm besonders kleinere, balladenartige Behandlungen des Stoffes entgangen sein können. Die Bitte um Nachweisung solcher unfreiwilliger Auslassungen mag durch Wiederholung an dieser Stelle weitere Verbreitung finden. „Nicht allein um meiner eigenen Belehrung willen,“ sagt er S. 211, „würde ich für solche Nachweise sehr dankbar sein, sondern es würde sich möglicherweise auch für mich die angenehme Verpflichtung ergeben, einen Nachtrag zu meiner Schrift in einem Litteraturblatte zu liefern.“ Die Reihe, die er uns vorführt, ist: Hans Sachs (Drama), A. W. von Schlegel, Marbach, Lenz, Immermann, Rückert, Hermann Kurz, Simrock (Epos, meist Fragment), Richard Wagner, Weilen, Schneegans, Gehrke, Robert (ps. für den Philosophen E. v. Hartmann), Roeber (Drama), W. Wackernagel (Romanzen). Alle diese Dichter können dem Verfasser dankbar sein; nur für Richard Wagner erlaubt sich Ref. eine Lanze zu brechen. So eingehend nämlich und im ganzen anerkennend auch Bechstein Wagners Operndichtung auf 30 Seiten bespricht, so scheint er denn doch, piquiert durch die höchst einseitige Bewunderung Friedrich Müllers, sich etwas zu sehr auf die Gegenseite zu legen. Dadurch wird denn freilich im ganzen das Gleichgewicht wieder hergestellt, aber Wagner kommt dabei in Bechsteins Darstellung offenbar zu kurz. Mag einzelnes im Stil verfehlt sein; ich stehe doch nicht an zu behaupten, dass Wagner ein vorzüglicher, genialer Dichter ist, und die litterar-aesthetische deutsche Kritik hat die Aufgabe, ihn in seinem streben, gute deutsche Operntexte (und zwar deutsch in Sprache und Stoff) zu schaffen, mit allen Kräften zu unterstützen und zu ermuntern. Nur wenn die künftigen Operndichter in seinen Bahnen wandeln, wird das Vertrauen gerechtfertigt werden, welches Schiller zu der Oper hatte, dass mit Hilfe des zusammenwirkens von Sprache und Ton sich das ideale wieder auf

das Theater stehlen könne. Vielleicht hat Wagner bis jetzt noch nicht das rechte Gleichgewicht zwischen Text und Musik gefunden, aber von diesem ganz einzigen Genie ist mit Sicherheit zu erwarten, dass er es finden wird, wenn der schützende Genius der deutschen Litteratur ihm ein längeres Leben vergönnt. Der erste Act von „Tristan und Isolde" scheint mir der Erfindung nach ein wahres Meisterstück zu sein, und besonders Brangänens Unterschiebung des Liebestrankes an Stelle des Gifttrankes ein ebenso meisterhafter Griff wie die Vereinigung der beiden Sagenstoffe vom Sängerkrieg und vom Tannhäuser in seinem unsterblichen Meisterwerke. Denn darin stimme ich mit Bechstein überein: ohne Liebestrank kein Tristan. Und die Kunst des Dichters besteht darin, uns für diesen Augenblick diesen Aberglauben aufzuzwingen, wir mögen dazu geneigt sein oder nicht. Diese Aufgabe hat Wagner glänzend gelöst. Und noch in einem andern Puncte muss ich ihn gegen Bechstein in Schutz nehmen. Bechstein sagt S. 150: „Der mächtig angelegte Charakter (der Isolde) hat aber leider keine dramatische Steigerung erfahren können, und so verlieren wir auch nach dem ersten Aufzug immer mehr unser Interesse an der Heldin, deren Liebesschmerz uns nicht so ergreift wie ihr leidenschaftlicher Kampf zwischen ihrem Hass und ihrer Liebe." Für mich hat das fühlende Weib mehr Interesse als das daemonische, und Schillers Jungfrau von Orleans wird erst liebenswürdig, als sie sich schuldig glaubt. Auch hier ist Wagner, vielleicht bloss instinctiv, gerade der volksthümlichen deutschen Auffassung solcher weiblicher Heldencharaktere, wie der Brunhild im Nibelungenliede, gefolgt: sie haben ihre daemonische Kraft, ihre übermenschliche Stärke nur, so lange sie nicht lieben. Und dies sei genug, vielleicht schon zu viel, gesagt von einem Gegenstande, über den ich nur schüchtern ein Urtheil wagen darf, denn um Wagner vollständig gerecht zu werden, müsste man in der Musik etwas weniger Laie sein als ich.

Ich komme zu einem andern Gegenstande, in dem ich bewanderter bin. Manche Leser werden wie ich gestutzt haben, unter den Bearbeitern der Tristan-Sage auch den Namen Rückerts zu finden. Denn es wird ihnen so wenig als mir gleich aus Dr. Beyers „Biographischem Denkmal", noch weniger aus einem Aufsatze von Heinrich Rückert in den „Blättern für litterarische Unterhaltung", 1866, aus welchem Beyer schöpfte, eingefallen sein, dass sich allerdings in Rückerts Nachlass das Fragment einer epischen Behandlung dieses Stoffes in einer Nachbildung der jüngeren Titurel-Strophe vorfindet. Aber weder Heinrich Rückert noch Dr. Beyer war es bekannt, dass dieses Fragment schon anonym veröffentlicht worden war. Der Ruhm dieser Entdeckung gebührt also lediglich Bechstein, dem ich hiermit im Namen aller Freunde der Rückertschen Poesie offen unsern Dank ausspreche. Es findet sich dasselbe in 32 Strophen ge-

druckt. in O. Marbachs Jahreszeiten, Herbst 1839, S. 211—229 mit der von Marbach herrührenden, von Rückert nicht gebilligten Ueberschrift „Jung-Tristan" und der „Anmerkung des Herausgebers" S. 211: „Dieses Gedicht bildet den ersten Theil eines grössern poetischen Werkes Tristan und Isolde von einem der ausgezeichnetsten deutschen Dichter. — Den ersten Theil des gleichnamigen Werkes von Gottfried von Strassburg, welcher die Geschichte der Eltern des Tristan enthält, wird in Uebersetzung das nächste Vierteljahrsheft bringen." Diese Uebersetzung ist von Marbach selbst und wird von Bechstein S. 49 besprochen. Noch zwei andere Dichtungen hat Rückert den Marbachschen „Jahreszeiten" zukommen lassen, die gleichfalls nicht bloss in der Rückert-Bibliographie in Goedekes Grundriss, sondern auch in Beyers „Neuen Mittheilungen" fehlen. Unser gemeinsamer Freund Reinhold Köhler, dem Bechstein auch mehrere Nachweise, z. B. über Wielands und Platens Entwürfe zu einem Tristan-Epos verdankt, hatte mich schon früher auf dieselben aufmerksam gemacht. Es sind: „Ismael und Abdallah" (Frühling, S. 1—10) und „Die Sanddünen" (Sommer, S. 121). Den unwiderleglichen Nachweis der Autorschaft Rückerts, was „Jung-Tristan" betrifft, führt Bechstein durch zwei Briefe Rückerts, deren einer ihm „gütigst verehrt und zur Verfügung gestellt wurde" (S. 223). Von einer Wiedergabe der daraus angeführten Stellen sehe ich hier bloss deshalb ab, weil sich Bechstein hoffentlich bewegen lässt, die beiden Briefe in diesem „Archiv", dessen Redacteur überhaupt alle Mittheilungen über den grossen Dichter gern aufnimmt, ganz abdrucken zu lassen. — Und nun bleibt mir nur noch übrig, mich mit voller Seele Bechsteins Worten anzuschliessen, womit er seine Anmerkung über Rückert (S. 225) schliesst: „Es wäre erwünscht zu erfahren, ob das ausgearbeitete Bruchstück, welches H. Rückert im Nachlasse fand, auch wie das abgedruckte 32 Strophen umfasste.* — Von besonderer Wichtigkeit scheint mir in H. Rückerts Aufsatze die Mittheilung zu sein, dass die vollständige Skizzierung des ganzen noch existiere. Die Veröffentlichung dieser Skizze würde in mannigfacher Hinsicht willkommen erscheinen."

Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Herausgegeben von Wilhelm Vollmer. Mit dem Porträt J. F. Cotta's. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1876. 8. XXII und 719 SS. Angezeigt von Wilhelm Fielitz.

Im gemeinsamen Auftrage der Nachkommen der beiden Männer,

---

* Ich gebe mich der frohen Hoffnung hin, dass es noch mehr umfasste.

welche der Titel nennt, ist dies Buch erschienen. Grosse Erwartungen durfte man wol von einer Publication hegen, zu der zwei an litterarischen Schätzen so reiche Häuser das einschlägige Material beisteuerten; aber die Erwartungen sind durch das, was geleistet worden ist, weit übertroffen worden. Lassen wir zunächst Zahlen sprechen. 467 Numern nebst einigen eng an dieselben sich anschliessenden Documenten umfasst der Briefwechsel der beiden Hauptcorrespondenten, der den eigentlichen Gegenstand des Buches ausmacht. Aber um diesen Stamm rankt sich in üppiger Fülle ein Netz von verwandtem Documenten-Material. Vom Anhang abgesehen, bietet das Buch als stattliche Zugabe, überall an den gehörigen Stellen eingereiht und durch den Druck von den Schiller-Cottaschen Briefen unterschieden, eine Zahl von — wenn ich recht zählte — 123 Briefen von anderen Correspondenten oder an solche, eine Zahl, die allein schon ein Buch ausmachen könnte. Da haben wir 31 Briefe oder sonstige Schriftstücke Goethes, 9 vollständig und viele auszugsweise mitgetheilte Schreiben von Schillers Frau und Witwe, 3 von Fichte, 1 von A. W. Schlegel, 1 von Johannes v. Müller, alle an Cotta gerichtet, dazu eine Anzahl von Schreiben, die zwischen Cotta oder seiner Familie und den Nachkommen Schillers gewechselt wurden; mit Briefen an Schiller treten auf Gleim (drei höchst charakteristische Zeilen, S. 36, des alten Menschenfreundes als Antwort auf die Einladung zur Mitarbeit an den Horen), Fichte, Erhard, Abel, Sophie Mereau, Gros, Reichardt, Herder, Archenholz, Engel, Woltmann, Alxinger, Nöhden, Boie, Kosegarten, Conz, Iffland, Mellish, der Maler Reinhart u. a. Von Goethe erhalten wir ausserdem noch 2 Briefe an Meyer, 1 an Rapp und 1 an Reichel. Von Schillers eigner Hand endlich finden sich noch Briefe: „an den Herausgeber der Flora", an Huber, Zahn, Mellish je einer, an Nöhden zwei, wozu im Anhang V noch ein Brief an Göschen kommt. Anhang I bringt ein Actenstück betreffs Cottas Sendung nach Paris, Anhang II 43 Actenstücke betreffend Cottas „Neueste Weltkunde" und Allgemeine Zeitung, Anhang IV höchst interessante und dankenswerthe Auszüge aus Cottas Rechnungsbüchern, aus den Conti für Schiller und seine Erben, aus dem Honorarconto für Goethe und andere Autoren.

Ueberschauen wir diese imposante Masse von Documenten, die bis auf 8 Stücke hier zum ersten Mal erscheinen (denn zu den auf S. XIII aufgezählten 7 Briefen kommt noch der erste Brief Cottas nach Schillers Tode an dessen Witwe S. 556, den schon Urlichs, Charl. v. Schiller I S. 304 abgedruckt hat), nehmen wir dazu, dass auch noch in die Anmerkungen, welche theils unter dem Text stehen, theils, wo sie grösseren Raum in Anspruch nehmen, mit unterscheidendem Druck zwischen die Briefe eingefügt sind, ein grosses un-

gedrucktes Material hineingearbeitet ist — darunter Mittheilungen über Tieck (S. 416 A. 3, S. 427 ff.) und Ergänzungen des Schiller-Goetheschen Briefwechsels (S. 146, 1; 280; 493, 3) — so müssen wir gestehen, dass eine ähnliche Bereicherung die deutsche Litteraturwissenschaft seit lange nicht erfahren hat. Ja, nicht die Litteraturgeschichte allein hat für diese Gabe zu danken, auch die politische Geschichte jener bewegten Jahre wird, wie die Uebersicht der Documente schon beweist, aus dieser Quelle für Detaildarstellungen schöpfen müssen, denn Cotta und seine Zeitungsunternehmungen stehen, wie jene Documente des Anhangs beweisen, mitten in dem streben und den Kämpfen der Politik. Dem Referenten für dies Archiv wird es indessen nicht verargt werden, wenn er sich mit Vorliebe an den hauptsächlichen, den litterarischen Stoff des Werkes hält.

Kann nun freilich der Inhalt dieses Bandes an Tiefe der Gedanken, an Fülle des dichterischen, aesthetischen Lebens, an Offenheit der intimsten Herzensstimmungen sich den Briefwechseln mit Körner und Goethe nicht an die Seite stellen, so kann doch ein Mann, wie Schiller, mit einem Verleger und Freunde zugleich, wie Cotta, nicht correspondieren, ohne dass sich ein gut Theil seines Wesens und schaffens, seiner Verhältnisse in der Familie und in der litterarischen Welt in den Briefen abspiegelte. Zunächst einmal das Charakterbild selbst, das unser Buch aufrollt, das Bild eines Verkehrs zwischen Schriftsteller und Verleger — es lässt sich ein herzerquickenderes nicht denken. Welche Bravheit und Offenheit, welches Zartgefühl und welche Noblesse auf beiden Seiten! welche Verbindung praktischen, realen Geschäftssinnes mit hohem streben in beiden Männern, auch bei Schiller! welche beständige Bereitwilligkeit, den Intentionen des andern zu folgen, welch aufrichtiges, phrasenloses bemühen, dem andern sein Gut und Nahrung zu bessern und zu behüten.

Dass aber neben diesem höchst anziehenden Bilde auch reicher reeller Gewinn für unsere Detailkenntniss Schillers, seiner Werke und ihres werdens zu holen ist aus dieser Correspondenz, welche die Horen, die Musenalmanache, die Dramen auf ihrer Reise aus dem Kopf und Pult des Dichters durch Drucker- und Buchbinderpresse bis in die Hände des Publicums und der Recensenten begleitete, ist selbstverständlich. Bekanntes wird in diesen Briefen unserer Kenntniss genauer detailliert, zweifelhaftes gesichert, neues in reichem Masse enthüllt. So findet zum Beispiel die viel besprochene und verschriene Angelegenheit der Recensionen, welche die Jenaer Allgemeine Litteratur-Zeitung von den Horen brachte, jetzt endlich einmal ihre endgiltige Erledigung. Schiller machte zunächst mit Schütz ab (S. 23), dass die A. L.-Z., allerdings gegen ihre Gewohnheit, jedes einzelne Monatstück in der nämlichen Woche, wo es er-

schiene, mit einiger Ausführlichkeit recensieren sollte und dass Cotta die dadurch entstehenden Mehrkosten an Druck und Papier trüge. Heisst das die Recensionen bezahlen? Schon nach zwei Monaten (November 1794, S. 45) ward diese Uebereinkunft dahin abgeändert, dass die Horen nur vierteljährlich, das erste Stück aber sogleich beim erscheinen recensiert werden solle. Als Recensenten bittet sich Schiller Mitglieder der Horensocietät aus: „Es verstünde sich von selbst, dass der Recensent eines Stücks an diesem Stücke nicht mitgearbeitet haben dürfte, und dass überhaupt eine anständige Gerechtigkeit beobachtet würde." Was ist da nun so unerlaubtes? Berechtigen diese Thatsachen, die übrigens längst aus den Briefen an Schütz und Goethe allgemein hätten bekannt sein können, zu der Behauptung, die Recensionen der A. L.-Z. seien vom Verleger bestellt (d. h. bei den Recensenten bestellt) und bezahlt worden? Schillers bekanntes Wort an Goethe (No. 30): „Wir können also so weitläufig seyn als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch alles vormachen muss", dies burschikose Wort, das „der frohe Muth ihn sprechen liess im Ueberfluss des Herzens", lässt es wirklich in den schwarzen Abgrund niedriger Reclamemacherei blicken, wie man uns glauben machen will? Reclame wünscht und hofft jeder Autor und Verleger mit jedem Recensionsexemplar zu machen, das er dem Recensenten direct oder durch Vermittelung von Journalredactionen zur Verfügung stellt; wo aber hätte Schiller die Grenze des allgemein als erlaubt anerkannten überschritten? Etwa damit, dass er dem Redacteur die Männer bezeichnete, denen er die Recensionen übertragen wünschte? Sind denn ein W. v. Humboldt, Schlegel, Körner so feile Seelen, dass Schiller von ihnen Reclame, auch wider die Wahrheit, erwarten konnte? Was wollte er denn weiter als bei dem heftigen Antagonismus andrer Journale gegen das seinige, den er wol voraussehen konnte, in der verbreiteten und angesehenen Litteratur-Zeitung sich einen anständigen und dem ganzen seines Unternehmens günstigen Ton sichern und dadurch zugleich Reibungen mit der Litteratur-Zeitung und unerquickliche Zustände im eigenen Städtchen vermeiden? Als Politiker und gewandter Unterhändler zeigt sich Schiller sowol Schütz gegenüber, wie wenn er im Rahmen unseres Buches zwischen Cotta und Goethe in Geld- und allen Geschäftsangelegenheiten „ein so lieber als glücklicher Mittelsmann" ist (vgl. S. 436 A. 2), aber stets ist seine Politik eine ehrliche. Geschrien wurde übrigens wirklich sogleich über die 5 Quartseiten umfassende Recension des ersten Heftes (A. L.-Z. 1795 No. 28 u. 29) soviel, dass Schütz noch vor der ersten vierteljährlichen Anzeige auf eine neue Aenderung des Contractes drang und die Horen sich nun, wie andere Journale, mit einer einmaligen Generalrecension jedes Jahrgangs, die nun natürlich einfach auf

Kosten der Litteratur-Zeitung gieng, begnügen mussten. Die einzige Recension aber selbst von dieser Art, welche erschien, war die von A. W. Schlegel in No. 4—6 des Jahrgangs 1796 der A. L.-Z. (vgl. S. 146 bei Vollmer). Die beiden genannten Anzeigen sind die einzigen, die nach all den viel versprechenden Verabredungen zwischen Schiller und Schütz von dessen Blatt geliefert wurden. Dankenswerth wäre es übrigens, wenn nach der nun erfolgten Klarlegung des hauptsächlichen Thatbestandes auch das Zwischenspiel, das sich daran knüpfte, ans Licht gezogen würde, die Verleumdungsklage der A. L.-Z. gegen den Jenaer Adjuncten Forberg, der gesagt hatte, die Zeitung habe sich die erste Recension bezahlen lassen. Goedeke, Geschäftsbr. S. 171, gibt nur Andeutungen über die Sache.

In ähnlicher Weise fallen durch die vorliegende Publication neue aufklärende Lichter auf viele Verhältnisse, so auf das Schillers zu Göschen, der Jahre gebrauchte, um die Erbitterung, in die ihn das neue Verhältniss Schillers zu Cotta versetzt hatte, zu überwinden, auf Schillers Berufung nach Tübingen, über welche ein eigenhändiger, die Sache völlig klarlegender Bericht und ein Brief des Professors Abel (S. 62. 73) mitgetheilt werden. Neu und ein sittengeschichtliches Bild von hohem und eigenthümlichem Reiz sind die mühsam herbeigeschafften Mittheilungen über Johann Baptist Lacher, einen interessanten, wunderbaren Schwärmer, für Schiller freilich nur eine Sternschnuppe, die einmal seine Atmosphaere durchkreuzt hat. Ganz besonders aber verdient die grosse Gruppe von Briefen die Aufmerksamkeit des Litterarhistorikers, welche auf die Beziehungen Schillers und seiner Werke zu England, zu Nöhden, Bell, Coleridge, Mellish hinweisen oder vielmehr, Dank der unermüdlichen Sorgfalt und dem Scharfsinn des Herausgebers, dieselben völlig klarlegen, nicht ohne dass wir auch instructive Einblicke in die damaligen, zum Theil wenig geschmackvollen Neigungen des englischen Publicums für das deutsche Drama überhaupt erhielten.

Und hier ist denn nun der Ort, einer andern, höchst erfreulichen Seite unseres Buches zu gedenken. Lenkt nämlich die Zahl und der Inhalt der vorliegenden Documente unsern Dank vornehmlich an die Adresse der Familien Schiller-Gleichen und Cotta, so gebührt für die grossartige Arbeit, welche diesen Documenten zu Theil geworden ist, die volle, ungetheilte Bewunderung dem Herausgeber. Herr Dr. Wilhelm Vollmer hat in der That eine mustergiltige, eine meisterhafte Leistung geschaffen. Die Documente sind ungekürzt, in originaler Form wiedergegeben, nur völlig unwesentliche Puncte der originalen Schreibweise sind unbeachtet gelassen, worüber das Vorwort Rechenschaft gibt. Ueber Eigenthümer der Originale, resp. über die ersten Drucke, über schwierige Stellen der

Textconstitution, Schwierigkeiten der Datierung sind überall die nöthigen Mittheilungen gemacht, und so genügt die Behandlung des Textes, sowol was die Grundsätze des verfahrens, als was die Consequenz ihrer Ausführung betrifft, den Forderungen, welche philologische Akribie stellen muss, vollkommen. Die Anmerkungen unter und die längeren Auseinandersetzungen zwischen dem Text zeigen den Herausgeber im Besitz der sicheren Herrschaft über das ganze weite litterargeschichtliche, politische, culturhistorische Gebiet, über das sich sein Stoff ausbreitet. Er gibt in der That das ganze erreichbare Material, das zur Erklärung der Briefe oder zur Bestätigung ihres Inhalts dienen kann. Verwandte Stellen aus der einschlägigen gedruckten Litteratur in grosser Reichhaltigkeit, vieles aus der dem Herausgeber zu Gebote stehenden ungedruckten, Notizen aus Kirchenbüchern und andern amtlichen Aufzeichnungen, oft gewiss mit unsäglicher Mühe herbeigeschafft, briefliche Mittheilungen jetzt lebender Personen über solche, die in den Briefen genannt werden, sind herangezogen, um den Text lesbar und nutzbar zu machen.

Nur mit zagen kann ich es einer solchen Leistung gegenüber wagen, mit eigenen kleinen Besserungen oder Zusätzen vorzutreten. Es sind Kleinigkeiten, aber doch vielleicht ein schwacher Dank für die umfassende Belehrung, die das Buch mir geboten, und zugleich sicherlich der Beweis, wie wenig Gelegenheit zu Ausstellungen die Sorgfalt des Herausgebers gelassen hat. Für die Anordnung der zwischen Schiller und Cotta gewechselten Briefe ist dadurch gut vorgearbeitet, dass der exacte Geschäftsmann Cotta jedem eingehenden Brief einen Vermerk über den Tag des Empfangs und den der Beantwortung aufschrieb, sowie dadurch, dass Schiller, wenn auch nicht mit geschäftsmässiger Pünctlichkeit, seit 1795 jeden abgehenden und ankommenden Brief unter dem betreffenden Datum im Kalender eintrug. Beide Vermerke hat der Herausgeber den Briefdaten hinzugefügt. Diese Hilfsmittel bieten zur Entdeckung von Lücken in der Correspondenz — ein ziemlich langes, aber noch zu vermehrendes Verzeichniss fehlender Briefe bringt Anhang VI — sowie zur Ordnung der Briefe willkommene Handhabe. Bei einer Masse indessen von im ganzen gegen 600 zum ersten Mal zu ordnenden Briefen, wo doch mancher undatierter dazwischen läuft, sind Irrthümer nicht bloss verzeihlich, sondern geradezu unvermeidlich. Ich habe nur 3 nach meiner Ansicht falsch datierte Briefe gefunden. Der erste gehört nicht der Schiller-Cottaschen Correspondenz an, es ist der undatierte Brief Woltmanns S. 151, den der Herausgeber Ende Januar 1796 ansetzt, wie ich glaube, einige Wochen zu früh: „Da ich, schreibt Woltmann, die ganze Woche hindurch verhindert war, zu Ihnen zu kommen, musste ich meinen Besuch bis auf heute verschieben und nun halten mich ein Fieber und Halsweh zu Hause.

Durch das Geschenk, welches Sie mir mit dem neuen Jahrgang der Horen machen wollen, haben Sie mich sehr verbunden." Aus dem letzten Satze lese ich heraus, dass der Brief ein Dankbrief sein soll für das von Schiller versprochene Geschenk der Horen; aus dem ersten, dass er am Ende der Woche, eines Sonnabends, oder Sonntags geschrieben wurde. Am 23. Januar (Sonnabend) fand der Besuch Woltmanns bei Schiller statt (an Goethe No. 148), der um mindestens 8 Tage unserm Briefe vorangegangen sein muss (vgl. Anm. 2 bei Vollmer). Sollte nun also Schiller schon in der nächsten Woche, ohne andern Anlass zum schreiben, ihn, der in Jena selbst wohnte, von der beabsichtigten Schenkung des Horen-Jahrgangs in Kenntniss gesetzt haben? Ich denke, den natürlichen Anlass dazu gab die Uebersendung des ersten Heftes; dabei wird Schiller ihm mitgetheilt haben, dass er sich erlauben werde, ihm den ganzen Jahrgang zu senden, und ihn zugleich um Beiträge gebeten haben. Die Paquete mit Horen I kamen aber (Kal. S. 18) erst Sonntag den 7. Februar in Jena an, und am Sonnabend darauf, dem 13. Februar, notiert der Kalender einen Brief von Woltmann; das wird der vorliegende sein.

In Schillers Schreiben an Cotta No. 398, Weimar 10. Febr. 1803, sowie in Cottas Antwort darauf No. 401, Tübingen 21. Februar 1803, ist die Jahreszahl unzweifelhaft verlesen statt 1805. An diese Stelle des Jahres 1803 passen sie durchaus nicht. Der Maler Jagemann — so berichtet Schiller — habe ihm „die Zeichnung der Johanna" (für den ersten Band der theatralischen Sammlung) übergeben; um keine Zeit zu verlieren, habe er sie an den Kupferstecher Böhm nach Leipzig geschickt und ihm dieselbe durch den Maler Schnorr angelegentlichst empfohlen. In dem Fall, dass Böhm den Stich nicht auf die Ostermesse fertigen könne, habe er Schnorr aufgetragen, die Zeichnung mit erster Post an Cotta zu schicken. Verhandelt wurde im Januar 1803 allerdings schon über die Herausgabe des „Theaters", aber so eilig, wie in diesem Briefe, hatte man es noch nicht damit. Von Jagemanns Zeichnung, die Schiller als bekannt bei Cotta voraussetzt, ist weder vorher die Rede gewesen, noch wird sie ausser in Cottas Antwort auf diesen Brief wieder erwähnt vor dem December 1804 (S. 542), ja der betreffende Stich vor dem 1. Bande des „Theaters" trägt die Unterschrift: Ferd. Jagemann del. Weimar 1805. „Goethe," schreibt Schiller weiter, „lag einige Tage gefährlich an einer Lungenentzündung;" das war bestimmt nicht 1803, wo er im Januar höchstens durch leichte Unpässlichkeit zeitweise am ausgehen gehindert war; wol aber hatte er 1805, wie Schiller auch S. 552 an Cotta berichtet, Lungenentzündung. Auch der Kalender weiss von diesen Briefen des Jahres 1803 nichts. Nun aber stelle man die Briefe unter dieselben Daten des Jahres 1805, und alles fügt sich aufs schönste. Von der Zeichnung hatte Schiller zuerst (S. 542)

am 13. December 1804 an Cotta gemeldet, dass sie „der junge Jagemann von hier, ein vortreflicher Künstler, in Paris nach einem alten Gemählde copiert hat". Das ist doch offenbar die erste Erwähnung von Maler und Bild. Am 7. Februar 1805 schrieb er über das Bild an Schnorr (Kal. S. 187), am 10. Februar, wenn meine Datierung des fraglichen Briefes richtig ist, an Cotta (Kal. 11. Febr.), und am 25. Febr. 1805 konnte er bereits melden (S. 551): „Schnorr schreibt mir aus Leipzig, dass er für das Bildniss der Johanna keinen Kupferstecher habe finden können und daher die Zeichnung meiner Vorschrift gemäss an Sie gesendet." Auch die Druckprobe aus dem Don Carlos, die in das Jahr 1803 nicht passt (S. 482, A. 2), denn sie war offenbar nach Schillerschem Manuscript gedruckt, passt an der von mir dem Briefe angewiesenen Stelle völlig in den Zusammenhang (vgl. S. 548 und die Anm. 1, 549. 550. 553).

Das Vorwort gibt eine Skizze der Geschichte der Cottaschen Handlung und des Lebens unsres Cotta bis zu seinem bekannt werden mit Schiller. Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass die beiden Männer vielleicht auch als Kinder (Cotta war etwa 5 Jahre jünger) einander nicht fremd geblieben sind. Bekanntlich wohnten die Familien Schiller und v. Hoven in Ludwigsburg in der Cottaschen Hofbuchdruckerei zur Miethe, wol einer Filiale des Stuttgarter Geschäfts, ja der damalige Inhaber Christoph Friedrich Cotta, der Vater von Johann Friedrich, stand bei einem Schillerschen Kinde Gevatter (Bezieh. S. 17. Archiv IV, S. 237).

Zu dem Briefe von Reichardt an Schiller S. 103 bemerke ich, dass die Antwort darauf erhalten und abgedruckt ist im Schiller-Album (Dresden 1861) S. 32. Sie ist datiert Jena d. 3. Aug. 95.

In einem Briefe vom 8. Aug. 1796, der am 15. in Jena eintraf, schreibt Cotta (S. 184): „Inlage von Ihrer Frau Schwester erhalte ich so eben." Christophine befand sich damals zur Pflege des todkranken Vaters auf der Solitüde und hatte, weil der Postbetrieb durch die französische Invasion gehindert war, Cottas Vermittelung gesucht, um den Brief in die Hände des Bruders gelangen zu lassen. Die „Beziehungen" geben nun 3 Briefe Christophinens aus dieser Zeit. Der erste vom 20. Juli schildert die Leiden und Schrecken eines französischen Ueberfalls auf der Solitüde. Der zweite vom 21. Juli hat in dieser Beziehung einen mehr beruhigenden Inhalt, ebenso der dritte, datiert den 9. August. Vollmer meint gewiss richtig, jenen ersten Brief müsse Schiller nach dem 15. August erhalten haben, denn die Aeusserungen, die er an diesem Tage an Goethe thut, die seinen hätten von den Franzosen nicht viel gelitten, konnte er nicht thun, wenn er Christophinens Brief vom 20. Juli gelesen hatte. Daher nimmt Vollmer an, der durch Einschluss in Cottas Brief vom 8. August expedierte und am 15. in Jena angekommene Brief Christophinens sei der vom 21. Juli. Indessen

schreibt die Schwester am 9. August in dem dritten Briefe: „Wahrscheinlich hast Du nun einen Brief durch meinen Mann erhalten, welchen mir die Simanowitz in Ludwigsburg besorgt hat; es gehen seit dem 14. [Juli] hier keine Posten; ich sende also diesen Brief an Herrn Cotta in Tübingen, der vielleicht eher einen Weg hat, ihn Dir zuzubringen. Unsere Schicksale wirst Du aus jenem Briefe ersehen.“ Aus diesen Worten ist nach meiner Ansicht zu schliessen, dass Christophine seit jenem über Ludwigsburg und Meiningen beförderten Briefe, in dem „unsere Schicksale“ enthalten waren, noch keinen wieder geschrieben, und ferner, dass dieser vom 9. August der erste ist, den sie an Cotta zur Vermittelung schickte. Jenen über Ludwigsburg (und Frankfurt) erhaltenen schickte Reinwald am 13. August weiter an Schiller (v. Maltzahn, Christophine S. 195), dieser erhielt ihn am 17. August, wo der Kalender S. 28 notiert: „Solitüde. Reinwaldin. Reinwald.“ Das ist offenbar der schreckensvolle Brief vom 20. Juli, und vermuthlich auch der lange Nachtrag dazu vom 21. Der mit Cottas Brief vom 8. August gegangene kann aber nur der unter dem Datum des 9. August gedruckte sein, das Datum ist, wie ich vermuthe, verlesen für 6. oder 7. Am 11. Aug. schreibt Cotta (S. 185): „Mein leztes mit dem Brief Ihrer Frau Schwester wird in Ihren Händen seyn,“ und denselben Brief meint er noch einmal, wenn er am 21. August sagt: „Von Ihrer Frau Schwester habe ich Ihnen inzwischen einen Brief gesandt und den Ihrigen an Sie besorgt;“ Schiller hatte nämlich in seiner Antwort vom 15. August den Empfang von Christophinens Brief nicht ausdrücklich gemeldet.

S. 220 ist ein langer Brief Boies an Schiller mitgetheilt, zu dessen Interpretation im einzelnen ich auf Weinhold, Heinrich Christian Boie, Halle 1868, verweise. „Wenn ich ihn [Goethe] jezt einmal wieder sähe, würden wir vermutlich mehrere Berührungspunkte finden, als vor zwanzig Jahren.“ Das bezieht sich auf den Besuch, den Boie am 15. October 1774 bei Goethe in Frankfurt machte. Vgl. Weinhold S. 70. 187, wo auch ein darauf Bezug nehmendes Billet von Goethe aus jener Zeit mitgetheilt ist. Zu Vossens Nervenfieber, von dem Boie spricht, vergleiche man Herbst, Voss, II S. 179 f. „Meine Frau freut sich des Andenkens von der Ihrigen.“ Boies zweite Frau Sara, geb. von Hugo, war mit Charlotte in früheren Jahren, vielleicht bei einem Badebesuch in Pyrmont, bekannt geworden. Weinhold S. 225. Das von Vollmer S. 220 A. 1 erwähnte Geschenk Goethes an Boie war von einem Schreiben begleitet, welches bei Weinhold S. 190—91 gedruckt ist.

S. 239 ist in Cottas Brief das Datum des letzten Schillerschen „vom 2. h.“ nicht verschrieben für 12, wie die Anmerkung sagt, sondern für 7, und der Brief, auf den Cotta hier antwortet, ist nicht verloren, sondern es ist der auf S. 238 gedruckte vom 7. April, auf dem Cotta selbst als Empfangstag den 16., als den der Beantwortung

den 21. April vermerkt hat; der vom 22. ist aber in der That Punct für Punct die Antwort auf Schillers Schreiben vom 7. April. Am 12. April notiert der Kalender allerdings: „An Cotta. Cellini“, doch wird dies, da eine Lücke in der Correspondenz sich nicht fühlbar macht, eine blosse Manuscriptsendung gewesen sein.

Zu den S. 259 A. 3 aufgeführten beiden Componisten der Gotterschen Geisterinsel ist Reichardt der dritte; vgl. Teichmanns Litterar. Nachl. S. 412. Bei Gelegenheit der ältesten Räuberausgabe, die S. 279 A. 3 u. 4 besprochen wird, will ich das Unicum erwähnen, das sich in der Bibliothek des Barons v. Maltzahn befindet, mit einem sonst unbekannten, weil während des Drucks vernichteten zweiten Bogen; s. W. v. Maltzahn, deutscher Bücherschatz des sechzehnten u. s. w. Jahrhunderts, Jena 1873—74, S. 479 No. 1518. Goedeke, histor.-krit. Ausg. II S. V. VI.

S. 370, 4. Der englische Buchhändler Miller war mit Schiller nicht durch Mellish in Verbindung gekommen, sondern, wie der Brief S. 348 zeigt, durch Nöhden.

S. 443, 2. Schillers Antwort an Schütz, die in dem Drucke: Chr. G. Schütz, Darstellungen aus seinem Leben u. s. w. II S. 422 völlig falsch datiert ist, trägt in der viel gescholtenen Berliner Sammlung II S. 1006, welche sich hier einmal an die richtige Quelle gewandt hat (s. die letzte Seite des Vollmerschen Buchs, Z. 4 von unten), nämlich an das Morgen-Blatt von 1807, nicht nur das richtige Datum: 22. Januar 1802, sondern der Text zeigt, während die Neigung dieser Ausgabe sonst auf das beschneiden der Texte gerichtet ist, auch wesentliche Erweiterungen, die durchaus das Gepräge der Echtheit tragen und offenbar ebenfalls aus dem Morgenblatt stammen. Apels Name als des Recensenten der Jungfrau von Orleans fehlt aber daselbst, und wie mir scheint, mit Recht. Denn aus dem Schützschen Briefe geht hervor, dass mindestens Schiller, vielleicht auch Schütz selbst, den Namen des Verfassers des Manuscripts nicht kannte. Also Schütz der Sohn wird in seiner Publication den Namen (ob mit Recht?) hinzugefügt haben. Apel tritt übrigens auch in einem an Schütz gerichteten Briefe (Chr. G. Schütz I S. 4) als Recensent der Schillerschen prosaischen Schriften auf. Dabei will ich erwähnen, dass der Verfasser der in demselben Schützschen Brief besprochenen Recension von Maria Stuart (A. L.-Z. 1802 No. 1 u. 2) nach Böttigers Angabe (Minerva 1813 S. 18 A.) Huber ist. Von diesem brachte, wie ich aus Vollmers Buch S. 468 A. 1 lerne, der Damenkalender 1803 einen erläuternden Text zu Kupfern aus der Maria und der Jungfrau. Ob Böttigers Angabe Glauben verdient, lasse ich dahingestellt.

Der S. 456, A. 6 erwähnte Brief von Wilmans ist nicht, wie Goedeke Geschäftsbr. S. 299 ihn ansetzt, aus dem October, sondern, wie in diesem Archiv V S. 466 nachgewiesen ist und durch den Brief Schillers an Cotta bestätigt wird, aus dem Juni 1802.

S. 462 schreibt Schiller bei Gelegenheit von Erbschaftsangelegenheiten, die in Leonberg abzuwickeln waren, er sende heute dorthin Cottas gerichtliche Vollmacht als Mandatarius (Cotta war auch Advocat) nebst einer Erklärung betreffend eine frühere Cessionsurkunde. Im Anschluss an diesen Brief ist ein Actenstück abgedruckt: „Vollmacht für Cotta.“ Es ist aber seinem ganzen Inhalt nach nicht die Vollmacht, sondern das zweite Actenstück, von dem Schiller schreibt, die jene Cessionsurkunde betreffende Erklärung. Jene Cessionsurkunde vom Jahre 1796 war nach Bezieh. S. 385 an das Leonberger Waisengericht gegangen. Sollte es Herrn Dr. Vollmers Verbindungen nicht glücken, auch dies Actenstück aufzuspüren und ans Licht zu fördern?

Von der S. 486 erwähnten Reise nach dem Süden, die er vorhatte, spricht Schiller schon zu Anfang des Jahres 1803 zu seinen Schwestern (v. Maltzahn, Christophine S. 238. Boas, Nachträge II S. 487). Theils war es dabei vielleicht auf die Schweiz, theils auf verwandte und Freunde in Meiningen und Schwaben, theils aber auch wol auf Dalberg in Regensburg abgesehen, wo Schiller zu einem Dankbesuche verpflichtet war; vgl. S. 493 und Hennes, Fischenich u. Charl. v. Schiller S. 61.

Doch ich muss fürchten, durch mehr dergleichen kleines und kleinliches nachputzen den Schein zu erregen, als glaubte ich durch dasselbe den Werth eines Werkes erhöhen zu sollen, das so sauber bis ins kleinste durchgearbeitet und so grossartig wie ein Denkmal auf weit greifendem Fundamente vor uns steht. Möchte der Verlagshandlung und dem Herausgeber aus der Auf- und Abnahme, welche dies Buch zu finden verdient, der Entschluss erwachsen, auch die andern, noch ungehobenen Schätze, welche in dem Archiv des Hauses Cotta verborgen liegen, vor allem die Briefe Goethes, voll und ganz ans Licht zu fördern. An der Bereitwilligkeit dazu wird es einer Verlagshandlung nicht fehlen, die mit allen ihren Wurzeln auf unsrer grossen Litteraturepoche steht, und die ihr traditionelles Interesse für dieselbe nicht nur durch diese vorzügliche Publication und die nun endlich ihrer Vollendung entgegengereifte historisch-kritische Schillerausgabe, sondern auch durch die wiederholte Ausgabe älterer litterarhistorischer Werke immer von neuem bekundet, wie der Wolzogenschen Schillerbiographie, welche soeben in zierlicher fünfter, und des Briefwechsels zwischen Schiller und W. v. Humboldt, welcher in zweiter Auflage erscheint. Letzteres Werk ist nunmehr wesentlich vervollständigt durch diejenigen Stücke, welche Goedeke in den Geschäftsbriefen und im XI. Bande der historisch-kritischen Ausgabe bekannt gemacht hat, und die Anordnung mehrerer Briefstellen ist nach den Andeutungen, die von mir in der Anzeige der „Geschäftsbriefe“ (Archiv V S. 463 f.) gemacht sind, berichtigt worden.

Miscellen.

Zu Fischart.

Wilhelm Wackernagel nennt in seiner Schrift: Johann Fischart von Strassburg (Basel, 1870) S. 7 eine „Descriptio Particulae Territorii Argentinensis" als ein ungedruckt gebliebenes Werk Fischarts, das noch Schöpflin in seiner Alsatia illustrata (Colmar, 1751. fol. I 56. vgl. I 22) benutzt habe; Gustav Dederding, zur Charakteristik Fischarts (im elften Jahresbericht über die Luisenstädtische Gewerbeschule. Berlin, 1876. 4.) S. 4 ist geneigt, diese „Descriptio" für identisch mit Fischarts „de Originibus Argentoratensibus" zu halten, bemerkt jedoch: „aus den Worten Schöpflins würde noch nicht einmal mit Sicherheit hervorgehen, dass die Descriptio von Fischart verfasst ist, wenn er nicht im Index Auctorum ausdrücklich anführte: Fischartus, in Descriptione Territorii Argentoratensis." Ob indessen Schöpflin selbst es ist, der seinem Index auctorum diese Anführung eingefügt hat, ist zweifelhaft. Wahrscheinlicher Weise rührt dieselbe nicht von diesem selbst, sondern von irgend einem litterarischen Gehilfen her, der Schöpflins Citat „Descriptio" u. s. w. ebenso missverstanden hat, wie sehr viel später Wackernagel. Denn ein Missverständniss ist es, was des letzteren Angabe zu Grunde liegt. Indem wir nämlich feststellen können, dass die „Descriptio", auf welche Schöpflin verweist, ihm gedruckt vorlag und noch heute gedruckt vorhanden ist, müssen wir zugleich die Erwartung täuschen, dass dieser Druck eine Bereicherung der Fischart-Litteratur sei. Das Buch, dessen Seite 21 der Verfasser der Alsatia illustrata citiert, ist kein anderes als: „Descriptio particulae territorii Argentinensis Kurtze Beschreibung etlicher Stätte, Schlösser und Dörffer welche umb Straßburg gelegen, und auf beygehender Landtaffel benamset werden. Heraus gegeben zu Anfang des 1675. Jahrs." fol.* In demselben liest man auf S. 21: „Cc. Die Ergers oder Argers, worvon in den Marginalien unserer Landtaffel bericht zu finden" — und dies ist die Stelle, auf welche Schöpflin bezüglich der Ansicht Fischarts, dass Argentoratum von dem Flüsschen Ergers seinen Namen erhalten habe, in zwei Fussnoten behufs topographischer Orientierung hinweisen wollte.

---

* Ein Exemplar befindet sich in der Dresdner Bibliothek mit der Standortsbezeichnung: „Hist. Rhen. sup. 149."

Dante Alighieri

als Minnesänger betrachtet.

Von

Ferdinand Sander.

> Versuch nicht, Dantes Ruhm ins Wort zu fassen!
> Zu hell erglänzt sein Licht durch alle Welten.
> Leicht ists, das Volk, das ihn verbannte, schelten;
> Vor seinem Stern muss jedes Wort erblassen!

Diese abmahnenden Worte Michel Angelos entsprachen, als ich ihnen während der Vorarbeit für diese Zeilen begegnete, so sehr meiner Stimmung, dass ich mich nicht enthalten konnte, sie in deutsches Gewand zu kleiden und unter ihrem Schutze das Werk zu beginnen. Es kann ihr Sinn nicht sein, dass man überhaupt von dem Sänger der Göttlichen Komoedie schweigen solle. Davor, denke ich, wollen sie jeden warnen, der von Dante schreiben will, dass er sich nicht vermesse, die ganze unendlich vielseitige und tiefgreifende Bedeutung des grossen Florentiners in engem Rahmen zur Anschauung zu bringen, sondern sich bescheide, einen Strahl aus seinem Glanze aufzufangen und auf den Leser zurückzuwerfen.

Dieser Warnung eingedenk will ich in den nachfolgenden Zeilen versuchen, eine Seite des grossen Dichters mit möglichster Anschaulichkeit und Treue zu schildern, indem ich den Leser bitte, Dante mit mir als Sänger der Minne oder, was damit zusammenfällt, in seinem Verhältniss zu der durch ihn unsterblich gewordenen Beatrice zu betrachten.

Die fleissige Dante-Forschung unserer Tage diesseits und jenseits der Alpen pflegt andere Gegenstände in den Vordergrund ihrer Betrachtung zu stellen: seine Welt-Anschauung und

-Gestaltung, die äussere kosmologische sowol, als die innere ethische und theologische, seine Politik und Philosophie, seine innere Entwickelung und die Art, wie seine Zeit mit ihrem wissen und streben, mit ihrem glauben und irren in ihm sich spiegelt. Es ist sehr anzuerkennen, dass alle diese Dinge endlich zu ihrem vollen Rechte kommen. Aber, fragen wir Dante selbst, wer er gewesen ist und wer er hat sein wollen, so antwortet er uns vor allem:

> . . . . . Ich bin ein solcher, der es merket,
> Wenn Amor haucht, und, was er innen vorspricht,
> In gleicher Weise dann hingeht zu deuten!

Er rechnet sich vor allem zu denen,

> . . . . die sich bedienen
> Der süssen, anmuthvollen Reime Amors.

Ein genauerer Blick auf die Werke des Dichters bestätigt dies Selbstzeugniss durchaus. Sein ganzes Leben hindurch blieb die Liebe zu Beatrice der Aufzug, in welchen alle seine anderen, an sich betrachtet, weit grösseren und umfassenderen Ideen und Interessen als Einschlag verwoben wurden; oder, vielleicht würdiger gesagt, sie war die goldne Schnur, auf welche alle jene leuchtenden Perlen der Kunst und Wissenschaft gereiht, durch welche sie zur Einheit zusammengefasst wurden. Darum ist Dante, der gelehrte Philosoph und Theolog, der unerbittliche Richter seiner Zeit, der leidenschaftliche Kämpfer für die Kaisermacht gegen die Anmassungen Roms, auch zugleich Dichter, und Dichter in des Wortes vornehmster Bedeutung, geblieben, weil alle Liebe und aller Hass, womit er den Dingen in der grossen Welt der Körper und der Geister entgegentritt, im engsten, innerlichsten Bunde mit dem wunderbaren Gefühle stehen, welches von früher Kindheit an die innere Welt seines Geistes bestimmend beherrschte, mit seiner Liebe zu Beatrice.

Dante (eigentlich Durante) Alighieri und Bice (eigentlich Beatrice) Portinari waren fast genau von gleichem Alter. Seine Geburt nämlich fällt in das Jahr 1265; das Jahr ihrer Geburt ist 1266. Die Kindheit des berühmten Paares gehört also jenem Zeitraum an, wo vor kurzem die kaiserliche und Hohenstaufische Macht völlig zu Boden geworfen war und nur

noch als Idee, als Schlagwort und Fahne einer Partei fortlebte. Italien, als ganzes genommen, hatte durch den Fall der ausländischen Herrschaft und den Sieg der guelfischen Partei, welche sich gern den Anschein der nationalen gab, nicht gewonnen. Dante hat das später in den leidenschaftlichsten Anklagen gegen den Zustand des öffentlichen Lebens in Italien seinen Zeitgenossen vorgehalten. Der Nachwelt haben es die traurigen Früchte bewiesen. Gewonnen hatten aber unstreitig bei diesem Umschwunge die mächtig aufblühenden Stadtgemeinden des nördlichen und mittleren Italiens; am meisten von allen vielleicht Florenz.

Während Kaiser und Papst um die Weltherrschaft stritten, hatte die schöne Arno-Stadt eine kluge Neutralität, wenn auch meistens mit Hinneigung zur guelfischen Sache, bewahrt und sich ganz im stillen zum mächtigen, gefürchteten Haupte in Tuscien aufgeschwungen. Mit der Unabhängigkeit und Macht war auch die Volkszahl und der Wolstand gewachsen. Zur Zeit der Geburt Dantes muss die Stadt an Zahl und Reichthum der Bewohner dem heutigen Florenz weit voraus gewesen sein. Die zahlreichen Einwanderungen von aussen und das durch sie genährte emporstreben der bürgerlichen Bevölkerung gegen die Herrschaft der Geschlechter mag manche ehrwürdige Schranke der guten alten Sitte umgestossen, oftmals geistloser Prunksucht und Ueppigkeit die Bahn gebrochen haben. Wenigstens rückt das Dante später unermüdlich mit bitterer Strenge seiner Vaterstadt vor. Allein die eigne Jugendentwickelung des Dichters und so manches unwillkürliche Zeugniss in seinen Werken beweisen genugsam, dass mit dem Gefühle der Kraft auch reges streben nach schöner Gestaltung des Lebens und eifrige, verständnissvolle Pflege von Kunst und Wissenschaft in dem bevorzugten Theile der Gemeinde erblühte.

Aus diesem Kreise des städtischen Adels waren beide, Dante und Bice, entsprossen. Ihre Eltern waren Nachbarn und standen während der Kindheit jener beiden zeitweilig in geselligem Verkehre mit einander. Sehr nahe scheinen indess die Beziehungen der beiden Häuser nicht gewesen zu sein; mindestens waren sie nicht dauernd.

Am 1. Mai 1274, als Dante am Ende seines neunten Lebensjahres stand, Beatrice eben das achte Jahr ihres Alters zurückgelegt hatte, versammelte der Vater der letztern, Herr Folco Portinari, in jener Zeit ein gar angesehener Mann unter seinen Mitbürgern, Nachbarn und Freunde zur festlichen Begrüssung des Frühlings in seinem Hause. Dante durfte seine Eltern begleiten. Dort und damals im Hause ihrer Eltern erschien ihm, wol nicht überhaupt zum ersten Male, aber zum ersten Male mit der Gewalt, welche Liebe weckt, seine Beatrice. Sie war, auch nach anderer Bericht, in ihrem Wesen voll Adel und Anmuth, in Geberden und Worten ernst und bescheiden, mehr als ihre wenigen Jahre erwarten liessen. Sie war zart von Angesicht, auf das beste gestaltet und neben der Schönheit so voll Ehrbarkeit und Lieblichkeit, dass sie von vielen fast wie ein kleiner Engel angesehen wurde. An diesem Tage nahm der Knabe Dante ihr Bild mit solcher Innigkeit in sein Herz auf, dass es, so lange er lebte, nie wieder aus demselben schied.

Wir müssen ihn selbst über diese entscheidende Stunde berichten hören. Nach dem Tode der geliebten hat er ihr ein erstes und vorläufiges Denkmal gesetzt in einem Büchlein, welches den bedeutsamen Namen trägt: „*Vita nuova*, neues Leben“. Wie dieser Name andeuten soll, dass mit jenem 1. Mai 1274 ein ganz neues Leben für den jungen Dante begann, so gibt uns das Buch selbst die Blüten dieses neuen Lebens in einer Reihe von Sonetten und Canzonen. Ihr Verfasser begleitet sie mit einer fortlaufenden Erklärung, welche von jedem Gedichte Anlass, Absicht und Anlage — zum Theil mit pedantischer Gründlichkeit — darlegt. Für uns kommt zunächst der Anfang des Buches in Betracht, den ich mir erlauben muss in wörtlicher Uebersetzung mitzutheilen.

„In demjenigen Theile des Buches meines Gedächtnisses,“ so beginnt Dante, „vor welchem man nur weniges würde lesen können, findet sich eine Ueberschrift, welche lautet: *Incipit nova vita!* Unter ihr finde ich die Worte geschrieben, welche ich, wenn nicht alle, so doch ihrem Sinne nach zusammenstellen will.“

„Neunmal schon nach meiner Geburt war der Himmel

des Lichts nach der ihm eigenthümlichen Kreisbewegung fast zu demselben Puncte zurückgekehrt, als meinen Augen zuerst die ruhmreiche Herrin meines Geistes erschien, welche von vielen Beatrice genannt wurde, weil sie dieselbe nicht anders als so (Beseligerin) zu nennen wussten. Sie war in diesem Leben schon so lange gewesen, dass in ihrer Zeit der gestirnte Himmel um das Zwölftel eines Grades ostwärts bewegt war. Sie erschien mir demnach etwa im Beginn ihres neunten Jahres, und ich erblickte sie etwa am Ende des meinigen. Und sie erschien mir, angethan mit der edelsten Farbe, welche demüthig und ehrbar zugleich ist, der blutrothen, gegürtet und geschmückt, wie es für ihr sehr jugendliches Alter sich ziemte."

„In diesem Augenblicke, sage ich mit Wahrheit, dass der Geist des Lebens, welcher in der geheimsten Kammer des Herzens wohnt, so heftig zu zittern begann, dass er in den kleinsten Pulsen schrecklich erschien und zitternd diese Worte sprach: *Ecce deus fortior me; veniens dominabitur mihi!* In diesem Augenblicke begann der thierische Geist, welcher in der Kammer wohnt, zu der alle Sinnengeister ihre Wahrnehmungen tragen, sich sehr zu verwundern und, besonders zu Geistern des Gesichts redend, sprach er diese Worte: *Apparuit jam beatitudo nostra!* In diesem Augenblicke begann der natürliche Geist, welcher in dem Theile wohnt, wo sich unsre Ernährung vollzieht, zu klagen und sprach klagend diese Worte: *Heu miser, quia frequenter impeditus ero deinceps!*"

„Von da an beherrschte Amor meine Seele, welche so früh ihm verlobt wurde. Und er gewann durch die Kraft, welche meine Einbildung ihm verlieh, so grosse Sicherheit und so grosse Herrschaft über mich, dass ich alle seine Wünsche ganz und gar vollbringen musste. Er befahl mir oftmals, dass ich jenes jugendliche Engelein zu sehen suchen sollte. Daher gieng ich oftmals in meinem Knabenalter hin, sie zu besuchen; und ich fand sie stets von so neuem und löblichem gebaren, dass man mit Sicherheit jenes Wort des Dichters Homer von ihr sagen konnte: Sie schien nicht Tochter eines sterblichen Mannes, sondern Gottes zu sein!"

„Und, obschon ihr Bild, das immer vor mir stand, für

Amor die Handhabe war, mich zu beherrschen, bewies es allewege die edle Kraft, niemals zu leiden, dass Amor mich ohne den treuen Rath der Vernunft geleitet hätte, in den Dingen nämlich, wo solcher Rath nützlich zu hören ist."

Vielleicht erscheint Dante nach dieser ersten Probe als ein pedantischer Liebhaber, welcher mehr seine Gedanken und Betrachtungen über die Liebe als das Gefühl der Liebe selbst zum Ausdruck bringt. Ganz wird man diesem Eindruck das Recht nicht absprechen dürfen. Es ist eben eine Eigenthümlichkeit Dantes, dass alles wissen und alle Interessen seines Geistes eine enge Verbindung mit seiner Liebe eingehen. So deutet die umständliche Zeitbestimmung, deren tiefere Bedeutung für ihn später noch klar werden wird, auf seine eingehende Beschäftigung mit dem damals in der Wissenschaft herrschenden astronomischen Systeme des Ptolemaeus. So beweist die sorgfältige Dreitheilung des Geistes in die Pflanzen-, die Thier- und die Menschen-Seele, dass Dante mit der Seelenlehre des Aristoteles vertraut ist. So ist die persönliche Einführung des Amor mindestens für unser Gefühl steif und frostig.

Indess gerade die letztere Beobachtung ist geeignet, zur Vorsicht in diesem Urtheil zu mahnen. Noch bis in unser Jahrhundert herein war bekanntlich der Liebesgott eine sehr oft vorkommende und unentbehrliche Gestalt im Gebiete der Dichtung auch bei uns Deutschen. Erst seitdem ist seine Herrschaft mehr und mehr auf das Gebiet der scherzhaften Dichtung zurückgedrängt. In den romanischen Sprachen heisst aber die Liebe geradezu Amor und ist männlichen Geschlechts. Da liegt die persönliche Auffassung der Liebe als Amor, wie der Sonne als des Sol und des Mondes als der Luna, sehr viel näher und hat viel mehr Berechtigung. Ueberdies war das Mittelalter keineswegs geneigt, den heidnischen Göttern überhaupt alle Wesenheit abzusprechen. Man betrachtete sie vielfach als Genien oder Engel, deren dasein nicht zu leugnen, denen nur keine göttliche Anbetung zu leisten wäre.

In ganz anderm Lichte muss uns aber die scholastisch gelehrte Weise Dantes erscheinen, wenn wir den tiefen, idealen Zusammenhang ins Auge fassen, welcher für ihn die scheinbar

entfernten und verschiedenartigen Bestandtheile verbindet, deren Mischung uns hier fremdartig und seltsam scheint. Doch dazu können wir erst allmählich fortschreiten, wenn wir ihm selbst als dem besten Führer zur Erkenntniss seiner Entwickelung als Minnedichter folgen wollen.

In der *Vita nuova* geht Dante über die Jahre, welche jener ersten einflussreichen Begegnung folgten, rasch hinweg. Er erzählt uns von einer zweiten Begegnung, welche an demselben Tage gerade neun Jahre später erfolgte und sich ebenso tief seiner Erinnerung eingeprägt hat. Aus dem früh geweckten und empfänglichen Knaben war ein empfindsamer Jüngling geworden. Beatrice erschien ihm, wie sie, in die Farbe der jungfräulichen Unschuld gekleidet, zwischen zwei älteren Frauen einhergieng. „Des Wegs daherkommend," erzählt er, „richtete sie die Augen nach der Seite, wo ich ganz furchtsam stand. Und nach ihrer unaussprechlichen Freundlichkeit, welche jetzt in der höheren Welt nach Verdienst belohnt wird, grüsste sie mich so tugendlich, dass ich das Ziel aller Seligkeit zu sehen vermeinte. Die Stunde, in welcher mich ihr süssester Gruss traf, war grade die neunte dieses Tages. Und weil dies das erste Mal war, dass ihre Worte sich an mich richteten, so empfand ich solche Süssigkeit, dass ich, wie berauscht, mich hinwegriss von den Leuten, in die Einsamkeit meiner Kammer gieng und mich da niederlegte, um dieser freundlichsten zu gedenken!"

Es wurde vorhin gesagt, dass der Verkehr der Häuser Alighieri und Portinari kein dauernder gewesen sein könnte. In der vorigen Erzählung haben wir bereits den Beweis dafür. Dante sieht seine Beatrice nicht mehr in ihres Vaters Hause, wo er sie aufsuchte, um sich in kindlicher Unbefangenheit ihrer adelichen Sitten zu freuen. Nur auf der Strasse, im Gotteshause oder in grösserer Gesellschaft trifft er sie. Nur mit Befangenheit und Scheu naht er ihr von weitem und kehrt, von süssen Schauern ergriffen, heim, wenn er einen Blick oder gar als seltene Gunst ein Wort des Grusses von ihr erlangt hat. „Wenn sie," versichert er, „mir von irgend einer Seite her erschien, so blieb mir durch die Hoffnung ihres bewunderungswürdigen Grusses kein Feind mehr. Vielmehr durchdrang

mich eine Flamme der Menschenliebe, welche mich jedem verzeihen liess, der mich irgend beleidigt hatte. Wenn mich dann jemand um irgend etwas gebeten hätte, ich hätte mit einem Angesicht voller Demuth nur antworten können: Liebe! .... Und, wenn nun endlich dies edelste Heil mir grüssend Heil wünschte, so wurde .... meine Seligkeit wie durch den Ueberschwang der Süssigkeit solcher Art, dass mein Körper oftmals sich bewegte, wie eine schwere und leblose Sache."

Aber auch dieses bescheidenen Glückes wurde er, und zwar nicht ohne seine Schuld, beraubt. Eines Tages geschah es in der Kirche während einer Predigt, deren Inhalt eine Lobpreisung der heiligen Jungfrau Maria war, dass eine junge Dame, welche zwischen Dante und Beatrice in der Mitte sass, des ersteren sehnsuchtsvolle Blicke auf sich bezog. Dante, der nicht wagte, seine Liebe zur Beatrice Portinari offen zu bekennen, liess sich nach seinem eigenen Geständniss den Irrthum gefallen und nährte ihn auch wol durch kleine dichterische Spielereien, ohne indess den Namen weder der richtigen, noch der vermeintlichen gefeierten je in seinen Gedichten zu nennen. Das junge Mädchen seinerseits gieng aber bald auf die scheinbaren Huldigungen des geistvollen Jünglings, dessen Ruhm bereits begann sich auszubreiten, mehr als diesem lieb war, ein und verbarg nicht, dass es auf dieselben stolz war. So konnte es nicht fehlen, dass sein Verhältniss zu ihr Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung ward und zu mancher Missdeutung Anlass gab. „Dieser üblen Nachrede wegen," so lesen wir in der *Vita nuova*, „welche mir zur Schande gereichen musste, versagte jene edelste, welche eine Zerstörerin aller Laster und eine Königin aller Tugend war, mir ihren süssesten Gruss, in welchem alle meine Seligkeit bestand..... Nachdem mir nun meine Seligkeit versagt war, ergriff mich solcher Schmerz, dass ich hinweggieng von den Menschen an einen einsamen Ort, um die Erde mit den bittersten Thränen zu baden; und, als ich mich etwas ausgeweint hatte, gieng ich in mein Kämmerlein, wo ich klagen konnte, ohne gehört zu werden."

Im Jahre 1287 ward Beatrice mit dem Herrn Simon de' Bardi, einem vornehmen Florentiner, vermählt. Diese Verbin-

dung musste den letzten Gedanken an den Besitz der geliebten in Dante ertödten. Doch scheint es, dass er seit derselben sich weniger scheute, ihren Namen zu nennen, da sie nun gegen böse Deutungen gesichert war. Keine Andeutung indess spricht dafür, dass auch nur eine gewisse Freundschaft, wie sie unter den gleichaltrigen Nachbarskindern so natürlich gewesen wäre, wieder ihren Anfang genommen hätte. Bei dem einmaligen Falle, wo Dante nach seinem Bericht in der *Vita nuova* noch mit Beatrice zusammentraf, erregte sogar seine schlecht verhehlte Aufregung den Spott der anwesenden Damen und unter ihnen der geliebten selbst.

Ein Freund glaubte nicht besser für den trüb gestimmten Dichter sorgen zu können, als indem er ihn in eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft einführte. Allein schon die Vermuthung, dass seine geliebte anwesend sein könnte, erregte diesen so tief, dass er in seinem ganzen Körper ein wunderbares zittern empfand. „Ich lehnte mich,“ spricht er, „in verstellter Ruhe gegen eine Malerei, welche jenes Gemach umgrenzte. Fürchtend, dass jemand mein zittern wahrnehmen möchte, erhob ich die Augen und schaute auf die versammelten Damen. Ich erblickte unter ihnen die edelste Beatrice. Da wurden meine Geister durch die Gewalt, welche Amor gewann, da er sich so nahe bei der edelsten Herrin sah, dergestalt niedergeschmettert, dass keiner am Leben blieb ausser den Geistern des Gesichts. Und auch diese mussten draussen stehen; denn es gefiel Amor an ihren Platz (als den vornehmsten des Körpers) zu treten und die wunderbare Frau zu sehen. . . . . Viele aber jener Frauen, meine Verwandlung gewahrend, begannen sich zu wundern und spotteten meiner im Gespräche sammt der edelsten. Daher nahm mich der Freund in guter Treue bei der Hand und fragte mich, nachdem er mich ein wenig aus den Blicken jener Frauen hinweggeführt hatte, was ich hätte. Nachdem ich ein wenig geruht hatte, als die gestorbenen Geister erstanden und die vertriebenen heimgekehrt waren, sprach ich zu diesem meinem Freunde die Worte: Ich habe meinen Fuss auf die Stelle des Lebens gesetzt, über welche niemand hinausschreiten darf, wenn er noch zurückzukehren wünscht. . . . . Und mit dem Wunsche, dass es durch Un-

gefähr ihr zu Ohren kommen möchte, sprach ich damals das nachfolgende Sonett:*

Ihr spottet meiner Schmach mit andern Frauen
Und fraget nicht, o Frau, wie es geschehe,
Dass ich so ganz verwandelt vor Euch stehe,
Wenn meine Augen Eure Schönheit schauen.
O, wüsstet Ihrs, ich dürft' auf Mitleid bauen
Und hoffen, dass es besser mir ergehe.
Denn, trifft mich Amor so in Eurer Nähe,
Gewinnt er Kühnheit und ein solch Vertrauen,
Dass er die bangen Geister schlägt, die einen
Erschlägt, die andern treibt aus ihren Kammern
Und selbst bleibt, dass er schauend Euch geniesse.
Drum muss ich ganz ein anderer erscheinen,
Doch also nicht, dass ungerührt mich liesse
Der ausgetriebnen Geister banges jammern."

Seit mit dem Grusse der Herrin Dante das entgieng, was er bis dahin als seine Seligkeit angesehen und als das Ziel aller seiner Wünsche erstrebt hatte, war er nur um so eifriger bemüht, sein Glück und seinen Frieden in dem zu suchen, was ihm nie ausgehen konnte, in den Worten und Liedern, welche die Herrin priesen. Aus jenen Tagen stammt die herrliche erste Canzone der *Vita nuova*, aus welcher wenigstens ein kurzer Auszug hier Platz finden möge.

O Frauen, die Ihr Einsicht habt der Minne,
Zu Euch will ich von meiner Herrin singen,
Nicht weil ihr Lob ich dächte zu vollbringen,
Nur, um des Herzens Ueberschwang zu leeren.
Wenn ich ob ihrer hehren Tugend sinne,
Fühl' ich so süss die Liebe mich durchdringen,
Dass ich — verzweifelt' ich nicht am gelingen,
Möcht' alle Welt mit Liedern lieben lehren!

— — — — — — — — — —

Zu Gott ein Engel ruft des Paradieses
Und spricht: Herr, in der Welt hat sich erschlossen

* Die Uebersetzungen der *Vita nuova* von Förster und der *Divina Commedia* von Philalethes (König Johann von Sachsen) sind zu Grunde gelegt. Der Verfasser ist aber überall auf den Grundtext zurückgegangen und hat sich erlaubt, manche Stellen völlig umzugestalten. — Der Kürze wegen ist hie und da der Text etwas zusammengezogen.

Ein Wunder, einer schönen Seel' entsprossen;
Bis hier herauf ist licht ihr Schein erglommen.
Der Himmel, dem kein Wunder fehlt als dieses,
Begehrts vom Herrn; vereint vor seinem Throne
Erflehens alle heilgen sich zum Lohne;
Nur Mitleid spricht noch zu der Erde frommen.

— — — — — — — — — —

So strebt der Himmel selbst, sie zu gewinnen!
Von ihrer Tugend sollt Ihr Kund' empfangen:
Will eine Frau des Adels Preis erlangen,
Geh' sie mit ihr! Denn im vorübergehen
Wirft Amor Frost in sündge Herzen, drinnen
In Eis zu wandeln jeglich bös verlangen.
Ja, edel würd' und stürbe sonder bangen,
Wer es ertrüg', ihr Aug' in Aug zu stehen!
Wen werth sie fand, zu ihr emporzusehen,
Wird an sich selbst, was sie vermag, gewahren!
Wem ihres Grusses Heil gar widerfahren,
Vergisst in Demuth, was ihm Leids geschehen!

— — — — — — — — — —

An ihrem Beispiel seht der Schönheit Segen!
Aus ihren Augen, wenn sie sich bewegen,
Ziehn liebentflammte Geister aus; die zünden
Die Augen, so nach ihnen schaun, und finden
Durch sie ein jedes Herz auf sichern Wegen!

— — — — — — — — — —

Zwei Jahre nach ihrer Verheiratung wurde Beatrice durch den Tod ihres Vaters in tiefe Trauer versetzt. Dies Ereigniss musste Dantes tiefstes Mitleid erwecken. — „Es gefiel,“ so erzählt er, „jenem ruhmreichen Herrn, der einst selbst den Tod nicht verschmäht hatte, dass der Erzeuger dieses grossen Wunders (der Beatrice), aus diesem Leben scheidend, zum ewigen Leben eingienge. Ein solches scheiden ist für die zurückbleibenden immer schmerzlich. Dazu besass die Herrin alle Güte im höchsten Grade. Aber auch ihr Vater war nach der allgemeinen Schätzung, welche in diesem Falle die Wahrheit traf, in hohem Grade gut. So ist wol klar, dass meine Herrin bitteres Schmerzes voll sein musste. Daher kamen, wie es Brauch der Stadt ist, Frauen mit Frauen und Männer mit Männern da zusammen, wo Beatrice so kläglich weinte. Als ich nun einige Frauen von ihr zurückkommen sah, hörte ich sie von der edelsten sprechen, wie sie so schmerzlich geklagt

hätte. Unter anderem hörte ich sie sagen: Ja, sie weinte so, dass, wer sie sah, vor Mitleid hätte sterben mögen. Dann wandelten sie vorüber. .... Später giengen noch andere Frauen nahe an mir vorüber; die sprachen im gehen unter einander: Wer von uns darf jemals wieder froh sein, da wir diese Frau so kläglich haben sprechen hören? — Nach diesen kamen andre, welche im herankommen sagten: Der dort weint gerade, als wenn er sie gesehen hätte, wie wir sie gesehen haben! .... Gern hätte ich sie weiter befragt, wenn es nicht ein Verstoss gewesen wäre. So aber nahm ich Anlass zu reden, als wenn ich sie gefragt, und sie mir geantwortet hätten. Daraus machte ich die beiden folgenden Sonette:

Dante:

Ihr, die so demuthsvoll die thränenschweren
Augen im Schmerz zur Erde niederschlaget,
Von wannen kommt Ihr? Denn ich sehs, Ihr traget
Des Jammers Farbe, fremdem Leid zu Ehren.
Saht Ihr die edle Herrin, wie in Zähren
Die Lieb' ihr Antlitz badet? wie sie klaget?
O kündets, Frauen, weils das Herz mir saget,
Da ich Euch seh verklärt zurückekehren!
O, saht Ihr sie, in ihrem Schmerz beklommen,
Verziehet freundlich dann, um zu gestehen,
Was von der edelsten Ihr wahrgenommen!
Ich seh' in Euren Augen Thränen stehen
Und seh' Euch so gebeugt und traurig kommen,
Dass mir das Herz bebt, so viel Leid zu sehen.

Die Frauen:

Bist Dus, der oft uns pflegte zu erzählen
Von unsrer Herrin und von ihr zu singen?
Man hört wie seine Deine Stimme klingen;
Doch scheint Dir die Gestalt von ihm zu fehlen.
Ach, warum weinst Du so vom Grund der Seelen,
Dass Deine Thränen uns zum Mitleid zwingen?
Sahst Du, wie ihr die Augen übergiengen,
Dass Du der Seele Qual nicht kannst verhehlen?
Lass uns das weinen, uns den Schmerz ertragen —
(Und Sünde thäte, wer uns Trost wollt reichen!) —
Wir hörten sie in ihrer Trauer klagen.
Ihr Antlitz trägt so ganz des Jammers Zeichen,
Dass, wer sie zu betrachten wollte wagen,
Zum Tod vor ihren Augen müsst' erbleichen!

Die hohe Lieblichkeit dieser Lieder verleugnet sich auch in der Uebersetzung nicht: in der weichen, lyrischen Sprache Italiens und den eignen Worten des Dichters ist sie geradezu unvergleichlich. Für das Verhältniss Dantes zu seiner Beatrice ergeben sie zugleich den beachtenswerthen Umstand, dass jener auch bei dem Tode seines Nachbars Folco Portinari, der am 31. December 1289 eintrat, weder in dessen Hause noch in dem seines Schwiegersohnes Simon de' Bardi Zutritt hat oder sucht. Welches Hinderniss eigentlich zwischen ihm und der geliebten stand, wissen wir nicht. Dass er selbst in weltschmerzlicher Selbstquälerei und weichlicher Willensschwäche sich der Annäherung an die geliebte beraubt haben sollte, werden wir nicht annehmen dürfen. Das würde weder zu seinem eigenen Bericht passen, noch zu dem Bilde, welches wir aus seinen andern Werken und aus der Ueberlieferung seiner Zeitgenossen von ihm gewinnen. Nach der letztern Quelle war Dante karg und langsam in der Rede, liess sich aber weder durch seinen Liebeskummer noch durch seine anhaltenden gelehrten Arbeiten dem heitern Verkehr mit der Florentinischen Jugend oder der Theilnahme am öffentlichen Leben der Gemeinde entziehen. In kriegerischer Uebung wie im frohen Lebensgenuss bewies er sich zu jedem ritterlichen thun geschickt.

Nicht bloss aller Hoffnung auf den Besitz, sondern selbst der Nähe und des Grusses der verehrten beraubt, war Dante ganz darauf beschränkt, ihre Schönheit aus der Ferne zu bewundern und sich an der Betrachtung zu erfreuen, wie mit der körperlichen Schönheit und Anmuth der sittlich veredelnde Einfluss völlig übereinstimmte, welchen auf ihn selbst nicht bloss, sondern auch auf ihre ganze Umgebung Beatrice ausübte. Er war damit als Dichter auf die Bahn der Idealisierung seiner geliebten hingewiesen, zu welcher sein ebenso zart und innig als stark und leidenschaftlich fühlender Geist die Anlage in sich trug. Wir haben die Spuren dieser Idealisierung bereits in den mitgetheilten Proben erkennen können. In der einen derselben war aber noch ein besonderer Umstand angedeutet, welcher dieselbe mächtig befördern musste. Aus der wiederholten Beschäftigung Dantes mit dem Gedan-

ken an einen baldigen Abschied der geliebten geht wol unwidersprechlich hervor, dass Beatrice mindestens in den letzten Jahren ihres Lebens den Keim eines frühen Todes sichtbar in sich trug. Erst dadurch gewinnt jener Antrag des Engels auf ihre Versetzung in den Himmel, dem alle heiligen zustimmen, während nur noch der Engel des Mitleids in Fürsorge für die Erde widerspricht, seine volle Berechtigung und innere Wahrheit.

Wirklich raffte der Tod Beatrice wenige Monate nach ihrem Vater, vierundzwanzig Jahre alt, dahin.

„Wie sitzt so einsam die Stadt, die voll Volks war! Wie eine Witwe ist geworden die Herrin der Völker!" so rief Dante bei der Nachricht von dem Tode der geliebten mit den Klageworten des Propheten über Jerusalems Verödung seiner Vaterstadt zu. Mit diesen Worten begann er, wie er selbst erzählt, im ersten wahnsinnigen Schmerze einen Brief an die Fürsten der Erde, denen er den Tod seiner Beatrice als ein wichtiges Ereigniss melden wollte. Dann weinte er, bis seine Augen so ermüdet waren, dass er durch sie seine Trauer nicht mehr ausströmen konnte. Erst da griff er zur Leier und dichtete eine Canzone, die ich im folgenden in verkürzter Gestalt wiedergebe:

Die Augen haben, leidend mit dem Herzen,
Erduldet soviel Pein von langem weinen,
Dass ihnen fast die Kräfte nun versagen.
Will ich entledigen mich nun der schmerzen,
Die mich gemach zum Tod zu führen scheinen,
Muss ich mit lautem Schrei mein Schweigen brechen.
Und, denk' ich dann, wie einst zu Euch zu sprechen
Ich pflegt von meiner Herrin, edle Frauen,
So mag ich meine Klagen
Nur edlen Frauenherzen anvertrauen!

— — — — — — — —

So ist zum hohen Himmel nun erhoben
Beatrice, hat dort bei den Engeln Frieden!
Nicht nahm sie uns des Siechthums Frost nach oben,
Noch Fiebers Gluth, wie's andern ist beschieden;
Nur ihrer grossen Milde wars verliehen,
Die leuchtend wir aus Demuth sahn erblühen.
So fromm schritt sie hinan des Himmels Stufen,
Dass drob sich wunderte der Herr der Sphaeren
Und ihm ein süss begehren

Erwachte, solches Heil zu sich zu rufen
Und aufzunehmen zu des Himmels Ehren;
Denn er erkannte, für das arge Wesen
Der Erde sei so edles nicht erlesen.

Aus ihrem schönen Leibe gieng von hinnen
Die edle holde Seel', um die ich weine;
Sie weilt glorreich in würdgern Regionen.
Wem, wenn er ihrer denkt, nicht Zähren rinnen,
Der hat ein arges Herz, ein Herz von Steine,
In das kein Mitleid dringt noch fromm verschonen.
Nicht kann sie in gemeinem Sinne wohnen,
Dass er ihr Bild nur irgend könnt' erwerben.
Drum kanns ihn auch zum weinen nicht bewegen.
Voll Trauer seufzt dagegen
Und ängstet sich, in Thränen hinzusterben,
Und sieht des Trosts beraubt sich allerwegen,
Wem einmal der Gedanke nur gekommen,
Wie sie einst war und wie sie nun genommen.

Geh, Lied der Klage, zieh hinaus mit trauern,
Den Fraun und Jungfraun meinen Gruss zu sagen;
Nicht wie in bessern Tagen
Sie Deine Schwestern froh zur Freude riefen;
Nein, Du, geboren aus des Kummers Tiefen,
Du kannst nichts andres als mit ihnen klagen!

Aber nicht nur die Frauen und Jungfrauen von Florenz, welche nächst ihm am meisten verloren hatten, sollen mit dem Dichter trauern. Alles, was irgendwie in seinen Gesichtskreis kommt und den Boden betritt, welchen der Fuss der Beatrice geweiht hat, möchte er mit hineinziehen in die Gemeinschaft der Trauer und der Klage.

So zogen in jenen Tagen öfter Pilgerscharen nach Rom, um dort das Bild des Heilandes auf dem Schweisstuche der Veronica zu sehen und zu verehren. Eine solche Schar sah Dante, wie wir uns denken mögen, am Tage der Bestattung (oder am Jahrestage des Todes) seiner geliebten durch Florenz ziehen.* Die Pilger blickten nicht auf nach der verwaisten Wohnung der

* Diese nicht gewöhnliche Zeitbestimmung des Sonetts, welches gewöhnlich in das Jahr 1300 verlegt wird, glaube ich vertheidigen zu

seligen. Sie fragten nicht nach dem, was die ganze Stadt bewegte und betrübte. Dante glaubt ihnen die Kunde bringen zu müssen von dem schweren Verluste, welcher ihn und seine Mitbürger betroffen hat. Er thut es durch eins seiner schönsten und rührendsten Sonette.

„Ach, Pilgrime, die Ihr nachdenklich wallt;
Vielleicht um Dinge, die weit ab Euch liegen,
Seid aus so fernem Land' Ihr hergestiegen,
Wie Ihr durch Blick andeutet und Gestalt.
Was weint Ihr nicht und zieht dahin so kalt
Durch diese Schmerzensstadt in stummen Zügen
Wie solche, die nichts wüssten und nichts frügen
Nach dem, was dumpf durch ihre Strassen hallt?
Wenn Ihr verweilt und hören wollt sodann,
Ich weiss, — mir sagts die seufzervolle Brust, —
Ihr werdet weinend aus ihr weiter wandern.
Dahin ist Beatrice ihre Lust,
Und, was von ihr je einer sagen kann,
Zu weinen zwingts unfehlbar alle andern."

Der Tod der Beatrice trieb den trauernden Dichter auf der Bahn weiter, auf welcher wir ihn schon zuvor getroffen haben. Die Idealisierung der geliebten erreichte erst durch ihn ihre höchste Stufe.

Schon bei ihren Lebzeiten hatte Beatrice ganz den Eindruck einer unmittelbar von Gott gesandten auf Dante gemacht, die nur dazu auf diese Erde geschickt wäre, um ihn und alle, die ihr nahe kamen, anzuleiten zu der Erkenntniss des göttlichen und dadurch über das irdische und eitle zu erheben. Mit doppelter Kraft übte sie diese Wirkung nach ihrer Erhöhung von der Erde auf sein Herz aus. Der Gedanke an sie leitete Dantes betrachten und verlangen auf das ewige Gut der Anschauung Gottes hin, zu dessen Genuss sie ihm vorangeeilt war. Dieser Gedanke begeisterte ihn zur Versenkung in die Tiefen der christlichen Lehre, wie sie eben durch

können. Hier ist indess der Ort für solche kritische Verhandlung nicht. Uebrigens gibt sich meine Annahme ausdrücklich als Vermuthung zu erkennen.

die grossen Lehrer der Scholastik und der Mystik, einen Bernhard von Clairvaux, einen Hugo a Sto. Victore, einen Thomas von Aquino, einen Bonaventura, zur classischen und viel bewunderten Darstellung gelangt war. So floss das Bild der seligen geliebten, ohne darum die menschlichen Züge der Beatrice Portinari zu verlieren, ihm allmählich ganz in eins mit der hehren Idee der Offenbarung Gottes in der christlichen Lehre, welche dem Menschen den Weg zeigt, auf dem er aus dem Elend dieses irdischen daseins zur vollkommenen Seligkeit gelangen kann.

Diese Apotheose, obwol durch manche einzelne Züge im vorigen vorbereitet, wird zunächst noch ziemlich kühn und unnatürlich erscheinen. Allein sie wird diesen Anschein verlieren, wenn wir uns die Elemente der Zeitbildung vergegenwärtigen, welche der lebendigen Einbildungskraft des tief empfindenden Dichters dabei zu Hilfe kamen.

Es ist in dieser Beziehung zunächst daran zu erinnern, dass die Neigung zu allerhand mystischen und allegorischen Spielereien und Räthseln überhaupt unter den provençalischen Troubadours und ihren Schülern nicht selten war. Wie die Sänger des deutschen Kunstepos, so ist auch Dante zu diesen Schülern zu rechnen und bis zu einem gewissen Grade von dem Vorbilde jener beeinflusst. Doch hat er von dieser Seite schwerlich mehr als den allgemeinen Anstoss zur Ausbildung seiner idealistischen Allegorien empfangen. Der eigentliche Grund derselben liegt tiefer.

Dass nicht bloss die heilige Schrift, sondern auch andere Schriften von ernsterem und tieferem Inhalt einen mehrfachen Sinn hätten und die in ihnen überlieferten Thatsachen eine mehrfache Deutung nach der buchstäblichen und der allegorischen Auffassung zuliessen, war eine allgemeine Ueberzeugung des kirchlichen Alterthums und diesem schon aus der jüdischen Religionsphilosophie und Schrifterklärung, insbesondere der Schule des Philo, zugeflossen. Auch Paulus deutet die beiden Weiber des Abraham auf den zweifachen Bund Gottes mit den Menschen, indem er Hagar als den alten, Sara als den neuen Bund auffasst. So glaubte auch Dante in gleicher Weise mit seiner Beatrice und mit den Thatsachen seiner Liebes-

geschichte verfahren zu dürfen; hatte doch diese für ihn eine tief ernste, ja eine wahrhaft religiöse Bedeutung gehabt.

Wir dürfen ferner nicht vergessen, dass Dante ein Sohn der Kirche war und der Zeit, welche fromme Männer und Weiber, und besonders gern die letzteren, nach ihrem Tode über den Kreis der Menschlichkeit hinauszuheben und unter Beilegung irgend eines ihrem menschlichen wirken entsprechenden Charakters in den unmittelbaren geheimen Rath Gottes zu versetzen pflegte. Als bekanntestes Beispiel steht uns allen die Verehrung der Jungfrau Maria vor Augen. Dante nennt sie das Weib, welches dort oben durch seine mächtige Fürsprache den harten Richtspruch der göttlichen Gerechtigkeit beugt. Was ist die heilige Jungfrau da noch anderes als eine menschlich schöne und menschlich nahbare Verkörperung der göttlichen Gnade selbst? Doch nicht nur mit ihr, nicht nur mit den heiligen Männern und Frauen der Bibel und der grauen Vorzeit wurde diese Vergötterung vorgenommen. Es gibt der Beispiele genug, dass sie sich an frommen vollzog, welche kaum die Augen geschlossen und die irdische Pilgerschaft vollendet hatten. So galt fast der Mitwelt schon im zwölften Jahrhundert Bernhard von Clairvaux als heiliger und Schutzpatron. In dem Jahrhundert, welchem Dante entstammte, gieng es ebenso mit den beiden grossen Ordensstiftern Franciscus und Dominicus. Als weibliches Gegenbild steht dem ersteren die heilige Katharina von Siena zur Seite, und es gab gerade im dreizehnten Jahrhundert manche ähnliche heilige Frauengestalten, deren idealisiertes Bild sich der wundergläubigen Zeit tief einprägte, ihren Glauben wie ihre Einbildungskraft mächtig in Bewegung setzte. Wer kännte nicht die heilige Elisabeth von Thüringen! Neben ihr standen die beiden Nonnen Mechthild und die Aebtissin Gertrud, die Grosse genannt, alle drei im Closter Helfta bei Eisleben, in grossem Ansehen. Sie sind hier besonders zu nennen, weil nicht nur die liebliche Gestalt der singenden Matelda in der *Divina Commedia*, sondern auch sonst manche überraschende Anklänge wahrscheinlich machen, dass ihre niedergeschriebenen Gesichte Dante bekannt waren. Was in allen diesen Fällen mit mehr oder minder glücklichem Anspruch auf allgemeine Giltigkeit hervortrat, durfte wol

auch ein Sänger wie Dante für sich selbst und für diejenigen, welche seinen Liedern lauschen wollten, in Bezug auf seine Beatrice ausgestalten.

In einer Beziehung zeigt freilich das verfahren Dantes dem gegenüber, was zur Erklärung aus seiner Zeit angeführt worden ist, eine merkwürdige Abweichung. Alle jene Frauen waren solche, welche die irdische Liebe und den Ehestand verschmäht oder mindestens später mit einem Leben der Entsagung hinter Clostermauern und Nonnenschleier vertauscht hatten. Das begehrliche Auge der irdischen Minne durfte auf sie sich nicht richten. Die himmlische und die irdische Minne stehen bei ihnen in demselben Gegensatze wie etwa bei manchem Troubadour oder Minnesänger, der nach froh und leicht durchlebter Jugend in höheren Jahren das Kreuz nahm und nur noch Gottes Minne sang. Hier dagegen ist es eine verheiratete Hausfrau, welche unmittelbar vom häuslichen Herde aus unter die heiligen des Himmels und zwar in die erste Reihe derselben versetzt wird.

Diese Freiheit Dantes gegenüber den Vorurtheilen seiner Umgebung, die sich übrigens keineswegs zum bewussten Widerspruch zuspitzt, kann ihn uns nicht ferner, sondern nur näher stellen.

Ueberdies ist sie nicht zufällig und willkürlich. Sie hängt mit einer tiefsinnigen Ansicht zusammen, welche, aus Elementen der alten griechischen Philosophie und des Christenthums entstanden, im Mittelalter weit verbreitet, aber selten so klar und folgerecht ausgebildet war wie bei Dante. Man hat sie treffend seine „Metaphysik der Liebe“ genannt. Der engere Zweck dieser Darstellung gestattet nicht, die philosophische Gedankenreihe, wie sie besonders im *Convito* (Gastmahl) von Dante dargestellt ist, ausführlicher zu erörtern und bis zu ihren geschichtlichen Quellen zurück zu verfolgen. Doch versuche ich, sie den Grundzügen nach in wenigen Sätzen vorzuführen.

Die Liebe zu dem höchsten Gut ist die Kraft, welche schon nach Aristoteles die ganze Welt zusammenhält und jeder Sphaere derselben die ihr eigenthümliche Stellung und Bewegung im Kosmos anweist. „Das höchste verlangen jedes Dinges,“

sagt Dante, „und das erste, welches die Natur ihm eingegeben hat, ist die Rückkehr zu seinem Urquell. Weil nun Gott der Urquell unsrer Seelen ist und sie (nach dem Zeugniss der Schrift) sich ähnlich gemacht hat, so wünscht die Seele am meisten, zu ihm zurückzukehren. Der Pilgrim, welcher auf einer vorher noch nie betretenen Strasse zieht, hält jedes Haus, das er von ferne erblickt, für die Herberge. So sucht die Seele, wenn sie den neuen, nie zurückgelegten Weg dieses Lebens betritt, mit ihren Blicken verlangend das Ziel der Reise, das höchste Gut; und unerfahren glaubt sie das letzte Ziel, das höchste Gut, in jedem Dinge zu entdecken, welches nur etwas gutes in sich hält. Ihre Erkenntniss ist anfangs schwach, ihr Urtheil unsicher; denn sie ist noch nicht durch Erfahrung belehrt. Daher erscheinen ihr kleine Güter als grosse, deshalb beginnt sie damit, jene zu begehren. So sehen wir die Knaben zuerst am meisten einen Apfel begehren. Später suchen sie ein Vöglein zu erhaschen. Dann steht ihr begehren nach schönen Kleidern oder nach einem Pferde. Endlich richtet sich ihr verlangen auf ein Weib."

Allen diesen Begehrungen liegt in der Tiefe das verlangen nach Gott als dem höchsten Gute zu Grunde. Wird der Mensch recht geleitet, so erkennt er bald, dass keins der vergänglichen Güter das höchste Gut sein und ihm bleibende Befriedigung gewähren kann. Er wird jene darum nicht zu verwerfen brauchen, er wird sie vielmehr je nach ihrem Werthe als Gaben, Offenbarungen und Abbilder des höchsten Gutes betrachten und schätzen lernen. Wer dagegen an ihnen haftet und sich ihnen dienstbar macht, der ergibt sich sündlicher Liebe, verfällt dem Dienst des vergänglichen und verkehrt die wahre Natur und Bestimmung des Menschen.

Unter den irdischen Geschöpfen steht keines dem höchsten Gute näher, ist keins ihm ähnlicher als der Mensch. Darum sucht auch die Seele, tiefem natürlichem Drange folgend, Gott vor allem im Menschen, zumal der Mann im Weibe, das Weib im Manne. Freilich ist diese Liebe, je höher und edler sie ist, desto schlimmerer Verkehrung fähig. Aber sie vorzüglich soll und kann dem Menschen eine Hinleitung zu der Liebe des höchsten Gutes sein. Sie vorzüglich soll und kann im Menschen

das verlangen nach der Anschauung Gottes wirken, durch welches der Mensch über alle irdischen Geschöpfe hinausgehoben und befähigt wird, in den seligen Chor der himmlischen Geister einzutreten, welche dasselbe Ziel auf kürzerem Wege und unmittelbarer erreichen.

Bei solchen Grundansichten über die Liebe kann es nicht Wunder nehmen, wenn Dante überzeugt war, dass seine Beatrice diesen ihren Namen, der nichts geringeres als Beseligerin bedeutet, nicht zufällig führte; wenn er ihr, der verklärten, den Ort anwies, an welchem nach dem Glauben der Christenheit die vornehmsten Führer des menschlichen Geschlechtes auf dem Wege zu Gott in dessen ewigem anschauen weilen. Ihre Augen waren ihm ein Spiegel der Gottheit gewesen; sie hatte ihn emporgeführt über die niedern Ziele, denen das begehren der lüsternen und ehrgeizigen Jugend um ihn her galt. Ihr Bild war ihm noch immer Wegweiser zu Gott und zu allem hohen und edlen, worin sich Gottes Wesen auf Erden offenbart. Ueber ihre Einwirkung auf ihn während ihres Erdenlebens lässt Dante Beatrice später in der Göttlichen Komoedie sagen:

„Aufrecht erhielt ich ihn mit meinem Antlitz,
Ihm meine jugendlichen Augen zeigend,
Und führt' ihn aufwärts mit mir grades Weges!"

Ueber ihre Bedeutung für ihn nach dem Abschied von der Erde sagt er selbst:

„Nach jenseits lenkte sich mein ganzes sehnen,
Seit meine Herrin neulich
Hinsank, getroffen von des Todes Schwerte.
Denn ihrer Schönheit Anmuth, die verklärte,
Da wir sie sahen unserm Aug' entrücket,
Ward geistge Schönheit und von Glanz so mächtig,
Dass durch den Himmel prächtig
Sie Liebe strahlt und Engel selbst entzücket!"

Wie der Name, so schienen dem trauernden Dichter auch andere Aeusserlichkeiten die Richtigkeit seiner Schätzung der Beatrice zu bestätigen. Er zeigt sich hierin wieder ganz als Sohn seiner Zeit. Schon oben ist im vorübergehen auf die Bedeutung hingewiesen, welche ihm die Zahl neun im Leben der

Beatrice und in der Geschichte seiner Liebe zu ihr zu haben schien. Wir müssen darauf hier kurz zurückkommen. Hören wir Dante selbst: „Nach italienischem Brauche war es in der ersten Stunde des neunten Monatstages, dass ihre herrliche Seele von hinnen gieng. Nach syrischer Zeitrechnung schied sie im neunten Monat des Jahres, indem der erste Monat Theschrin bei den Syrern der ist, welcher bei uns October heisst. Nach unserer Zählung entschlief sie in dem Jahre, in welchem die vollkommene Zahl (10) in dem Jahrhundert ihrer Geburt neunmal erfüllt war.“ Neun ist nun „nach Ptolemaeus und dem wahren christlichen Glauben“, was in der scholastischen Weltanschauung des Dichters unauflöslich verknüpft ist, die Zahl der himmlischen Sphaeren. Er schliesst, dass diese alle bei der Erzeugung der früh vollendeten in vollkommner Harmonie gestanden haben müssen. Noch mehr. Die Wurzel der Zahl neun ist die drei; drei ist die Zahl der heiligen Dreieinigkeit, der Gottheit selbst. Das wunderbare vorwalten der Zahl neun im Leben der Beatrice will darum sagen, dass Beatrice ein Wunderwerk und ein unmittelbarer Ausfluss der göttlichen Dreieinigkeit selbst sei!

Mit der Ausbildung dieser wunderbaren Anschauung schliesst die *Vita nuova.* Diese Auffassung der Beatrice liegt der *Divina commedia* zu Grunde. Sie verbindet wie eine Brücke die beiden in dichterischer Beziehung bedeutsamsten Werke Dantes. Darauf weist der Schluss des „Neuen Lebens“ ausdrücklich hin. Das letzte Sonett erzählt uns, wie ein Seufzer des Dichters, aus dem Herzen sich losringend, bis zur Wohnung Gottes im Feuerhimmel über den Sphaeren emporsteigt. Dort trifft er eine Herrin, welche wunderbarer Glanz umfliesst, und vor welcher alle seligen des Himmels mit Ehrfurcht sich beugen. Es ist Beatrice, welche, zu dieser Ehre erhoben, ihren Verehrer mahnt, nach demselben Ziele sein unablässiges streben zu richten. Dann schliesst das Buch mit folgenden Worten: „Nach diesem Sonett erschien mir ein wunderbares Gesicht, in welchem ich Dinge sah, die mir den Vorsatz eingaben, nicht mehr von dieser gebenedeiten zu sprechen, bis ich einst würdiger von ihr zu reden vermöchte. Dahin zu kommen, strebe ich nun aus allen Kräften, wie sie wahrhaftig

weiss. Wenn es das wolgefallen dessen sein wird, in welchem alle Dinge leben, dass mein Leben noch einige Jahre dauere, so hoffe ich, von ihr zu sagen, was noch nie von irgend einer Frau gesagt worden ist! Und dann gefalle es ihm, welcher der Herr aller Gnade ist, dass meine Seele gehen könne, zu sehen die Herrlichkeit jener Beatrice, welche glorreich schaut in das Angesicht dessen, *qui est per omnia saecula benedictus!*"

Die Verherrlichung der seligen geliebten auf Grund eines wunderbaren Gesichtes, welche Dante mit diesen Worten in Aussicht stellt, hat er in der Göttlichen Komoedie wirklich geliefert. Zu ihr weist uns daher der Schluss der *Vita nuova* hin.

Aber was lag noch alles zwischen der Zeit, welche uns diese Erstlingsschrift schildert, und dem Jahre, in welchem der viel geprüfte und früh ergraute Sänger die hundert Gesänge seines grössten und reifsten Werkes vollendete! Die Geschichte dieser Jahre darf ich hier nicht ausführlich erzählen; aber ganz darf ich sie auch nicht übergehen, wenn ich nicht den Faden des Zusammenhangs geradezu zerreissen soll.

Dante nahm, wie schon bemerkt, seinen vollen männlichen Antheil am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt. Bunt genug gieng es damals in derselben zu. Guelfen und Ghibellinen, päpstliche und kaiserliche, Geschlechter und Zünfte, Adel und Bürgerschaft kämpften mit erbitterter, hochfluthender Leidenschaft um den Vorrang. Im ganzen waren die Guelfen siegreich. Aber auch sie trennten sich wieder in die Parteien der schwarzen und der weissen. Dante gehörte nach der Ueberlieferung seines Hauses der guelfischen Partei an. Doch eigne Einsicht und Beobachtung führten ihn zu anderer Ueberzeugung. In der Verweltlichung der Kirche und zumal im Geiz und Ehrgeiz der Statthalter Christi erkannte er die vornehmsten Ursachen der heillosen Verwirrung, an welcher die Christenheit damals krankte und durch welche zumal Italien, der liebliche Garten des römischen Reiches, verwüstet wurde. Heilung des Uebels konnte er nur davon hoffen, wenn etwa in alter Macht und Herrlichkeit die Kaiserwürde hergestellt würde; wenn wieder ein Richter auf Erden wäre, der Frieden gebieten und die Störer des Friedens mit rächendem Arme niederschmettern könnte. Wir müssen dabei bedenken, dass

die Könige Rudolf, Adolf und Albrecht von Deutschland die Kaiserkrone nicht erworben hatten, für Italien also das Zwischenreich noch immer fortdauerte. Dante nahm hiermit im ganzen die Grundansicht der Ghibellinen an. Aber das eigennützige und kleinliche treiben der Ghibellinen missfiel ihm kaum minder als das auftreten der Guelfen. Er machte Partei für sich allein. Dennoch erwarb ihm sein öffentliches wirken grosses Vertrauen bei dem bessern Theile der Bürgerschaft. Wiederholt bekleidete er hohe Ehrenstellen in der Gemeinde. Mehrmals vertrat er seine Vaterstadt als Gesandter bei auswärtigen Mächten.

Als Gesandter wurde er auch im Jahre 1301, welches besonders stürmisch für Florenz verlief, an den Papst Bonifacius VIII. geschickt. Als er mit schwerem Herzen das gährende Florenz verliess, soll er das stolze Wort gesprochen haben: „Wenn ich bleibe, wer geht? Wenn ich gehe, wer bleibt?" Er gieng mit trüben Ahnungen im Herzen; aber das konnte er nicht ahnen, dass er seine Heimath nie wiedersehen sollte. Abwesend wurde er mit mehreren anderen Gegnern der päpstlich-französischen Partei verbannt. Nur auf ein schimpfliches Bekenntniss hätte er später heimkehren können, welches ihm Ehre und Gewissen verboten. So hat er den Kelch des Elends bis zur Neige geleert und durch zwanzig lange Jahre voll Sehnsucht „nach jener schönen Hürde, drin als Lämmlein er geschlafen hatte", erfahren, „wie gar salzig schmeckt das Brod der Fremde, wie so hart der Pfad ist, hinauf-, hinabzusteigen auf der Fremde Stiegen". — Die Göttliche Komoedie ist ganz oder doch bis auf einen geringen Anfang ein Werk dieser Verbannungszeit.

Diese Thatsachen und Umstände aus Dantes späterem Leben stehen mit völliger Klarheit und Sicherheit fest. Einiges andere ist noch zu berichten, was mehr sein inneres Leben angeht; aber über diesem Gebiet schwebt eine Dämmerung, welche aufzuhellen bisher weder der Erforschung der Quellen noch der psychologischen Vermuthung gelungen ist.

In der Göttlichen Komoedie macht Beatrice Dante den Vorwurf, dass er ihr nicht immer treu gewesen sei, sondern zeitweise durch die Eitelkeit der Welt ihr Bild in seinem

Herzen habe zurückdrängen lassen. Sagt dies Beatrice Portinari oder die idealisierte Beatrice? Mit andern Worten: klagt sich der Dichter in diesen Worten sinnlicher oder geistiger Verirrungen an? Haben vorübergehend die Lockungen des verfeinerten Florentiner Lebens sein Herz bestrickt und irdischer Lust zugewandt, oder hat er auf andern Wegen, als nach seiner scholastisch-christlichen Weltansicht sie Gottes Offenbarung und Regierung vorgezeichnet hat, hat er aus eigner Vernunft und Kraft auf dem Wege einer weisheitsstolzen Philosophie zum Frieden zu gelangen versucht? Die bedeutendsten Forscher sind darüber getrennter Meinung. So ziemt es mir nicht, die schwere Frage hier gelegentlich durch einen Spruch zu entscheiden, für welchen ich den Nachweis in dem engen Rahmen dieser Blätter doch nicht geben dürfte, sondern bescheiden zu gestehen: Wir wissen es nicht!

Gegen den Schluss der *Vita nuova* ferner tritt eine *donna gentile* (im Unterschied von der *donna gentilissima* d. i. Beatrice) auf, eine edle Frau neben der edelsten. Sie erweist dem trauernden Dante ein so herzliches Mitleid, dass sein Herz bei allem Schmerz für sie lebhafter zu empfinden und sich ihr in Liebe zuzuwenden beginnt. Eine ganze Reihe zum Theil sehr schöner Gedichte beschäftigt sich mit dem innern Kampfe dieser beiden Gefühle für die geschiedene *donna gentilissima* und für die gegenwärtige *donna gentile*. Dante hat sie in dem philosophisch gehaltenen, unvollendeten *Convito* veröffentlicht und erläutert. Aber die *donna gentile* wird hier allegorisch gedeutet als die Philosophie, besonders die moralische Philosophie der alten, deren Tröstungen Dante in seiner Trauer zuerst erquickt und aufgerichtet haben. Die Gedichte selbst scheinen durchaus dafür zu sprechen, dass auch diese *donna gentile* wirklich in Florenz lebte wie Beatrice. Sie erscheint hier als eine liebenswürdige Nachbarin Dantes, etwa eine Freundin der geschiedenen Beatrice, welche, gerührt von seiner treuen Liebe zu dieser, sich ihm näherte, und so — psychologisch erklärlich genug — sein Herz gewann und eine Zeit lang fesselte. Welche von den beiden Ansichten die richtige sei, auch das ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden.

Endlich darf nicht verschwiegen werden, dass Dante ver-

heiratet gewesen ist, obwol auch damit nur ein neues Räthsel angeregt wird. Wir wissen, dass diese Ehe im Jahre 1291 oder 1292, also anderthalb bis zwei Jahre nach dem Tode der Beatrice geschlossen und mit fünf Kindern gesegnet wurde. Die Kinder verweilten in seinen letzten Lebensjahren abwechselnd bei dem verbannten Vater und standen mit ihm im zärtlichsten Verkehr. Unter den Töchtern befand sich auch eine Bice. Wir kennen den Namen seiner Gattin, Donna Gemma di Manetto Donati, und erfahren, dass auch sie gleich der *donna gentilissima* und der *donna gentile* einem vornehmen Florentiner Hause entstammte, welches dem der Alighieri nicht fern lag. Im Jahre 1308 soll sie in Florenz gestorben sein. Aber das ist ziemlich alles, was wir über die ehelichen und häuslichen Verhältnisse Dantes erfahren. In der Göttlichen Komoedie lesen wir die schmerzliche Klage, dass ihn die ungerechte Wuth seiner Feinde von allem, was ihm das liebste sei auf Erden, getrennt habe. Aber er erwähnt weder in seinen Werken noch in seinen Briefen seiner Gattin oder seiner Kinder ausdrücklich. Hier war also das Feld frei für alle möglichen Vermuthungen und Erklärungen. Wirklich ist deren eine ganze Reihe versucht worden. Bei dem gänzlichen Mangel alles äussern Anhalts sind sie sehr weit auseinander gegangen und spiegeln im ganzen weit mehr die geistige Art ihrer Urheber ab, als dass sie Licht in das Leben des Dichters brächten. Der leichtfertige Boccaccio meint, Donna Gemma müsse wol eine arge Xanthippe gewesen sein, deren Gesellschaft Dante leicht habe entbehren können. Ganz anders, um nur ein Beispiel noch anzuführen, die edle Dichterin und Uebersetzerin Dantes, Josepha von Hoffinger. Sie schildert Donna Gemma als die bescheidene, heldenmüthige Dulderin, welche nicht nur freiwillig hinter dem glänzenderen Sterne der Beatrice zurücktritt, sondern freiwillig auch die Trennung von dem geliebten Manne auf sich nimmt, um von ihrem väterlichen Erbtheil ihm die Kinder würdig zu erziehen, welche sie dann, herangewachsen, als zwiefache Pfänder ihrer treuen Liebe zu ihm sendet. Wer Recht hat, oder ob die Wahrheit in der Mitte liegt, das wird wol immer in Dunkel gehüllt bleiben. — In Bezug auf die frühere Zeit und die Gedichte

des letzten Theils der *Vita nuova* wie des *Convito* wird vielleicht noch eher eine Ansicht den Sieg erringen. Mir wenigstens ist es mehr als wahrscheinlich, dass Donna Gemma die *donna gentile* war, an welche vor dem wirklichen Verlöbniss jene Lieder gerichtet wurden. Ihre Umdeutung in dem oben angedeuteten Sinne konnte Dante nach seinen Ansichten über das Recht allegorischer Auslegung nicht allzu schwer werden. Sie mochte ihm aber, da die Lieder einmal bekannt geworden waren, seiner Gattin gegenüber als Pflicht erscheinen. Es war im Mittelalter noch weit mehr gegen die Sitte, die eheliche Liebe zum Gegenstande des Minnesangs zu machen als heute. Aber auch heute noch wird es leicht der Empfindung einer Hausfrau widerstreiten, in öffentlich bekannten Liedern von ihrem Gatten gefeiert zu werden, zumal als *donna gentile* neben einer *donna gentilissima,* selbst wenn sie die letztere mit dem Gatten als hohes Vorbild verehren sollte. Doch völlig lässt sich auch hier der Schleier nicht lüften, und im ganzen müssen wir uns damit begnügen, dass er nach allen Anzeichen kein Geheimniss bedeckt, welches eines Dante oder seiner Gattin unwürdig wäre.

Es erübrigt nun noch, dass wir einen Blick auf das grosse Hauptwerk Dantes selbst, auf die Göttliche Komoedie werfen. Freilich gilt es dabei vor allem, die gelobte Pflicht der Beschränkung zu üben und nur das hervorzuheben, was zu dem besondern Gegenstande unserer Betrachtung gehört. Denn die Göttliche Komoedie ist keineswegs nur ein Minnegesang zu Ehren der verklärten Beatrice. Sie ist daneben ein allegorisches Lehrgedicht, dessen Gegenstand nach des Dichters eignem Zeugniss der Mensch, dessen Zweck ist „die in diesem Leben stehenden aus dem Stande des Elends zu befreien und zu dem Stande der Seligkeit zu geleiten.“ Ihre allegorische Belehrung erstreckt sich auf die Gebiete der Religion, der Politik und der Philosophie. Die *divina Commedia* ist ein religiöses Lehrgedicht; denn zu jenem Ziele gibt es nur einen von Gott geordneten Weg der Gnade und des Heils, nur eine Führerin, die Kirche und die Offenbarung Gottes in ihr. Sie ist ein politisches Gedicht; denn mit dem Reiche Gottes ist nach Dante das römische Weltreich, das damals so traurig darniederlag, unauf-

löslich verflochten, weil die Glückseligkeit jenes Lebens, zu welcher die Kirche leitet, nicht ohne die wahre Glückseligkeit dieses Lebens erstrebt werden kann, deren Beförderung Sache des Kaisers und Reiches ist. Aber die ganze Welt, Makrokosmos und Mikrokosmos, ist in vollkommenem Einklang mit diesem Hauptzweck geordnet; indem Dante diesen zur klaren Anschauung bringen will, zeigt er ihn eben als Mittelpunct der ganzen Weltordnung auf, wie sie auch schon die menschliche Vernunft mit ihren eignen Mitteln entdecken kann und besonders durch des Aristoteles Forschungen entdeckt hat. In diesem Sinne ist die Göttliche Komoedie ein philosophisches Gedicht. Man hat sie darum mit Recht als Zusammenfassung der ganzen mittelalterlichen Geistesbildung in ein grossartiges Gemälde bezeichnet, in welchem zugleich prophetisch die Ansätze für die Bildungen einer neuen Zeit gegeben sind. Endlich ist das erhabene Gedicht, das sich die Beantwortung der schwierigsten Fragen des daseins zur Aufgabe setzt, das in den dunkeln Schoss der Erde wie in die höchsten Lichtkreise des Himmels den Leser einführt, zugleich ein Spiegel für den äussern Zustand der Welt und zumal Italiens in der Zeit des Dichters, ein strenges und im ganzen höchst unparteiliches Weltgericht im kleinen.

Neben dem allen ist und bleibt aber die Absicht Dantes, jene am Schluss der *Vita nuova* gegebene Zusage einzulösen, nach welcher er von seiner geliebten Dinge aussagen wollte, welche noch von keiner sterblichen Frau je gesagt wären. Und, fürwahr, er hat dies Wort glänzend gelöst! Wie schwer es auch ist für den Kenner des Gedichtes, es verlohnt sich wol, einmal von allen jenen Beziehungen abzusehen und die grosse Dichtung, an welche Himmel und Erde Hand gelegt haben, nur aus diesem Gesichtspuncte, nur als Verherrlichung der zum Himmel erhobenen Beatrice zu betrachten. An drei Stellen tritt diese Absicht besonders deutlich heraus, die durch ihre Stellung im Zusammenhange des grossen ganzen trefflich geeignet sind, uns den Verlauf des Gedichtes kurz anzudeuten. Sie gewähren uns einen kurzen Einblick in die drei Haupttheile desselben, die Hölle, das Fegfeuer und den Himmel.

In der Hölle werden wir nicht erwarten, der Beatrice selbst zu begegnen. Aber die mystische Wanderung des Dichters durch die Hölle sollte die Aufforderung des heiligen Bernhard erfüllen: Steig lebend hinab in die Hölle, durcheile mit den Augen des Geistes die Werkstätten der Qualen und lerne die Laster und Missethaten fliehen, für welche die lasterhaften und Missethäter dem Verderben anheimgefallen sind! Daher ist es ganz natürlich und folgerecht, dass auch auf dieser ersten traurigen und finstern Strecke seiner Reise er mittelbar von der Hand der geliebten geleitet wird.

In der Mitte des Lebens, d. h. nach den bekannten Worten des 90. Psalms, als er eben das 35. Jahr seines Lebens zurückgelegt hatte, fand sich Dante nach dem ersten Gesange in einem dunkeln Walde verirrt. So rauh und wild, so dicht verwachsen war dieser Wald, dass noch bei seiner Schilderung das Herz von grausen ergriffen wird. Der Weg führt ihn ein Thal entlang. Dieses Thal schliesst ein steiler Berg ab, dessen Rücken noch eben der letzte Strahl der Sonne vergoldet. Aber er vermag den Berg nicht zu ersteigen, da ein Pardel, ein Löwe und eine Wölfin ihm den Weg versperren. Unschwer erkennen wir in der ganzen Lage ein Bild der Verwirrung, welche zur Zeit des Dichters in Italien eingerissen war, herbeigeführt durch die Lüsternheit der Menschen, den gewaltsamen Stolz der Machthaber, die gefrässige Gier des römischen Stuhles. Wie jeder als Kind seiner Zeit Theil hat an ihrer Schuld und ihrer Bürde, so ist auch Dante selbst aus eigner Einsicht und Macht nicht im Stande, sich aus dem verworrenen Knäuel loszuwinden. Da begegnet zur guten Stunde seinem Blicke ein Mann, dessen Gruss heiser klingt, als habe er lange geschwiegen. Dieser entdeckt sich ihm als Virgilius, seinen verehrten Meister unter den alten Dichtern. Er fordert ihn zu dem Gange durch die drei Reiche des jenseits auf. Für die beiden ersten erbietet er sich selbst als Führer. Aber als Bewohner der Hölle, wenn auch nur ihres Vorhofes, in welchem es ausser der Entbehrung des vollen Heils keine Strafe gibt, darf er nach dem „Recht des Kaisers, der dort oben herrschet", den Himmel nicht betreten. Für das himmlische Paradies wird daher eine würdigere Seele die Führung übernehmen.

Die hilflose Lage, die ausgestandene Angst lassen Dante die dargebotene Hand rasch und dankbar ergreifen. Aber gleich erwachen ihm auch wieder Bedenken. Wol ist Aeneas einst (nach des Virgilius Bericht) in die Unterwelt gestiegen; aber es geschah, damit er, den Gottes Vorsehung zum Ahnherrn Roms und der kaiserlichen Weltherrschaft erkoren hatte, dort die Geschicke seiner Enkel erfahren sollte. Wol ist Paulus, das erwählte Rüstzeug Gottes, (nach seinem eignen Zeugniss) entrückt bis in den dritten Himmel; aber dies geschah, um dadurch jenem Glauben Stärkung zu reichen, welcher der erste Schritt auf dem Wege des Heils ist. Wer ist er, dass er diesen vorerwählten Werkzeugen der göttlichen Vorsehung sich an die Seite stellen und wagen dürfte, was ihnen durch Gottes Gnade gelungen ist? — Virgil weiss diese Zweifel zu zerstreuen, indem er berichtet, wie er zu seiner Einladung veranlasst worden ist. So erzählt er:

„— — Mich rief ein Weib, so schön und selig!
Es glänzten ihre Augen mehr als Sterne!
Und sie begann zu sagen sanft und leise, —
Wie Engelslaute klangen ihre Worte —:
O Du, des Mantuaners edle Seele,
Mein Freund, der nie des Glücks Verzug gewesen,
Steht auf der Lebensbahn im finstern Thale
Verstrickt, so sehr, dass ihn die Furcht verkehret.
Er hat, befürcht' ich, sich bereits verirret,
Weil ich zu spät zur Hilfe mich erhoben.
Wolan, geh, und mit Deiner schmucken Rede,
Mit allem, was ihm zum entrinnen nöthig,
Steh so ihm bei, dass ich getröstet werde.
Beatrice bin ich, die Dich ruft; ich komme
Von einem Ort, an den mich Heimweh mahnet.
Die Liebe trieb mich, die dies Wort mir eingab.
Wenn wieder ich vor meinem Herrn erscheine,
So will ich dankbar Dein mit Lob gedenken!
— — — — — — — — — — — — —
Im Himmel ist ein hehres Weib, das, klagend
Ob jenes Irrsals, in das ich Dich sende,
Dort oben beugt des Richtspruchs starre Härte.
Die wandte an Lucia sich mit Bitten
Und rief ihr zu: Gar sehr bedarf Dein treuer
Jetzt Dein. Er sei Dir anempfohlen!
Und Lucia, die Feindin aller Härte,

Erhob sich schnell und kam zu jenem Orte,
Wo ich verweilte. O Beatrice, sprach sie,
Warum verlässt Du den, der so Dich liebte,
Dass er den breiten Pfad der Welt verschmähte?
O, hörst Du nicht, wie trauervoll er klaget?
Siehst nicht, wie hart der Tod den armen anficht
Mit Wasserwogen, wie kein Meer sie aufwirft?
So rasch ist niemand auf der Welt gewesen,
Gewinn zu machen, Schaden abzuwenden,
Als ich, da solche Worte mir erklungen,
Herniederstieg von meinem selgen Sitze!
Nach solchen Worten wandte sie die Augen,
Die leuchtenden, und weinte abgewendet.
So kam ich denn zu Dir, von ihr gesendet;
Und nun, was ists? warum, sprich, warum zagst Du?"

Neu kann uns in diesem Berichte nur das eintreten der heiligen Lucia für Dante als Vermittlerin zwischen Maria und Beatrice sein. Es erklärt sich theilweise aus ihrem Namen, welchen Dante vom Licht und vom leuchten (lüx, lucere) abgeleitet zu haben scheint. Das Licht, das von der Gnade (Maria) ausgeht, erweckt die heilige Theologie (Beatrice), die allein „die Menschen erhebt über das, was die engern Kreise des Mondhimmels einschliessen." Aber wir hören auch, dass Dante zum Dank für glückliche Heilung von einer schweren Augenkrankheit von Jugend auf der heiligen Lucia, der Schutzheiligen der Augen, eine besondere Verehrung gewidmet habe.

Die Wirkung des Berichts auf den Dichter kann man sich denken. Er schildert sie durch ein zartes Bild. Wir lesen:

„Wie Blümlein, die, vom nächtgen Reif geschlossen,
Gebeugt stehn; wenn die Sonne sie versilbert,
Froh und getrost den offnen Kelch erheben,
So that ich!"

Ohne zaudern folgt Dante nun dem Führer; das Wort der Beatrice genügt, um alle Bedenken zu heben, alle Furcht zu vertreiben.

Wir lassen ihn mit seinem Virgil wandern. Ihre Reise geht zunächst durch den finstern Höllentrichter im innern der Erde, an dessen abgestuften Wänden sie in immer engeren Kreisen immer schrecklichere Strafen, immer erschütterndere Qualen betrachten. Im Mittelpuncte der Erde schwingen sie

sich um und eilen durch eine enge Spalte zur Oberfläche der gegenüber liegenden Halbkugel. Aus dem weiten, unendlichen Meere, welches sie bedeckt, ragt ein Berg, ein kreisrunder, in sieben Simsen abgestufter Kegel, bis in die Region des Mondes empor. Es ist der Berg der Läuterung. An ihm hinaufklimmend, büsst auch Dante alle sieben Todsünden, soweit er noch Spuren von ihnen oder Ansätze zu ihnen in sich trägt. Statt grauser Flüche und harter Worte schallen uns hier Gebete, Hymnen und Psalmen entgegen. Statt der Finsterniss der Hölle umgibt die Wanderer eine freundliche Natur, wölbt sich über ihnen wieder Gottes freier Himmel. Statt der teuflischen Henker geleiten sie Boten der göttlichen Gnade von Stufe zu Stufe. Die vier Grundtugenden der alten, Weisheit, Tapferkeit, Mässigkeit und Gerechtigkeit, vermehrt um die theologischen Tugenden des Neuen Testaments, Glaube, Hoffnung, Liebe, leuchten, mit der Sonne wechselnd, als helle Sterne ihrem Pfade. Dieser selbst ist zwar anfangs beschwerlich und steil; aber mit jedem Schritte aufwärts schwinden die Schwierigkeiten der Wanderung mehr und mehr.

So sind die beiden Dichter auf der Höhe des Läuterungsberges angelangt. Dort auf dem Gipfel desselben ist das seit Adams Fall dem sterblichen Geschlechte verlorne irdische Paradies, der Vorhof des Himmels, für die vollendeten gerechten aufbehalten. Virgil, der bei den frommen Heiden im Vorhofe der Hölle seinen Platz hat, darf dies Paradies nicht und noch weniger die Himmel, welche sich über ihm ausbreiten, betreten. Hier muss Beatrice selbst die Führung ihres Freundes übernehmen. Hier sieht Dante zuerst die verklärte geliebte wieder. Die Stelle, in welcher die Begegnung geschildert wird, ist in gewissem Sinne der Mittelpunct der ganzen Göttlichen Komoedie; sie ist jedesfalls die Stelle des Gedichts, an welcher des Dichters Gemüth am rührendsten und unbefangensten hervortritt.

Beatrice erscheint inmitten eines grossartig angelegten und durchgeführten Gesichts, dessen Wiedergabe ich mir versagen muss, eines Gesichtes, welches die Geschichte und den damaligen betrübten Zustand der christlichen Kirche abbildet. Sie zeigt sich zunächst verschleiert und verhüllt. Auf

weissem Schleier trägt sie einen Kranz von Oelzweigen; unter grünem Mantel ein feuerrothes Gewand. Wir finden sie also in die Farben des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung gekleidet. Eine Schar von Engeln überschüttet das selige Weib, mit Blumen und stimmt liebliche Gesänge zum Preise der Gottheit dabei an. Noch hat Dante ihr Auge nicht erschaut. Noch ist er durch den Bach Lethe von der seligen getrennt. Aber schon empfindet er die alte Macht der Liebe, — „die hohe Kraft, die einst, noch ehe er der Kindheit entwachsen war, bereits sein Herz durchbohrt hat." Erbebend wie damals, gleich einem Kinde, das zur Mutter sich flüchtet, wendet er sich um nach seinem treuen Führer Virgil. Aber dieser, ihn jetzt unter besserer Leitung wissend, hat sich still und bescheiden zurückgezogen. Dantes Augen entfallen Thränen. Da treffen ihn die ersten Worte aus dem Munde der verklärten; da trifft das Ohr des tief erschütterten der Klang seines Namens, seit langen, langen Jahren zum ersten Male wieder von der gefeierten gesprochen.

„Dante! ob auch Virgil von dannen gehet,
Nicht weine! weine noch nicht; denn zu weinen
Ziemts Dir," sprach sie. „von anderm Schwert verwundet!"
Und königlich annoch in strenger Haltung
Fuhr jetzt sie fort, gleich jenem, welcher redet,
Allein die schwersten Worte noch zurückhält:
„Schau mich recht an! Ich bins, bin Beatrice!
Wie, hältst Dus werth, den Berg nun zu ersteigen?
Wusstest Du nicht, dass hier, nur hier das Heil wohnt?"
Mein Auge sank zum klaren Bach mir nieder;
Doch, weil ich drin mich sah, wandt' ichs zum Grase;
So grosse Scham beschwerte mir die Stirne!
Also erscheint die Mutter stolz dem Sohne,
Wie jene mir erschien jetzt, dem beschämten.
Sie schwieg, und drauf begann der Chor der Engel
Zu singen den Psalm: Herr, auf Dich hoff' ich!
Gleichwie der Schnee langhin auf Wälschlands Rückgrat
Gefrieret zwischen lebendem Gebälke,
Wenn ihn vom Nord der eisge Windhauch härtet,
Doch dann, zergehend in sich selbst, versickert,
Wenn Südwind weht, vom Sonnenlande kommend,
Dem Feuer, das die Kerze schmilzt, vergleichbar;
Also war sonder Thränen ich und Seufzer,

Eh jene sangen, die mit ihren Tönen
Den Tönen stets der ewgen Kreise folgen.
Doch als ich aus den süssen Melodien.
Ihr Mitleid wahrnahm, mehr, als wenn gesaget
Sie hätten: Weib, warum ihn so erschüttern!
Da ward der Frost, der mir ums Herz sich legte,
Zu Hauch und Wasser und entlud sich angstvoll
Durch Aug' und Mund zugleich aus meinem Busen.

Und noch ist die Prüfung nicht beendet. Mit ernsten Worten klagt Beatrice Dante an, dass er in dem neuen Leben, welches sie einst in ihm erweckt hatte, nicht stätig geblieben sei. Zu den Engeln gewendet, spricht sie:

„Aufrecht hielt ich ihn einst mit meinem Antlitz;
Ihm zeigend meine jugendlichen Augen,
Führt' ich ihn aufwärts mit mir grades Weges.
Doch als ich, auf des zweiten Alters Schwelle
Gelangt, dem Erdenleben mich entzogen,
Da wandt' er sich von mir und gab sich andern!
Als ich vom Fleisch zum Geiste mich erhoben,
Da Schönheit mir und Tugend war gewachsen,
Ward ich ihm minder angenehm und theuer!
Er wandte seine Schritt' auf falsche Pfade,
Der flüchtgen Güter Wahngebilden folgend,
Die nie, was sie versprechen, wahrhaft leisten.
— — — — — — — — —
So tief sank er, dass, was man auch erdachte
Zu seinem Heil, sich ohne Wirkung zeigte
Als nur, ihm der verlornen Volk zu zeigen.
Deshalb besuchte ich der todten Vorhof,
Und an den Mann, der ihn bis hier geleitet,
Ergieng mit Thränen bittend meine Rede,"
— — — — — — — — —
„O Du, der jenseits steht des heilgen Stromes,"
(So wandte sie mir zu der Rede Spitze,
Die mit der Schneide schon so bitter schmerzte)
„Sprich, sprich, ob dieses wahr ist! Zu so grosser
Anklage muss noch Dein Bekenntniss kommen."
— — — — — — — — —
Nachdem ich ausgehaucht ein bittres seufzen,
Konnt' ich zur Antwort kaum die Stimme finden,
Und mühsam gaben ihr Gestalt die Lippen.
Mit weinen sprach ich: „Ja, der Erde Dinge
Mit falscher Lust verkehrten meine Schritte,

Sobald sich Euer Antlitz mir verborgen!"

— — — — — — — — —

Und Sie: „Nie bot Natur noch Kunst auf Erden
Dir schönres als die schönen Glieder waren,
Darin ich lebte, die nun Asch' und Staub sind.
Wenn nun die höchste Lust der Erde so Dich
Getäuscht durch meinen Tod, wie durfte je noch
Dich sterblich Ding, sein zu begehren, locken?"

Erst nach solchem strengem Gericht entschleiert sich die selige und lässt am Glanze ihrer verklärten Augen den Dichter das sehnen des zehnjährigen Durstes stillen. Alle andern Sinne sind in ihm erloschen: er ist ganz Auge, „so lockte das heilige lächeln dieser Augen ihn in das alte Netz." Begeistert ruft er aus:

O Abglanz Du des ewgen Lebenslichtes,
Wem sollte schwach und klein der Geist nicht zagen,
Wollt' er Dich schildern, wie Du da erschienest,
Beschattet von des Himmels Harmonien,
Als Du den Schleier löstest, der Dich deckte!

Nun aber ist die Prüfungszeit beendet. Eine selige Gehilfin der Beatrice, eben jene Matelda, in welcher man neuerdings die Gestalt einer norddeutschen Nonne zu erkennen glaubt, zieht Dante hindurch durch den Bach Lethe, und damit ist alles vorwurfsvolle bewusstsein seiner Schuld in ihm erloschen. Nun ist er befähigt, die Deutung aller der wunderbaren Gesichte zu vernehmen, welche ihm zu Theil geworden sind, damit er sie den sterblichen Menschen verkünde; nun ist er rein und bereit zum Aufflug nach den Sternen.

Diesen Aufflug zu den gestirnten Sphaeren des Himmels schildert uns der dritte Theil des ganzen, das Paradies. Beatrice hält fest den Blick auf Gott, die erste Liebe, gewandt; dadurch wird sie von Stern zu Stern, von Himmel zu Himmel emporgehoben. Dante schaut unverwandt auf Beatrice; und das Licht, das göttliche, welches von ihrem verklärten Antlitz auf ihn niederströmt, ist die Kraft, welche ihn ihr nachzieht. Das ganze Paradiso ist demnach eine Verherrlichung der geliebten; und es ist voll von lieblichen Stellen, in welchen das eigenthümliche Verhältniss der verklärten und versöhnten Beatrice zu ihrem Dante in einzelnen Gesprächen sich offenbart,

die an das gemeinsame Erdenleben im schönen Florenz anknüpfen, aber meistens die tiefsten Fragen des menschlichen Lebens zum Gegenstande haben.

Nur der Schluss der gemeinsamen Himmelsreise soll hier genauer vorgeführt werden. Beatrice und Dante sind am Ziele angelangt; sie haben alle Himmelssphaeren schon unter sich und stehen dem Feuerhimmel gegenüber, welcher, die ganze Welt umschliessend, selbst der Sitz Gottes und der seligen ist. Dante erzählt:

So zeigte denn wie eine weisse Rose
Gestaltet, sich das heilge Kriegsheer, welches
Sich Christus durch sein eignes Blut verlobt hat.
— — — — — — — — —
Antlitze hatten alle von lebendgem Feuer,
Die Flügel golden, also weiss das andre,
Dass solches Ziel kein irdscher Schnee erreichet.
Sie spendeten von Bank zu Bank einander
Des Friedens und des Lichts, die sie erworben.
Dies sichre, frohe Reich, mit altem Volke
Bevölkert und mit neuem, hielt gerichtet
Auf einen einzgen Punct so Blick als Liebe.
O dreifach Licht, in einem Sterne funkelnd,
Das so dem Blick der selgen ewig leuchtet,
O blick' erbarmend auf den Sturm hienieden!
— — — — — — — — —
Wenn die Barbaren aus dem öden Nordland
Zuerst Rom sehn und seine hehren Werke,
So stutzen sie und staunen tief ergriffen.
Ich, der ich zu dem göttlichen gekommen,
Vom menschlichen, vom zeitlichen zum ewgen
Und von Florenz zum Volk, gerecht und fehllos,
Wie musst' ich erst erfüllt von staunen werden!
Ja, gleich dem Pilgrim, der im Tempel seines
Gelübdes, um sich schauend, sich ergetzet,
So, in dem Licht des Lebens mich ergehend,
Liess ich die Augen schweifen durch die Reihen,
Bald auf, bald ab und bald im Kreis sie wendend.
Ich sah liebüberredende Gesichter,
Mit fremdem Licht gesäumt und eignem lächeln;
Mit jeder Tugend war ihr thun gezieret.
Die allgemeine Form des Paradieses
Hatt' insgesammt mein Blick jetzt schon begriffen,
Auf keinen Punct bis dahin fest geheftet.

Und mit aufs neu' entzündetem verlangen
Wandt' ich mich um, nach Dingen meine Herrin
Zu fragen, drob mein Geist in Zweifel schwebte.
Auf eines zielt' ich und ein andres fand ich.
Ich glaubte sie zu sehn; doch stand Sanct Bernhard
Vor mir, ein würdger Greis im Kleid der selgen.
Verbreitet war auf Augen ihm und Wangen
Huldvolle Freude, und mit mildem Anstand,
Recht wie ein liebevoller Vater, stand er.
Und: „Wo ist sie?“ sprach ich mit raschem Eifer.
Drauf er: „Ganz Deinen heissen Wunsch zu stillen,
Rief Beatrice mich von meinem Sitze.
Und wenn Du nun zum dritten Umkreis blickest
Von oben her, wirst Du sie wiedersehen
Auf ihrem Thron, den ihr Verdienst ihr anwies.“
Ohn' Antwort hob die Augen ich nach oben
Und sah sie dort sich eine Krone bilden,
Abspiegelnd von sich selbst die ewgen Strahlen.
Von jenem Orte, wo's am höchsten donnert,
Hat grössern Abstand wol kein menschlich Auge,
Das sich am tiefsten in das Meer versenket,
Als da von Beatrice mein Gesicht war.
Doch thats mir gar nichts; denn ihr Bild kam
Zu mir herab ohn' eines Mittels Mischung.
„O Herrin, in der meine Hoffnung lebet,
Die du geduldet hast zu meinem Heile,
Dass in der Hölle Deine Spuren blieben,
Aus allen grossen Dingen, die mein Auge
Gesehn, erkenne ich die Kraft und Gnade,
Die Deiner Tugend, Deiner Liebe eigen!
Du zogst mich aus der Knechtschaft in die Freiheit!
O, so bewahre Deiner Gaben Reichthum,
Dass meine Seele, welche Du geheilet,
Dir wolgefällig einst dem Leib' entschwebe!“
So rief ich an. Und sie, wie fern auch scheinend,
Sie lächelte und blickte freundlich auf mich.
Dann wandte sie sich zu der ewgen Quelle.

Ihrem Blicke folgend, schaut dann auch Dante selbst hinein in den ewig quellenden Brunnen des Lichts und der Liebe und geniesst in der Anschauung Gottes einen Vorschmack der zukünftigen ewigen Seligkeit.

Bis zuletzt ihrer Bestimmung getreu, ist es Beatrice, welche ihn dem Ziele alles guten und edlen strebens, welche ihn seinem ewigen Heile entgegenführt.

An diesem Ziele angelangt, senkt der Dichter die Flügel und ruht aus von der kühnen Reise. Nicht lange nach der Vollendung des grossen Gedichts gieng er, dem es nicht beschieden gewesen war, seine irdische Heimath wiederzusehen, zur himmlischen Heimath ein.

Auch diese Schilderung Dantes als des Sängers der Liebe ist damit an ihrem Ziele angelangt. Sie hat vieles bei Seite liegen lassen müssen, was nicht übersehen darf, wer Dantes ganze Grösse erkennen will. Vielleicht hat aber auch sie dazu beigetragen, in dem Leser das Gefühl der Bewunderung für diesen seltenen Minnesänger zu wecken, welches ich zum Schlusse wiederum mit Worten seines ebenbürtigen Landsmannes, des Michel Angelo, ausdrücke:*

> „Wie gross er war, ist nimmer auszusagen!
> — — — — — — — — —
> Und nahm den Lohn, den diese böse Welt hier
> Gar oft den besten ihrer Helden spendet.
> Verkannt ward Dantes thun; verkannt auch
> Sein edles trachten von dem argen Volke,
> Das immer den gerechten Dank versaget.
> Wär' ich, wie er, zu gleichem Los geboren,
> Für seinen harten Bann bei seiner Tugend
> Gäb' ich dahin das grösste Glück der Erde!"

* Uebersetzt von Kopisch.

Zu Fischart.

I.

Fischart als Herausgeber alchymistischer Schriften.

Dass Fischart wie in der medicinischen, so auch in der alchymistischen Litteratur seiner Zeit ziemlich zu Hause gewesen, war mir längst kein Geheimniss mehr, wol aber entzogen sich seine nähern Quellen in letzter Beziehung — abgesehen* von Theophrastus Paracelsus und Raimundus Lullus, die er ja wiederholt nennt — bis jetzt allen zu ihrer Auffindung gemachten Versuchen.

Erst kürzlich glückte es, ihnen einigermassen auf die Spur zu kommen.

Im 28. Capitel des Gargantua, bei der Erörterung über die Entstehung des Krieges, entscheidet sich unser Humorist bekanntlich unter ausführlicher historischer, philosophischer, juristischer, naturwissenschaftlicher und mythologischer Begründung dafür, dass der Eier wegen der erste Krieg aufgekommen, und wir lesen da u. a. auch S. 381 der Ausgabe von 1590:**

---

* Auch der *Catalogus Catalogorum* von 1590 ist auffallend arm an alchymistischen Titeln: B2ª: Distilierkolb für vndistilirte Kölblin, durch Bechtoldum Maledonatum. B8ª: Aurum ex stercore Roberti Talboti opus aureum purgatum septies. C4ª: Vnaußsprechlicher Schatz der 3000 Claviculischer Bücher Salomonis . . so längst von den Natürlichen Trismegistischen Magis, Chymicis vnd sonsten guten Kolenklopffern gewündscht worden. D3ᵇ: Baumbasti Liber Vexationum . . item Genealogia Hochtaubica Auri. D5ᵇ: Treizanus de Miraculo Alchimistico sive Philosophiae Saxo.

** Die Stelle steht zuerst in der Ausgabe von 1582 Bl. Z6ᵇ ff., fehlt noch in der ersten von 1575 Bl. V3ª.

„— Vnd die Alchymisten, wie viel verderben sie Eyer mit jrem Calcinieren? Aber es sind böß Bruthennen, sie lauffen gemeynlich bald von der Brut? Hat nicht der Roßkäfer dem Adler sein Eyer in Jupiters Schoß zerstört? · Daruon der Londisch Johan vom Ey groß Monadisch heimlichkeit den Keyser lehrt, als er beweißt, die Welt geh wie ein Ey vmb: Ja Jupiter, damit er sein Stral Schilttragend Vogelgschlecht erhalt, schafft, das alsdann, wann der Adler vbern Eiern sitzt, keine Schalkäfer vmbfliegen: Warumb aber die Roßkäferisch Scherabeierisch art den eyerschalen so feind: das macht, weil sie verdreußt, daß sie auß Roßfeigen vnnd keinen Eyern kommen: Nun so viel hat dannoch der vom Ey auß den Grabakarabis Pillularijs ergarakrabelet, daß wir all auß eim Ey herkommen, weil die Welt ein Ey ist: das hat gelegt ein Adler, das ist die hoch, weit vnd schnellfliegend Hand des Jupiters, das ist das Chaos, das Cauum, das Chaouum, der offen Ofen, hauffen, Hafen, welches des Adlers Hitz Chaouirt, Fouirt, Feurofirt, Chaoquirt vnd Coquirt: Ja Jupiters krafft war distillirer inn dem Vacuo Cauo Ouo, inn dem Ofen Hafen Ey: Der schoß war der Himmel: O jhr Alchymisten frewet euch, hie geht ewer geheimnuß an! Diß schön Ey hat zerstört die Sündflutisch Mistkäferey, da ein Mistkasten vber die Wolcken in den andern Elementen ist vmbgefahren, der Dotter im Eyerklar. Merckt jhrs jr Eyerbrütling, warumb jr im Helm geboren werd, vnd warumb jhr weint, wann man euch dieselb Sturmhaub abziecht?"

Es konnte von vornherein nicht zweifelhaft sein, dass hier zunächst auf die bekannte Aesopische Fabel Ἀετὸς καὶ κάνθαρος in einer der vielen lateinischen* Bearbeitungen angespielt sei unter umfassender Berücksichtigung dessen, was die alten über den heiligen grün schimmernden Gold- und Sonnenkäfer der Aegypter erzählen**, welcher diesen, eben weil sie ihn durch generatio aequivoca erzeugt meinten, das

* Der Kürze wegen verweise ich auf die freilich lange nicht erschöpfende Anmerkung von Kurz in seiner Ausgabe vom Burkh. Waldis, Esopus zur 26. Fabel des I. Buches S. 92.

** Joh. Joachim Bellermann, Ueber die Scarabaeen-Gemmen. Progr. d. Gymn. z. Grauen Kloster (Berlin) 1820 S. 10.

Symbol des aus sich entstehenden und der schöpferischen Kraft der Natur, ja sogar der ihr dasein in sich tragenden Gottheit war.

Die Kenntniss dieser mystischen Beziehungen, wie alles wissenswerthen über dieses Thier mit Einschluss der Fabel vermittelte damals den weniger philologisch belesenen wol die lange Auseinandersetzung des Erasmus in seinen „Adagiorum Chiliades quatuor (Basel 1574. Fol. S. 607—616: Scarabaeus aquilam quaerit)“, von der mir übrigens auch ein der kgl. Bibliothek in Berlin gehöriger Separatabdruck vorliegt*. Fischart dagegen hat in diesem Falle wol aus den Quellen selbst geschöpft — dass er dazu Griechisch genug verstand, beweisen seine sprachwissenschaftlichen und medicinischen Arbeiten — oder doch aus auch sonst vielfach von ihm benutzten Uebersetzungen derselben. Wenigstens J. Herolds Verdeutschung des Horapollon in dessen: „Heydenweldt Vnd irer Götter anfängcklicher vrsprung, Basel, H. Petri 1554“, welche er im Gargantua 1590 S. 237 ausdrücklich citiert, erklärt schon manches aus der blossen Fabel sich nicht ergebendes Detail in obiger Stelle; man sehe:**

„DEn Roßkäfer maalen sie, wo sie ein eingebornen eintzigen Son, anziehen wöllend, dann eben diser käfer, würdt durch sich selbs, on das weyblin vnd alle entpfängknuß für pracht vnnd erzeüget.

Ertzeügung.

DIe erzeügung darmitt zů bedeütenn, nemmen sie ab bey seyner ahrt, die er inn derselbigenn hatt. Wann diser käfer

* Scara|bevs. | Per Des. Eras. | Roterodamvm. Cvm Scholiis, in quibus Graeca exponuntur. Am Ende: Basileae apud Jo. Frobenium 1517. 4° = Xf. 6976 4°.

** Im 1. Buche der „Bildschrift Oder Entworffne Wharzeichen dero die vhralten Aegyptier, in ihrem Götzendienst, Rhätten . . sich anstatt der buchstäblichen schrifften gepraucht habend. Inn zwei büchern durch etwa Horum . . vor drey tausent hundert jaren verfaßt . .“ S. 91; ich verweise dazu auf Lauths Bemerkungen über diese Stelle (Cap. 10, 11) in seinem für die Würdigung dieser Schrift epochemachenden Aufsatze „Horapollon“, Sitzungsberichte der Bayer. Akad. 1876, Bd. I d. phil. hist. Classe S. 80, 82 u. 83.

jungen für pringen will, sůcht er küekoth, auß dem selben macht er ein kügelin die wie der himmel rund, dann so er ein klötzlin desselbigen zůsammen geklaubt, leynt er sich daran mit dem rucken, vnd wältzt es gegen nidergang der Sonnen, er aber für vnd für gegen auffgang sehende, treybts so lang, biß es dem himmel gleich rund würdt. Die Sonn laufft auch von Auffgang gegen Nidergang, vnnd kompt an ihr erste zilstatt, do das ander gstirn, durch ein widerige bewegung vmb getriben würdt, von Nidergang gegen Auffgang. Nun so der Käfer also ein kügelin gewalet, vergrabt ers, vnd laßts acht vnd zwentzig tag ligen, in denen der Mon alle zeichen des Thierzürcks vmblaufft, vnnd auch die jungen käferlin läblich werden, am neun vnd zwentzigsten tag, do der Käfer vermeynt Sonn vnnd Mon vermische sich zůsammen mit ihrem schein, vnd werde die Welt gleich new erporn, pricht er das kügelin auff, würffts inn ein wasser, so kommen dann die jungen Käfer härfür kriechen.

Ein Vatter.

EBen diß thier, seittēmal es on alle můter allein auß dem mändlin erzeügt würdt, so geben sie das zeichen eins vatters mit ihm.

Den Vmbkreiß der Welt.

DEn vmbkreiß der welt, mit der gstalt dises thiers zůbeschreiben, ist nit so gar vngeschickt, wie sie halten, dieweil vast ein solche gepurt es hatt.

Ein Man.

EIn Man zůbedeüten wissen sie nit besser, dann eben mit dem thier, dieweil in seiner ahrt kein weiblin ist. Es seind aber dreyerley Roßkäfer. Der ein ist katzenfarb vnd liecht, darumb ist er der Sonnen zů geeignet. Dann sie sagend der katter, verwende seine augsternen, tags der Sonnen lauff nach, auffgangs jro, so seyen sie langlecht, mittags rund, dunckel praun gegen vndergang. Deß ist zů Thebe inn der Sonnen statt, ein bild auffgericht einem Gott, der einer katzen gleich sicht. Ein käfer hat dreissig fingerlin, die die dreissig tag bedeütend, inn denen die Sonn ihrn lauff in yedem der

zwölff zeichen vollendet. Ein anderlei käfer hat hörner gleich wie ein stier, vnd ist dem Mon zû geeignet, des die Aegyptier auch den Stier am himmelgstirn, dem Mon zûgeben. Die dritten käfer haben allein ein einig horn, seind sunst keinem gmück gleich, vnnd eben wie der Ibuogel Mercurio verwidmet."

Aber die specifisch alchymistische Anwendung dieser Scarabaeenkenntniss, von welcher Fischart spricht und deren Möglichkeit für den mit der Terminologie dieser einst eifrig betriebenen Wissenschaft einigermassen vertrauten ausser Zweifel war, liess weiter nicht etwa auf eine der vielen unserm Humoristen geläufigen Anekdoten, sondern auf eine wirklich existierende Schrift als Quelle desselben schliessen.

Freilich glaubte ich mich schon bei ersterer Annahme beruhigen zu müssen, auch noch als es mir gelungen war in den Schriften des grossen Minoritenbruders und Philosophen Roger Bacon, der bereits im 13. Jahrhundert manche erst in späterer, ja zum Theil in unserer Zeit wieder neu entdeckte Erfindung besass, einen Abschnitt über das *ovum philosophicum** aufzufinden und ferner einen Schüler desselben Namens Johannes kennen zu lernen, den die Biographen bald mit dem Beinamen Parisiensis, bald Londinensis belegen.** Aber nach Anleitung meiner Quellen explicierte dieser Londische Johann wol dem Papste Clemens dem IV., welcher schon als Mönch mit Roger Bacon in brieflichem Verkehr gestanden, schwierige und dunkele Stellen in den Schriften des von seinen eigenen Ordensbrüdern verketzerten „Doctor mirabilis", überbrachte ihm sogar neue physicalische Instrumente, die dieser verfertigt hatte, jedoch von einer ähnlichen Mission desselben bei dem Kaiser, von der Fischart spricht, also etwa bei Rudolf von Habsburg, zeigte sich nirgends eine Spur.

Und dennoch war ich auf der richtigen Fährte. Ein anderer Interpret und Vertheidiger Roger Bacons — aber aus

* R. Baconis opera ed. J. S. Brewer I, 545 (London 1859). Ueber den Mann selbst vgl. E. Charles, Roger Bacon, sa vie, ses ouvrages etc. Bordeaux 1861. Siebert, Roger Bacon. Marburg 1861. L. Schneider, Roger Bacon. Augsburg 1873.

** Ersch u. Gruber, Encykl. II, 22 S. 200 und L. Schneider a. a. O. S. 4, Anm. 1.

dem 16. Jahrhunderte, ein in der Geschichte der Alchymie berühmter und berüchtigter englischer Mathematiker, welcher zu Fischarts Zeit wiederholt in Deutschland war und mit den höchsten Personen verkehrte, der Johannes *Dee* Londinensis* ist der gemeinte. Dieser widmete „Ex musæo nostro Antwerpiensi Anno 1564. Januarii 30.", wie er S. 12 sagt, „*Inclyti Regis Maximiliani excellentissimae majestati*", also Maximilian II., ein wunderliches Opus, das schon an der Stirn der Titeleinfassung die Devise trägt: „Qui non intelligit, avt taceat avt discat" — die anscheinend** nicht gerade seltene „*Monas Hieroglyphica* | *Joannis Dee, Londinensis.* | *ad* | *Maximilianvm, Dei gratia* | *Romanorvm, Bohemiæ et Hvngariæ* | *Regem Sapientissimvm*" — Titel in Uncialen, wie die unter dem Wappen mit Spruchbändern stehende Inschrift: „De rore cæli, et pingvedine terrae, det tibi Deus, Gen. 27." — „Guliel. Silvius Typog. Regius, Excud. Antuerpiae, 1564.", 28 Bl. in 4°.

Mit dem abstrusen Inhalte der Schrift will ich nicht weiter lästig werden, sondern einfach die Stelle hier hersetzen, welche Fischart oben vor Augen hatte; sie steht bei Dee Bl. 17 f.:

„— colligi potest, Cælestem Astronomiam Inferioris esse quasi Parentem et Magistram. Subleuatis ergo in Cœlum oculis Cabalisticis . . talem ad amussim nostrae Monadis conspiciemus Anatomiam: In Natvrae Lumine vitaque sese sic nobis semper ostendentem. Et suopte Nvtv Secretissima hu- [17b:] jusce Physicæ Analyseos Mysteria apertissime detegentem. *Ovi autem figvram* isti Coordinationi adhibere: Cælestis Nvncii, dum Theoricos Cælestesque Gestvs sumus aliquando Contemplati, fuimus edocti. *Ovalem enim*, Ipsum in Aethere,

* Sieh H. Kopp, Geschichte der Chemie II (1844) S. 197 ff. 220. Schmieder, Geschichte der Alchemie. Halle 1832. S. 303 ff. 308. Ersch u. Gruber, Encykl. I. 23. S. 319 ff. The private diary of Dr. John Dee.. Edited by J. Orchard Halliwell. London 1842. 4°. Autobiographical tracts of Dr. John Dee . . Ed. by James Crossley (Printed for the Chetham Society) 1851. 4°.

** Ausser in Berlin fand ich die Ausgabe von 1564 noch in Halle, München und Göttingen, eine andere von 1591 auf der Leipziger Stadtbibliothek, in Weimar, München und Göttingen. [Beide Ausgaben in Dresden.]

suo Cursu *Figurare Circuitionem*, Astronomis est notissimum. Et cum Dictum sapienti Sat esse debeat: En nostras hujus Cælestis Consilij Interpretationes (sic Hieroglyphicè propositas) praedictis omnino Consentaneas. Hinc Moniti discant Miserrimi *Alchimistæ* suos agnoscere Errores varios: Quae sit Albuminis *Ovorum Aqua:* Quod ex vitellis Oleum: Quae *Ovorum calx:* Hinc Imperitissimi illi Impostores cum illorum Desperatione Intelligant: Aliaque his similia perplura. *Hîc Proportionatvm a natura fere totvm Habemvs. Hoc illud est Ovum aqvilinvm, Quod Scarabæus olim disrupit:* Propter Injvriam, quam Timidis Brutisque Hominibus Illius Avis Violentia et Crudelitas intulit: Licet ad *Scarabei* Antrum (Auxilii implorandi Gratia) aliquibus confugientibus, non inde tamen liberatis. Sed ipse solus Scarabeus hanc sibi vindicandam Injvriam modis omnibus existimans: Vt erat alacri animo Constantique Voluntate paratus, ita ad id praestandum nec Viribus carebat, nec Ingenio: Vnde variis Connatibus *Aqvilam* dum persequeretur *Scarabeus:* Subtilissima *Fimi* Arte vsus Illius tandem (vel *in Jovis Gremio* depositum) *Ovvm* in Terram praecipitari adeoque Disrvmpi effecit. Et eadem aliave ratione Aquilinam tandem totam Speciem e Terris deleuisset Scarabeus, nisi (malum tantum Praecavens) Jupiter effecisset: Quo anni tempore Aquilae sua sollicite curant Ova Nulli ut circumvolitent Scarabei! Illis tamen Consulerem, qui istius Avis vexantur Crudelitate, ab ipsis [18:] *Heliocantharis* (qui ita certis Temporum Curriculis latitando viuunt) Vtilissimam artem discere: Quibus jam licet non faciant ipsi, esset tamen longe gratissimum, suis Judiciis et Signis de suo Inimico Vindictam sumi posse. Et hic (O Rex) non *Aesopum* conari me vt agam, Sed Oedipum Faterentur, si adessent Illi quorum Mentes ita de Naturæ Summis Fabulari Mysteriis primo subiuit. Esse profecto quosdam novi, qui Scarabei Artificio Si haberent Dissolvtvm Aqvilinvm Ovum, Calcem ejusdem cum Albumine puro totoque Temperarent primo. Deinde illud Temperamentvm, Vitelli liquore toto, artificioso ordine, oblinirent volvendo revolvendoque: Vt Scarabei suas conglomerant Pilas. Ita magna fieret *Ovi* Metamorphosis" u. s. w.

Erhellt aus diesem einen Beispiele zur Genüge, wie grosse

und mühevolle Umwege der Commentator Fischarts oft zu machen hat, wenn er auch nur dessen Hauptquellen aufdecken will — all den zahllosen Nebengewässern, besonders den in dem weiten Becken des Gargantua zusammenströmenden bis zu ihrem Ursprung nachzugehen, möchte vor der Hand kaum gelingen — so muss einem auf das grösstmögliche Mass der Erklärung auch im einzelnen gerichteten bemühen bei diesem Humoristen mit universeller Bildung vor allem an der umfassendsten Kenntniss der eignen weit verzweigten litterarischen Thätigkeit desselben gelegen sein: denn der Grundsatz, einen Autor von ausgeprägter Eigenart in erster Linie aus sich selbst zu erklären, führt nirgends zu so überraschenden Resultaten als bei ihm!

Seit jedoch Vilmar und Goedeke, besonders aber der letztere, die Summe dessen gezogen, was ausser Wolfenbüttel Herrn von Meusebachs Fischart-Sammlung auf der kgl. Bibliothek in Berlin zu bequemer Benutzung bot, ist eigentlich neues nicht mehr zu Tage gefördert. Von einzelnen unbekannten Drucken bekannter Werke sehe ich dabei ab, sonst hätte ich hier u. a. des von Ph. Wackernagel bei seiner Herstellung des Textes der Fischartischen Lieder im IV. Bande seines Deutschen Kirchenliedes S. 810 ff. benutzten Gesangbüchleins von 1573 zu gedenken, um dessen Auffindung sich Herr H. Simon in Berlin ein Verdienst erworben*. Es gereicht mir daher zur Befriedigung als der erste den Freunden Fischarts wieder einiges neue bieten zu können, indem ich mit der Nachweisung seiner Thätigkeit auf einem Gebiete beginne, auf dem ihn bekannter Massen bis jetzt niemand gesucht hat: auf alchymistischem!

Bei der oben in Umrissen gegebenen Untersuchung, welche ihrem Hauptinhalte nach zur Bekanntschaft mit diesen der historischen Forschung allmählich entrückten Litteraturproducten führte, hatte ich die Freude unter den aus Strassburger Pressen des 16. Jahrhunderts hervorgegangenen Drucken sehr bald auch auf Jobinsche zu stossen, die zum Theil schon durch die eigenthümliche Fassung ihrer Titel auch da, als ich

* Dasselbe ist in Besitz des Herrn Prof. Guido Richard Wagner in Marburg übergegangen.

sie erst aus ziemlich unvollständigen Angaben bibliographischer Hilfsmittel kannte, meine Erwartung in ungewöhnlichem Grade rege machten. Einigermassen überrascht war ich aber trotzdem, als Herr Dr. Julius Schrader in Berlin, dessen mittheilsamer Güte und liebenswürdiger Duldsamkeit ich mich nun schon seit Jahren bei meinen Fischart-Studien zu erfreuen habe, aus der damals gerade in neuer Katalogisierung begriffenen Abtheilung der kgl. Bibliothek mir eines Tages eins jener Werke vorlegte, indem er lächelnd auf die Ueberschrift der Vorrede hinwies, in der sein kundiger Blick sofort ein Fischartisches Anagramm erkannt hatte.

Der Titel des u. a. bei Roth-Scholtz, Catalogus von Chymischen Büchern I (Nürnberg und Altdorff 1725), S. 10 angeführten, auf der Berliner Bibliothek in zwei Exemplaren vorhandenen Buchs lautet: „I. | CORRECTORIVM ALCHYMIAE | RICHARDI ANGLICI. | Das ist | Reformierte Al-|chimy, oder Alchimeibesse-|rung, vnd Straffung der Alchimisti-|schen Mißpräuch: vom Alten vnd längst-|berümten Medico, Richardo aus | Engelland beschriben. | II. | RAINMVNDI LVLLI APERTO-|rium et Accuratio Vegetabilium. | Von eröffnung vñ entdeckung wach-|sender Sachen, vñ des Philosophischen steyns, | des Wolbekannten Philosophi vnd Eremi-|ten Rainmundi Lulli Tractat. | III. | Des Königs Gebers auß Hispanien Secretũ, | dessen sich die Venetianer hoch austhun. | Alles nun erstmals zu dienst vnd nutz allen Rey-|ner vnd Geheymnußreicher Artznei vbenden | vñ beliebenden inn Truck gefärtigt. | Zu Straßburg, bei Bernhart Jobin. | ANNO M.D.LXXXI. |“

Die Rückseite des Titels blieb frei, demnächst folgt Bl. A2[r] — A8[r] Fischarts Vorrede, A8[v] wiederum leer lassend, und hieran schliesst sich erst die Sammlung alchymistischer Schriften in deutscher Uebersetzung auf 151 numerierten Blättern in 8°; Blatt 151[v] ist gleichfalls unbedruckt.*

* [Die Dresdner Bibliothek besitzt ausser einem Exemplar des Druckes von 1581 auch eine Ausgabe, bezeichnet: Strassburg, bey B. Jobins seligen Erben. ANNO M.D.XCVI (Vorrede und 151 Bll. 8°), welche zwar viele kleine Abweichungen von dem älteren Drucke aufzeigt, aber doch als „Titelausgabe“ angesehen werden muss.]

Alles wissenswerthe über das Werk selbst sagt die Vorrede, welche allein aus der Feder des berühmten Autors stammt.

Ich lasse dieselbe hier folgen und bemerke nur noch, dass das Anagramm „In Forchten Gahts Mittel" mit einer kleinen orthographischen Abweichung bekanntlich in dem von Fischart mit G. Nigrinus zusammen herausgegebenen „Anti-Machiavell" gleichfalls erscheint: Goedeke, GR. I, 394 Nr. 42. Andere ähnlicher Art s. bei Kurz, Fischarts Dichtungen I S. XXII. Der Kenner Fischartischer Prosa wird freilich bei folgendem Stücke dieses äussern Beweises entrathen können.

„Vorwarnung An den Gönstig Gutherzigen Kunstliebenden Leser von Achtung der Alchimei.

In Forchten Gahts Mittel.

ALs Anno Mundi 3981, das ist, vngefährlich zwäntzig Jar nach Christi Geburt, die herrlich kunst des Glas machens auffkommen, daß man mit schlechter Temperatur des Sands, Grieß, Aschen vnd etlicher Metallischer harter Säfft, durch krafft des Feuers, das Glaß hat flüssig, giessig, biegig, glenckicht vnd ziehig, wie sonst eyn weych Metall zu allerhand Nutz vnd Zierlichkeyt können zubereyten: da ist der Römisch Keyser Tiberius zugefahren, vnd hat die Officin oder Werckstatt solcher Ehrlichen, zierlichen vnd nutzlichen Kunst verbotten [A 2] vnd abgeschafft, Ja auch, wie Isiodorus schreibt, den Meyster solcher Geschicklichkeyt vmbs leben pringen lassen: Vnd dasselbig alleyn auß diser fürwendung, darmit nämlich nicht durch Auffkom̃nuß diser Kunst, das schöne durchsichtig helle Glaß, das Bleyche Golt mit der weil vertringe, vnd inn eyn vnwehrt oder kleynachtung pringe, vnd also hiedurch entlich das Golt seinen Werth vnd Abschatzung verliere, vnd alle Commercien, Handthierung, Kauffmanshändel vnd Gewerb hernider lege.

Welches eyne so liederliche nichtwürdige Vrsach von eynem so hohen Potentaten ist, daß man wol sagen möcht, er hab sie nicht als eyn Tiberius, sonder (wie man jn seiner gewohnlichen Trunckenheyt halben zuschelten pflegte) als eyn Biberius, auß ey-[ ]nem Trinckglaß geholet vñ geschöpffet: Als jn nämlich der wein im Glaß der massen schön angelacht,

daß er jm zu lieb, vnd seinem Hirn zu leyd, jhm selbs eyn Aberwitz getruncken gehabt. Oder weil jm ergangen, wie dem, von welchem das Epigramma lautet.

Als Winhold tranck, auß eynem Glaß,
Und darvon also Truncken was
  Daß er des andern tags ward schwach,
  Faßt er zum Glaß eyn zorn, vnd sprach:
Itzt spür ich, es sei nicht gar ohn
Daß etwas Giffts inn Gläsern wohn,
  Nam drauff das Glaß, vnd warffs zu hauffen,
  Vñ thät hinfort auß Bächern sauffen. etc.

Gleicher gestallt auch er, der Keyser Tiberius, nit alleyn den zorn vber das Glaß, sonder auch den Glaßmacher ergehn lassen.

Durch welche seine, gegen gedachtem Künstler geübte Greulichkeyt, er recht erwisen, daß er (inmassen sein [)(3] eygener Praeceptor sein Natur beschriben) keyn Lutum sapientiae, darvon die Alchimisten nicht genug zuschreiben vnd zusagen wissen, sondern eyn Lutum sanguine maceratum, das ist eyn Leymen mit Blut gewürcket seie gewesen.

Eben auff solche weiß thun auch die jenigen, welche auß sorg, daß nicht etwan durch die Chimische zubereytung der Metallen, durch erforschung des Benedicti Lapidis Philosophorum, durch das Rebis vnd allerhand Tincturen vñ Secreta des Golds, das Natürlich Golt mit der weil inn eyn vnachtung erwachsse, oder die Berckwerck inn eyn abgang gerahten, oder jederman eynsmals zu Reichthum̃ komme, oder die Medicin zu leicht vñ gemeyn werde: entweder mit händen vnd Füssen abwehren, daß die [ ] Chimische Kunst nirgends Platz finde, noch auffkomme: Oder sich befleissen, wo sie schon einreissen wolte, sie auffs äusserst zuschänden vnd zuvernichtigen, darmit nur keyn ehrlich Gemüht, auß forcht der Schand sich darauff begebe: Oder dieweil sie zu vertrüssig, träg vnd faul, vnd vngenugsam jres Alters halben darzu sein, schöne Wort dahin anlegen, anderen dise künstliche Arbeyt zuerleiden.

Sind aber dise nicht auch rechte letze Tiberij, die auß Eiferiger Liebe zum Natürlichen Golt vnd jhrer gewohnten Artznei, darum̃ gleich andere Künstler die es der natur nach-

zuspilen gedencken, Ja der natur so nah nachthun, dz sie selber drüber sich verwundern müssen, uñ gestehn, daß sie iñ vilen heylungen vñ artzneiungen eynen [)(4] nähern weg gefunden haben, nit desto weniger verwerffen, ja vernichtigen vnd abschaffen, vnd die Belieber vnd Vber derselbigen hassen vnd verfolgen? Vnd dasselbig auß was für vrsach? Zwar auß keynē andern, dan auß den nu angeregten leichtfertigen, nichtsbedeutlichen Tiberischen Bedencken: Daß nämlich nicht etwan das Glaß dem Golt absage, vnd das Natürlich Golt von dem der Natur nach oder gleichgemachtem Golt vertriben werde, vnd die Gläserinne Alembici mit den Goltreichen Bergen inn eynen Kampff tretten, vnd das Feuer in den Brennöffen mit der Sonnenhitz eynen Krieg führe, vnd wann eyn jeder jm selbs helffen könte, man keyn Artzet mehr bedörffte, vnd die composita mit den simplicibus eyne Grammaticische Schlacht thäten, vnd [ ] das Gebrennt mit dem gekochten inn eynem Hafen eyn Gezänck führte, vñ das Lutum sapientiae mit dem Luto Lemnio sich nit inn eyner Apoteckerbüchssen vertragen möchte, etc.

Sihe da die schöne Hochwichtige Bedencken, diser Eiferigen Handhaber vnd Schirmer der Gewonheyt, die schöne Luta macerata Consuetudine, welche meynen, es seie nur eyn eyntziger Weg gehn Rom, vnd es können nicht zweyerley Künst vber eynerley subiecto vnd Materi bei eynander vñ zusammen bestehen. So doch bei den Künstsinnigsten Völckern den Egyptiern, Chaldeern, Arabern vnd Assyriern, stäts beyderley, nämlich die Natürlichen Sachen hoch geacht, vnd auch die Naturgemässe Künst nit weniger sein geacht gewesen. Die Natürlichkeyt bedarff zwar nicht vil [)(5] beschreibens, dann sie gehet vns täglich inn Händen vnd vor Augen vm̄: Aber die Naturmässigkeyt, die natur weiter zuerstrecken, die hat jrer wichtigkeyt vnd beschwärlichkeyt halben viel Bücher gebracht, die zum theyl auß vergonst oder auß Neid hinderhalten werden.

Dann dise Kunstzerstörer thun eben wie der Närrisch Tyrann Diocletianus: der nach dem er langwirige Krieg wider die Egyptier geführt, zu letst gemeynt, er könne jhren nicht ehe recht Mächtig werden, vnd sie mehr dämmen, als wann er

alle jhre Bücher, die von Künstlicher bereytung des Golts besagten, ließ auffsuchen, vnd sie inn seine Hände brächte: Dann also meynt er, könn er jnen an Vorraht grosser Reichthum̃, die sie durch jhre Kunst sich zusammelen [ ] rühmten, abstrickung vnd hindernuß thun, vnd jnen dermassen die Federn beschroten, daß sie keyne Neruos, noch Geltsteurliche Zusatz vnd Kräffte mehr wider die Römer zu kriegen hetten.

Aber wie dem Diocletiano seine Anschläg gefählet, also fählets noch heutigs Tags vilen diser Kunst Neidigen, daß, wie fast sie gern die Chimiphilosophische Bücher vntergetruckt wünschten, jhnen doch zu leyd dieselbigen von tag zu tag je mehr vñ mehr ans Liecht kommen.

Alleyn wird noch diser Fähler vnd Mangel darbei gespüret, daß etliche dieser Geheymnuß Erfahrene, nicht minder dann die obgedachte Neidige Hässer, auff eyne sondere weiß, auch dergleichen fürwitzige Tiberios geben. Dan inn dem sie die für [)(6] sorg tragen, es möchte dises Mystery zu gemeyn vñ jederman bekantlich werden, vnd also männiglich zu vberflüssiger Reichtum̃ gedeien, so verführet sie jhr Fürwitz auch inn eyn vergonst, daß sie sich befleissen, dise Kunst auffs aller verborgenest, vnverständlichst, vndeitlichst, vñ wie eyn verdeckts Essen den Leuten fürzutragen, vñ gleichsam Sphyngis oder Rähtersweiß auffzugeben. Welchen Rhätersschreibern man billich dises Lied occiniren, vorsingen vnd vorgeigen sollte:

Entweder schreib, daß man versteh,
Oder des Schreibens müssig geh:
Willt schreiben, daß man nicht soll wissen,
So last das Papir wol vnbeschissen.

Ja sprechen sie: Man schreibts alleyn den kindern der Weißheyt: Das meynt ich ja auch: Vnd darum̃, wañ du schon auffs verstäntlichst schreibst, so wirts doch niemand, dan der zu di[]ser Kunst geneigt, geartet, genaturt, geschickt, begirig, vnd von Göttlicher Miltigkeit gleichsam darzu geweihet ist, erfolgen vñ assequiren: Auch wirt vil träge ingenia allein die Mühsamkeit darvon abschröcken Dann man liset nirgents, daß die Sommergeylen Häuschrecken inn India Golt

solten zusam̄en tragen: Sondern diser Fleiß befindet sich allein bei den Winterscheuen Embsigen Aumeisen. Wiltu ein Nachömer vnd Folger der Natur sein vnd heyssen, so folge auch im schreiben der Natur, vnd schreib verstäntlich: Es wirts dannoch nur fassen, der da mag. Sonst wo du die fremdesten vñ weitgesuchtesten Wörter vnd Gleichnussen für grübelst vnd brauchst, bringstu bei den Guthertzigen die Natürgeschickte kunst vil mehr inn bösen verdacht, dan iñ ein Groß[)(7]achtung: vñ bei den Neidern vil mehr zu spott, dan zu eyner verwunderung.

Derhalben billich dise Authores, deren hieriñ etliche zusam̄en getruckt worden, als Richardus Anglicus, Rainmundus Lullus, König Geber auß Hispanien ꝛc. hochzuhalten vñ zuehren sind, daß sie alle vergonst vñ obaußgeführte Tiberische Fürwitz hindan gesetzt, dise geheymnussen, so jnen von Göttlicher güte (daher alle gute Gaben entspriesen) offenbart gewesen, deitlich, verständlich, treulich vñ guthertziglich männiglichen, so zu diser Kunst lust trägt, haben zum vnterricht inn Schrifften mitgetheylt. Deßgleichen sint auch dise alles Dancks vnd ruhmswürdig, die solche der alten Hinderlasene, vñ von entweder vnachtsamen vñ liderlichen, oder neidigen vnd mißgönstigen leuten auffgehaltene vñ[]versteckte Bücher täglich je mehr vnd mehr zusam̄en suchen, auffheben vñ entlich zu nutz aller Posteritet vnd Nachkom̄enschafft iñ offentlichen Truck zukom̄en verschaffen, vnd also eyn Gemeynnutzlich Werck darauß machen.

Wie dann diser eyner zu vnserer zeit auch der Hochgelehrt Herr *Doctor Heinricus Wolffius*, Medicus zu Nörnberg ist, der auß seinen mit grosser müh fleissig zusam̄en gelesenen Collectaneis, nun eyne zeitlang her vil herrliche, nutzliche vnd singulares Medicos Tractatus gutwillig hat inn Truck gegeben: Auch jetzumal gegenwärtige nit weniger fürtreffliche Geheymnußreiche Tractat, nit hinderhalten wöllen: sondern dieselbige dem weiland gleichsfalls Hochgelehrten Herrn *Michaeli Toxitae*, Medico, ꝛc. inn Truck zuverschicken vbergeben vñ vertrauet. Als aber dasselbig vonwegen seines vnvorsehenen tödlichen Abschieds auß diser Welt, seidher etwas länger, dann man ver-

hofft, verbliben: Hat man doch jetzumal, als man mehr Muß vñ weil es zutrucken bekom̃en, sich der gebür erinnert, vnd des verheyssens hiemit exoluiren wöllen. Hoffend es werd allen warer Medicin Eiferigen zu grossem dienstlichen Gefallen gereychen. ꝛc.“

Habe ich in vorstehendem die ganze Vorrede und für dies Mal sogar mit allen Inconsequenzen der Schreibung zum Abdruck gebracht, so geschah es nicht etwa aus besonderm wolgefallen an dem Inhalte derselben — Fischart spricht hier, obwol er ja auch im Banne der alchymistischen Medicin des Paracelsus stand, ohne Zweifel und aus leicht verständlichen Motiven gegen seine Ueberzeugung von dem Werthe der Alchymie, für die er sonst nur Spott hat —, sondern weil mir der breit durchgeführte Ausfall gegen die absichtliche Dunkelheit gewisser alchymistischer und medicinischer Schriftsteller seiner Zeit einiges Licht auf das zu werfen schien, was er unter dem von ihm im Gargantua angeführten Titel: „Von blinder hundsgeburt heutiges bücherschreibens“ eigentlich zu behandeln gedachte oder behandelt hat.

Heinrich Wolf, „Medicus zu Nürnberg“, ist also der eigentliche Sammler und Uebersetzer der durch Fischart zum Druck beförderten alchymistischen Tractate. Ueber die Person dieses Mannes sind wir nicht besonders gut unterrichtet, denn in der gesammten ältern und neuern medicinischen Litterargeschichte erwähnt ihn meines wissens nur Paschalis Gallus (Bibliotheca medica. Basil., Waldkirch 1590. 8°. S. 31). Ausführlicheres berichten dagegen Will und Nopitsch im Nürnbergischen Gelehrtenlexicon IV (1758) S. 293 und VIII (1808) S. 421 ff. Darnach wäre er am 3. Febr. 1520 geboren, 1553 in den Dienst der Stadt Nürnberg als Physicus getreten und am 21. Decbr. 1581 daselbst gestorben. Vor 1553 scheint er sich eine Zeit lang in Strassburg aufgehalten zu haben, zusammen mit seinem Bruder, dem bekannteren Philologen Hieronymus Wolf, dessen Fischart sympathisch im Gargantua* gedenkt.

* 1590 S. 539: „Warn jhrn mehr dann — der Fugkar Büchermarckt, darmit der gut *Wolffius* zu Augspurg sein Himmelsfreud hat.“ Von Hier. Wolf handelte in neuerer Zeit insbesondere Mezger, Memoria Hieronymi Wolfii. Augsburg 1862.

Die einzige von ihm selbst herausgegebene Schrift, welche man bis jetzt gekannt hat, ist die oben auch von Fischart genannte: „Herliche Medi-|cische Tractat, vor nie | in truck kommen. | Von Cur des Podagrams, | des Hocherfarnen alten Medici, Arnaldi | de Villa Nova. | Item | Vom Holz des Lebens. | Vom Goldöl. | Antimonij öl vnd Wein. | Von den Tugenden der Perlen, Corallen | vnd Spiritus vini. | Von der Pestilenz: vnd andern nüzlichen | materien, welche die vorred andeitet. | Nunmals erst durch den Ehrnvesten vnd hoch|gelehrten Herrn, *Heinricum Wolffium*, Doctor, | vnd Physicum zu Nörnberg, männigli-|chem zu gutem in truck ver-|färtiget. | Privilegio Caesareo. | Zu Strasburg bei Bernhart Jobin, | Anno 1576. | in kl. 8°. Vorstücke)(2 —)(8, der Text reicht von Bogen A bis P 4ª.*

In der Vorrede, welche den „Statpflegern, Burgermaister vnd Rhat der loblichen Reichs-Stat Augspurg“ — „von wegen der gnaden, guthat, schutz vnd schirm so E. G. vil Jar her meinem liben Bruder Hieronymo .. erzaiget vnd bewisen haben“ — gewidmet und „Heinricus Wolffius, Medicinae Doctor et Physicus Noricus Datum .. zu Sanct Katharinen Anno 1576“ unterzeichnet ist, berichtet er über sein Buch und sich Bl.)(2ª: „Nachdem ich vor etlich Jaren in Franckreich in fürnemsten Vniversiteten als zu Paris, Montpelier, Avinion, Bourges in Berry, Dol inn Burgund, vnd andern dergleichen mehr orten, meinem studieren nachgezogen, vnd alda auf angewenten möglichen fleiß, vnd nit mit geringem vnkosten etlicher träflicher glerter Leut, insonderhait aber *Arnaldi de Villa nova*** gehaime, bewerte, vnd sehr notwendige kunst vnd Bücher, an mich gebracht, dieselben auch folgends im Teutschland .. in glücklichem gebrauch lange zeit her erhalten, Vnd geübt .. vnd dardurch von obligenden beschwerlichen Kranckhaiten geholffen ... Damit ..... solche hochlobliche kunst nicht zer-

* Ich benutze das Exemplar der kgl. Bibliothek in Berlin; andere in Gotha, Nürnberg (Stadtbibliothek) u. s. w.

** „Inmassen Villanova schreibt u. s. w.,“ Podagr. Trostbüchlin 1577, A 6ᵇ. Ueber diesen s. Häser, Geschichte der Medicin I³ (Jena 1875) S. 718.

stückt hin vnd wider in die winckel [)(4] verstecket vnd verleget .. werde, hab ich mich entlich .. entschlossen, alles dasjenig so ich .. inn Franckreich auf mein kosten bekomen, der gantzen Christenhait zu nutz, insonderhait aber meim geliebten Vaterland Teutscher Nation zu ehren in offentlichem truck außgehn zu lassen .. vñ sind diß der stuck vnd Bucher namen, so ich alhie zusamen verfasset. Erstlich das Buch lignum vitae .. von .. Quinta essentia . auro potabili u. dgl. .., in welchem .. alle einred .. wider die Metallische Artznei .. widerlegt werden .. Zum andern .. Zipperlins Cur Arnaldi de Villa nova, die Doctor Burgauer* vnd Johan Vogt, zwaier Becken Sön, zu Rom von Johanne de Vigo .. famuli .. zu Straßburg haben trucken lassen .. Ich setz auch hiebei wider die Pestilentz vnd Gifft das Antidotum D. Petri Andreae Mathioli, etc."

Das Buch selbst bietet nun aber neben einer erweiternden Bearbeitung der angeführten Schriften noch eine bunte Fülle medicinischer Excerpte und Krankengeschichten, fast durchgängig, wie schon die Vorrede, in ungelenker Sprache, reich an Wiederholungen** und durch das geringe Mass stilistischer

* Dieser Tractat beginnt C 3b: „Ob das Podagram möglich zu genären oder nicht .. Gemacht durch Dominicum Burgauer, der Artznei Doctor. Jetzunder wider zu trucken verordnet, durch Johannem Vogt, Doctor der Artznei, bestelten Leibartzet der Stadt Vlm für jre arme, bresthafte Menschen." „Diser vorgemelt Doctor," sagt Joh. Vogt Bl. G 2a, „ist mir lang bekandt gewesen, zu Basel vor etlich vñ 30 jaren, Auch sind wir schier ain jar zu Hagenau bei. einander gewesen, da ich gehn Augspurg hab wöllen ziehen von Hagenau mit meiner Apoteck, da warde er angenommen von den Herren von Hagenau, das er jr Phisicus solt sein .. aber bald ist er gestorben." Ich hebe diese Stelle aus mit Rücksicht auf Fischarts Bemerkung im Podagrammischen Trostbüchlin, 1577. 8°. Bl. B IVa: „wie dan desgleichen Inhalts buch neulicher Jar auch zu Straßburg bei B. Jobin außgangen, dessen Author, Doctor Dominicus Burgauer von cur des Podagrams sich großer straichen aus thut u. s. w." J. G. Schenck, Biblia Iatrica (Francof. 1609) erwähnt von ihm S. 154 noch: „de vrinae inspectione judicium excusum cum Euritii Cordi ejusdem argumenti libello Francofurti apud Cyriacum Jacobum 1543 in 8°. Germanice."

** Z. B. stehen dieselben Krankengeschichten Blatt I 2b ff. wie Blatt E 8b ff.

Sauberkeit und innerer Ordnung vollkommen der von Fischart edierten Sammlung ähnlich. Es erklärt sich daraus wol zur Genüge, weshalb Heinrich Wolf die Drucklegung der Schriften, welche er publiciert wünschte und zum Theil selbst vorbereitet hatte, andern übertrug. Furchtsamkeit war es wenigstens nicht allein, wie uns der von ihm hierzu erwählte Michael Toxites*, der auch sonst, z. B. auf dem Gebiete griechischer und lateinischer Philologie, nicht ungewandte Herausgeber und Erklärer Theophrastischer Schriften, glauben machen möchte, sondern vielmehr das bewusstsein der ihm fehlenden litterarischen Mache.

Michael Toxites war übrigens auch der Mann, der gelegentlich eine Indiscretion zu begehen vermochte. Wie er ganze Bücher noch lebender Personen angeblich in der wolmeinendsten Absicht** einfach nachdrucken liess — bei Beurtheilung derartiger Fälle darf man freilich nicht vergessen, dass der Autor im sechzehnten Jahrhundert höchst selten ein Honorar erhielt und die Ansichten über litterarisches Eigenthum

* Derselbe diente auch dem unter dem Namen „Philomusus Anonymus" schreibenden Leibarzte Kaiser Maximilians II. Barth. Carrichter bei der Herausgabe seiner Schriften, z. B. heisst es in dem Titel von „Horn des Heyls menschlicher blödigkeit. | Oder Kreutterbuch.. Durch Philomusum Anonymum": „Jetzunder erst durch Doctorem Toxiten .. in truck geben . . Straßburg bey Christian Müller .. 1576." fol. In der Vorrede spricht er noch weiter von des B. Carrichter „kleinem Kreutterbüchlein so ich vergangen Jar in truck geben".

** So z. B. die „Febris Miscella-|nea Vngarica | ΘΗΡΙΩΔΗΣ. | Kurtzer vnter-|richt, . . in diesen gefehrlichen leuf-|fen des malignę Epidemalischen Fie-|bers, die Vngerisch Sucht genant .. | Durch . . Bal-|thasarem Conradinum . . Cum gratia et Privilegio Cæsareæ Majestatis M. D. LXXIIII." 8°. In der Vorrede sagt Toxites A2[b]: „. . ich verursacht worden, dises vast nutzlich büchlin wider in truck zůgeben, Dann erstlich mögen seine Exemplar von Grätz nit on beschwerlichen kosten zů vns bracht werden. Zů dem anderen, das gemelter Doctor Balthasar auch in vnsern Landen . . bekant werde, vnd seine bücher . . hinfür nit allein in den Osterreichischen landen bleiben . . Zů dem dritten, das ich mit dieser Publication menigklichen begert zů dienen . . Bin derhalben tröstlicher Zuversicht, es werde . . auch Doctor Balthasar selbs gefallen, dieweil ers darumb geschriben, das es menigklich zů nutz vnd wolfart kummen . . soll."

infolge dessen eben andere* waren als heute — ebenso scheute er sich nicht, ihm anvertraute Schriften eben desselben Mannes wider seinen Willen zu veröffentlichen. „Von der | Hermetischenn** | Philosophia, das ist, von | dem Gebenedeiten Stain | der Weisen. | Der hocherfahrnen vnd fürtref-|lichen Philosophen, | Herren Bernhardi, Grauen von der Marck vnd Trevis ein Bůch. | Item, Dicta Alani, Darinn alles | hell vnd klar an tag geben | wirdt. | *Ex libris Doctoris Henrici Vuolfii.* | Vormals nie*** in Truck | außgangen. | . . . | Getruckt zu Straßburg bey | Christian Müller. | 1574. | (A2[a] —N4[a] in 8°) — gab Michael Toxites nämlich nach der von ihm unterzeichneten Vorrede, datiert aus „Hagenaw, den 15. Jenners, Anno 1574“ gleichfalls heraus und bekennt Bl. A VI[a] in einer Notiz „An den Leser“: „. . ich kan dir gůter mainung nit pergen, das ich vor etlichen Jaren bey dem Ehrnvesten vñ hochgelerten herren Hainrichen Wolff, der Arzney Doctorn, meinem gůtten Freund angehalten, das er mir seine geschribne bücher in Philosophia zůlesen wolte vergunnen. Welches er kurtz verschiner zeit gethan, vnd mir diselbigen zůgeschickt hat. Dieweil ich aber darunder funden, das dir zů gutem kumen mag, hab ich nit allein für mich dieselbigen lesen, sundern auch dir mittheilen vnd etliche auch wider seinen willen, in truck fertigen wöllen. Darunder dise . ., welche den Lapidem Philosophorum mit sunderm fleiß beschriben haben. Wiewol mir nun nicht zweiffelt, er

* Vgl. Goedeke, P. Gengenbach (Hannover 1856) S. 604 ff. und meine Bemerkungen in Wagners Archiv I (1873) S. 434.

** „Qui in Hermetis Trismegisti et similium philosophorum . scriptis versantur“, beginnt Toxites seine Vorrede zu Onomastica II. 1574, $\alpha 2^b$. Hermes ein sagenhafter Aegyptischer weiser s. v. a. der erste Alchymist. Neuere Studien über ihn bei Hermann Kopp, Beiträge zur Geschichte der Chemie. Braunschweig 1869. S. 367 ff. Bis in die Hieroglyphen geht R. Pietschmann, Hermes Trismegistos nach ägyptischen, griechischen und orientalischen Ueberlieferungen. Leipzig 1875. 8.

*** Spätere Ausgaben von 1582, 1586, 1597 u. s. w. führt Roth-Scholtz, Catalogus von Chym. Büchern V. Stück (1729) S. 262 ff. auf, mit litterarischen Notizen. Die Ausgaben v. 1574 u. 1586 sind in Berlin, letztere mit der von 1582 in Darmstadt [die von 1597 in Dresden].

werde vber mich deßhalben nicht wenig [A vi] vnwillig vnd zornig werden, so will ichs doch vmb deinetwillen gern gedulden .... Was ich dañ fürhin trucken lassen will auß seinen Büchern, dasselbig will ich allweg, wills Gott, auff dem Titel melden, das es sey ex libris D. Henrici Vuolffij. Hab ich freundtlicher mainung. vnangezaigt nit wöllen lassen, damit du dessen wissen habest, vnd Doctor Henrich, der mit vil mühe vnd costen, dise bücher zusamen pracht, seines lobs nit beraubet werde. Dañ er nit auß vergunst seine Bücher in truck zugeben abgeschlagen, sunder das er besorgt, ettliche die alles pflegen zu Calumnijeren, würden jhm das vbel außlegen. Was fragt man aber denen nach, die das hew in der Krippen nit essen, wie der Hund, vnd doch andern auch nicht gunnen mögen? Dardurch bißher nicht allein vil Theophrastische, sunder auch anderer herrlicher Männer Bücher vnder ein Eiß gangen seind."

Weiteres über die in der Fischart-Litteratur nicht unbekannte Persönlichkeit des Toxites und seine litterarische Thätigkeit hier einzufügen — eine Schilderung der letztern wäre mit den auf der Münchner Hof- und Staatsbibliothek ziemlich vollständig vorhandenen Schriften* leicht möglich — muss ich mir versagen, wol aber darf ich noch auf folgende Worte des M. Toxites in seiner „Idibus Martii, Anno Salutis humanæ 1574" geschriebenen Praefatio zu den mit Fischart zusammen herausgegebenen Onomastica II (Argent., B. Jobin 1574) hinweisen: „. . diu sane multumque investigavi an (Paracelsus) aliquam suarum vocum explica[α^3]tionem siue onomasticon aliquod nobis reliquisset . . Sed cum nequidquam jam per ali-

* Briefe von ihm befinden sich in Erlangen und Berlin. Unserm Humoristen lieferte M. Toxites einen grossen Theil des Stoffes zum Podagrammischen Trostbüchlin durch sein auf der Berliner Bibliothek befindliches Schriftchen: „De Podagræ | Laudibus doctorum hominum lusus. | I. Bilibaldi Birckheymeri Norici. II. Luciani Tragedia. III. Christophori Balistæ . . Argentorati | Apud hæredes Christiani Milij | M. D. LXX" in kl. 8°. Fischart gedenkt dieser Schriften 1577 Bl. C 2^{a}—^{b}. — Ueber M. Toxites s. Adami Vitae Germ. med. 1620. S. 195. Schenck, Biblia Iatrica S. 406. Deutsche Klinik XIX (1867) S. 337 ff. A. G. Strobel, Hist. du Gymn. de Strasbourg (1838) S. 166 ff.

quot annos in eo laborassem: Dei opt. max. beneficio a viro quodam bono maximeque in re medica exercitato et fideli in Bavaria onomasticon philosophicum, medicum, synonimon ex variis linguis ante annos fere centum collectum accepi, cujus nomen propter Zoilorum obtrectationem retice. Hoc jam a me auctum, in multorum gratiam, qui hoc desiderarunt, typis excudendum dedi: adjecique aliud Theophrasticum . .: partim ab aliis*, partim a me ipso ex ejus libris congesta in ordinem alphabeti redegi" u. s. w.

Es kann nach meiner obigen Auseinandersetzung nicht zweifelhaft sein, wer der „gute und treue, in der Medicin wol erfahrene" Geber des ursprünglichen philosophischen Onomasticon „aus Bayern" gewesen ist: sicher kein anderer als Heinrich Wolf in Nürnberg.

Um schliesslich noch einiges über den Inhalt der von Fischart herausgegebenen Sammlung alchymistischer Tractate zu sagen, so stellt sich dieser bei näherer Betrachtung mannigfaltiger dar, als selbst der doch immerhin schon umfangreiche Titel verräth — an litterarischem Interesse gewinnt er aber darum nicht für uns. Sehr bald überzeugt man sich, dass unser Humorist zu diesen abstrusen, durch eine abenteuerliche Terminologie stellenweise ganz ins nebelhafte gerathenden Erörterungen, deren Drucklegung er seinem Schwager Jobin zu gefallen übernommen hatte, wol kaum etwas anderes hinzufügte als ausser den Haupttiteln einige Capitelüberschriften

* Ueber seinen Antheil an dem Werke spricht sich Fischart genügend aus in seiner jetzt auch in Birlingers Alemannia I (Bonn 1873) S. 145 ff. gedruckten lateinischen Vorrede. Vorarbeiten zu einem Paracelsischen Wörterbuche scheinen sich schon in dem bei Weigel, Kunstkatalog Nr. 22,781 aufgeführten „Opus Chirurgicum . . Paracelsi . . Auch ein auslegung etlicher heimlicher Paracelsischer Wörter . . durch Adamum von Bodenstein, Frankf. a M. 1565" (fol.) zu befinden. Eine Arbeit dieser Art von Paracelsus selbst ist nicht vorhanden, wie man nach Gargantua 1590 S. 200 schliessen sollte, wol aber noch ein „Onomasticon | Theophrasti | Paracelsi eigne außlegung | etlicher seiner wörter vnd pre-|parierungen, Zusammen | gebracht, durch | Doct. Adamen von Bodenstein. | Getruckt zu Basel bey Peter Perna." | Am Ende: MDLXXV. Ein Bogen Vorrede u. 31 Seiten Text, in Berlin. 8°.

und Randglossen und gelegentlich die deutsche Uebertragung einiger Quasi-Verse, z. B. gleich im ersten Tractat Bl. 15[a]:

> Quatuor ex vno fiunt, et quatuor vnum.
> Haec sunt secreta, sic gaudebis sine meta.

> Vier ding werden auß eynem gemacht,
> Vnd dise vier wider zu eyns gebracht:
> Diß seint die geheymnussen sehr groß,
> Der wirstu dich fräuen on vnterlaß.

Die Hauptbestandtheile der Sammlung sind:

I. Richardi Anglici* .. herrlichst Buch, welchs er genannt hat: Correctorivm Alchymiae: Das ist: Reformierte Alchymy, oder Alchimeibesserung, vnd Straffung der falschen Alchimisten, vnd jhrer Mißbräuch . . nach dem *Speculo Alchymiac* hochnutzlich gestellet .. Bl. 1—30; am Ende steht: Ex latino in Germanicum versum et conscriptum per L. Pomisium, Anno Salutis 1559.

II. Reformirte Alchimei — Eyn kurtze betrachtung von dem Lapide Philosophorum Bl. 31—80[b] mit Register. Wer der Verfasser dieses Abschnitts ist, wird nicht gesagt.

III. .. Rainmundi Lulli**, des Eremiten, auß der Insul Maiorica, Geheymnußreich Büchlein: Von kurtzer Eröffnung vnd Entdeckung der Wachssenden Sachen. Sonst genant zu Latein *Apertorium* oder *Accuratio Vegetabilium* Bl. 81—86.

IIII. Verständliche Außzeychnuß auß den Büchern . . Raimundi Lulli . . Von dem Lapide Philosophico Bl. 86[b]—129.

IV[b]. Raimundi Lulli vor nie ersehener Tractat, vom Philosophischen Steyn Bl. 129[b]—137.

V. Des Königes Gebers auß Hispanien*** Buch der

---

* Lateinisch ist diese Schrift mit andern enthalten in einem Quartbande: „In hoc volvmine *De Alchemia* | continentur haec: | *Gebri* Arabis . . | Item | Speculum Alchemiæ . . *Rogerii Bachonis.* | *Correctoriū Alchemiæ* doctiss. uiri *Richardi Anglici.* | Rosarius minor . . . Norimbergæ apud Joh. Petreium, | Anno M. D. XLI." Ueber Richardus Anglicus s. Schmieder, Geschichte der Alchemie (Halle 1832) S. 153.

** Ueber R. Lullus s. Schmieder a. a. O. S. 166. Kopp, Geschichte der Chemie I (1843) S. 67 ff.

*** Ueber ihn s. Schmieder a. a. O. S. 86 ff. Kopp I, 51 ff.

Heyligkeyt, so er seinem Sohn zu lieb vnd Nutz geschriben, darinnen das gröste Secretum begriffen, so auff Erden sein mag: vnd dessen sich die Venetianer hoch rühmen. Bl. 137b—151.

Ich denke, man wird kein weiteres verlangen nach diesen Kostbarkeiten einer längst zu den todten geworfenen Wissenschaft haben.

Steglitz bei Berlin.

Camillus Wendeler.

II.

Zu Fischarts Nacht Rab.

Nach bisheriger Annahme existiert von dem ersten selbständigen Werke Fischarts, dem „Nacht Rab", nur eine einzige Ausgabe o. O. 1570 (s. Goedeke, Grundriss I. 386. Kurz, Fischarts Dichtungen I. S. XXXIII). Es scheint jedoch, dass diese Annahme noch einer Modification bedarf. Die Berliner Königliche Bibliothek besitzt zwei Exemplare dieser Schrift, beide aus der von Meusebachschen Sammlung stammend und im Kataloge mit Yh 4001 und Yh 4001a bezeichnet. Beide Exemplare stimmen in Format, Seitenzahl, Zeilenabtheilung, Druck u. s. w. vollständig überein; der Holzschnitt des Titels stammt bei beiden offenbar von demselben Stock. Das Papier des ersteren (A) ist zwar weit dunkler als das des zweiten (B), aber bei beiden findet sich dasselbe Wasserzeichen. Nimmt man dazu noch, dass beide Exemplare einige Unebenheiten des Druckes und eine grosse Zahl von sinnentstellenden Druckfehlern mit einander theilen, wie z. B. v. 231 Gatt st. Gott, v. 563 Cononisiert st. Canonisiert, v. 1185 heometer st. Geometer, v. 1570 dei st. die, v. 2073 dte st. die, v. 2611 mir st. wir u. s. w., so scheint es fast ausgemacht, dass beide nur Abzüge desselben Satzes sein können. Um so auffallender ist es, wenn diese Exemplare trotzdem eine Anzahl von Abweichungen aufweisen. An einigen dieser Stellen hat A offenbar die richtige Lesart, während sich in B Druckfehler finden; so v. 460 A jnen, B jhen; v. 736 ist in dem Worte „frey" bei B das e umgekehrt, bei A nicht; v. 2957 A gefangen, B gefaugen. Aus diesen Abweichungen liesse sich schliessen,

dass während des Druckes noch Correcturen stattgefunden haben, und dass wir in A ein solches corrigiertes Exemplar vor uns haben. Dem steht jedoch entgegen, dass in einer andern Reihe von Stellen offenbar B das richtigere bietet; so v. 1053 A Humenum, B Homerum; v. 1398 A stren, B streng; v. 2777 A Panuizias, B Pancratzius; v. 2785 A Vulganus, B Vulcanus; v. 3574 A dur, B durch. Vielleicht liesse sich aber die Vermuthung einer Correctur während des Druckes doch noch aufrecht erhalten, wenn man annähme, dass die corrigierten und nicht corrigierten Druckbogen beim binden unter einander gekommen wären; wenigstens findet sich kein Beispiel davon, dass auf demselben Druckbogen einmal A und einmal B die richtigere Lesart hat. Ob diese Vermuthung richtig ist oder nicht, könnte möglicher Weise durch eine sorgfältige Vergleichung aller noch vorhandenen Exemplare festgestellt werden; auffallend bleibt es immerhin, dass das Züricher Exemplar, nach dem Kurz seinen Abdruck veranstaltet hat, vollständig mit A übereinstimmt.

Ein Druckfehler dieses selben Exemplares ist auch die Ursache geworden, dass sich bei Kurz eine Stelle des Gedichtes falsch wiedergegeben findet. In A liest man nämlich v. 1155 ff.:

> Was dorfft jhn Christus das verbieten,
> Daß sie sich vor demselben hüten.
> Daß sie nicht harten vberal,
> Als Fürstlich gwalt vnd Königs waal?

Da diese Worte keinen Sinn geben, so ändert Kurz in der letzten Zeile „Als“ in „Auf“. Aber auch der so gewonnene Sinn entspricht dem Zusammenhang nicht, da es sich nicht um das warten auf einen zukünftigen Besitz, sondern um den gegenwärtigen handelt. Der Fehler steckt vielmehr in dem „harten“ der vorletzten Zeile, statt dessen B ‚hatten“ liest. Dies gibt ohne Aenderung den verlangten Gedanken: Was sollen sich die Apostel vor dem hüten, was sie überhaupt nicht besitzen, wie fürstliche Gewalt?

Von Seiten des Herausgebers aufmerksam gemacht, finde ich nachträglich, dass ähnliche Erscheinungen wie die oben erwähnten auch an einem anderen Werke Fischarts, an der

Ausgabe des Gargantua von 1590, beobachtet, zur Zeit aber auch noch nicht genügend erklärt worden sind; s. J. M. Wagners Archiv f. d. Gesch. der deutschen Sprache und Dichtkunst I. 1873. S. 12 u. 225. Birlingers Alemannia. III. 1875. S. 262 f.*

Gustav Dederding.

---

* [Das vorkommen von abweichenden Lesarten in verschiedenen Exemplaren desselben Druckes, wovon ein Fischart betreffendes Beispiel auch in der „Titelausgabe" von Richardi Anglici correctorium (s. oben S. 495 Anm.) vorliegt und fernere Beispiele, besonders aus Drucken des 15. Jahrhunderts, leicht nachgewiesen werden könnten, lässt nach meiner Ansicht nur die Annahme als Erklärung zu, dass die älteren Buchdrucker, die ja bekanntlich zugleich Buchhändler waren, wenn sie Werke druckten, von denen sie sich fortdauernden Absatz versprachen, vorzogen, statt, wie dies jetzt geschieht, nach einmaligem Druck den Satz auseinander zu nehmen, diesen längere Zeit aufzubewahren und bei neuem Bedarf von Exemplaren neue Abdrücke herzustellen. Einem neuen Abdruck konnte dann eine neue Textrevision mit Betheiligung des Verfassers vorhergehen, dem Kostenaufwand für einen vermehrten Bedarf von Typen stand das geringere Risico in dem Aufwand für Papier gegenüber. Wenn indessen auch die Abweichungen, welche in verschiedenen Exemplaren älterer Drucke beobachtet worden sind, anders zu erklären sein sollten, so stände doch fortan die Lehre fest, dass es für wissenschaftliche Zwecke eine gebotene Vorsicht ist, über das vorkommen verschiedenartiger Exemplare derselben Ausgabe von Schriften bedeutender älterer Autoren in jedem Falle sich Gewissheit zu verschaffen. S. v. C.]

Nachträge
zu Hoffmann von Fallersleben, Unsere volksthümlichen Lieder.
3. Auflage. Leipzig 1869.

Von

Robert Hein.

Goedeke sagt in seinem Grundriss II S. 1105 mit Recht, dass Hoffmann von Fallersleben der Lieder-Litteratur und namentlich derjenigen der einzelnen Lieder die erste wissenschaftliche Aufmerksamkeit gewidmet habe. Schon in der Vorrede zu seinem Buche: Die deutsche Philologie im Grundriss, Breslau 1836, S. XV gibt Hoffmann einige Proben seiner derartigen Studien, die er dann in dem Werke, zu dem ich hier versuche einige geringfügige Nachträge zu liefern, auch einem Denkmale seines rastlosen Forscherfleisses und seiner stets gediegenen Gründlichkeit, weiter ausgeführt hat. Die erste Ausgabe von: Unsere volksthümlichen Lieder erschien nicht als Buch, sondern im Weimarischen Jahrbuch, Hannover 1857, (Band VI). Hoffmann verzeichnet dort S. 85—215 737 Liederanfänge mit Angabe der Verfasser, der Tonsetzer und häufig der ersten Drucke. 1859 erschien zu Leipzig bei Engelmann die 2. Auflage, 1031 Lieder enthaltend, und dasselbe Buch 1869 als 3. Auflage, bereichert mit einer Fortsetzung von 102 Liedern (es sind eigentlich 111, aber 9 sind irrthümlich wiederholt) und umfänglichen Nachträgen. Die nachfolgenden Bemerkungen können nur für die Besitzer des Buches einiges Interesse haben; mögen sie die Freunde desselben zur Mittheilung ergibigerer Forschungen anregen. Ich schliesse diese einleitenden Worte mit dem aufrichtigen Wunsche, dass der treue Freund Hoffmanns, der um das deutsche Lied so hoch verdiente Prof. Ludwig Erk bald die 4. Auflage des Hoffmannschen Buches in seine dazu

ganz besonders geeignete Hand nehmen wolle; möge er in diesem Beitrage eine verspätete, sehr bescheidene Festgabe zu seinem im Juni v. J. gefeierten fünfzigjährigen Ehrentage erblicken.

19. Eduard Mörike, † in Stuttgart 4. Juni 1875.

22. Heinrich Esser, † in Salzburg 3. Juni 1872.

55. Lebrecht Dreves, † zu Feldkirch in Vorarlberg 19. December 1870.

58. Auf, Freunde, lasst uns singen etc.

Steht schon mit der Ueberschrift „Der Cantor" in: Auswahl der vorzüglichsten Rund- und Freundschaftsgesänge, Nürnberg 1795, S. 66 ff.

83. Bei der stillen Mondeshelle etc.

Auch im Vossischen Musenalmanach von 1785 S. 153. 154.

97. Bruder, auf dein Wohlergeh'n etc.

Wird im Akademischen Liederbuch, Dessau u. Leipzig 1782, S. 131 bereits als Melodie zu: Freunde, herrlich ist das Leben etc. angeführt, womit es auch ursprünglich l. c. bei C. F. Splittegarb, Lieder der Weisheit etc. und in Wolkes: 210 Lider, Dessau 1782, S. 61 Nr. 43 beginnt. Mit der Unterschrift: J. Pestaluzz steht es in: Lieder der Deutschen, Zürich 1784, Bd. II S. 250 f.

114. Darf ich zu deinem Preise etc.

Mit Melodie von Hurka schon in Müchlers Gedichten, Berlin 1802, Bd. II S. 26. 27.

170. Der Pabst lebt herrlich in der Welt.

Ist vermuthlich nur eine Erweiterung des Lessingschen Liedes: Die Türken, s. J. M. Wagners Archiv Wien 1874, S. 48. Kurz, L. G. II 521 f. druckt es unter den Gedichten von Gleim ab, wol eine Verwechselung mit H. v. F. Nr. 504: Ich möchte wol der Kaiser sein. Das Gedicht: Meine Wünsche (An Kaiser Josephs Platz zu sein) steht schon im Voss. Musenalmanach 1781 S. 38. 39. Sein Vf. K... th ist nach Redlich, Chiffernlexikon, Hamburg 1875, S. 34: Klinguth.

176. Der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt.

Zuerst Göttinger Musenalm. 1776 S. 24.

190. Heinrich Schäffer, † in Hamburg 28. Nov. 1874.

197. Georg Herwegh, † in Baden-Baden 7. April 1875.

218. Die Treue, die uns Brüder band.

Die erwähnte frühere Sammlung von 1776 ist die 2. Fortsetzung der 1771 in Berlin bei G. L. Winter erschienenen Freymäurerlieder mit Melodien. Herausgeber derselben war Joh. Wilh. Bernh. Hymmen (Goedeke, Grdr. II 587). 1772 erschien die 1., 1776 die 2., 1781 die 3. Fortsetzung derselben.

222. Die Zeiten, Brüder, sind nicht mehr.

Schon 1772 in der soeben erwähnten 1. Fortsetzung und in den Freymäurerliedern zum Besten der Armenschule zu Friedrichstadt bey Dresden, Leipzig 1775, mit Melodie von Naumann.

232. Du hast Diamanten und Perlen.

Erschien mit der Notiz: „Geschrieben im Herbst 1823" zuerst in der Hamburger Zeitschrift „Die Biene" in der Nr. vom 31. Januar 1826.

246. Albert Graf Schlippenbach, geb. 26. Dec. 1800 auf Schoenermark, einem der Familiengüter in der Ukermark im Kreise Prenzlau. Er studierte gleichzeitig mit Heinrich Heine in Göttingen, war Kammerreferendarius in Berlin und befreundet mit Chamisso. Seit Jahren lebt er nahe seiner Geburtsstätte auf dem von ihm erbauten Schlosse Arendsee.

251. Konrad Max Kunz, geb. zu Schwandorf in der Oberpfalz 30. Dec. 1812, † in München 3. August 1875 als Chordirigent a. D. der Münchner Hofoper.

263 N. Carl Freih. v. Braun, † in Grätz Ende Oct. 1868.

297. Henslers Donauweibchen ist bereits Wien 1792 gedruckt, s. Goedeke Grdr. II 1072.

333 N. Es wollt' im heil'gen röm'schen Reich
Der Frühling nicht erscheinen.

Zuerst gedruckt in: Gesänge der jüngeren Liedertafel, Berlin 1820, S. 55.

335. J. C. G. Loewe, † in Kiel 20. April 1869.

341. Fliege, Schifflein, durch die Rosen.

Unter der Kückenschen Composition steht als Vf.: A....t.

346. Frei von Sorgen treib' ich jeden Morgen.

Zuerst Göttinger Musenalm. 1776 S. 122—124.

358. Wilibald Alexis (Haering), † Arnstadt in Thüringen 16. Dec. 1871.

387. Grabe, Spaten, grabe.
Zuerst im Voss. Musenalm. 1777 S. 60.

388. Grabet in die junge Rinde.
Schon im Register des Göttinger Musenalm. v. 1774 steht: nach Bernard; es ist eine Bearbeitung des Bernardschen Liedes: Sur une écorce légère, s. K. Weinhold, Heinr. Christian Boie, Halle 1868, S. 306. Boie ist nicht 19. Juni, sondern Juli geboren.

389. Heinrich von Mühler, † Potsdam 2. April 1874.

390. Grüner wird die Au.
Zuerst Voss. Musenalm. 1779 S. 7.

402 N. Nach Goedekes Grdr. II S. 641 Nr. 417 ist der Text zur Clarisse von Joh. Christian Bock, 1724–1785.

404. Hast du nicht Liebe zugemessen.
Zuerst Göttinger Musenalm. 1776 S. 145. 146.

418. E. Veith, † Wien 6. Nov. 1876.

419. Heraus, heraus die Klingen.
Der erste Druck erschien als fliegendes Blatt (ein Blatt in 8°) u. d. T. „Morgenlied der schwarzen Freischaar. Nach der Weise: Es leben die Soldaten“ kurz vor Ostern 1813. Es sind neun Strophen, unterzeichnet: Gustav Adolph S—w. Wieder abgedruckt in der von H. v. F. citierten Sammlung: Deutsche Wehrlieder etc., die Friedrich Ludwig Jahn, Berlin Ostern 1813, herausgab; von den zwölf Liedern (24 Seiten) hat das vierte (obiges Morgenlied) die volle Namensunterschrift: Gustav Adolph Selchow. Nur im beigegebenen Notenheft (Inhaltsverzeichniss) steht: Salchow. Es ist daher wol mit H. v. F., wie auch L. Erk vermuthet, dem diese Mittheilung zu verdanken, bei Selchow zu verbleiben und nicht nach Goedeke Grdr. III S. 235, woselbst die Lebensdaten stehen, Salchow zu schreiben.

440. Hört zu! ich will die Weisheit singen.
Zuerst in [Weisses]: Scherzhafte Lieder, Leipzig 1758, S. 12. 13.

481. Ich hab' ein kleines Hüttchen nur.

Gleim hat dieses Lied selbst mehrfach bearbeitet, s. seine Werke Bd. VII, Halberstadt 1813, S. 5, 26 u. 57.

484. H. F. Massmann, † Muskau i. Schl. 3. August 1874.

486. Goethes „Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht" ist nach seinem Briefe an Zelter Nr. 193 (Bd. II S. 79) eine Parodie auf das elendeste aller deutschen Lieder Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr.

504. Ich möchte wol der Kaiser sein.
Zuerst in Schubarts deutscher Chronik 1776 S. 720, dann Voss. Musenalm. 1777 S. 58. 59.

510. Wilhelm Müller, † 30. Sept. (nicht 1. Oct.) 1827 („noch vor Mitternacht" heisst es in Schwabs Biographie).

521. Ich war wol recht ein Springinsfeld.
Zuerst Göttinger Musenalm. 1776 S. 77—80 mit der Ueberschrift: Robert, ein Gegenstück zu Claudius Romanze: Phidile (Nr. 518), und mit einer Melodie von D. Weiss.

526. Ich will ja nichts Böses.
In Gleims Werken, Halberstadt 1811, Bd. II S. 155 beginnt dies Lied, betitelt Das Mädchen vom Lande:

Ein Mädchen vom Lande
Hat so mir den Text
Gelesen etc.

Es hat fünf Strophen, von denen im Voss. Musenalm. 1795 S. 94. 95 die zweite fehlt.

552. Im stillen, heitern Glanze.
Zuerst wol in [Splittegarbs]: Lieder der Weisheit und Tugend etc., Berlin 1786, Nr. 17 S. 32. 33.

557. Ed. Mar. Oettinger, † in Blasewitz bei Dresden, 26. Juni 1872.

567. Harro Harring, † auf Jersey 15. Mai 1870.

612. Lasst uns, ihr Brüder! Weisheit erhöhn.
Steht schon in: Vollständiges Liederbuch der Freymäurer mit Melodien, in zwey Büchern, herausgegeben von einem alten Mitgliede der Loge Zorababel, Kopenhagen und Leipzig 1776, Band I S. 222. 223, bezeichnet mit H., d. h. es steht bereits in den Hamburger Freimaurer-Liedern von 1772. Herausgeber des 1. Bandes

der 1776er Sammlung (der 2. erschien 1785) war Capellmeister Joh. Adolph Scheibe, s. Goedeke Grdr. II S. 533. Er hatte auch die 1749 in Kopenhagen bei Mumme erschienenen Freimaurerlieder herausgegeben, und vermuthlich ist Scheibe und nicht L. F. Lenz der Dichter von Nr. 864: Vater Noah, Weinerfinder.

627. Liebes Lieschen, lass mich doch nur ein wenig klagen! 1773.
Verf. nicht Schubart, sondern Joh. Mart. Miller, s. dessen Gedichte, Ulm 1783, S. 228—231. An Lieschen. Ein Bauernlied. 1773, comp. von D. Weiss. In Schubarts Deutscher Chronik von 1774 steht es S. 255. 256.

650. Friedrich Halm, † Wien 22. Mai 1871.

651. Ferdinand Freiligrath, † Cannstadt 18. März 1876.

657. Mein Trautel hält mich für und für.
Zuerst Vossischer Musenalm. 1777 S. 39. 40.

659. Meine Schäfchen Morgens früh.
Steht bezeichnet: Landlied, schottisch bereits in Herders Volksliedern 2. Theil, Leipzig 1779, S. 126. 127, vgl. Anmerkung S. 306. Melodie von Reichardt in dessen Wiegenliedern für gute deutsche Mütter, Leipzig 1798. Nr. 18 S. 35.

677 N. Morgen, Kinder, wird's was geben.
Noch nicht in der 1. Auflage von 1786. Aeltere gute Melodie von Johann Philipp Kirnberger, geb. 24. April 1721 in Saalfeld (Thüringen), † in der Nacht vom 26. zum 27. Juli 1783 in Berlin, Hofmusicus der Princesse Amalie. Ein Druck aus den 80erJahren ist noch nachzuweisen.

680. Morgen, morgen, nur nicht heute!
Schon in [Weisses]: Lieder für Kinder, 3. Aufl. Leipzig 1770, S. 73, vielleicht schon in der 1. von 1766. In der 2. von 1767 S. 41 und 3. S. 43 steht auch Nr. 392: Gütig hüllt in Finsternissen.

683. Luise Hensel, † in Paderborn 18. December 1876.

698. vgl. S. 202. Th. F. Kniewel, † 25. Juli 1859.

722. Caroline Caspari, † Berlin 20. April 1875.

750. Sagt es, Bewohner der göttlichen Welt.
Schon in C. F. Splittegarbs Liedern zur Bildung des

Herzens, Berlin 1795, Nr. 222 S. 285. 286. Es ist dies die 2. Auflage der Nr. 97 angeführten Sammlung von 1786.

766. M. F. Chemnitz, † Altona 15. März 1870.

787. Seid mir heilig, anmuthsvolle Tage.
Steht schon in C. F. Splittegarbs Liedern der Weisheit und Tugend zur Bildung des Gesangs und des Herzens, Berlin 1786, Nr. 152 S. 230. 231 mit der Unterschrift: C. G. Goetz. Vielleicht schon in Christn. Gottlieb Goez, Belustigung für die Jugend etc. Stuttgart 1778, vgl. Goedeke Grdr. II S. 584.

790. Selig alle, die im Herrn entschliefen.
Zuerst Vossischer Musenalm. 1776 S. 214.

794. Sicheln schallen, Aehren fallen.
Zuerst Göttinger Musenalm. 1776 S. 135.

804. So alleine wandelst du?
Vf. Ludwig Albrecht Schubart (Sohn des bekannten Dichters), geb. 17. Februar 1766 in Geisslingen, † 27. December 1811 in Stuttgart als Legationsrath a. D. (Mittheilung des Herrn Prof. L. Erk).

823. Stille Nacht! heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht. 1818.
Vf. Joseph Mohr, † Wagram 4. Dec. 1848. Melodie von Franz Gruber, geb. zu Hochburg in Oberösterreich 25. Nov. 1787, † Hallein 7. Juni 1863, s. L. Erk, Singvögelein, 4. Heft (Essen 1874). Das Gedicht entstand im December 1818, die Melodie am 24. Dec. desselben Jahres.

844. Ueber allen Gipfeln ist Ruh.
Ist nach Goedeke Grdr. II S. 757 und 765 am 6. Sept. 1780 im Bretterhäuschen auf dem Gickelhahn bei Ilmenau entstanden; in der ersten Fassung, welche J. Falk bei seiner Nachdichtung (Nr. 860) benutzte, entstand es schon 1779. Vgl. Woldemar Masing, über ein Goethesches Lied. Leipzig 1872.

847. Ufm Bergli bin i gesässe. 1811.
Dem Goetheschen Liede liegt ein vierzeiliges Volkslied aus dem Odenwald zu Grunde, im Wunderhorn 1808, Anhang S. 71.

856 N. A. E. Froehlich, † zu Gabenstorf (Cant. Aargau) 1. Dec. 1865.

861. Frdr. Heinr. Bothe, † zu Reudnitz bei Leipzig 9. Juli 1855 (s. Gersdorfs Repertorium 1855 Bd. IV S. 295).

867. Vergiss mein nicht, wenn dir die Freude winket.
Auch comp. von Mozart, Altona bei L. Rudolphus.

878. Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude.
Ein beliebtes Freimaurerlied in der Sammlung Berlin 1771 S. 10. 11, das auch in [Niemanns]: Akademisches Liederbuch, Dessau und Leipzig 1782, S. 45 übergieng, beginnt:

> Vom Olymp ward uns die Freude,
> Ward uns die Fröhlichkeit gesandt.

Es erinnern freilich nur diese zwei ersten Zeilen an 878

880 N. Der Schuhknecht ist H. C. Boies Bearbeitung von Ramsay „the pretty Sally," s. Weinhold, Heinrich Christian Boie, Halle 1868, S. 367 und Redlich, Chiffernlexikon S. 31.

881. Von allen Farben auf der Welt.
Schon 1795. Die Farben. 5 Lieder in Musik gesetzt von Hurka. Berlin 1795. qu.

904. Ludwig Giesebrecht, † Jasenitz bei Stettin 18. März 1873.

937, s. auch 914 N. Heinrich Carl Breidenstein, † Bonn 12. Juli 1876.

952 und 792. Die Schweizerfamilie wurde bereits 1804 aufgeführt.

960. Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt.
Zuerst Voss.' Musenalm. 1777 S. 73—76 mit Melodie von D. Weiss.

970. Wilhelm Marsano, † Görz 11. April 1871.

975. Wie lange soll die Brunnenzeit.
Zuerst im Vossischen Musenalm. 1776 S. 96—99 mit der Unterschrift: Ahorn, und einer Melodie von Fleischer. Balthasar Caspar Ahorn ist nicht, wie Goedeke Grdr. II S. 684 Nr. 495 sagt, Miller, sondern J. H. Voss; auch im Musenalm. von 1777 sind zwei Vossische Gedichte „Ahorn" unterzeichnet.

984. Wie war ich doch so wonnereich.
Zuerst Göttinger Musenalm. 1776 S. 56.

992. Willkommen, o herrlicher (sic!) Abend.
Steht bereits in Niemanns gesellschaftlichem Liederbuch, Altona und Leipzig 1795, Nr. 44 S. 94.

1014. Wohl, wohl dem Manne für und für.
Auch im Voss. Musenalm. 1785 S. 46—48 mit der Schulzschen Melodie.

1017. Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
Ausser von Zahn auch componiert von Körner, Zelter und Zumsteeg.

1031. H. Hoffmann von Fallersleben, † auf Schloss Corvey bei Höxter 19. Jan. 1874.

1038. Karl Simrock, † Bonn 18. Juli 1876.

1040. Bei der hellsten Mittagssonne.
Steht schon in der unter Nr. 612 citierten Scheibeschen Freimaurer-Lieder-Sammlung von 1776 Band I S. 102—105; nach dem französischen Liede: La lanterne à la main etc. Die Unterschrift E. H. bezeichnet nach der Vorrede S. XIII, dass dieses Lied sich schon in zwei 1772 in Eutin und in Hamburg erschienenen kleineren Sammlungen von Freimaurerliedern befindet.

1041. Brüder auf! die Welt zu befreien!
Goethe dichtete dieses Lied nicht zum 18. October 1814, sondern schon im Sommer desselben Jahres. Nach dem Goethe-Zelterschen Briefwechsel Nr. 216 (Bd. II S. 140) liess sich Fürst Blücher zum 11. October 1814 zur Singakademie anmelden, und Zelter bewirthete ihn mit diesem Liede. Gedruckt wurde dasselbe zuerst 1814 zu Berlin in dem Sammelwerke: Das erwachte Europa.

1046. Philipp Düringer, † in Coburg 12. Mai 1870.

1062. Es braust ein Ruf wie Donnerhall.
Als Vf. ergab sich im Sommer 1870, als „die Wacht am Rhein“ Kriegslied wurde, Max Schneckenburger, geb. zu Thalheim in Würtemberg 17. Februar 1819, † zu Burgdorf bei Bern 3. Mai 1849. Der Componist Carl Wilhelm † Schmalkalden 26. August 1873. Ueber dieses Lied erschien eine besondere Schrift: Die Wacht

am Rhein, das deutsche Volks- und Soldatenlied des Jahres 1870 von Georg Scherer und Franz Lipperheide, Berlin (Lipperheide) 1871.

1070. Lies: Zwote Sammlung, Hamburg 1779, S. 42; vgl. Redlich, Nachlese zu Claudius Werken, Gotha 1871, S. 43.

1095. Karl Buchner, † Darmstadt 24. April 1872.

1099. Müller von Königswinter, † Neuenahr 29. Juni 1873.

1140. Wisst ihr, was ein Philister heisst?

Vf. A. F. E. Langbein. Steht schon in den Gesängen der jüngeren Liedertafel, Berlin 1820, S. 109 Nr. 88, comp. von N. d. i. Neithardt, auch in Langbeins sämmtlichen Gedichten, Stuttgart 1855, Bd. IV S. 232.

Seite 129. Trinkt, trinkt, trinkt.

Ist nicht identisch mit Nr. 70, sondern ein besonderes Lied eines unbekannten, s. Akademisches Liederbuch, Dessau und Leipzig 1782, S. 8 und S. 93.

Von und über Heinrich Leopold Wagner.

Von

Erich Schmidt.

H. L. Wagner stand in näheren litterarischen Beziehungen zu Reichard in Gotha und erscheint als Mitarbeiter der von diesem herausgegebenen Zeitschriften, so des Gothaer Theaterkalenders und der Olla Potrida (Berlin, Wever). Vgl. meinen H. L. W. S. 27 f. und 117. Durch Reichard ohne Zweifel trat Wagner 1778 auch mit der gleichfalls von Wever verlegten Berliner „Litteratur- und Theaterzeitung" in Verbindung. Dieselbe bringt zwei sehr wolwollende Recensionen über neue Dichtungen Wagners, sowie ein Lied von ihm auf die kleine Lotte Grossmann (vgl. H. L. W. S. 97 ff.) und meldet am 8. Mai 1779 seinen Tod, indem sie, ohne die Quelle anzugeben, die betreffende Anzeige der Erfurtischen gelehrten Zeitung (H. L. W. S. 12) abdruckt. Auf die Recension (I, 492 f.) über „Voltaire am Abend seiner Apotheose," eine Persiflage der enthusiastischen Feier im Théatre français, hat schon v. Maltzahn (D. Bücherschatz Nr. 1741) aufmerksam gemacht. Ich übergehe dieselbe einstweilen, da ich die Hoffnung nicht aufgebe, der Wagnerschen Satire selbst noch habhaft zu werden, um dann Fragen untersuchen zu können, welche die Besprechung anregt, z. B. eine Anlehnung an Mercier. „Aus dem Französischen" ist nur ein Versteckspiel. Die Recension über das Gelegenheitsstück „Apollos Abschied von den Musen" (H. L. W. S. 27) und das, wie alle Wagnerschen, sehr schwächliche Gedicht mögen hier eine Erneuerung finden:

I (1778), 30 f. Apollos Abschied von den Musen, ein allegorischer Prolog mit welchem sich einem hoch-

edlen und hochweisen Magistrat wie auch dem gesammten nach Standesgebühr geehrten Publico der kayserlichen freyen Reichs-Wahl und Handelstadt Frankfurt am Mayn unterthänigst empfehlen wollte und sollte die Seylerische Schauspielergesellschaft. Frankfurt am Mayn 1777. 8.

Treten auf; Apollo in der Gestalt H. Helmuths, mit Leyer und Bogen, Melpomene, Madam Seyler, als Medea, mit einem Gefolge von Schauspielern, jeder in den Karakter einer seiner Rollen gekleidet; z. E. Hr. Borchers als Antiochus, Hr. Fiala als Stanley etc., Thalia, Madam Fiala; mit Gefolg von Schauspielern und Schauspielerinnen. Euterpe, Madam Hellmuth; und Gefolg. Urania, Madam Moeller; Polyhymnia, Mamsell Mombauer; Terpsichore, Mamsell Meyerfeld; Klio, Madam Borchers; Erato, Mamsell Verdun; Kalliope, Madam Molzheim. Diese sechs Musen, die keine Nachtreter haben, sitzen im Vorhofe eines noch geschlossnen Tempels, und machen nebst Apollo, Solo's und Trio's, wobey Kalliope die ganze Scene durch den Takt schlägt. Apollo ist im Begriff auf Jupiters Befehl nach Amerika zu gehn, um durch die Zaubertöne seiner Flöte die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen. Die Musen sind darüber bestürzt, dass sie ihren Beschützer verlieren sollen, und als sie sich mit ihm eine Weile unterhalten haben, frägt ihn unter andern Melpomene wo die Grazien sind? Apollo nimmt sie bey der Hand und führt sie ganz vorne auf die Bühne. „Sieh hier, — uns einen Scherz zu bereiten, haben sie sich unter die Zuschauer versteckt: wenn ich ihre Bescheidenheit nicht schonte, könnte ich Dir jede mit Fingern weisen.“ Nun verneigt sich Melpomene nach Gebühr gegen die Zuschauerinnen, und gesteht, dass sie besser gethan hätte, sie hätte nicht gefragt:

> Verzeiht der übereilten Frage; zur Unzeit that ich sie:
> Ich fühl's, gesteh's, bereu' es ohne Müh.

Apoll, nachdem er die Seylersche Gesellschaft dem Frankfurter Magistrat und der ganzen Stadt als ihren Beschützern, Pflegern und Nährern während seiner Abwesenheit empfohlen, und den Zuschauern und Musen einen schönen Tempel mit dem Wappen der Stadt, und der Inschrift: Senatus Populusque

Francofurtensis, Musarum Patroni, gezeigt hat, verschwindet in einer Wolke von wohlriechendem Rauche. Melpomene hält eine Rede, Thalia empfiehlt sich mit dankbarem Herzen, Kalliope ergreift den Notenbündel, das Musen-Orchester seine Instrumente, und die übrigen singen ein Vaudevill mit Chören. Der Verf. ist Hr. D. Wagner, der wenigstens dabey das Verdienst einer neuen Idee hat, und das, seine Stadt unterhalten zu haben, und wer seinen Zweck erreicht hat: omne tulit punctum, etc. etc. Hr. Neefe hat die Gesänge und Chöre, und Hr. Benda die Märsche dazu komponirt.

Diese Piece ist noch nicht in den hiesigen Buchläden zu haben.

I, 322 f. An Thaliens jüngste Schülerin, Lotte Grosmann auf ihren zweyten Geburtstag den 9. Septemb. 1777, von H. L. Wagner.

Rondeau:

Scherze, kleine Gaucklerinn
Mit dem leichten muntern Sinn
Immerhin
Deines Lebens Frühling hin!
  Seine Rosen, **liebes Kind!**
Ach! verblühn nur zu geschwind;
Glücklich, wer, wie **Du**, sie pflückt,
Eh' der Sturm sie niederdrückt!

Scherze, kleine Gaucklerinn etc.
  Nur ein einzigs einzigs mal
  Wärmet uns sein milder Strahl;
  Kehrt, ach! nimmermehr zurück,
  Sein sich freuen, welch ein Glück!

Scherze, kleine Gaucklerinn etc.
  Alle kleine Neckereyn
  Puppenwerk und Tändeleyn
  Nehmen ein zu schnelles End,
  Sind der Kindheit nur gegönnt.

Scherze, kleine Gaucklerinn etc.
  Jeder Sorgen unbewußt
  Leb' noch lange nur der Lust!
  Fort aus **Deiner Eltern** Herz
  Schäckre selbst den kleinsten Schmerz!

Scherze, kleine Gauckleriñ etc.
Hüpfe, tanze, ſing' und ſpiel';
Nur wer froh lebt, lebt auch viel:
Jeder mißmuthsvolle Tag
Geht biß in das Grab uns nach!

Scherze, kleine Gaucklerinn
Mit dem leichten muntern Sinn
Immerhin
Deines Lebens Frühling hin!
Seine Rosen, **liebes Kind!**
Ach! verblühn nur zu geſchwind;
Glücklich, wer wie **Du,** ſie pflückt,
Eh' der Sturm ſie niederdrückt!

Noch erwähne ich, dass der 4. Band der Deutschen Schaubühne (Augsburg 1789 S. 363 ff.) eine anonyme Bearbeitung der Kindermörderin enthält unter dem Titel: „Der Schlaftrunk oder Mütter! Hütet eure Töchter besser. Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.“ Das Stück ist, von einigen Abweichungen, die ich vielleicht später durchmustern werde, abgesehen, identisch mit K. G. Lessings Verballhornung; doch fehlt der von Lessing erfundene erste Act. Darin, wie in der Aufschrift, ähnelt es dem späteren Schauspiel von Wagner selbst: „Evchen Humbrecht, oder ihr Mütter merkts euch! (vgl. den Titel von H. W. Seyfrieds fünfactigem Originallustspiel „Ihr Männer merkt es!“, das bei Goedeke Grundr. 1093 fehlt und vom Vf. in der Vorrede zur „Thronfolge“ Gratzer Schaubühne 1797 genannt wird).

Zu Adolf Strodtmanns Ausgabe der Briefe von und an Bürger.

Von
Reinhold Köhler.

In dem sehr dankenswerthen Sach- und Namenregister, mit welchem A. Strodtmann seine Ausgabe der Briefe von und an Bürger versehen hat, sind mehreren Artikeln Fragezeichen beigefügt. Drei dieser Fragen kann ich beantworten.

Bd. 1, S. 2 lesen wir in einem lateinischen Briefe Bürgers an Klotz vom 15. November 1767 die Worte „*Hanc* [*Barbariem*], *sicut Moropolitani Herelli suum stuporem, summa religione colunt*“. Der Herausgeber übersetzt S. 5: „Diese verehren sie, wie die Schildbürger des Herellus ihren Stumpfsinn, mit der grössten Ehrfurcht“ und fügt hier und im Register S. 330 („Schildbürger des Herellus“) dem „Herellus“ ein Fragezeichen bei. Bürger spielt hier auf die zweite der drei in dem Jahre des Briefdatums erschienenen lateinischen Satiren von Johann Friedrich Herel an, welche betitelt ist „*De Statu Reipublicae Moropolitanae litterario ad amicum Epistola*“* und nach welcher die Moropolitäner nicht mehr den Apollo und die Musen, wie ehedem, sondern den Stupor verehren. Bürger hätte freilich „Herelii“, nicht „Herelli“, und „Stuporem“, nicht „stuporem“ schreiben sollen.**

---

* „Ioh. Frid. Herelii Satirae tres“ (Altenburgi ex officina Richteria 1767. 8°) S. 63—124. — Die Praefatio der Satiren ist datiert: Gottingae d. 22. Febr. 1767. — Man vgl. über Herel und seine Satiren Flögel, Geschichte der komischen Litteratur, III, 548—550, und W. Ebeling, Geschichte der komischen Litteratur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, I, 2, 308—310.

** Herr Rudolf Brockhaus in Leipzig, der Besitzer der Urschrift des Briefes, hat die Güte gehabt auf meine Anfrage die Urschrift nachzusehen und ausdrücklich bestätigt, dass Bürger „Herelli“ und „stuporem“ geschrieben hat.

Bd. 1, S. 189 schreibt Bürger an J. M. Miller: „ich beschwöhre Sie bey dem Gefieder des Helikons und Hains Glasoor“. Der Herausgeber würde im Register „Glasoor“ nicht mit einem Fragezeichen versehen haben, wenn er sich an Klopstocks Wingolf erinnert hätte, wo die zweite Strophe des zweiten Liedes beginnt:

„Sing noch Beredtsamkeiten! die erste weckt
Den Schwan in Glasor schon zur Entzückung auf!“

und wozu es in den „Anmerkungen“ heisst:

„Glasor. Ein Hain in Walhalla, dessen Bäume goldne Zweige haben.“

Bd. 3, S. 230 schreibt Bürger im Jahr 1789 an die Frau Professor Schütz: „wenn er sich auch unartiger als Spitzbarts Israelchen aufgeführt hätte“. „Spitzbarts Israelchen“, das im Register mit einem Fragezeichen erscheint, ist der ungezogene Sohn des Titelhelden von Johann Gottlieb Schummels Roman „Spitzbart, eine komisch-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert“ (Leipzig 1779). Vgl. W. Menzel, Deutsche Dichtung, III, 29.

Bei dieser Gelegenheit möge auch auf eine vom Herausgeber falsch übersetzte lateinische und eine durch Druckfehler entstellte griechische Stelle aufmerksam gemacht werden.

Bd. 1, S. 213 übersetzt der Herausgeber die Worte: „*Nauseam nobis movent Wenkianae et Dammianae et Kuettnerianae versiones omnes, ex quo initium suae protulit Buergerus*“ unbegreiflicher Weise also: „Ekel verursachen uns alle Wenkschen, Dammschen und Küttnerschen [Homer-]Uebersetzungen, aus welehen Bürger den Anlass zu der seinigen schöpfte,“ während vielmehr zu übersetzen ist: „seitdem Bürger den Anfang der seinigen veröffentlicht hat.“

Bd. 3, S. 133 lesen wir in einem Briefe Bürgers an Heyne: „So hat mich Epictets Spruch *ὄντε ναῦν ἐκ μιᾶς ἀγκύρας, ὄντε βίον ἐκ μιᾶς ἐλπίδος ὀρνιστέον* auf den Entschluss gebracht u. s. w.“ Der zweimalige Druckfehler *ὄντε* ist verzeihlich und wird von jedem Leser sofort selbst verbessert, aber nicht so der Druckfehler *ὀρνιστέον* statt *ὁρμιστέον*. Man sehe des Joannes Stobaeus Florilegium Tit. 1, 86 und 110 (109), 22.

Zu den Briefen Goethes an Frau von Stein.

Von

Heinrich Düntzer.

Seit Schölls Herausgabe dieser Briefe haben wir viele anderweitige Mittheilungen erhalten, durch welche das Verständniss derselben wesentlich gefördert, auch zahlreiche irrige Datierungen berichtigt wurden, aber noch immer sind wir weit entfernt alle einzelnen Beziehungen zu verstehen und auch nur von allen wichtigeren Briefen die Zeit der Abfassung zu kennen. Als Schöll vor fast dreissig Jahren damit hervortrat, galt es die einzelnen Briefe und Zettelchen nach der Zeitfolge zu ordnen, um ein lesbares Buch auch dem grösseren Kreise von Verehrern des Dichters zu bieten; es war dies aber ein Unternehmen, das auch bei der unendlichsten Sorgfalt nicht ganz zu leisten war. Denn sehr häufig fehlte jede Datierung, besonders bei den kleinen Zetteln, die gar keinen oder einen äusserst schwankenden Halt boten, so dass nur nach gewissen Anzeichen, wie nach der Anrede mit Du oder Sie, dem Ton, dem gewählten Papier u. a., geurtheilt werden konnte, da die ursprünglich von Frau von Stein gehaltene Ordnung bei der Plünderung Weimars gesprengt worden war; bei andern Briefen fehlte das Jahr oder Jahr und Monat oder es fand sich bloss das erstere. Dass die Anordnung hier oft schwierig war und infolge dessen vielfach verfehlt ward, ist nicht zu verwundern. Einen „Montag den 10. früh“ datierten Brief hat Schöll in den Juni 1776 gesetzt, und wir mussten ihm folgen, da seine Datierung sich möglicher Weise auf uns unbekannte Gründe stützte; jetzt belehrt uns Goethes Tagebuch, dass er erst im August 1778 geschrieben ist. Ein Brief vom 3. Januar wird von Schöll

1776 gesetzt, obgleich er schon damals wissen konnte, dass Goethe erst an diesem Tage nach Weimar zurückkehrte, während er nach dem Briefe dort am vorigen Tage weilte; auch zeigt die Erwähnung der Redoute, dass er nur auf einen Freitag geschrieben sein kann, woraus sich denn das Jahr 1777 ergibt. Einen vom 11. Februar datierten Brief finden wir gleichfalls 1776 gesetzt, obgleich die Aeusserung: „Ich gehe ins Conseil sitzen" deutlich zeigt, dass er nicht vor 1777 geschrieben sein kann. Schöll freilich beruhigt sich mit der Annahme, Goethe habe schon damals im geheimen Rathe gastiert, was uns ganz widersinnig erscheint. Wie wenig auch der junge Herzog durch die Etikette sich binden liess, den Doctor Goethe im geheimen Rathe hospitieren zu lassen, ein so toller Einfall konnte ihm nicht kommen; dazu kannte er seinen geheimen Rath zu gut, der eine solche Verhöhnung seiner Sitzungen nicht geduldet haben würde. Wie würde der Minister Fritsch dagegen sich gewehrt, eher seine Stelle aufgegeben als eine solche Niedertretung aller Sitte hingenommen haben?* In der Anmerkung sagt Schöll: „Tag und Jahr sind unter diesen Zeilen ganz deutlich geschrieben", womit der Text in Widerspruch steht, der nur das Datum „(Sonntag) den 11. Februar" trägt. Im ganzen Jahre 1776 finden wir die Jahreszahl nur siebenmal im Datum angegeben, den 4. Mai, den 2. und 22. Juli, den 8. August, den 7. October, den 2. und 3. December. Stand auch hier 1776 im Datum, warum ist es weggeblieben? Aber auch in diesem Falle würde dies nichts verschlagen; die Jahreszahl wäre dann verschrieben statt 1777, wie Schöll auch daraus hätte sehen können, dass im Jahre 1776 der 11. Februar auf einen Sonntag fiel,

* Dennoch ist Urlichs demselben Irrthum verfallen, da er meine richtige Datierung nicht kannte. Er meint sogar (Briefe von Goethe an J. Fahlmer S. 106 Anm. 1), Goethes Besuch des Conseils habe die Unzufriedenheit der Hofpartei, auch des Gatten der Frau von Stein, geschärft, und „Wanderers Nachtlied" (am 12.) sei ein Ausfluss dieser Stimmung gewesen, da hierin doch vielmehr das sehnen seiner durch die Liebe zu Frau von Stein beunruhigten Seele nach Frieden sich ausspricht. Was ihn gequält, deutet er ja bestimmt genug in den Zeilen vom 23. Februar an.

den er selbst im Datum hinzusetzt, Sonntags aber kein Conseil gehalten wurde, wogegen im folgenden Jahre dieser Tag ein Dienstag ist, an welchem Tage das Conseil regelmässig zusammentrat. Das Tagebuch zeigt jetzt, dass am 11. Februar 1777 wirklich Conseil war. Zuweilen ist am Anfange des Jahres noch die Zahl des vorigen aus Versehen gesetzt, wie es in Briefen so häufig geschieht. So steht nach Schöll selbst (III, 230) einmal am 6. Januar 1786 die Zahl des vorigen Jahres. Viel stärker ist es freilich, wenn der vom 3. December 1776 datierte Brief, der unmöglich von Leipzig geschrieben ist, wo Goethe sich damals aufhielt, nach Ausweis des Tagebuchs gerade einen Monat später fällt. Von einer Verwechslung des Monats mit dem vorigen findet sich ein Beispiel I, 356, wo, wie ich längst bemerkt habe, October statt November steht. Mehrfach sind die Zahlen der Monatstage verwechselt. So findet sich nach Schöll 23 statt 24 (III, 17), 24 statt 21 oder 22 (III, 21), 17 statt 18 (III, 233); aber eben so sicher muss es II, 98 31 statt 30 (nach dem Tagebuch), II, 157 17 statt 16 (Sonnabends war nicht Concert), so dass die beiden letzten Briefchen der Seite umzustellen sind, II 159 im zweiten Datum 22 statt 21, III, 255 1 statt 2 heissen. So ist also auch bei wirklich vorhandenen Daten die grösste Sorgfalt anzuwenden. Schwierig ist es zuweilen, für einen Brief, dessen Monat und Tag im Datum steht, das Jahr aufzufinden, wenn dieses sich auch in den meisten Fällen leicht ergibt. Das mit dem 24. April bezeichnete Billet (I, 223) kann nach dem Tagebuch nicht auf den 24. April 1779 fallen; dasselbe Tagebuch widerspricht Schölls Versetzung eines Briefchens vom 9. August in das Jahr 1781, wie auch das zwischen den 9. und 12. gesetzte zu dem nicht stimmt, was von diesen Tagen aus jenem uns bekannt ist. Noch viel bedenklicher ist es, wenn ohne irgend einen sichern Halt ganz undatierte Briefe untergebracht werden. So hat Schöll einen Brief zwischen den 24. September und den 2. October 1780 gesetzt, der, wie sich jetzt ergibt, den 25. August 1779 geschrieben ist. Der von Schöll in das Jahr 1786 den 26. Mai zweifelnd gesetzte Brief ist, wie ich nachgewiesen habe, den 15. Juni 1784 geschrieben. Sehr verfehlt ist es, wenn der Brief „Ernst war sehr übel gestimmt" (I, 165)

auf den 2. Mai 1778 verlegt wird; denn es ist darin von schriftlichen Beschreibungen eines Ausflugs von der Hand der Kinder der Freundin die Rede, die nur dann denkbar sind, wenn die Mutter abwesend war. Nun aber kehrten an diesem Tage die Kinder zur Mutter zurück, und Goethe schreibt in einem wahrscheinlich durch die Kinder überbrachten Briefchen: „Die Kinder werden viel von unserm fehlgeschlagenen Versuch auf die Festung zu erzählen haben.“ Dagegen stimmt alles zu der Annahme, dass der Brief zu Kochberg am 17. Juli 1777 geschrieben sei. Die beiden zwischen den 4. und 7. Juni 1776 gesetzten Billete können nach dem Tagebuch unmöglich in diese Zeit fallen; sie sind am 21. und 22. Mai geschrieben. Mehrfach sind zwei oder eine grössere Anzahl von Briefen auf einen Tag wider alle Möglichkeit verlegt (II, 90. 207. 226 f. 345 f. III, 15. 117. 121), wenn auch sonst zwei oder mehrere Briefchen wirklich auf denselben Tag fallen. Ein paar Mal ist die Ordnung zweier Briefe verkehrt (I, 307 f. 373). Der auf den 28. August 1778, freilich zweifelnd, verlegte Brief kann unmöglich auf diesen Tag fallen, von dem das Tagebuch nur berichtet: „Schleppte mich mit verdorbenem Magen.“ An bedenklichen und höchst zweifelhaften Zeitbestimmungen findet sich eine ausserordentliche Zahl, was nicht anders möglich, da einmal alle Billete chronologisch untergebracht werden sollten, was wissenschaftlich nicht möglich. Würde es nicht gerathen sein, bei einer zweiten Auflage, die doch endlich eine Nothwendigkeit sein wird, bloss die zeitlich sicher zu bestimmenden Briefe in chronologischer Ordnung zu geben, die zweifelhaften als Anhang folgen zu lassen, in welchem die wahrscheinliche Zeitfolge, insofern eine solche überhaupt festzustellen sein möchte, befolgt werden könnte. Die wirklichen Datierungen müssten urkundlich auf das allergenaueste gegeben werden. Auch dürfte es zweckmässig sein, die einzelnen Briefe zu numerieren, damit man nicht in Gefahr kommt, wie es häufig geschehen, verschiedene Briefchen für einen, einen an verschiedenen Tagen geschriebenen Brief für verschiedene zu halten. Die jetzige Art der Anordnung hat abgesehen von zahlreichen Irrthümern und Wagstücken zu vielfacher Verwirrung Veranlassung gegeben.

Auch für die Erläuterung der Briefe ist seit zwanzig Jahren bedeutendes, zumeist auf Grund neuer urkundlicher Mittheilungen, aber auch manches durch litterarische Nachweisungen und geschickte Combinationen geschehen, was einer neuen Ausgabe zugute kommen dürfte. Es lag hier eben eine Aufgabe vor, die nur durch zusammenwirken mehrerer Kräfte genügend gelöst werden konnte, da oft ein glücklicher Gedanke, eine sich aufdrängende Beziehung ein Räthsel löst, das angestrengtem nachdenken sich nicht erschliesst, und da eben niemand gegen Irrthum sicher ist. Was ich seit vielen Jahren mit treuem Fleisse zu thun versucht, hat bei Schöll keine gute Stätte gefunden. Wie er sich gegen mich gestellt, musste ich leider, um gehässige Verunglimpfungen abzuweisen, in einem ausführlichen Aufsatze aufzeigen, den ich Herrigs „Archiv“, am Anfange des vierzigsten Bandes, zu dauerndem Zeugnisse einverleibt habe. Trotz dessen hat derselbe, obgleich ich eben wegen meines Zwistes mit ihm seiner neuerdings nur immer mit Anerkennung gedacht, vor kurzem in der Jenaer Literaturzeitung eine eben so vornehm sich geberdende als höchst unfeine Kritik gegen mich erlassen, deren ungehöriger Ton mich nicht hindern soll, einige neue Beiträge zur Aufklärung jener Briefe zu liefern, wobei sich zeigen dürfte, zu welchen Sonderbarkeiten sich Schöll hinreissen lässt. Dass er sich grosse Verdienste um Goethe erworben, habe ich stets dankbar anerkannt; auf diesem Wege aber dürfte er seinen Ruhm und seine Achtung nicht vermehren.

Οὐδὸς δ' ἀμφοτέρους ὅδε χείσεται.

1.

In der Nacht vom 23. Februar 1776 schreibt Goethe der am 20. von Kochberg zurückgekehrten Freundin, welche ihn erst am 22. empfangen und durch ihre Herzlichkeit und Güte von der Unruhe, die ihn vierzehn Tage lang gequält, befreit hatte: „All mein Vertrauen hast Du, und sollst, so Gott will, auch nach und nach alle meine Vertraulichkeit haben. O hätte meine Schwester einen Bruder irgend, wie ich an Dir eine Schwester habe. Denk' an mich und drücke Deine Hand an die Lippen; denn Du wirst Gusteln seine Ungezogenheiten nicht

abgewöhnen, die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grab ruhen.“ Zu Gusteln hat Schöll die seltsame, dem Dichter den Namen seines Sohnes unterschiebende Bemerkung drucken lassen: „G. braucht scherzhaft seinen Vornamen August.“ Jetzt wirft er die Schuld dieses Irrthums auf den verstorbenen Geheimerath Karl von Stein-Kochberg, der ihm die Herausgabe anvertraut hatte; dieser habe auf dem zur Revision ihm geschickten und von ihm zurückerhaltenen Bogen seine richtige Bemerkung gestrichen und jene falsche an deren Stelle gesetzt. Er merkt nicht, in welchem Licht er dabei erscheint, da es seine Pflicht gewesen wäre, den vortrefflichen Mann auf den handgreiflichen Irrthum aufmerksam zu machen, wofür dieser ihm dankbar gewesen sein würde. Schöll will dazu bemerkt gehabt haben, Goethe kleide sich hier wol in die Figur einer damals beliebten Komoedie, und er glaubt diese Komoedie jetzt „in der bekannten, aus dem Französischen übertragenen Operette 'Das Rosenfest', die in den Goethes Eintritt nächst vorhergehenden Jahren auf der Hofbühne der Herzogin Amalie wiederholt mit Beifall gegeben und 1774 in zweiter Auflage gedruckt wurde“, glücklich aufgefunden zu haben. Mit dem Stücke verhält es sich folgendermassen. Die Herzogin Mutter hatte den Legationsrath Gottlob Ephraim Heermann zu einer freien Bearbeitung der Rosière de Salenci von Favart für ihre unentgeltlich dreimal wöchentlich geöffnete deutsche Schaubühne aufgefordert, und diese fand bei der Aufführung solchen Beifall, dass bereits 1774 eine dritte veränderte Auflage erscheinen konnte, in welcher der Dialog verkürzt und die Gesänge, die bei der Aufführung wegfallen konnten, mit Einschlusszeichen versehen waren. Wieland stellte (Merkur 1773 II, 219 ff.) Heermann als Operettendichter Weisse gleich, und wenn er seinem „Rosenfeste“ einige Längen, seinen „Dorfdeputirten“ einiges platte vorwarf, so lobte er dagegen dessen „treue Köhler“ unbedingt. Aber seit dem Theaterbrande vom Mai 1774 war von Heermanns Stücken nicht mehr die Rede. Auf dem Liebhabertheater, das Goethe in Weimar antraf, wurde, so viel wir wissen (und auch Schöll wagt nicht das Gegentheil zu behaupten), „das Rosenfest“ nicht aufgeführt, wogegen „das Milchmädchen“ sehr beliebt

war; noch weniger gelangte es auf die durch Graf Putbus ins Leben gerufene Hofbühne. Wie aber wäre es denkbar, dass Goethe sich von einer Person eines längst vergessenen Stückes genannt haben sollte, selbst wenn man annehmen wollte, ihm wäre die Frankfurter Bearbeitung von 1772 oder eine der Heermannschen bekannt gewesen? Oder soll man etwa Schöll zu Liebe denken, Frau von Stein habe Goethe in Erinnerung jener Operette einen Gustel gescholten, und dieser den Namen angenommen? Und was hat auch jener Gustel „des Rosenfestes“ sammt seiner „verlegenen naiven Zärtlichkeit und seiner rührenden, endlich belohnten Treue“ mit dem von glühendstem Liebesdrange hingerissenen, nicht verlegen zärtlichen, sondern stürmisch seine Gefühle ausströmenden Goethe, was hat der in schwärmerisch idealem Schwunge in der Freundin sein alles verehrende und mit der ganzen Wärme seiner reichen Seele es aussprechende Dichter mit dem gutmüthigen verschämten Jungen zu thun? Freilich soll nach Schöll Goethe in unserm Briefe „zum Ausdruck seines gedämpften werbens um die Gunst der Freundin mit scherzhafter Demuth um etwas Wärme für Gusteln und Nachsicht mit seiner rührend treuen Ergebenheit bitten“; aber dies heisst eben den ganzen Ton des Briefes auf das ärgste verkennen. Wo findet sich in dem von tiefstem, in das Mark dringendem Gefühle eingegebenen Briefe nur die allergeringste Spur von scherzhafter Demuth? wie fern liegt jeder Versuch, durch seine treue Ergebenheit zu rühren? Sein „etwas Wärme“ hat Schöll, ohne es zu sagen, ja ohne ahnen zu lassen, dass Goethe auch noch anderswo sich Gustel nenne, aus einem mehr als drei Wochen spätern Briefe genommen. Nein, Goethe hat mit diesem scheuen Liebhaber so wenig als Frau von Stein mit dem tugendhaften Rosenmädchen zu thun. Diese hatte, als sie den Dichter endlich vorliess, ihn aufgefordert, seine Leidenschaft zu beruhigen und sie vor der Redoute nicht wieder zu besuchen, was ihm gar schwer ward; worauf sich die Aeusserung im Briefe vom 22. bezieht: „Nicht eher als auf der Redoute seh' ich Dich wieder. Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte — Nein will brav sein — Ich liege zu Deinen Füssen und küsse Deine Hände.“ In solcher Weise wird er, unfähig, sich

zu halten, vor ihr gelegen haben, wie sein Werther vor Lotten, deren Hände er fasst, sie in seine Augen, wider seine Stirn drückt. Von der Redoute, wo er nur ihre Augen sieht, aber endlich von überströmendem Gefühle weggetrieben wird, nach Hause zurückgekehrt, schreibt er die oben angeführten Worte, in denen er sich Gustel nennt. Wenn er hier sagt, sie solle an ihn denken und ihre Hand an die Lippen drücken, so kann letzteres nur als Zeichen zärtlicher Liebe gedacht sein. Dass sie Nachsicht mit seinem leidenschaftlichen Ungestüm haben müsse, spricht das folgende aus, auch der Vergleich mit der Mücke, die nicht anders könne, sich im Lichte verbrennen müsse. Wie konnte ihm in dieser Stimmung der einfältige Gustel des „Rosenfestes" einfallen, der sich leicht abfertigen lässt, zuletzt aber den Lohn seiner Treue empfängt. Schöll hat, wie er alles, was ich thue, durch seine missgünstige Brille sieht, seinen Spass daran, meine über Gustel ausgesprochene Ansicht für eine leere Phantasterei auszugeben, was ihm freilich nur dadurch gelingt, dass er meine Gründe verschweigt. „Wie man aus jener mit Selbstparodie tändelnden Stelle (so wagt er die von tiefster Innigkeit erfüllte Aeusserung zu entstellen) die Vision eines Goetheschen Romans gewinnen, wie dessen Briefform sehen, wie in dem verlegen zuthulichen Jungen, der für seine Zärtlichkeit mit dem naiven 'Es verschlägt Sie ja nichts' Eingang sucht, eine Gestalt finden könne, mit deren Ausbildung sich der epische Dichter ausbreiten wolle (zu solchen Seltsamkeiten versteigt sich Schölls Sprache!), dies unbegreiflich zu nennen, wird mir Düntzer nicht gestatten." Ich gestatte Schöll eben alles, er mag, wenn es ihm beliebt, meine Ansicht so unverantwortlich in falsches Licht rücken wie Goethes Worte entstellen, nur erlaube ich mir, sein verfahren zu beleuchten und dem Leser die Entscheidung zu überlassen, wer von uns beiden die Wahrheit für sich habe. Zunächst fällt es auf, wie Schöll aus einem ganz andern Briefe, ohne dies anzudeuten, die Worte „Es verschlägt Sie ja nichts" heranziehen kann. Dort geht ihnen unmittelbar voran: „Geduld, liebe Frau, ach und ein bischen Wärme, wenn Sie an Ihren Gustel denken." Mir ist es unverständlich, wie man hier von einem „verlegen zuthulichen

Jungen“ sprechen und in dem „Es verschlägt Sie ja nichts“ den Versuch, Eingang für seine Zärtlichkeit zu finden, erkennen kann, obgleich er schon bisher spottend bemerkt hat, auch bei ihm seien von unten bis oben nichts als gute Vorsätze, als wäre er ein junger Herzog, er auch bereits ihre Geduld und Wärme für sich in Anspruch genommen. Die Worte „Es verschlägt Sie ja nichts“ machen so wenig einen Eingang, dass sie seine vorhergehende Bitte vielmehr begründen.

Doch ich muss auf die von Schöll leider übersehene Begründung meiner Ansicht näher eingehen. Schon nach Kochberg hatte Goethe der Freundin geschrieben (Schöll verlegt freilich, wenn auch nur zweifelnd, mit grösster Willkür den Brief auf den 6. April, zwei Tage nach Goethes Rückkehr von Leipzig): „Wenn Sie wieder kommen, versprech' ich Ihnen was zu lesen.“ Bisher hatte er seiner Freundin ohne allen Zweifel seine ungedruckten Sachen vorgelesen, die natürlich sehr begierig darauf sein musste, sie aus seinem eigenen Munde zu vernehmen, und so kann auch hier wol nicht an etwas fremdes gedacht werden, sondern nur an etwas von ihm selbst geschriebenes, und das „versprech' ich“ deutet entschieden darauf hin, dass es sich um etwas handle, das er eben während ihrer Abwesenheit schreiben wollte, wenn sich auch nicht daraus ergibt, ob von einem der Freundin bekannten noch unvollendeten Werke die Rede sei. Dass er sein Versprechen gehalten, folgt aus der Aeusserung des Briefes, in welchem die Stelle sich findet, von der wir ausgegangen; denn dieser schliesst nach dem Vergleiche mit der um das Licht schwärmenden Mücke mit den Worten: „Adieu! Wunderbar gehts in mir seit dem gestrigen Lesen. Morgen zu Pferde!“ Das lesen hatte ihn so gewaltig ergriffen und ihn wahrscheinlich zu dem Ausbruch seiner Gefühle hingerissen, welcher die Freundin veranlasste, sich seinen Besuch am nächsten Tage zu verbitten, und dessen Erinnerung ihn noch jetzt so aufregt, dass er auf einem Ritte des Wintermorgens in der freien, frischen Natur sich zu beruhigen suchen will. Sollte nun der Name Gustel, den er sich in demselben Briefe gibt, nicht mit dem gelesenen zusammenhängen, er nicht die Aeusserungen eines Gustel vorgelesen haben, bei denen es

ihn ebenso wunderbar überströmte wie seinen Werther bei den Worten aus Ossian: „Morgen wird der Wanderer kommen u. s. w.?“ Dort erzählt Werther, wie die ganze Gewalt dieser Worte über ihn gefallen, er vor Lotten verzweifelnd niedergefallen, ihre Hände gefasst, sie in seine Augen, vor seine Stirn gedrückt. Wir hätten dann einen bestimmten Grund, weshalb er sich hier Gustel nennt, wobei denn freilich der Gustel des „Rosenfestes“ sich von selbst ausschliesst, da es weder Goethe einfallen konnte, eine solche Operette der Freundin vorzulesen, noch diese eine so mächtige Bewegung hervorzurufen vermochte. Eine sehr erwünschte Bestätigung findet unsere Vermuthung darin, dass Goethe mit dem am 17. März geschriebenen Briefe, in welchem er sich wieder Gustel nennt, ihr neue Briefe mit den früheren übersendet: „Hier haben Sie die Briefe wieder und ein paar neue dazu.“ Was sind das für Briefe? An Briefe, welche an ihn gerichtet gewesen, ist schon deshalb nicht zu denken, weil wir nicht sehen, weshalb er solche, wenn er sie ihr vorgelegt und sie wieder zurückgenommen hatte, ihr jetzt wieder mit neuen Briefen zuschicken sollte. Dagegen wird jeder, der sich erinnert, wie Goethe z. B. den Anfang des Tasso, nachdem er ihn der Freundin vorgelesen, ihr zurückliess, aber, als er weiter schreiben wollte, diesen sich zurückerbat, das neu gedichtete dann wieder vorlas und ihr zum lesen zurückliess, es für höchst wahrscheinlich halten, dass hier von gedichteten Briefen, einer Dichtung Goethes, die Rede ist, und man wird geneigt sein, unter dem, was Goethe am 22. Februar der Freundin vorlas, eben diese Briefe zu verstehen. Goethe hatte unterdessen die Briefe fortgesetzt, die Fortsetzung wollte er der Freundin vorlesen; da diese sich aber seinen Besuch wieder verbeten hatte, sandte er die verlangten früheren mit den neu geschriebenen Briefen. „Es ist mir lieb, dass ich wegkomme, mich von Ihnen zu entwöhnen“, heisst es in den die Briefe begleitenden Zeilen unmittelbar vor den oben angeführten Worten: „Hier haben Sie“ u. s. w. Dass diese Briefe ein Roman in der Weise Werthers waren, wird niemand mit Schöll für ein Wahngebilde halten, der weiss, dass diese Romanform dem Dichter noch später beliebt war und er nach einem Briefe seines Dieners Seidel bereits am

23. November 1775 an einem Roman schrieb. Der Träger dieses Romans konnte Gustel heissen, und wird ürften uns den am 22. Februar 1776 vorgelesenen Brief etwa in ähnlicher Weise gehalten denken, wie den Wilhelms an Mariannen in den Lehrjahren I, 16. Dass das Liebesschicksal eines solchen Gustel, wie wir ihn uns vorstellen müssen, unserem Dichter nicht zu romanhaften Briefen habe Veranlassung geben können, mag Schöll immer behaupten. Hätte er selbst unsere sich selbst stützende Combination gemacht, vielleicht würde er sich ihrer höchlich gerühmt haben, wie er die auf „die Geschwister" bezügliche als eine solche anpreist, die bis jetzt bei den Autoritäten der Litteratur (wo sind diese in Sachen Goethes?) Geltung habe, wogegen mein gegentheiliges Urtheil ihn „ruhig lässt". Und doch habe ich mit Gründen die Unmöglichkeit seiner Annahme nachgewiesen. Er widerlege diese. Ich erkenne eben hier keine Autorität an als die der Gründe. Wie wenig unbefangen Schölls Urtheil in solchen Dingen ist, wird sich noch weiter zeigen, und ist allen bekannt, die sein phantastisches Leben des Sophokles kennen. Das *νήφειν* hat er eben nie gelernt.

2.

„Danke für Ihr Wort. Ich soll wohl mit den Menschen, spür' ich, so bald noch nicht auseinander kommen. Grüssen Sie die Herzogin. Ich weiss doch allein, wie lieb ich Euch habe." So schrieb Goethe am 3. Januar 1777; denn dass Schöll den Brief ein Jahr zu früh setzt, habe ich längst erwiesen. Nach diesem Briefe war Goethe am vorigen Abend zu Weimar, wogegen es feststeht, dass er erst am 3. Januar 1776 nach Weimar zurückkehrte. Dagegen passt der nur das Datum des 3. Januar tragende Brief ganz vortrefflich ins folgende Jahr. Meine schon vor fünfzehn Jahren geäusserte Vermuthung bestätigt neuerdings das Tagebuch; denn wenn es dort am 2. Januar 1777 heisst: „Nachts fieberhaft", so stimmt dies zu der Briefäusserung: „Gestern Abend ist mirs noch sehr dumm worden", und das folgende: „Ich habs Huflanden gemeldet und was eingenommen. Werde zu Haus bleiben" entspricht der Eintragung vom 3. Januar 1777: „Eingenommen.

— Im Garten den ganzen Tag.“ Darin wird mir nun auch wol Schöll gegen sich selbst Recht geben; zum Ersatz dafür wirft mir derselbe jetzt das stärkste Missverständniss vor und erklärt mich für nicht voll in solchen Dingen. „Wer Umgangsbildung und für den vertraulichen Ton in der feineren Gesellschaft Empfindung hat, wird sicher sein, dass Goethe sich so nur ausdrücken konnte, wenn ihm die Herzogin etwas recht Wohlwollendes und Verbindliches hatte sagen lassen.“ Nur gemach! Ich hatte behauptet, die Herzogin habe Missstimmung gegen ihn kundgegeben, einen Vorwurf gegen ihn bei der Freundin geäussert. Wer Recht hat, muss der Wortlaut zeigen, auf den Schöll, obgleich Philolog, wenig zu achten pflegt, wenn ein Einfall ihn hinreisst. Auf die Herzogin beziehen sich nur die Worte: „Grüssen Sie die Herzogin. Ich weiss doch allein, wie lieb ich Euch habe“, wobei Goethe zuletzt die Herzogin mit der Freundin zusammenfasst. War unser Dichter damals mit dem „vertraulichen Ton in der feineren Gesellschaft“ auch noch unbekannt, er würde, hätte die Herzogin ihm etwas freundliches sagen lassen, nicht mit einem „Grüssen Sie“, sondern mit einem „Danken Sie der Herzogin“ erwidert haben. Die Art seines Grusses wird eben durch den Zusatz näher bestimmt: „Ich weiss doch allein, wie lieb ich Euch habe“. Dieser passt durchaus nicht zur Annahme, die Herzogin habe sich wolwollend über ihn geäussert. Das doch enthält einen deutlichen Gegensatz, der bei einer wolwollenden Aeusserung ganz undenkbar ist! Man sollte denken, dies könnte niemand entgehen, der mit Ruhe die einfachen Worte betrachtet. Zum Ueberflusse vergleiche man den Schluss des Briefes vom 28. Januar 1776: „Liebe Frau, leide, dass ich Dich so lieb habe. — Adieu, Gold. Du begreifst nicht, wie ich Dich lieb habe.“ Wenn er aber vorher nach dem Danke für den gestern Abend von der Freundin empfangenen Brief bemerkt, er spüre, dass er mit den Menschen so bald wol noch nicht auseinander kommen werde, so bezieht dies sich wol nur auf Aeusserungen der Freundin über den Antheil anderer an ihm, die aber durch sein auffallendes betragen bedenklich und zum Theil verletzt würden, unter denen denn auch die Herzogin war, auf die der Schluss sich bezieht. Man erinnere sich hier-

bei, wie seltsam er in den letzten Tagen des vergangenen Jahres sich benommen hatte, was jetzt aus dem Tagebuch sich herausstellt, wie er am 1. Januar sich in Folge des Schlusses des Jahres „abgespannt und fatal“ fühlte, Abends, wo er wol bei der Cour sich auffallend gezeigt hatte, rasch weggegangen war. Schölls Deutung gibt demnach so wenig eine Probe feinen Gefühls, dass ich sie als unbedacht, dem Wortlaut widersprechend und unfein zurückweisen muss.

Hierbei habe ich auch eines mir unmittelbar vorher gemachten Vorwurfs zu gedenken. „Innerhalb der authentischen Statistik des jungen Hofes“, bemerkt Schöll, stehe bei mir die Behauptung, die junge Herzogin habe es durchgesetzt, dass der ihrem Gatten so unbequeme Graf von Görtz zu ihrem Oberhofmeister ernannt worden sei, und ebenso unbelegt sei es, dass Goethe die junge Herzogin in Weimar verstimmt und gegen ihn selbst eingenommen gefunden. Hier liege nur der Klatsch von schlecht unterrichteten auswärtigen und der Missverstand etlicher Briefstellen zu Grunde. Hätte Schöll seinen Widerspruch ebenso gewissenhaft erwogen, wie ich meine Behauptung, so würde er davon Abstand genommen haben. Der Sachverhalt ist folgender. Schon am 17. October war die Herzogin an der Seite ihres jungen Gatten in Weimar angekommen, wo sie eine Oberhofmeisterin, aber keinen Oberhofmeister fand; hätte der Herzog die Anstellung eines solchen beabsichtigt, so würde diese mit den übrigen vor der Brautreise erfolgt sein. Dass erst am 26. Görtz als Oberhofmeister aufgeführt wird, seine Ernennung vier Tage darauf erfolgte, beweist, dass diese dem Herzog so schwer fiel, wie später die der Kammerherren. Wem aber hätten diese Ernennungen mehr am Herzen gelegen als der jungen an geordnete Hofverhältnisse gewöhnten Herzogin, die durch so vieles, besonders auch durch die beschränkte, nichts weniger als fürstliche Wohnung, verstimmt wurde. Sie kam sehr angegriffen in Weimar an, so dass sie erst am vierten Tage an der Hoftafel erschien. Der Herzog gab sich mit seinen Genossen einem losen Leben hin; seit dem 25. entzog er sich ganz der Abendtafel. Erst am 29. wurde eine feste Hofordnung verkündet. Nichts lag dem Herzog ferner als diese Dinge; wer anders aber musste vor

allen darauf dringen als die durch den Mangel sehr verletzte Herzogin? Müssen wir da nicht nothwendig bei der endlichen Durchsetzung die Herzogin besonders betheiligt uns denken, die unmöglich unterlassen konnte sich bei ihrem Gatten und ihrer Schwiegermutter darüber zu beschweren! So beruht meine Behauptung also weder auf dem Klatsche noch auf missverstandenen Stellen, deren ich gar keine dafür anführe, sondern auf der offen vorliegenden Lage der Sache. Dass die Herzogin über das burschikose, keine Etikette achtende Leben ihres Gatten und den Mangel jedes vertraulichen zusammenlebens mit ihrer Schwiegermutter verstimmt sein musste, kann keine Frage sein. Wie selbst Frau von Stein noch am 10. Mai 1776 die Herzogin als unzufrieden und die ganze herzogliche Familie wegen der bestehenden Missverhältnisse als unglücklich bezeichnet, sollte Schöll doch bekannt sein. Wenn Zimmermann bei Mittheilung dieses Briefes bemerkt, er kenne Aeusserungen der jungen Herzogin an ihre Schwester in Karlsruhe, die nicht so sanft lauteten, so kann dies kaum auf Klatsch beruhen, da Zimmermann an Höfen sehr gute Quellen hatte. Am Weimarer Hofe bestanden zwei Parteien, an der Spitze der zur Herzogin haltenden missvergnügten stand eben Görtz. Das Missverhältniss zwischen dem Herzog und der Herzogin tritt in Goethes Briefen an die Stein deutlich zu Tage. Goethes Ankunft musste die Herzogin verstimmen, da sie zu fürchten hatte, das ungebundene leben werde durch dieses feurige Genie nur noch schrankenloser werden, und dass sie wirklich später Goethe so manche Ausschweifungen ihres Gatten wenigstens mit Schuld gab, liegt für jeden, der sehen will, unleugbar vor. Kann Schöll noch mehr „so missverständliche Angaben“ in meinen Schriften nachweisen, er thue es! Ich bin immer bereit, Versehen, die mir begegnet (und Schöll wird wol nicht beanspruchen, von solchen frei zu sein), unbedenklich einzugestehen, dagegen auch Manns genug, unbesonnene Ankläger in die Schranken zu weisen und sich selbst und die Wahrheit verkennende Ungebühr massloser Ueberhebung zu strafen.

Eines der ärgsten Verstösse hat sich Schöll in Bezug auf den Herzog Karl August durch die Behauptung schuldig gemacht, Goethe meine diesen, wenn er an Merck schreibt: „Wir

machen des Teufels Zeug; doch ich weniger als der Bursche, der nun ein herrlich Drama auf unsern Leib schreibt." Ich staune, wie er die Aeusserung drucken lassen konnte, „bisher habe wol jeder unbefangene Leser in dem Burschen, der Goethen und den andern lebens- und strebensmuthigen Geistern seiner Gesellschaft ein herrliches Tummelfeld und Spielprogramm zur Erprobung ihrer Kräfte schuf, den jungen Herzog erkannt." So lange man das falsche Datum des 8. März bestehen liess, wie es Schöll (Briefe an Frau von Stein I, 9 Anm. 1) that, auch neuerdings noch Urlichs (Briefe an die Fahlmer S. 102 Anm.), konnte man zweifelhaft sein, wer dieser Bursche sei; seit ich aber (Goethe und Karl August I, 25 Anm. 3) auch hier den häufigen Lesefehler von März statt May bemerkt habe, kann niemand, der mit den Verhältnissen bekannt ist und Achtung für den Wortlaut hat, den geringsten Zweifel hegen, dass hier Lenz gemeint ist. Schöll springt hier mit den Thatsachen willkürlich um; er sagt nur, dass der Brief in den Frühling falle, bemerkt aber weiter, „das kranke Kind Lenz sei damals im Waldthal Berka keinem Drama, sondern dem Ergiessen seiner todwunden Liebe in eine trübe Werthernovelle nachgegangen." Aber hat denn auch Schöll beachtet, um welche Zeit es sich handelt? Lenz befand sich nachweislich, mit Ausnahme dreier Tage, wo er mit Kalb in Ilmenau war, vom 1. April bis zum 27. Juni zu Weimar. Setzt etwa Schöll den mit dem Datum des 8. März gedruckten Brief vier Monate später, damit Lenz zur Zeit desselben in Berka sei? Nur unsere Annahme, dass März statt May verlesen sei, hat Sinn. Aber Schöll scheint eben die Zeitfolge völlig übersehen zu haben. Dass Lenz ein Stück für das herzogliche Liebhabertheater habe schreiben wollen, ist freilich sonsther nicht erwiesen, aber an sich ebenso wenig unwahrscheinlich, als es bei der Lückenhaftigkeit unserer Kenntniss auffallend scheinen kann, dass wir keine weitere Kunde davon haben. Lenz, der auf jede Weise zu wirken, sich angenehm oder nothwendig zu machen suchte, was hätte ihm bei seiner Leichtigkeit des dramatisierens näher gelegen, als, da seine bisherigen Stücke zu einer Darstellung auf der Hofbühne sich nicht eigneten, ein solches zu schreiben, das auf die bei dem

herzoglichen Theater thätigen Liebhaber berechnet war?" Darauf deutet entschieden der Ausdruck „ein Drama auf unsern Leib schreiben“, wozu man zum Ueberflusse auf Goethes Aeusserung gegen Eckermann vom 4. Februar 1829 verweisen kann: „Der Dichter — muss seine Rollen den Figuren auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen.“ In den Briefen an Kestner sagt er einmal: „Obiges Lustspiel ist — auf den Horizont unserer Acteurs und unserer Bühne gearbeitet.“ Warum in aller Welt soll „ein herrlich Drama auf unsern Leib schreiben“ etwas anderes heissen als, was die Worte sagen: „ein für ihre Kräfte aufführbares Drama machen“? Wenn Schöll sagt, „auf der Hof- und Regierungsgünstlinge(?) Leib (was soll der gesperrte Druck sagen?) schreiben“ (vielmehr „ein Drama schreiben“) wolle ihm nicht identisch mit „dichten für ihr Liebhabertheater“ scheinen, so kann ihn freilich niemand zwingen, das offen vorliegende anzuerkennen, und so mag er immer seiner paradoxen bildlichen Auffassung folgen und im „schreiben eines Dramas“, wie er sich ergetzlich ausdrückt, das „schaffen eines herrlichen Tummelfeldes und eines Spielprogramms zur Erprobung der Kräfte“ erkennen. Goethe pflegt sich nicht so verkehrt auszudrücken und, mag er auch seinen Herzog gegen Herder einen „goldenen Jungen“ nennen, uns scheint es eine Versündigung an beiden, dem Herzog wie dem Dichter, mit aller Gewalt hinein zu erklären, Goethe habe den Herzog einen Burschen genannt. Noch möchte ich auf das kleine Wörtchen nun aufmerksam machen, das auf eine ganz bestimmte gegenwärtig unternommene Thätigkeit geht. Was könnte bei dem, was der Herzog jetzt thue, vorschweben? Ich will nicht sagen, klüglich, um ihm keine Absicht beizulegen, aber jedesfalls zu seinem Vortheil hat Schöll bloss die auf die in Rede stehenden Worte folgende Stelle mitgetheilt, als ob diese Licht darauf würfe, dagegen die zunächst vorhergehende, damit in innerm Zusammenhang stehende übergangen. Der unmittelbar voranstehende Anfang lautet: „Lieber Bruder, hast Du das Geld, so gib der Mutter einen Schein. Schick mir die Matinées, so kriegst Du mehr.“ Wenn eben von den Matinées die Rede war, worin sie, wie Goethe am 16. Februar an die Fahlmer schreibt, „einander dramatisierten“, so

müssen wir auch bei dem Teufelszeug an Dichtungen denken, an denen Lenz, wie wir wissen, unerschöpflich war, „Poet à tripple carillon, der schmiert und schmiert, wie sichs gebührt!“* Goethe hatte Ende April seinen „Hans Sachs“ gemacht. Sollte Lenz sein Drama nicht vollendet haben, so könnte die Schuld daran liegen, dass in Folge der am 15. Mai eintreffenden Kunde vom Tode der Schwester der Herzogin, der Grossfürstin von Russland, Hoftrauer angelegt und dadurch zunächst die Theatervorstellungen unterbrochen wurden. Das Stück, das er dichten wollte, war wol „Katharina von Siena“, von welcher er am 14. März an Merck geschrieben hatte, sie sei schon in seiner pia mater fertig, aber noch nicht geschrieben. Sehr wol könnte er das Stück vollendet haben, dieses aber später als untauglich für das Liebhabertheater sich erwiesen haben. War es etwa das Stück, das Lenz dem Buchhändler Reich versprochen hatte?** Schlosser besass die Handschrift der „Katharina“. Somit glauben wir von Schölls Burschen Goethe und den Herzog glücklich befreit zu haben.

Ein Bedenken, das in Folge des Tagebuchs gegen unsere Veränderung des März in Mai sich zu erheben scheint, wollen wir hier nicht unerwähnt lassen. Das Datum lautet „Weimar 8. März“. Möglich, dass der Herausgeber den Ort Weimar hinzugefügt hat, der in den Briefen an die Fahlmer regelmässig, häufig auch in denen an Lavater fehlt, aber auch in diesem Falle würde das Datum auffallen, da Goethe den 8. Mai in Ilmenau war und er doch seines dortigen Aufenthaltes hätte gedenken müssen. Wie wir oben sahen, dass der Dichter zuweilen im Datum sich irrte, so wird er auch hier unmittelbar nach der Rückkehr von Ilmenau den 8. statt des 10. Mai gesetzt haben. Der Mai passt auch zu der Erwähnung des an Merck geschickten Geldes. Am 22. Januar hatte er Merck, von dem er am 19. Geld bekommen hatte, gebeten, was er davon länger als März ihm lassen könne, möge er ihm lassen. Wenn nun in unserm Briefe einer geschehenen Rück-

* Vgl. Wielands Briefe an Merck vom 13. und 27. Mai.
** Vgl. Goethes Briefe an Leipziger Freunde 228.

zahlung gedacht wird*, so kann diese doch nicht schon am 8. März erfolgt sein, da der früheste Termin Ende März war, wogegen nichts der Annahme widerspricht, dass Merck erst Ende April Zahlung verlangt hatte, womit denn die Verlegung unserer Erinnerung an den Empfangschein in den Mai sehr wol stimmen würde. Der 10. Mai, auf welchen der Brief fallen würde, war ein Freitag und dieser Posttag nach Frankfurt. Mercks Antwort darauf war der Brief, den Goethe Wieland „etliche Tage“ vor dem 27. Mai lesen liess. Das „Streiche was Ehrliches in Thüringen herum“ in unserm Briefe passt ganz besonders, wenn Goethe eben eine Woche in und bei Ilmenau gewesen war.

3.

„Auf Ihr schönes Gebet kann ich nichts erwiedern, als dass ich heut früh spazieren gelaufen bin, dass ich mich über Knebeln geärgert habe, der Gott weiss was für eine Confusion angefangen hat, als ob heut nicht Probe sein sollte. Ich probire heut gewiss, und sollten die Helden fehlen, mit den Vertrauten; ich habe alsdann ihrer drei zu meiner Disposition.“ Friedrich von Stein hat die Aeusserung auf eine Probe der „Iphigenie“ bezogen, und schon er, der überhaupt für die Ordnung der Briefe mehr gethan hat, als bei Schöll zu bemerken ist, wird den betreffenden Brief Ende März 1780 gesetzt haben, wie ihn Schöll zwischen dem 26. und 30. März bringt. Wo aber die drei vertrauten in der „Iphigenie“ sich fänden, ist schwer zu sagen, wenn man nicht wider alles Recht auch Orest und die Trägerin der Handlung als vertraute zählen will. Auch ich hatte mich früher durch die falsche Beziehung täuschen lassen; aber neuerdings (Charlotte von Stein I, 122) die richtige Beziehung auf Seckendorffs Kallisto und als Datum den 29. März gegeben. Es verlohnt sich wol auf das unglückliche Stück, das ich bisher für ungedruckt hielt (Schöll hat darüber kein Wort), näher einzugehen.

Während der mit dem Herzog angetretenen Schweizer-

* Urlichs, der am Datum des 8. März festhält, sagt irrig (a. a. O.), am 8. März habe er das Geld zurückgezahlt.

reise war der Theatersal zur Redoute neu eingerichtet worden, die Herrichtung des Theaters nahm längere Zeit in Anspruch. Goethe hatte auf der Reise die Operette „Jery und Bätely“ gedichtet, die auf der neuen Bühne gegeben werden sollte, aber diese konnte damit nicht eröffnet werden, und da Goethe zu einem grösseren Drama sich nicht aufgelegt fühlte, übernahm Seckendorff eine Dichtung im französischen Geschmack, welcher dem Herzog so gefiel, dass er, wie Goethe noch sehr spät klagt, sich eigentlich nie darüber erheben konnte. Nähere Angaben über die Kallisto bis zu ihrer Aufführung am 26. Mai (wiederholt wurde sie nicht) habe ich nach Goethes und Knebels Tagebuch in meiner Schrift „Charlotte von Stein und Corona Schröter“ gegeben,* nur die Einsicht des Stückes selbst fehlte mir noch. Es erschien zu Dessau 1782 unter dem Titel: „Kalliste ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Siegmund Freiherrn von Seckendorff“. Das Stück hiess früher Kallisto (in dieser Form stimmen Goethes und Knebels Tagebücher mit den Briefen an Frau von Stein überein), aber der Dichter veränderte später den in Griechenland gangbaren, auch aus der griechischen Mythologie bekannten Namen** mit dem als Frauennamen nicht vorkommenden Namen Kalliste, der sich in der zu Weimar gern gesehenen Operette „Robert und Kalliste oder der Triumph der Treue“ (zuerst daselbst gespielt am 24. October 1780) findet. Seckendorffs in gereimten Alexandrinern einherschreitendes Stück spielt auf dem Bergschlosse des edlen Genuesers Sciolto in der Nähe Genuas, wonach die „Kleidungen in alt-Genuesischer oder Spanischer Tracht sind“. Die Einheit des Ortes und der Zeit sind nach französischem Schnitte gewahrt; die Handlung des Stückes dauert gerade vierundzwanzig Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht. Sciolto hat, da die Wahl des Dogen nicht auf ihn, sondern auf Fregosa***

* Irrig berichtet Burkhardt (Grenzboten 1873 I, 15**), am 10. November 1781 sei Kallisto gegeben worden; an diesem Tage kam „Robert und Kalliste“ wieder zur Aufführung. Von Kallisto ist in Knebels Tagebuch am 19. Februar, 29. März, 11. 20. 24. 26. Mai (nicht Juni) die Rede.

** Die Italiener brauchen Calisto.

*** In der Genuesischen Geschichte ist seit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts das Geschlecht der Fregoso (nicht Fregosa)

gefallen, sich wider den Senat und den neuen Dogen gewaltthätig erhoben. In seinem Hause war der junge Lothario erzogen worden, der auch noch dort verblieb, als er siegreich aus „fernem Land“ zurückgekehrt und in den Senat gewählt war. Sciolto hatte seine Tochter Kalliste, welche ihrer Mutter längst beraubt war, ihm zur Ehe versprochen, diese aber im Rausche süsser Leidenschaft sich mit Lothario vergangen, was dem Vater ein Geheimniss blieb. Als aber Lothario, weil er dies zum Heile Genuas nöthig hielt, bei der Dogenwahl Fregosa, der mit ihm verwandt war (und doch ward er nicht bei diesem, sondern bei Sciolto auferzogen!) seine Stimme gab, stiess Sciolto ihn aus seinem Hause und versprach die Tochter dem Altamon, einem der wenigen zu ihm haltenden Genueser. Mehrfach hat Kalliste schon Aufschub der Vermählung verlangt; in der Mitternacht aber, in welcher sie am Anfange des Stückes nebst ihrer vertrauten Lavinia auftritt, sieht sie kein Mittel mehr, dem verhassten Bunde zu entgehen, als in einer Entführung, und so theilt sie Lothario ihre Noth durch einen Brief mit, den ein im Palaste wohnender Freund desselben besorgt. Darauf aber treibt es sie zu ihrem Vater, den sie um Befreiung von der Verbindung mit dem nichtgeliebten Altamon bittet; dieser indess, der sein Wort Altamon gegeben, wird über ihre Hinterlist so empört, dass er sie verstösst, doch entfernt er sich, ohne sich weiter um sie zu kümmern, was freilich einen wirksamen Schluss des ersten Actes gibt. Am Anfang des zweiten erscheint zunächst Lothario mit seinem Freunde Montaldo in der Galerie des Schlosses, darauf wird der mittlere Vorhang aufgezogen, und man sieht Kalliste in ihrem Zimmer; Lothario eilt auf sie zu und führt nach einer Kallistes Kampf zwischen ihrer Liebe und der Scheu vor dem Zorne des Vaters darstellenden Scene die noch zuletzt sich sträubende geliebte, da die höchste Gefahr droht, mit Gewalt weg. Der von Sciolto zu ihrer Ergreifung abgesandte Orsano

---

bekannt, von dem mehrere zur Dogenwürde gelangten. Auch das Geschlecht der Montaldo, wie Lotharios Freund heisst, ist bekannt. Sciolto kenne ich als Namen nicht, ebenso wenig Altamon. Am Schlusse steht einmal Odwards statt Odoardos.

kommt zu spät; er findet nur ihre briefliche Mittheilung, dass sie Lothario gefolgt sei, der aber nur dann ihre Hand erhalten solle, wenn er Frieden zwischen ihrem Vater und dem Staate gemacht. Im dritten Act kommt Lothario wirklich, um Frieden zu schliessen, nach vorheriger Ankündigung zu Sciolto. Als dieser, der eben gehört, Altamon sei gefangen und viel Volk ziehe den Berg herauf, den Feinden entgegeneilen will, begegnet ihm Lothario, der sein Schwert wegwirft, ihm Aussöhnung mit dem Senat und dem Dogen und Rückkehr Kallistens verspricht, nur Altamon müsse so lange der Freiheit beraubt bleiben, bis sie gegen die Verbindung mit diesem gesichert sei; aber Sciolto nimmt ihn gefangen und droht ihm mit dem Tode, wenn der Senat nicht Altamon und seine Tochter frei gebe, was diesen, der, auf seinen Edelmuth rechnend, sich wehrlos ihm gestellt hatte, erbittert. Kalliste wird durch die Nachricht von Lotharios Gefangenschaft ins Schloss zurückgetrieben. Am Anfang des vierten Acts vernimmt dies Lothario, der mit sonderbarer Gewalt seinen Wächter mit sich fortreisst und zu Kallisten eilt. Nach einer rührenden Umarmung der sich unzertrennlich verbunden fühlenden liebenden kommt Sciolto, dem Lothario das Schwert entreisst, das er ihm nur wiedergibt, als dieser ihm Sicherheit für die geliebte versprochen. Sciolto entlockt der Tochter das Geständniss ihrer Entehrung, aber sie will den Verlust ihrer Ehre mit dem Tode büssen; dadurch verwandelt sich sein Zorn in „väterliche Glut“, und er verspricht ihr, noch vor Sonnenuntergang solle Lothario selbst das Ende ihrer Leiden entscheiden. Nach ihrer Entfernung verräth uns Scioltos Selbstgespräch, dass ihm nach der Entehrung seiner Tochter das Leben eine Last ist und er durch Lotharios Arm zu fallen wünscht. Diesem, der seine Schuld gestehen muss, lässt er nur die Wahl zwischen seinem und Kallistens Tod: er müsse mit ihm kämpfen; falle Lothario, so müsse auch Kalliste sterben, wogegen er, werde er selbst getödtet, ihnen vergeben wolle, da er dann unentehrt sterbe. Durch seinen Spott auf Lotharios Feigheit zwingt er diesen, den schrecklichen Kampf mit ihm einzugehen. Der Wunsch des mit Sciolto zum Kampf sich entfernenden Lothario: „O Himmel! schon' ihr Blut!“, womit er sich selbst den Sieg wünscht, ist

gar sonderbar; eher stünde er Sciolto an, der sich damit selbst den Tod wünschte. Vielleicht haben wir hierin nur ein Versehen des Druckes. Wider erwarten fällt der jüngere: „er wagte sich zu kühn — und gab sich selbst den Stich, der ihm am Herzen traf.“ Das ist einer der Zufälle, deren sich ein Dramatiker nie bedienen darf. Ehe Lothario starb, erneuerten sie die alte Freundschaft; Lothario schied heiter, überzeugt, dass die geliebte ihm folgen werde. Dies hören wir im fünften Act, wo Kalliste von Dienern in ein dunkles Gemach gebracht wird, Sciolto ihr Lotharios Tod verkündet, mit einem Segenskusse sich mit ihr versöhnt und ihr erklärt, dass er den Tod im Kampfe suche, sie selbst aber in dem höher gelegenen Alkoven, auf den er deutet, den Giftbecher bereitet finden werde. Sie steigt die Stufen hinauf, reisst den Vorhang auf, sieht die Leiche des geliebten vor sich, an der sie niederfällt, und trinkt in begeisterter Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem ihr vorangegangenen den Giftbecher. Von den zu spät hereindringenden Freunden vernimmt sie, dass ihr Vater gefallen, worauf sie mit den Worten stirbt, sie folge dem Vater freudig nach.

Die Art, wie Sciolto die leicht zu hebende Entehrung seiner Tochter sühnt und seine Ehre herstellt, ist höchst seltsam, das ganze im weitschweifigen rhetorisch pathetischen Tone des französischen Dramas gehalten, ohne feste Charakteristik und ergreifendes Gefühl, wenn es auch freilich an einzelnen wirksamen Stellen nicht fehlt. Goethe hatte vollkommen Recht, „Kallisto“ ein schlechtes Stück zu nennen und über die Nothwendigkeit, darin aufzutreten, „O Kallisto o! O Kallisto!“ zu jammern. Er spielte die schlechte Rolle, wie es im Tagebuche heisst, mit grossem Fleiss und viel Glück, da er allgemein den von ihm beabsichtigten Eindruck machte, der wol darin lag, dass er den ritterlichen Edelmuth und die glühende Liebe leidenschaftlich hervortreten liess und Lotharios Charakter zu einem in sich abgerundeten Bilde schuf. Gegen Frau von Stein äusserte er, bei der Probe habe er den Aeolischen Schlauch der Leidenschaften nur halb geöffnet und nur einige derselben herauspipsen lassen, die stärksten zur Aufführung bewahrt, wobei besonders an die durch die drohende

Gefahr in höchster Erregung hervortretende Liebe und an den Kampf seiner Ehre mit der Verehrung und Liebe zu Sciolto zu denken ist.

Schon am 19. Februar 1780 war Leseprobe des Stückes bei Seckendorff mit ausgetheilten Rollen. Wir wissen bestimmt nur, dass Seckendorff, Goethe und Knebel dabei gegenwärtig waren. Goethe erhielt die Rolle des Lothario; er selbst schreibt, er habe einen Ritter fast im Gusto von Quevedos Takanno, prächtig von Theatertrödel, dargestellt. Da aus unserm Briefe folgt, dass Knebel einen Helden dargestellt habe, so kann er nur den Sciolto gespielt haben. Die drei vertrauten, mit denen er nöthigenfalls auch ohne die Helden Probe halten will, sind Orsano, „Scioltos Freund und Vornehmster seines Gefolges", Montaldo, Lotharios Freund, und Lavinia, Kallistes „Vertraute, aus bürgerlichem Geschlechte". Orsano fiel wol Seckendorff zu. Wenn Goethe sagt: „Besonders der Autor und die Heldin schienen zusammen nicht zufrieden zu sein," so tritt Orsano mit Kalliste eigentlich nur I, 4 in einem kurzen Dialog auf; I, 7 entfernt er sich gleich nach Kallistens auftreten mit den heimlich zu ihr gesprochenen Worten: „Nur Muth! er (Sciolto) hört gewiss sie an"; IV, 4 hat er zu der anwesenden Kalliste selbst nichts zu reden. Mit Sciolto finden wir ihn I, 6 und am Anfange von I, 7, III, 1, nebensächlich III, 3, auch mit Lothario (vgl. unten), als Verfolger der entflohenen II, 5. Wer den Montaldo gespielt, wissen wir nicht, jedesfalls nicht Prinz Constantin, der in der „Iphigenie" den Orest gegeben; dies dürfte aus unserm Briefe hervorgehen, an dessen Schluss Goethe bemerkt, der Prinz sei ihm beim Spaziergange begegnet. Am nächsten liegt es an den Oberconsistorialsecretär Seidler zu denken, der in der „Iphigenie" den Arkas gespielt hatte. Die Lavinia könnte der Sängerin Neuhaus oder der Hofdame von Wöllwarth zugefallen sein. Unzweifelhaft gab die Schröter die Rolle der Kalliste. Goethe spielte mit ihr in zwei grossen Scenen II, 3. 4, wo er zu ihrer Hilfe erscheint, sie zuletzt mit Gewalt wegführt, und IV, 3. 4, wo er zu ihr dringt, sie ihre unzertrennliche Verbindung aussprechen und Kalliste Zeugin des Streites zwischen ihrem Vater und ihrem geliebten ist. Mit Sciolto kommt er III, 4. IV, 4. 6 in leidenschaft-

lichem Streite zusammen. In zwei Scenen finden wir ihn mit Montaldo II, 3. 4, mit Orsano ausser IV, 1. 3 nur nebensächlich. In den beiden ersten Acten findet er sich gar nicht. Die grossartigste Rolle war der Schröter als Kalliste zutheil geworden, neben der auch Lavinia im Gespräche mit ihr und sonst bedeutend hervortritt. Besonders im letzten Act wird die Schröter, wenn ihr auch das mehr pomphafte als von reinem Gefühle durchdrungene Stück wenig zusagte, die volle tragische Würde und Grösse entfaltet haben.

Diese Bemerkungen über Seckendorffs „Kalliste" waren einige Zeit niedergeschrieben, als ich die Entdeckung machte, dass derselben ein englisches Stück zu Grunde liege, die Tragoedie „The fair Penitent" von Nicolas Rowe (1670—1718), bei welcher in Bezug auf das Todesurtheil des Vaters über die eigene Tochter Philipp Massingers Trauerspiel „The fatal Dowry" vorschwebte. Lothario, ein junger adlicher, Feind von Altamont, hat Calista, da ihr Vater Sciolto, ein vornehmer Genueser, ihm diese seine Tochter versagt, verführt und sie dann verlassen. Der Vater hat sie dem Altamont versprochen. Nachdem Calista Lothario brieflich vergebens um eine Zusammenkunft gebeten, entschliesst sie sich, dem Altamont, der von ihrer Schuld keine Ahnung hat, ihre Hand zu reichen. Altamonts Schwager Horatio findet zufällig den von Lothario verlorenen Brief Calistas und stellt sie darüber zur Rede, wobei sie in verstellter Entrüstung den für böswillig untergeschoben erklärten Brief zerreisst. Altamont kommt dazu; Calista weiss ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen. Aber Altamont überrascht sie bei einer Zusammenkunft mit Lothario; es kommt zu einem Zweikampfe, in welchem Lothario fällt. Sciolto findet die Tochter büssend in einem schwarzen Gemache neben der Leiche Lotharios; er spricht über sein Kind, das gleich Helena in Troias Flammennacht als Zuschauerin des Unglücks da stehe, das sie angerichtet, das Todesurtheil aus, das er aber nicht zu vollstrecken vermag. Durch die Nachricht von einem Aufstande der Freunde Lotharios wird er abgerufen, Calista aber vollzieht

selbst das von ihm über sie verhängte Urtheil. Sciolto fällt im Kampfe. Altamont bleibt am Leben. Horatio spricht es schliesslich als Lehre der traurigen Geschichte aus, dass ohne Tugend keine Ehe glücklich sei. Seckendorff änderte die Fabel des Stückes, weil die Charaktere Lotharios und Calistas ihm widerwärtig waren. Lotharios Freund Rosano (Orsano) machte er zu einem vertrauten Scioltos, dem Lothario gab er einen andern Freund, Namens Montaldo, und Altamonts Freund Horatio erwähnt er bloss. Lavinia ist bei Rowe Altamonts Schwester und Horatios Frau; die vertraute Calistas heisst bei ihm Lucilla.

Seckendorff scheint aber Rowe selbst nicht benutzt zu haben, sondern eine deutsche prosaische Uebersetzung. Auf der Weimarer Bibliothek findet sich: „Kalliste, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Nicolaus Rowe. Frankfurt und Leipzig bei Dodsley und Compagnie. 1770." Hieraus scheint er die Namensform entnommen zu haben oder aus dem 1770 bei Schwickert in Leipzig erschienenen dritten Bande von Christian Heinrich Schmids „Englischem Theater", aus dem die Einzelausgabe des Stückes nur ein Nachdruck scheint. In der Anzeige des „Englischen Theaters" in dem Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1771 heisst es (S. 148): „Obgleich etwas Deklamation in diesem Meisterstücke des englischen Racine herrscht, so hat es doch mehr anziehende Situationen als viele französischen Tragödien. Ich lese es auch hier in einer männlichen Prose weit lieber als in den hinkenden Versen des Verfassers der Probestücke der englischen Schaubühne." Die hier gemeinten „Neuen Probestücke der englischen Schaubühne" waren in drei Bänden 1759 zu Basel und Frankfurt erschienen. Fünf Jahre früher waren in Hamburg „Neue Probestücke der englischen Schaubühne" ans Licht getreten. Den aus der Uebersetzung genommenen Namen Kalliste hatte Seckendorff bei der Aufführung wol aus einem schwer zu errathenden Grunde aufgegeben, stellte ihn aber bei der Herausgabe her. Bei dieser mögen auch noch manche Aenderungen vorgekommen sein, ja wir haben keinen bestimmten Beweis, dass das Stück schon bei der Aufführung in Versen geschrieben war, doch wird die Hauptveränderung der

Handlung, die Seckendorff vornahm, schon bei der ersten Bearbeitung eingetreten sein.

Es ist mir nicht bekannt, dass bisher die Quelle Rowes nachgewiesen worden; denn mit einer blossen Erdichtung haben wir es hier kaum zu thun. Vielleicht liegt eine italienische Novelle oder ein italienisches Trauerspiel zu Grunde, dessen Nachweisung einem dieser Litteratur kundigern vielleicht gelingen möchte.

4.

Schöll hält es (I, 325) für möglich, dass die von ihm zwischen den 4. und 9. August 1780 gesetzten Worte: „Gestern ging ich so zeitig weg, weil ich ein neu Drama im Kopf hatte, davon ich den Plan zusammentrieb," sich auf den Tasso bezögen, obgleich er selbst erwähnt, dass Goethe, was wir jetzt sicherer aus dem Tagebuche wissen, am 30. März mit der Erfindung am Tasso glücklich war, dieser auch das Drama war, woran er im April „tändelte" und das „Reden mit den Geistern" im Juni sich auf ihn bezieht. Auch wenn, was aller Wahrscheinlichkeit widerspricht, die Freundin trotzdem, dass er ihr verrieth, er habe mit den Geistern geredet, nichts vom Tasso gewusst hätte, konnte er diesen nicht als neues Drama bezeichnen, dessen Plan er zusammengetrieben, da derselbe doch längst feststehen musste. Ich habe den Brief ein Jahr später gesetzt und an Elpenor gedacht, auf den sich der Brief vom 19. August 1781 bezieht, in welchem er schreibt, die Geister hätten ihn an sein „neues Stück" geführt. Aber dagegen spricht entschieden die Anrede Sie, da seit dem Mai 1781 das Du wieder eingetreten war. So bleibt denn nichts übrig als den Brief dem August 1780 zu belassen und unter dem neuen Drama ein uns ganz unbekanntes zu verstehen, dessen Plan später aufgegeben ward, wenn wir nicht vielmehr annehmen wollen, schon damals habe ihm ein Stück ähnlichen Inhaltes vorgeschwebt, auf das er im folgenden Sommer zurückgriff, als er nach Zurücklegung des Tasso sich vorgesetzt hatte, ein zur Feier des nächsten Geburtstages der Herzogin aufzuführendes Stück zu schreiben. Wir würden hierüber vielleicht mehr wissen, wenn das Tagebuch nicht vom 11. Januar bis Ende

Juli ganz schwiege. Die Stellung des Briefes zwischen den 4. und 9. ist freilich unsicher; er könnte Ende Juli oder auf den Anfang des August fallen. Höchst bedenklich scheint es, dass die beiden unter den 4. August gesetzten Briefe demselben Tage angehören sollen. Ist in einem von beiden die Zahl des Tages verlesen oder eine falsche durch Verwechslung gesetzt? Der zweite würde sehr gut auf den 9. fallen, so dass das „Schon bin ich wieder da“ zum „Doch will ich bald möglich wieder da sein“ stimmte.

5.

Unter dem 13. Februar 1785 lesen wir: „Mit einem guten Morgen und Anfrage nach Deiner Gesundheit schicke ich einen Brief, mit dem ich Fr. für den Figaro danke.“ Dazu bemerkt Schöll: „Mozarts Figaro erschien in diesem Jahr und Goethe scheint ihn durch einen Freund vor seiner Vervielfältigung ins (?) Publikum erhalten zu haben.“ Nur Schade, dass er dann die Oper, noch ehe sie geschrieben war, bekommen haben müsste. Mozart dachte an diese noch gar nicht zur Zeit, wo Goethe sie vor der Bekanntmachung durch besondere Verwendung empfangen haben soll. Im Sommer begann er die Hochzeit des Figaro, ward aber durch längere Krankheit gehindert, erst im November ward sie rasch gefördert und noch vor Ende des Jahres vollendet; im April 1786 kam sie zur Aufführung. Dennoch ist der Brief richtig in das Jahr 1785 gesetzt, wogegen es zweifelhaft bleibt, ob auch die darauf folgenden mit „(Denselben Tag.)“ bezeichneten und demnach wol datumlosen Zeilen. Der Figaro ist natürlich nicht die Oper, sondern das berühmte Lustspiel von Beaumarchais Le mariage de Figaro, das nach seiner am 22. April 1785 endlich durchgesetzten Aufführung unendliches aufsehen erregte. Dass Goethe erst am 13. Februar 1785 durch einen bekannten der Frau von Stein (Schöll bezieht wol Fr. richtig auf Geheimerath von Frankenberg in Gotha, dessen Hof durch Grimm mit Paris in genauer Verbindung stand) das französische Stück erhielt, kann nicht auffallen, da die buchhändlerische Verbindung mit Paris damals noch sehr mangelhaft war. In demselben Jahre 1785 erschienen drei deutsche Uebersetzungen des Stückes, in Leipzig

bei Göschen, in Berlin bei Unger und in Nürnberg bei Gratenauer. Die Aufführung des Stückes wurde in Wien verboten. Wenn Goethe am 5. April 1785 der Freundin unter anderm „den neuen Figaro“ sendet, so verweist Schöll dabei auf seine Anmerkung zum Briefe vom 13. Februar, wonach also hier auch wieder Mozarts Oper zu verstehen wäre, wie sehr auch auffallen müsste, diese (im Gegensatze zu dem Lustspiel des Beaumarchais?) als neu bezeichnet zu sehen, wogegen wir dies sehr wol auf eine neue Uebersetzung von Beaumarchais beziehen können, da die Uebersetzungen wahrscheinlich sehr rasch aufeinander folgten. Der Brief, den wir auf den 5. April setzten, hat bei Schöll das Datum des 4. April 1785; liegt nicht ein Lesefehler Schölls zu Grunde, so hat Goethe sich verschrieben. Denn nach der Aeusserung: „Wirst du in die Oper gehen können? Wirst du nach der Oper bei mir sein?“ kann der Brief nicht Montag den 4. geschrieben sein, da nur Dienstags, Donnerstags und Freitags Theater war. Am 5. wurde zum ersten Mal zur Feier des Kirchgangs der Herzogin Mozarts Entführung aufgeführt. So wenig kann man sich auf die Datierungen der Briefe verlassen.

6.

Ein Beispiel stärksten Missverständnisses bietet der Brief vom 14. März 1786. „Einen guten Morgen und hier den avant coureur,“ heisst es hier. „In dem achten Blatte wirst Du über Werthern etwas finden, das mit dem übereinstimmt, was ich oft gesagt habe.“ Dadurch, dass in den beiden vorigen Briefchen von der Weiterdichtung an Wilhelm Meister die Rede ist, liess sich Schöll zu der wunderlichsten Missdeutung verleiten, worin er sich auch dadurch nicht beirren liess, dass Goethe am vorigen Abend nicht an dem Roman, sondern an seiner Operette geschrieben hatte, wie der Brief selbst besagt. Ein Stück der Fortsetzung des Romans soll Goethe nach Schöll der Frau von Stein geschickt haben, obgleich der Dichter sich immer freute, das, was ihm gelungen, der Freundin zuerst vorzulesen, was er nach dem Abendbillet vom 12. auch dies Mal wünschte. Avant-coureur wird bongré malgré auf die Fortsetzung des Romans bezogen, obgleich das Wort im gewöhnlichen

über Werther in der achten Numer nachzuweisen. Vielleicht sind andere darin glücklicher.

Das angeführte wird, abgesehen von sehr zahlreichen andern Berichtigungen, die seit Guhrauers „Scholien“ zu der Schöllschen Ausgabe der Briefe, besonders auch in vielen meiner Schriften über Goethe, gemacht worden sind, vollkommen hinreichen zum Beweise, wie wenig Schöll berechtigt ist, mit solchem Hohn sich über mich zu erheben, wenn es ihm gelungen ist, in meiner ein ungeheures Material bewältigenden Schrift über Charlotte von Stein zwei Versehen nachzuweisen. Bd. II, 213 hatte ich übersehen, wie Schöll richtig bemerkt, dass Gores auch das erste Mal nicht Genetiv ist, und ich gönne ihm den Triumph, in einer Weise über mich herzufallen, als hätte er selbst von allen solchen Versehen sich frei gehalten. Aus dem einfachen Versehen folgte nothwendig alles, was er weiter Stück für Stück mit seinem groben Spotte verfolgt. Ihm gilt dies einzige Beispiel zum Beweise, dass ich in Rücksicht der Urtheile von Frau von Stein über den abgefallenen Freund den voreiligen Richter spiele, da er „abgeneigt sei, auf solches unerquickliches Plädiren sich einzulassen“. Und doch wie würde er sich gefreut haben, wäre ihm etwas ähnliches aufzufinden gelungen, da er ja bei allem übrigen, was er angreift, nur sich selbst in schlechtes Licht gesetzt hat. Nur darin hat er noch gegen mich Recht, dass das von mir I, 133 f. bekannt gemachte Billet von dem Herzog, nicht von der Herzogin geschrieben ist. Bei meinem Aufenthalte in Kochberg hatte ich die undeutliche Unterschrift „L. H. v. S. W.“ gelesen; ein Facsimile, welches ich jetzt dem edlen Besitzer verdanke, zeigt mir, dass sie vielmehr „C. A. v. S. W.“ heissen soll. Auch Schriftzüge und Ton deuten eher auf den Herzog. Wenn aber Schöll in dem Briefchen „cynische Naivetät“ erkennt, ja in seiner von starker Einbildung zeugenden Empfindlichkeit es „nicht fein duftend“ findet, so hatten Goethe und der Herzog und auch heute manche gebildete stärkere Nerven, als dass sie in der Aeusserung, sehr spät genommener Rhabarber imponiere die Nothwendigkeit, nicht auszugehen,

etwas cynisches fänden und sich die Nase vor der anschaulich gedachten Wirkung des Rhabarbers zuhalten müssten. Freilich fand Schöll es auch roh, dass Goethe der Freundin gegenüber einmal bildlich erwähnt, dass Blähungen vom reiten vergehen, wogegen er nichts zu dessen Aeusserung bemerkt, er lasse sich die Arznei gefallen, wenn sie als Schlotfeger diene. Dass die Nerven der Frau von Stein stärker waren, zeigt u. a. das in diesem Archiv VI, 99 erwähnte. Selbst der Herzogin würde ich solche natürliche, keineswegs gemeine, durch die Sache gebotene Aeusserung einer guten Freundin gegenüber zutrauen. Schreibt doch diese an Frau von Stein einmal in ähnlicher Weise, sie habe „aus einer sehr nothwendigen Ursache" (pour cause très puissante) zum grossen Aergerniss des Publicums das Theater verlassen müssen (vgl. meine Schrift I, 216). Dass das Briefchen seines Inhaltes wegen nicht bedeutend genug sei, um seine cynische Naivetät zu verewigen, wird man kaum Schöll zugeben, da es auf eine Vorlesung der „Vögel" sich bezieht, von welcher wir bis dahin nichts wussten. Schöll aber begründet mit diesem einen Versehen, das ich keineswegs entschuldigen will, er sei nicht im Stande, alle meine Berichtigungen und Ergänzungen seiner alten Ausgabe anzuerkennen. Er selbst begeht in seinem kurzen Berichte den Irrthum, dass er mich die Matinée „Ryno" „durch Vergünstigung der Freifrau von Gleichen" mittheilen lässt, während ich doch deutlich gesagt habe, dass ich sie in Kochberg aufgefunden. In manchen Dingen weichen freilich unsere Ansichten himmelweit von einander ab. Ich ziehe die edle Freifrau auf einen ihr fremden Boden herunter, behauptet er, wenn ich „unter Anrufung der öffentlichen Sittlichkeit in eine sehr umständliche Vertheidigung mich auslasse". Der sittliche Standpunct war eben für Frau von Stein, deren hohes ideales streben erst aus meinen Mittheilungen sich unzweifelhaft herausstellt, eine Sache des Herzens, und dieser Standpunct sollte niemand fremd sein. Ich rechne es mir zu einem Verdienste an, die schnöde Anklage der Frau von Stein auf langjährigen Ehebruch und andere ihr gemachte Vorwürfe thatsächlich zurückgewiesen zu haben, und kann es nur bedauern, wenn dem Herausgeber ihrer Briefe dies gar nicht

der Rede werth ist. Solche Briefe, meint er, liessen sich zum juridischen Beweise schlechterdings nicht brauchen. Was soll das gegen mich, der ich gezeigt, dass man dieselben eben zur Anklage missbraucht hat, indem man sie gewissenlos missverstand, dann aber auch zwingend für jeden verständigen nachgewiesen, dass manche Aeusserungen die Unmöglichkeit jener Schuld darthun, der man sie auf den Kopf geziehen hat. Dass Schöll in unfeiner Weise, indem er sich plumper Ausdrücke, wie Hausiren, Strängen von Excerpten u. a., bedient, meine Schriften herabsetzt, während er in seiner geistreichen Wolke hoch über den gemeinen sterblichen schwebt, schadet bei urtheilsfähigen mehr ihm als mir. Die Wunderlichkeit seiner Urtheile und die Geschmacklosigkeit seiner manierierten Sprache treten von Tag zu Tag immer schärfer hervor; mir genügt es in redlichem Fleisse das zu thun, was ich für fördernd halte, und so bin ich mir auch bewusst, dass meine Schriften über Frau von Stein, sollten sie ihren Zweck urkundlicher Darlegung erreichen, so verfasst werden mussten, wie ich sie geschrieben. Auf schönreden und haltloses radotieren habe ich gern verzichtet. Nur der strengsten Wahrheit galt auch meine neueste Schrift, deren vielfache Verdächtigungen und Entstellungen, die sogar sich zu der Behauptung verirrten, es fehle derselben an einem bestimmten Plan, ich ruhig ertrage im bewusstsein treuer Pflichterfüllung und der Erkenntniss, wie wenig es den meisten Beurtheilern darum zu thun, ein begründetes Urtheil abgeben zu können.

Drei Goethesche Stellen.

Von

Paul Hohlfeld.

Es ist bekannt, dass der Homunculus Wagners im zweiten Theile des Faust durch eine Aeusserung des Professor Johann Jakob Wagner (geb. 1775, † 1841) veranlasst ist; doch ist es weder I. H. Fichte, noch Düntzer*, noch Veesenmeyer** gelungen, eine entsprechende Stelle in Wagners Schriften zu finden.

Eine solche findet sich in „der Staat" (Würzburg 1815) S. 261 f.: „Es ist noch ein Experiment zu machen, das geraume Zeit hindurch nicht gelingen wird, nämlich zwei einander entgegengesetzte voltaische Säulen auf einen Punkt wirken zu lassen. Gelingt das Experiment, so wird das Resultat ein organisches Produkt sein, denn Leben ist überall, man darf es nur erwecken." Verwandt ist auch S. 169: „bis die Wissenschaft ihnen das Problem löst, die Erde unmittelbar (ohne Saat) zur Vegetation zu bringen" und S. 225: „Die Magie erkennt in jedem Einzelnen überall nur die Verwandlung des Einen."

Eine der räthselhaftesten Stellen im zweiten Theile des Faust ist die von den „Müttern". Wir glauben den Anlass gleichfalls aus Wagners Schriften, und zwar der mathematischen Philosophie (1811) nachweisen zu können. Am Schlusse die-

* Goethes Faust. 2. Aufl. 1857. S. 523.

** Schmid, Encyklopädie des ges. Erziehungs- u. Unterrichtswesens, X, S. 207, Artikel: Wagner.

ses Buches S. 336 heisst es: „Sind die Dinge Polygone, deren einfachste Erscheinung das Viereck ist; so löst sich das Viereck selbst wieder in zwei mit Spitzen und Grundlinien entgegengesetzte Dreiecke auf, welche Prozesse sind, und durch ihre Wechselverschlingung im Gegensatze das Ding geben. Es erscheinen demnach die Prozesse als Väter, und die Dinge als Mütter." Wagner hat diese Ausdrucksweise wieder von Plato entlehnt, vgl. sein Wörterbuch der Platonischen Philosophie (1799) S. 182: „Die angeführten zwei Urdinge sind einander entgegengesetzt. Das eine (die Idee) ist anzusehen als männlich und als Stammvater, die Materie aber als weiblich und als Mutter. Die dritte Art, die Erscheinungen, sind von jenen beiden erzeugt." Das Wort materia ist ja selbst von mater (= Mutter) abgeleitet.

Von den „Müttern" heisst es bei Goethe: „Die einen sitzen, andre stehn und gehn, Wie's eben kommt." Die Begriffe des sitzens, liegens, stehens und gehens werden bei Besprechung der verschiedenen Körper, noch dazu in der gleichen Reihenfolge, von Wagner S. 321 erörtert; über stehen, liegen und gehen handelt ferner eine besondere Anmerkung S. 181 f.; über das liegen auch S. 270: „Liegen heisst den relativen Gegensätzen gehorchen." S. 261: „Stehen ist die Herrschaft des absoluten Gegensatzes über den relativen. Der stehende Kreis ist neue Hieroglyphe." S. 195 f.: „Das Stehende steht auf seiner Basis." „Kegel und Pyramide stellen eine entgegengesetzte Ansicht dar, je nachdem sie von dem einen oder dem andern Reflexionspunkte aus geschaut werden. Von unten auf angesehen sind sie das Feste, das flüchtig werden will, indem es seine Masse vermindert; von oben gesehen, sind sie das Leichte, das sich verkörpert und Basis gewinnt, um zu ruhen. Indifferent betrachtet sind sie das Stehende, in welchem das Grave und Antigrave sich zu einem gemessenen Gleichgewichte gebracht haben." S. 252 f.: „Das Gehen selbst ist ein stets wiederholtes Bilden eines rechtwinkligen Dreiecks, von welchem der vortretende Fuss den Perpendikel, der zurückbleibende die Hypotenuse, und der Raum zwischen beiden an der Erde die Horizontale darstellt." Mephistopheles sagt zu Faust: „Nichts

wirst du sehn in ewig leerer Ferne." Faust erwidert: „Du sendest mich ins Leere."

„Nur immer zu! wir wollen es ergründen,
In Deinem Nichts hoff' ich das All zu finden."

Vgl. Wagners mathematische Philosophie S. 251: „Das Leben hat, weil es über den Punkt und den Kreis hinaus liegt, gar keine Hieroglyphe, noch Zahl. Soll es eine Hieroglyphe oder Symbol (Bild oder Gleichniss) haben, so müsste man ihm das Leere ohne Umriss anweisen."

Die Null oder der Kreis bedeutet bei Wagner das All, die Allheit. S. 247 f. S. 25: „So ist die Null das entwickelte All (Pan)." S. 228: „Alles geistige Schauen wird Kreis, sobald es zu seiner vollen Entwickelung gelangt." „Jede Idee ist wirklich ein Kreis, indess die Begriffe sich noch in triangularen und quadratischen Formen herumtreiben." S. 227: „Als Krystall ist er [der Kreis] Totalität und Form einer Welt." — Die Null ist das vierte und letzte Glied in dem Grundschema Wagners, wenn es durch Ziffern ausgedrückt wird (S. 25. 106):

1
2 3
0

Mephistopheles sagt: „Nach ihrer [der Mütter] Wohnung magst ins Tiefste schürfen." Bei Wagner liest man S. 178: „Tiefe ist Sein." „Die Tiefe ist die Mutter aller Figuren, aber selbst ohne Figur. In ihr lösen auch alle Figuren sich auf. Es sind auch Uebergänge aus der Tiefe des Seins an die Oberfläche der Figur und umgekehrt."

Die Stelle stimmt zugleich zu dem Worte des Mephisto:

„Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
's ist einerlei,"

und dem anderen:

„Dein Wesen strebe nieder;
Versinke stampfend, stampfend steigst du wieder."

Der Schlüssel zu dem „Schlüssel", welcher wiederholt erwähnt und von Mephisto dem Faust übergeben wird, kann wol kaum etwas anderes sein als Wagners räumliches

Grundschema, das rechtwinklige, gleichschenklige Kreuz (S. 104. 158 f.):

+

Faust sagt: „Er (der Schlüssel) wächst in meiner Hand!" (= er ist auf alles anwendbar; nach Wagner ist alles tetradisch, und construieren ist „kreuzigen" S. 122), „er leuchtet" (= gewährt Erkenntniss), „blitzt" (= gibt plötzliche, unerwartete Aufschlüsse). Ueber das leuchten vgl. auch S. 225: „Die Radien sind der Uebergang aus dem Subjektiven ins Objektive, Strahlen, und der Punkt, von welchem sie ausgehen, Brennpunkt"; S. 226: „Die Bedeutung der Brennpunkte ist nicht nur real, sondern auch ideal."

Der Astrolog nennt den Schlüssel geradezu „glühend" („der glühende Schlüssel rührt die Schale kaum").

Mephisto:

„Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern,
Folg' ihm hinab, er führt dich zu den Müttern."

Mittels des Grundschemas soll man von dem Princip (der Eins, dem Puncte) in absteigender (deductiver, synthetischer) Methode bis zu den Dingen gelangen.

Faust will „nicht mehr in Worten kramen", wie's im Anfange des ersten Theiles des Faust heisst, sondern er untersucht die Dinge selbst, wird Realist (im modernen Sinne des Wortes, nicht in dem mittelalterlichen) und treibt Naturwissenschaft, d. h. in den Pausen, die ihm das Hofleben übrig lässt, ganz wie Goethe selbst: das scheint mir der Sinn des Ganges zu den Müttern zu sein.

Riemer, dem wir die genauesten Nachrichten über die „Mütter" verdanken, erklärt dieselben — ganz übereinstimmend mit unserer Entwickelung — als „Elemente des Natur- und Geisteslebens";* er deutet ferner an, dass Goethe in Karlsbad auf jene „Mütter" gekommen wäre, was auf das Jahr 1811 führt,** das Jahr, in welchem Wagners mathematische Philosophie erschien; er behauptet jedoch, Goethe habe die Mütter aus den moralischen Schriften des Plutarch geschöpft. Düntzer erklärt dies für einen entschiedenen Irrthum Riemers.

* Düntzer, Faust S. 494.
** a. a. O. S. 485.

Dieser selbst gibt zu, dass die beiden angeblich hierher gehörigen Stellen aus Plutarchs moralischen Schriften „für den Gebrauch, den Goethe von jenen mystischen Daemonen gemacht hat, von keiner Aufklärung sind, da seine Gedankenwesen viel was anders bedeuten.“

„Eckermann (Düntzer, Faust S. 495) bezeichnet die Mütter als das schaffende und erhaltende Princip, von dem alles ausgehe, was auf der Oberfläche der Erde Gestalt und Leben habe, als Vertreterinnen der ewigen Metamorphose des irdischen Daseins.“

Auch das stimmt in der Hauptsache mit der von uns gegebenen Erklärung. „Gestaltung, Umgestaltung“ heisst es im Faust ausdrücklich. Ebenso bemüht sich Wagner, die eine Figur aus der andern hervorgehen zu lassen, das Viereck aus dem Dreieck sowie umgekehrt (s. die oben angeführte Stelle), und lehrt (wie Heraklit und Hegel), dass nichts festes sei, alles fliesse, sich verwandle. Mephisto: „Nichts Festes [wirst du] finden, wo du ruhst.“ Danach scheint auch in der Stelle Fausts: „Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil“ das „erstarren“ absichtlich doppeldeutig: 1) von den Körpern, 2) vom Menschen selbst.

„Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung“ bei Goethe entspricht einem Lieblingsworte Wagners, dass alles Leben, alle Geschichte „Spiel“ sei.

An einer Stelle verräth Goethe selbst die Lösung des Räthsels. Mephisto sagt zu Faust:

„Dich störe nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.“ —

In dem zweiten Theile von Wilhelm Meister kommt bekanntlich ein Weltbund vor, welcher mit dem geheimnissvollen Bunde des Thurmes in einer gewissen Verbindung steht. Dieser Weltbund ist nichts anderes als der Menschheitbund Krauses, und zwar hat Goethe aus Krauses „3 ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft“ geschöpft, wahrscheinlich aus der zweiten Ausgabe 1819—1821 (die erste Ausgabe erschien 1810—1813).

Krause sagt darüber (Philosophie der Geschichte oder Lebenlehre S. 446 f.): „Ich habe nach allseitiger Ueberlegung

seit 1808 bis 1812 der Freimaurerbrüderschaft ausschliessend meine Lehre von der Menschheit, dem Menschheitleben und dem Menschheitbunde mitgetheilt. Daher kann nun in dieser Brüderschaft der Schein vorgespiegelt werden, als hätte sie Das lange gewusst, wohl gar mir es erst gelehrt. Daher kommt es, dass Goethe, der meine Schrift über die drei ältesten Kunsturkunden gelesen, nun auch in Wilhelm Meisters Wanderjahren einen matten Abglanz meiner Lehre, wider alles sein sonstiges Sinnen und Dichten, einstreuen konnte. Welch ein Gewinn, wenn solch einen Mann die Eitelkeit nicht hinderte, anzuzeigen, wie, wo und durch Wen er Das gelernt. — Doch die Nachwelt wird auch zur geschichtlichen Einsicht hierüber kommen." Anschauungen vom Jahr 1823. Krauses Kunsturkunden zu lesen, lag für Goethe um so näher, als er bekanntlich selbst Freimaurer war.

Auch in Findels Geschichte der Freimaurerei, 3. Aufl. (Leipzig 1870) S. 745 f., ist das maurerische in W. Meisters Lehr- und Wanderjahren wol erwähnt, aber wiederum ohne Angabe der Quelle.

Ueberflüssig wird nun (vgl. Hettners Geschichte der deutschen Literatur. III. Buch. 2. Abth. S. 573) „die Verwunderung, dass Goethe, der bisher vorzugsweise immer nur der Dichter der inneren Seelenleiden und Bildungskämpfe gewesen, in seinem späten Greisenalter sich eine neue Organisation des Staats und der Gesellschaft zum Gegenstand angelegentlichster Betrachtung macht."

Berichtigungen und Ergänzungen

der Nachträge zu Hirzels

„Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek."

(Seite 179—214 dieses Bandes.)

Als ich die vorgedachten Nachträge zusammenstellte, täuschte ich mich nicht über deren Unvollständigkeit; ich dachte mir sie jedoch als Lockmittel, das noch andere ins Netz dieses „Archivs" ziehen würde. Um aber das meinige zur Annäherung an die Vollständigkeit zu thun, gebe ich zum Schlusse des Bandes noch eine Nachlese. Eins und das andere fiel mir selbst als früher übersehen bei, auf einige Lücken machten mich Dr. Robert Boxberger und Dr. Hermann Uhde freundlichst aufmerksam, während ein paar andre litterarische Freunde mich zwar benachrichtigen, dass auch sie Ergänzungen liefern könnten, damit aber noch hinterm Berge halten. Im übrigen schien es angemessen die bis Ende 1876 herausgekommenen, hierher gehörigen Schriften nachzubringen.

Dass der Besitzer der berühmten Goethe-Bibliothek selbst die reichlichsten Zusätze zu geben vermöchte, bezweifle ich nicht: er wird die Goethe-Freunde zu passender Stunde im „Allerneuesten Verzeichniss" damit jedesfalls überraschen. [Nun betrauert die Wissenschaft seinen Tod.]

Das erste Stück an dieser Stelle ist eine Berichtigung. Die Seite 183 aufgeführten „Epigramme und Gedichte an Schauspieler. Leipzig 1775" sind irrthümlich aufgeführt und zu streichen; vielmehr muss es dafür heissen:

1776.

Sammlung theatralischer Gedichte nebst einigen Gedichten und Epigrammen auf Schauspieler und Schauspielerinnen. Erste Sammlung. Leipzig, bey Carl Friederich Schneidern 1776. [Das Gedicht an die Schulz steht S. 191.]

1808

scheint das „Gedicht zu Ehren und Freuden der Erbprinzess von Hessen-Cassel“ in einem Separatdruck erschienen zu sein, worüber zu vergleichen Anmerkung zu Absatz 705 der „Tag- und Jahreshefte“ im XXVII. Theil, 1. Abtheilung der bei G. Hempel in Berlin erscheinenden Ausgabe von Goethes Werken.

1823.

Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode. Acht und dreissigster Band. Jahrgang 1823. Weimar, im Verlage des G. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs. 1823. [Nr. 45. S. 377—380. Goethes Anzeige von: Des hommes célèbres de France au dix-huitième siècle . . . . Par M. Goëthe: traduit de l'allemand par MM. de Saur et de Saint-Géniès. A Paris MDCCCXXIII (d. i. Uebersetzung der Anmerkungen zu Rameaus Neffen).]

1831.

Chaos. Nro. 3. Hony soit qui mal y pense. [II. Jahrgang S. 12. „Badegelahrtheit“, nach gefälliger Mittheilung des Freiherrn von Beaulieu Marconnay, Exc., von Goethe.]

1834.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Dienstag, den 3. Juny 1834. 66. [S. 521—525. Goethes 5 erste Briefe an Zauper mit der Anmerkung: „Diese Briefe sind, wie man vernommen, vor einiger Zeit in einem Münchner Blatte, ohne ausdrückliche Einwilligung des Eigners, erschienen, finden aber hier erst ihre rechtmässige Stelle. Zauper.“ — Der 3. Brief ist hier vom 14. (statt 24.) April datiert; sonst „geisterlose“ im 1. Brief wol Druckfehler.]

— — — Donnerstag, den 5. Juny 1834. 67. [S. 530—533. Goethes 3 letzte Briefe an Zauper.]

1837.

Zeitgenossen. Biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Sechsten Bandes drittes und viertes Heft

(XLIII—XLIV). Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Friedrich Christian August Hasse, Professor der historischen Hülfswissenschaften an der Universität zu Leipzig. Preis etc. Leipzig: F. A. Brockhaus 1837. Ausgegeben den 1. Februar 1837. [S. 99. Erster Druck des Briefs von Goethe an Böttiger.]

Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs. Erster, lyrischer Theil. Leipzig, 1837. Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung. [S. XXVIII. Bruchstück eines Briefes von Goethe an Hinrichs.]

Der S. 193 nur nach ungenauer Angabe mitgetheilte Titel lautet:

Thalia. Norddeutsche Theater-Zeitung. Kunst- und schönwissenschaftliches Unterhaltungsblatt. (Zweiter Jahrgang.) Nr. 38. 1837. Hamburg. Redigirt und verlegt von Dr. Karl Toepfer.

1838.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Von K. A. Varnhagen von Ense. Vierter Band. Mannheim. Verlag von Heinrich Hoff. 1838. [S. 223—238. Neudruck der Briefe Goethes an Frau v. Grotthuss.]

1842.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Nr. 126. Berlin, Mittwoch den 19. October 1842. [S. 500. Neudruck des 1828 in der „Abendzeitung“ gedruckten Reims aus Anthings Stammbuch mit der dort fehlenden Unterschrift „de Goethe“.]

1844.

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. Zweiter Band. 1798 bis 1813. Wien. Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Wittwe. 1844. [S. 210. Bruchstück des 1875 in den „Grenzboten“ durch Burkhardt abgedruckten Briefes an Frau v. Vliess, dort irrig als an Baronin v. Eskeles gerichtet angegeben.]

Da das „Neueste Verzeichniss“ Schillers Bearbeitung des „Egmont“ 1857 aufführt, so ist auch nachzutragen unter

1858:

Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgegeben von Karl Gutzkow. Neue Folge. Dritter Band. Nr. 5. [S. 76 f. Ergänzung dieser Bühnenbearbeitung.]

Nicht in Reihe und Glied getraue ich mir „Die Gartenlaube Nr. 1. 1873“ zu nennen, da der Seite 15 abgedruckte Brief Goethes doch wol nur auf grober Täuschung beruht, wie die gesammten von Unmöglichkeiten wimmelnden Erzählungen Schmeissers in diesem und dem vorhergehenden Jahrgange des genannten Blattes.

1868.

Das im Leipziger Auctionskataloge abgedruckte Bruchstück eines Briefs ist aus dem Entwurfe des alsdann ins französische übersetzten, in der Wochenschrift „Im neuen Reich“ 1875 abgedruckten Briefs an Cattaneo.

1875.

Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil. Nr. 45. 1875. [S. 755. Facsimile des Reims „Grossen Fluss hab' ich verlassen“ etc.]

Im neuen Reich. Wochenschrift etc. Herausgegeben von Konrad Reichard. 1875. Nr. 15. Inhalt: etc. Zu Burkhardt's klassischen Findlingen. Von Michael Bernays etc. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1875. [S. 578. Brief Goethes an Frau Pichler, der in den „Grenzboten“ dieses Jahres ungenau abgedruckt war, nach dem Original.]

Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft. Inhalt etc. III. Goethe und Schröder. Von Dr. Hermann Uhde etc. Verlag von A. H. Payne in Leipzig. [S. 1297 u. 1300. Neudruck der 2 Briefe Goethes an Schröder, die 1837 in der „Thalia“ standen.]

1876.

Politik. (Abendausgabe.) Nr. 94. Prag, Mittwoch den 5. April 1876. Eigenthümer J. S. Skrejšovský. Verant-

wortlicher Herausgeber und Redakteur Adolf Srb. Buchdruckerei W. Nagel etc. [Brief Goethes an Fürst Lobkowitz.]

— — — Nr. 137. Prag, Freitag den 19. Mai 1876. [Derselbe Brief aus der confiscierten Nr. 94 wieder abgedruckt.]

Weimarische Zeitung. Nr. 267. Sonntag 12. November 1876. [Stammbuchgedicht Goethes für Frau Durand-Engels mitgetheilt von Freiherrn von Maltzan.]

Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Litteratur von Ludwig Hirzel. A. u. d. T. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von Bernhard ten Brink, Wilhelm Scherer, Elias Steinmeyer. XVII. Strassburg, Karl J. Trübner. London, Trübner & Comp. 1876. [S. 40. Brief Goethes an Ruckstuhl.]

XXII. Verzeichniss einer werthvollen Sammlung von Autographen berühmter Dichter und Gelehrten. Für beigesetzte Preise zu haben bei August Spitta. R. Zeune's Antiquarium für Autographen und Portraits in Berlin, Prinzenstrasse. 81 S. — Catalogue d'une excellente collection de lettres autographes &cc. [S. 9. Stelle aus einem Briefe Goethes.]

Auf die in gegenwärtigem Bande befindlichen, hierher gehörigen Beiträge zur Goethe-Litteratur S. 99—107 und 392—397 genügt es einfach zu verweisen, und mag nur noch bemerkt werden, dass die Briefe 4 und 5 S. 394 f. an Karl Ernst Adolf von Hoff gerichtet sind; der zweite ist schon von Bratranek in seinen „Neuen Mittheilungen aus J. W. v. Goethe's handschriftlichem Nachlasse" I, 211, jedoch mit der falschen Jahreszahl 1824, nach dem Entwurfe abgedruckt. Der 6. Brief dürfte an Eckermann geschrieben sein, welcher der Herausgeberin des „Chaos", Frau von Goethe, rathend zur Seite stand.

Woldemar Freiherr von Biedermann.

Drei gefälschte Schiller-Briefe.

Von

Wilhelm Fielitz.

In Westermanns Monatsheften 1872, Februar S. 549—550, hat Wilhelm Röseler drei Schiller-Briefe mitgetheilt, über deren Herkunft und Besitzer wir nichts erfahren, die aber durch Sprache und Inhalt mich, so oft ich an sie gerieth, stutzig machten; eine eingehende Untersuchung derselben hat mir, nachdem ich mich früher von ihnen hatte hinters Licht führen lassen (Archiv III S. 557), die Unechtheit der drei Documente unzweifelhaft gemacht, und damit nicht auch noch andere sich an ihnen ärgern, resp. darüber stolpern, halte ich es für nützlich, die Gründe für diese meine Ueberzeugung darzulegen.

Der erste Brief lautet:

„Volkstädt *pr.* Rudolstadt, d. 17. Julius 88.

Mein werther Gönner
und hochzuverehrender Freund.

Sie waren so gütig, mir nachträglich noch ein Urtel über mein Erstlings-Werk, aus dem Pfalzbayerischen Musäum, sowie das Mannheimer Tagebuch, anlangend den *Dom Carlos*, zu übermitteln. Ich erhielt das Päckel heut' in der Früh in meiner Lauben von der *Lengefelden* und sage Ihnen bestgemeynten Dank. Was das Erstere betrifft, so habe ich's bereits kürzlich bey *Körnern* gelesen. Das Zweyte war mir bisdem unbekannt. In beyden Schriften werden die Herren *Acteurs* und Ich hefftig getadelt; da ich nicht bey der *Action* zugegen war, kann ich nicht den Tadel ermessen, der *Acteurs* (sic), mich aber trifft er mit vollem Recht, denn itzt, da ich den Dom Carl. als ein Ganzes vor mir sehe, durchschaue ich wol die grossen Gebrechen und *Errata*, welche diesem *Opvs* anhaften. Ich habe mich ja auch schon, wie Sie wol gelesen, darüber des Breiteren vernehmen lassen. Wenn das Blatt sagt, mein Stück werde auff den Schau-Bühnen nie-

malen Glück machen, so stimme ich dem ungenannten Herrn *Recensenten* bey, vollends, denn es ist zu lang, viel zu lang. Sollte überhaubt nicht auffgeführt werden mehr, noch viel weniger darinnen gestrichen werden, denn wollte man darinnen streichen, so hätte man es können bald ganz lassen streichen für die Schau-Bühne. — *Beil'n* als *Alba* hätte ich ohnerachtet mögen sehen: ein Mann von *Ingenium* und vielem Wiz.

Nochmals besten Dank und kömmt Ihnen mal wieder waß in den Wurf über meine Arbeiten (was ich hier im stillen Volkstädt nicht zu sehen bekomme): so senden Sie's nur immerzu, ich lese Alles.

Der Aufenthalt hier ist für mich sehr zuträglich; ich bin im Stande, im Freyen zu schaffen und das thut wol. Und dann die Lieben hier! — *Kant* und *Aristot,* laß' ich nicht aus den Händen.

Ich reiche Ihnen die Hand.

Ihr stetsgewogener *Schiller.*"

Der Brief ist an eine ungenannte Adresse gerichtet, hinter der vom Herausgeber Voss oder Wieland, von Boxberger (Westerm. Monatsh. 1873 Januar S. 44), allerdings mit grösserer Wahrscheinlichkeit, der Buchhändler Schwan in Mannheim vermuthet wurde. Aber auch diese Vermuthung kann nicht richtig sein; denn den Dank an Schwan für Nachrichten über die erste Aufführung des Carlos in Mannheim (6. April 1788) stattet schon ein Brief vom 2. Mai (Berl. Sammlung I S. 363) ab, während unser Brief offenbar das erste Wort des Dichters an den Adressaten über diesen Gegenstand ist. An Schwan schrieb er am 2. Mai: „Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir von dem Schicksal des Carlos auf Ihrer Bühne gegeben haben. Aufrichtig zu sprechen, grosse Erwartungen habe ich mir überhaupt von keiner Vorstellung des Carlos gemacht, und ich weiss auch warum. Es ist nicht mehr als billig, dass sich die theatralische Göttin für die wenige Galanterie, die mich beim Schreiben für sie beseelte, an mir gerächt hat. Indessen wenn mein Carlos auch ein verfehltes Theaterstück ist, so halt' ich doch dafür, dass unser Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen sehen können, ehe es das Gute begriffen und ausgeschöpft hat, was seine Fehler aufwiegen soll. Ich glaube, erst alsdann, wenn man das Gute eines Dinges eingesehen hat, ist man berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu sprechen. Indessen höre ich, dass die zweite Vorstellung besser ausgefallen sei, als die

erste. Entweder rührt das von den Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht hat, oder es kommt daher, dass das Publikum beim zweiten Mal Dinge verstehen lernte, die es bei der ersten Vorstellung nicht verstand. Uebrigens kann Niemand mehr überzeugt sein, als ich, dass der Carlos aus Ursachen sowohl, die ihm Ehre, als die ihm Unehre bringen, keine Spekulation für die Schaubühne ist. Schon allein seine Länge könnte ihn davon verbannen. Ich habe ihn wahrlich auch nicht aus Zuversichtlichkeit oder Eigensinn auf die Bühne genöthigt, aus Eigennutz vielleicht eher." Wie schief, ja theilweise geradezu widersprechend erscheint gegenüber dieser authentischen Aeusserung des Dichters, namentlich dem gesperrt gedruckten, der apokryphe Satz unseres Briefes: „Sollte überhaupt nicht aufgeführt werden mehr u. s. w." Schiller hatte ja selbst, um den pecuniären Gewinn von den Theatern zu ziehen, den Carlos auf die Bühne genöthigt durch eine Prosabearbeitung, die er im Manuscript an die Bühnen verkaufte. Wer das thut und am 2. Mai so, wie wir eben gelesen, an Schwan schreibt, der kann unmöglich am 17. Juli an dieselbe Adresse den fraglichen Brief richten.

Und an wen ist er also gerichtet? Ein „werther Gönner und hochzuverehrender Freund", dem der Briefsteller trotz der devoten Anrede sich herablassend unterschreibt: „stets gewogen", ein Freund, bei dem, wie aus dem ganzen Briefe hervorgeht, Schillers Landaufenthalt als bekannt vorausgesetzt wird, doch wol in Folge eines früheren Briefes, und dem doch noch mitgetheilt wird: „Volkstädt pr. Rudolstadt", ein Freund ferner, der mit Mannheim in Verbindung stehen und zugleich mit Schiller, wie mit der „Lengefelden" und „den Lieben hier" so intim sein muss, dass der Dichter gegen ihn sich jener vertrauten Bezeichnung bedienen und diesen verrätherischen Ausruf thun kann, und das zu einer Zeit, wo er selbst seinem Körner gegenüber eifrig bemüht ist, von ihm jeden Verdacht eines tieferen Interesses für die Lengefeldsche Familie abzuwehren — ein solcher Freund Schillers hat, behaupte ich, nie existiert. Die Fälschung verräth sich auch noch durch andere Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten.

Es ist Schillern von seinem Freunde X. ein Urtheil über eine Räuber-Aufführung aus dem „Pfalzbayerischen Musäum"* gesandt worden. Gemeint ist das von Schönbach im Schiller-Buch 1860 S. 200 ff. mitgetheilte. Wenn Schiller dasselbe „bereits kürzlich bey Körnern" gelesen haben will, so ist dagegen zu erinnern, dass er seit Mitte Juli 1787, also gerade seit Jahresfrist, Körners verlassen hatte. Mit Ciceros *nuper, id est paucis ante saeculis* wird man den unstatthaften Gebrauch des „kürzlich" schwerlich vertheidigen wollen; auch wird bei Körner in Dresden schwerlich das obscure Pfalzbairische Museum zu finden gewesen sein. Ueber die Action der Räuber und des Carlos**, die in den beiden Recensionen heftig getadelt wird, kann Schiller nicht urtheilen, weil er nicht zugegen gewesen. Was die Räuber betrifft, so ist auch dies wieder schief. Denn gesetzt auch, die betreffende Kritik, zu der Schönbach das Datum nicht mitgegeben hat, bezöge sich auf eine Darstellung nach Schillers Weggang aus Mannheim, so könnte er dennoch urtheilen, denn die Rollenbesetzung ist noch die seit 1783 übliche (vgl. Schönbach S. 124 f.), mit welcher Schiller mehr als einmal sein Stück in Mannheim muss gesehen haben.

Ueber Carlos, sagt Schiller, habe er sich schon des breiteren vernehmen lassen, „was Sie wol gelesen." Der Anfang seiner Briefe über Don Carlos stand allerdings im Juli-Heft des Merkurs; ich kann nicht mit Genauigkeit nachweisen, wann dasselbe ausgegeben ist. Aber Mitte oder Ende Juni war das Manuscript noch nicht bei Wieland, denn in diese Zeit muss der in der Wolzogenschen Schiller-Biographie S. 134 (1845) veröffentlichte Brief Wielands fallen (man vergleiche den voranstehenden, der um Beiträge drängt), und erst am 28. Juli dankt Wieland (ebend. S. 135) für „den neulichen trefflichen Beitrag zum

---

* „Musäum" findet sich auch in dem Briefe an Klein, Schiller-Album. Dresd. 1861 S. 18. Ueber die quellenmässige Bedeutung dieses Buchs für unsere Briefe wird noch mehr zu sagen sein.

** Die betreffenden Recensionen der Carlos-Aufführungen aus dem Tagebuch der Mannheimer Bühne sind ebenfalls von Schönbach a. a. O. S. 208 ff. bekannt gemacht.

Merkur". Am 27. Juli macht Schiller Körner aufmerksam: „Im Juliusstück des Merkurs stehen Briefe von mir über den Carlos," aber erst am 11. August kamen sie Körner zu Gesicht; schwerlich also konnte Schiller am 17. Juli diese Briefe als einem entfernten Freunde bekannt annehmen.

„Kant und Aristot, lass' ich nicht aus den Händen." Dagegen genügt es, folgende Briefstellen anzuführen. An Körner meldet Schiller am 5. März 1791 (I S. 402 Goed.): „Du erräthst wohl nicht was ich jetzt lese und studire? Nichts schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft — hat mir das grösste Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hinein zu arbeiten. — Kurz ich ahnde, dass Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiss noch genauer mit ihm einlassen." Und an Goethe äussert Schiller über Aristoteles am 5. Mai 1797: „Indessen bin ich froh, dass ich ihn nicht früher gelesen; ich hätte mich um ein grosses Vergnügen und um alle Vortheile gebracht, die er mir jetzt leistet." Danach sind die obigen Worte einfach eine Unwahrheit, also nicht Schillers Worte; in den vielen Briefen aus jenem Volkstädter Aufenthalt wird weder Kant noch Aristoteles mit einer Silbe erwähnt, und ersteres hätte er gegen Körner gewiss nicht unterlassen, der Schillern von jeher auf Kant hingewiesen hatte.

Indem ich mir vorbehalte, auf die formellen Verdachtsgründe, die sich gegen die Echtheit dieses Briefes erheben, in Zusammenfassung mit den beiden folgenden zurückzukommen, weil durch die Gemeinsamkeit derselben die Unechtheit wahrscheinlicher gemacht und die gemeinsame Fabrikabstammung verrathen wird, gehe ich zum zweiten Briefe über, der von allen das plumpeste Machwerk ist. Er lautet:

„Jena, 10. Jenner 96.

Die leidige Krankheit, mein trauter Böttiger, ließen mir nicht Muße, den Beytrag unseres Historikers eher an Sie abzusenden, denn heut'. Sie werden denselben — und daran zweyffle Ich keinen *Moment* — mit Plaisir lesen, *i. e.* wenn Sie Sich erst an die Hand gewöhnt oder wollen Sie warten bis er in den *Horen* steht?

Ich muß nun schließen. *Cotta* drängt wegen des Damen-*Calender*. L. läßt herzlich grüßen, noch immer *Migraine*, ditto *Murr*.

Den — (ausgestrichen und unleserlich) — dankend anbey *retour* nicht sonderlich erbaut.

In Eil'.

Ihr ganz ergebenster *Schiller*."

Am Rande dieser Zeilen stehen noch die Worte: „Grüßet Dresden!", und damit ist nicht nur die Fälschung, sondern auch das Hilfsmittel der Fälschung verrathen. Böttiger war damals nicht in Dresden, sondern bis 1804 Gymnasialdirector in Weimar. Ein auch in diesem Archiv schon öfter besprochener Brief Schillers an Becker in Dresden ist nun aber irrthümlicher Weise im Schiller-Album (Dresden 1861) der Adresse Böttigers in Dresden zugeschrieben, und gerade dies Buch hat fast Satz für Satz den Stoff zu dem „Briefe" an Böttiger hergeben müssen. Betrachten wir denselben näher. „Die leidige Krankheit" muss sehr schlimm gewesen sein, denn das kleine Billet ist, wie der Herausgeber berichtet, im Original sehr flüchtig und voller Correcturen; nur sonderbar, dass Schiller sonst von dieser Krankheit nichts weiss. Tags zuvor, am 9. Januar 1796, schreibt er an Humboldt (S. 272, 2. Aufl.) zu Anfang eines sehr langen Briefes: „Für unsere Korrespondenz ist seit 14 Tagen eine üble Zeit gewesen, und sie möchte wohl noch eine Woche dauern. In der ersten Zeit drängte mich der Schluss meiner Abhandlung — nachher kam Graf Burgstall aus Kopenhagen — und blieb einige Tage. Alsdann erschien Goethe, der mir alle Abendstunden nimmt, und seit etlichen Tagen ist Herr von Funk hier, dem ich mich auch nicht entziehen kann — Ich habe seit fast zehn Tagen nichts gearbeitet — und die wenige übrige Zeit hat mir die Versendung der Horen und des Almanachs — nebst einer Menge öfters lästiger, aber nothwendiger Briefe an Engel, Bürde nach Erfurt, Dänemark, Stuttgart, Tübingen, an Archenholz, Schlegel, Langbein und Andere weggenommen. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich für unsere Korrespondenz — Zeit übrig behielt. Mit meiner Gesundheit geht es übrigens ganz erträglich, und ich bin mit dem Winter ungleich besser als mit dem Sommer zufrieden." Von Zerstreuung und Abhaltung viel, von Krankheit gerade das Gegentheil!

Schiller redet den Adressaten an: „Mein trauter Böttiger".

Wenn das Intimität bezeichnen soll, so widerspricht die Anrede dem wirklichen Verhältniss der beiden Männer, von denen der eine bekanntlich ein aufdringlicher Freund Ueberall war, der andere dagegen ihn stets kühl in seinen Schranken hielt, ebenso sehr, wie die herzlichen Grüsse, die L., d. h. Lotte oder Lolo, sagen lässt; eine solche Bekanntschaft mit Schillers Gattin hat sicherlich nie existiert. Ueberhaupt aber, lässt sich eine gezwungenere und verdrehtere Anrede denken, als die: „mein trauter Böttiger"? Man versuche nur einmal in Gedanken, selbst diese Anrede zu gebrauchen oder sich so anreden zu lassen, und man wird die Unmöglichkeit empfinden, in ungekünstelter, naiver Weise diese Wendung zu gebrauchen; man weise mir doch in allen Schillerschen Briefen diese oder eine ähnlich gezwungene nach.

Schiller sendet mit dem Briefe das Manuscript eines historischen Horen-Beitrags an Böttiger. Wie kömmt er dazu? Böttiger gehörte gar nicht zur Horen-Societät, deren Mitglieder in der Ankündigung der Zeitschrift namentlich aufgeführt waren, er hat nie einen Beitrag geliefert und ist wahrscheinlich auch nie dazu aufgefordert worden, gewiss zu seiner grossen Kränkung, und ihm sollte Schiller ein Manuscript zur Lectüre übersandt haben? Während doch sonst die einlaufenden brauchbaren Manuscripte bei dem Mangel an Beiträgen immer sehr schnell in die Druckerei wandern mussten?

Wer wäre denn nun aber „unser Historiker". Röseler nennt Archenholz, „dessen biographischen Darstellungen von Sixtus V und Sobiesky (Horen 1795, XII. Stück Nr. 9) Schiller grossen Beifall zollte". Diesen Zoll hat er in den im Schiller-Album S. 29 und 35 abgedruckten Briefen entrichtet; der letztere, der von Archenholzens Horen-Beitrag handelt, ist vom 8. Januar 1796, aber der Fälscher, der diesem Briefe seinen Stoff entlehnte, hat die Quelle schlecht angesehen, denn der genannte Brief geleitet bereits ein Exemplar des XII. Horen-Stücks, in dem der Aufsatz über Sobiesky gedruckt stand, an den Verfasser desselben; und am 10. soll Schiller das Manuscript an Böttiger gesandt und ihn — sachlich und formell welcher Unsinn! — gleichzeitig gefragt haben, ob er warten wolle, bis der Aufsatz gedruckt sei!

„Cotta drängt wegen des Damen-Calender.“ Schon 1796? Der Damenkalender erschien nach Vollmers Anmerkung zum Schiller-Cottaschen Briefwechsel S. 246 zum ersten Mal 1798! Den Kalender aber und Cottas verlangen nach Schillerschen Beiträgen zu demselben kannte der Fälscher offenbar nur aus derselben Quelle, wie „unseren Historiker“, nämlich wieder aus dem Schiller-Album, wo es in dem schon berührten Briefe „an Böttiger in Dresden“ S. 40 heisst: „So musste ich auch für Cotta etwas thun, der bei seinem Damen Calender auf einen Beitrag von mir rechnet.“ Derselben Quelle ist endlich, aber nicht bloss blind, sondern geradezu in unsinniger Weise, der Name Murr entlehnt, der im nächsten Satze unser kopfschütteln erregt. Das Album bringt mehrere Briefe Schillers an Herrn von Murr in Nürnberg; was der Name an obiger Briefstelle soll, weiss ich nicht; der Fabricant hielt es wol für nothwendig, durch ein Räthsel den Schein der Originalität seines Fabricats zu erhöhen.

Der dritte Brief endlich ist folgender:

„Ja, mein sehr geschätzter Nicolai, Sie sind jetzt der Dritte, der mich *inviti*ret, meine kranken Füße auf märkischen Sand zu setzen und ich fühle mich sehr geehrt, daß Ihr's gethan, ich kann's nicht leugnen. Aber Ihr seyd doch im Irrthum, lieber Nothanker, wenn Ihr glaubt, die *Fortune* des *Tell* würde mich noch hernachdem bestimmen, zu Ihnen gänzlich überzusiedeln und an denen gelehrten Berahtungen drüben thäthigen Anteil zu nehmen. Die neuerliche Reise nach der Residenz und nach Potzdam haben für mich nachtheilige Folgen gehabt, mehr als ich glaubte und meine Frau, die soeben entbunden, meinte auf Ihren Brief hin, meine Gesundheit stelle diesem Vorhaben gewaltige Pallisaden entgegen und schon aus diesen für mich gewiß verzeylichen Gründen kann ich Ihren und Ihrer Collegen Wunsch nicht erfüllen. Die Reise schon, das bloße Fahren in der Reichskutsche laßen in mir das Bewußtseyn rege werden, ich hätte die *grand tour* angetreten. — Daß auch Ihnen der Tell so viel Plaisir gemacht freut mich um so mehr, als Sie früher ein Gegner der, wie Sie so nannten, Krafft- *et* Original-Genies waren. Ich habe in dem *poë*tischen Werk *Brit*isch, *al fresco,* gemalt, für's Volk, denn das Volk will mit Donnerstimme und Drommetenton angeredet werden, wenn's sich um Freyheit handelt, sonst versteht's die Freyheit falsch und verwechselt sie leicht mit Ränken und Zwietracht. Sie haben aber, wie ich sehe, zu günstig und vorteilhafft über das Stück und die Aufführung geschrieben und *recen*siret und gar Man-

niches vom „Hofrath *Schiller*“ gesprochen u. s. w. Laßen Sie doch, lieber Freund, den Hofraht beiseyt! Auch Ihrem und meinem lieben *Hippocrates* mit den freundlichen blauen Augen hab' ich's untersagt. Ich liebe daß nicht, ich bin und will nur bleiben sonder Zeremoniell und Titulatur

Euer *Schiller*.“

Diesen Brief muss Schiller, wenn er ihn überhaupt geschrieben hat, 1804 nach seiner Rückkehr aus Berlin geschrieben haben, nachdem „soeben“ seine Frau entbunden, also wenige, höchstens doch 14, Tage bis 3 Wochen nach dem 25. Juli (Kal. S. 170). Nun aber war Schiller, gleichzeitig mit seiner Frau, in Jena an einem Kolikanfall so krank, dass Geheimrath Starck, sein Arzt, wie er selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr zu leben gegeben hätte, und er bis zum 14. August nur an Cotta und Goethe schrieb, am 14. „mit zitternder Hand“ einen Geleitsbrief für Niethammers an Hoven; am 19. kehrte er nach Weimar zurück, am 4. September schrieb er seit der Krankheit den zweiten Brief an Körner, worin es heisst: „noch ist meine Gesundheit sehr schwach. Obgleich meine Krankheit nur 3 bis 4 Tage gedauert hat, und jetzt 6 Wochen dazwischen verlaufen sind, so spüre ich kaum eine Zunahme von Kräften und bin noch fast so schwach, als wie Graf Gessler (am 8. August, Kal.) mich verlassen hat.“ In diesen Wochen der Schwäche, wo ist da Platz für einen blossen Höflichkeitsbrief an einen wildfremden Menschen, für einen Humor, der die Reise in der Reichskutsche mit „der grand tour“ vergleicht und der taktlos genug ist, den persönlich ganz oder fast unbekannten Mann, den alten Feind von den Xenien her anzureden nicht „geehrter Herr“, sondern „lieber Nothanker“? Uebrigens auch die erste Anrede: „sehr geschätzter Nicolai“, stellt sie sich nicht an Formlosigkeit und Unnatürlichkeit dem „trauten Böttiger“ würdig zur Seite?

Auch dieser Brief beruht ganz auf dem Grunde des Schiller-Albums. „Sie sind jetzt der Dritte, der mich invitiret.“ Den ersten und zweiten findet man in Schillers Brief an Hufeland, der im genannten Album S. 41 steht; es sind Beyme in Potsdam, „der treffliche Mann“, und Hufeland selbst. Der ganze fragliche Brief aber ruht auf der Anschauung, als sei

der Gedanke, nach Berlin überzusiedeln, erst durch diese drei Aufforderungen an den Dichter herangetreten, während er doch schon die Reise in der Hoffnung unternahm, und in Berlin auch dem Zwecke nachgieng, daselbst eine Anstellung zu erhalten; vgl. Palleske II S. 572 ff. Schiller-Cotta S. 508.

Die „Fortune des Tell" heisst in dem Briefe des Schiller-Albums der „Success des Tell". Der Satz über die seiner Gesundheit nachtheiligen Folgen der Reise verdreht die Wahrheit völlig. Die Wahrheit ist — dieselbe liegt aber in jenem Satze nicht ausgesprochen —, dass Schiller in Berlin selbst 8 Tage krank war (Schiller-Cotta S. 508). Er kehrte dann am 21. Mai zurück, erst am 24. Juli wurde er krank; kann man das als die Folge der Reise ansehen? Schiller selbst hat es wenigstens sonst nirgends gethan. — In den Satz, der über die freiheitliche Bedeutung des Tell handelt, habe ich mich vergebens bemüht, rechten Sinn und klare Logik hineinzubringen. Eine Recension Nicolais aber endlich, die Schiller am Schluss erwähnt, von seinem Tell und dessen Aufführung in Berlin habe weder ich finden, noch hat sie mir nachgewiesen werden können, so viele sachkundige ich auch darum angesprochen habe.

Nun zum Schluss noch einen kurzen Blick auf das formelle unsrer drei Briefe. In allen herrscht derselbe aufdringlich vertrauliche Ton, dessen man erst recht inne wird, wenn man diese Schriftstücke nach einem halben Dutzend echter Briefe liest. Ich kann diesen Ton auch an concreten Beispielen nachweisen. Ich weiss nicht, ob es legère Nachlässigkeit sein soll, wenn Schiller ohne ersichtlichen Grund kleine lateinische Partikeln statt der deutschen in die Feder dictiert werden; im ersten Brief: Volkstädt *pr.** (was doch wol *prope* oder *près* heissen soll) Rudolstadt, im zweiten: *i. e.* statt d. h., im dritten: Kraft- *et* Original-Genies. Es sind winzige Kleinigkeiten, aber darum um so zwingender, meine ich. Nie zeigt Schiller diese oder eine ihr ähnliche Gewohnheit, und so wenig mir und

* Vgl. dagegen an Körner I S. 191 Goed., an Göschen Geschäftsbr. S. 44: Volksstädt (sic) bey Rudolstadt; an Christophine S. 113: Volksstätt bey Rudolstadt.

vermuthlich meinen sämmtlichen Lesern beim briefschreiben je ein solches *et*, *i. c.*, *pr.* in die Feder kommen könnte, genau so fern lag es Schiller. Vertraulichkeit und Nachlässigkeit sollen offenbar auch ausgedrückt werden durch unvollständige und abgerissene Sätze nach Art des: „Sollte überhaupt nicht aufgeführt werden" im ersten Briefe und der Schlusssätze des Billets an Böttiger. Nun lese man aber die kleinen, rein geschäftlichen Billets an Cotta, Göschen, Crusius, wo doch wahrhaftig zu vertraulichem sich gehen lassen und zu unvollständigen Sätzen reichlich Gelegenheit war — nur die allergebräuchlichsten Kürzen des Briefstils finden sich da: „Inlage bitte zu besorgen", „Hiebei den Rest des Mscr." u. dgl. Völlig ungewöhnlich ferner ist in Schillers Briefstil der Gebrauch der 2. Person Pluralis in der Anrede statt der dritten: „Grüsset Dresden!" „Ihr seyd im Irrthum, lieber Nothanker, wenn Ihr glaubt." Durchaus unschillerisch und ganz modernes Zeitungsdeutsch sind endlich die abscheulichen Wortbildungen bisdem im ersten, hernachdem(!) im dritten Briefe, denen sich niemalen und ohnerachtet im ersten zur Seite stellen.

Es sind das freilich fast lauter Kleinigkeiten, von denen niemand beweisen kann, dass sie Schillern nicht einmal begegnet sein könnten; was begegnet einem nicht beim briefschreiben! aber es bleiben eben für Schiller höchst auffallende Absonderlichkeiten, und in unserm Falle haben sich entweder drei Briefe der verschiedensten Zeiten, die aber durch einen wunderbaren Zufall eine Reihe von stilistischen Absonderlichkeiten gemeinsam haben, durch einen noch viel wunderbareren Zufall aus den verschiedensten Händen und Gegenden in eine Hand und zu einer Sammlung zusammengefunden oder — sie sind alle drei gemacht in derselben Fabrik. Welche Annahme hat die grössere Wahrscheinlichkeit für sich?

Nach allem gesagten kann ich nur die Ueberzeugung aussprechen, die eine erneute Untersuchung der angeblichen Originale, wenn solche vorhanden, unzweifelhaft bestätigen wird, dass der Herausgeber und die Monatshefte durch einen Fälscher sich haben täuschen lassen.

Zur orientalischen Litteratur.*

Unter den Ländern, die durch gelehrte Forschungen zur genaueren Kenntniss des Orients beigetragen haben, nimmt bekanntlich auch Frankreich eine hervorragende Stelle ein, und es wäre überflüssig auf die Reihe von berühmten Namen hinzuweisen, die sich dort in genannter Beziehung einen unvergänglichen Ruhm erworben haben. Jede Geschichte der allgemeinen Litteratur legt Zeugniss davon ab, und der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes ist es lediglich an die Leistungen eines mehr als achtzigjährigen Veteranen zu erinnern, der seine Thätigkeit seit einer langen Reihe von Jahren unermüdlich und mit ausgezeichnetem Erfolge dem Orient zugewandt hat. Sie war und ist noch einerseits eine praktische, indem durch Garcin de Tassy als Professor an der *Ecole spéciale des langues orientales vivantes* eine grosse Zahl von Schülern herangebildet worden, von denen die englischen in Indien nicht selten zu den höchsten Aemtern gelangt sind; andererseits haben seine gelehrten Arbeiten innerhalb und ausserhalb Frankreichs den Orient und dessen Litteratur mit nicht minderem Erfolg kennen gelehrt als die seiner angesehensten Fachgenossen. Ich erwähne von denselben nur seine *Histoire de la littérature hindouie et hindoustanie* (*Paris* 1847; zweite Ausgabe 1871. 3 Bände), die sogar in das hindustanische übersetzt worden ist, welche Auszeichnung auch nicht selten seinen Jahresberichten über die hindustanische Sprache und Litteratur in den indischen Zeitschriften zu Theil wird. Es sind dies die jährlichen Eröffnungsreden, womit Garcin de Tassy seine Vorträge an der Ecole spéciale beginnt. Von Jahr zu Jahr an Umfang gewachsen, kommen sie seit dem Jahre 1870 als *Revue annuelle* heraus unter dem Titel: „*La Langue et la Littérature hindoustanies*“, unter welchem auch die von 1850 bis 1869 gehaltenen gesammelt erschienen (Paris 1874). Sie sind in vielfachster Beziehung höchst lehrreich und enthalten über das

---

* ***Allégories, Récits poétiques et Chants populaires traduits de l'arabe, du persan, de l'hindoustani et du turc par M. Garcin de Tassy, membre de l'Institut &c.*** Seconde Edition. Paris. MDCCCLXXVI. IV und 640 Seiten Grossoctav.

Schul- und Erziehungswesen, über die einheimische Presse und Litteratur, über das ganze geistige leben und treiben der eingeborenen Ostindiens, so wie über zahlreiche andere dieses Land betreffende Gegenstände Nachrichten und Angaben, wie sie nur wenigen ausser Garcin de Tassy zugänglich sein mögen, welchem die meisten dort erscheinenden Werke und Zeitschriften, so wie sonstige Mittheilungen hochstehender Beamter alljährlich zu Händen kommen. Ferner erwähne ich von seinen selbständigen Arbeiten *L'Islamisme selon le Coran, l'Enseignement doctrinal et sa pratique.* 3me éd. Paris 1874, so wie *La Rhétorique et la Prosodie des langues de l'Orient musulman.* 2de éd. Paris 1873, andere, namentlich dem Studium des Hindustani gewidmete, so wie die Textausgaben übergehend, um demnächst auf die Uebersetzungen hinzuweisen, durch die er eine grosse Reihe höchst anziehender poetischer und prosaischer Werke des Orients dem Westen zugänglich gemacht. Von diesen hat er jetzt mehrere in Einem Bande gesammelt wieder abdrucken lassen, und derselbe wird um so willkommener sein, als die darin enthaltenen Arbeiten zum Theil in verschiedenen Zeitschriften erschienen, sämmtlich aber längst vergriffen waren.

Das hier gebotene umfasst ein weites Gebiet, und zwar in doppelter Beziehung; das geographische nämlich, auf dem es entstanden, dehnt sich von der Türkei bis Hindostan aus; der Inhalt der geistigen Erzeugnisse gehört der Religionsphilosophie, der Dichtung, der Geschichte an, und zwar der Mehrzahl nach der muhammedanischen, einige jedoch auch der hinduischen. Dass übrigens mancherlei für die Kunde der Sitten, Gebräuche, Märchen u. s. w. des Orients daraus zu schöpfen ist, liegt auf der Hand, so wie auch G. de T. zu wiederholten Malen auf diesen Umstand hinweist. Ein etwas genaueres eingehen auf die einzelnen Theile der Sammlung wird sich um so mehr empfehlen, als die meisten derselben in weitern Kreisen wahrscheinlich weniger bekannt geworden sind, und sich hierbei auch Veranlassung zu Bemerkungen verschiedener Art darbieten möchte. Da ferner in dieser neuen, für einen weiteren Leserkreis bestimmten Auflage die Vorreden und gelehrten Anmerkungen weggelassen sind, so habe ich einiges aus den frühern Ausgaben, so wie aus andern Arbeiten G. de T.s und sonstigen Schriftstellern ergänzt.

Das erste Stück bietet die *Allégories d'Azz Eddin Elmocadessi,* welche zuerst zusammen mit dem Original unter dem Titel erschienen: *Les Oiseaux et les Fleurs. Allégories morales d'Azz Eddin Elmocàdessi, publiées en arabe avec une traduction et des notes.* Paris 1822. Der Verfasser († 1280) hat in sein allegorisch-mystisches Werk, eine Nachahmung eines etwa 100 Jahre ältern, des *Icáz Ulwasnân* (das erwachen des Schläfers) von Abulfaradsch Aldschusi, vielfach Verse eingemischt, die der Uebersetzer jedoch stets, wie in allen seinen Uebertragungen, in Prosa wiedergegeben hat. Den Gegenstand bilden die

Reden, welche Elmokadessi eines Tages in einem schönen Garten von Vögeln und Blumen zum Lob und Preis des Schöpfers, so wie zur Unterweisung der Menschen zu vernehmen glaubt. Er sagt darüber selbst: „J'ai composé mon ouvrage pour expliquer les différentes allégories que les animaux, les végétaux, et même les corps inorganiques, ont offertes à mes méditations: je redirai aussi ce que le merle solitaire m'a raconté, au sujet de son repos et de ses courses dans les champs. Puissent, dans cet écrit, les gens sensés et dociles trouver d'utiles leçons; les gens profonds et réfléchis, le souvenir de leur devoir; nous enfin, des instructions salutaires.“ Da nun Almokadessi in dem Garten sich die Gesellschaft eines trauten Freundes wünscht, um ihm seine durch die sich darbietenden, mannigfaltigen Gegenstände hervorgerufenen Gedanken mittheilen zu können, so fährt er fort: „Tout-à-coup je crus distinguer ces paroles dans le language muet et énigmatique de la nature: Peux-tu trouver un ami meilleur que moi, et espères. tu entendre des réponses plus éloquentes que les miennes? Il n'y a rien de ce qui est en ta présence qui ne s'exprime dans un language figuré, rien dont la situation et la manière d'être n'annoncent la fin prochaine. Applique-toi donc à comprendre cette voix allégorique, si tu es capable de l'entendre.“ Es folgen hierauf die Reden des Zephyrs, der Rose, der Myrte, der Narcisse, der Wolke, der Nachtigall, des Falken, der Taube, der Fledermaus, der Kerze, des Hundes, des Kamels u. s. w., im ganzen 37 Allegorien. Ich hebe nur aus der zehnten die folgende Stelle aus, weil sie auf eine auch in Europa bekannte Sage oder vielmehr L e g e n d e anspielt, die indess jedesfalls aus dem Orient stammt. Das Basilienkraut sagt nämlich: „Voici le moment où ma fleur orne ton jardin: donne-moi donc tes ordres, et prends-moi pour ton commensal. Mes feuilles fraîches et délicates t'annoncent mes rares qualités: de même que la danse ne saurait être agréable sans le son des instruments, ainsi l'esprit ne saurait être réjoui sans moi qui sers à le fortifier. Je suis promis aux élus dans le paradis; ma couleur est la plus harmonieuse de toutes les couleurs; dans ma forme, je n'ai point d'égal; et mon sein renferme un parfum précieux, qui pénètre jusqu'au fond des coeurs, et que connaît celui qui vient me cueillir dans mon parterre. Je suis l'ami des ruisseaux, et le compagnon des fleurs; je partage les secrets de ceux qui s'entretiennent au clair de la lune, et j'en suis le dépositaire le plus fidèle. Cependant tu auras peut-être entendu dire qu'il existe un délateur (la menthe) parmi les êtres de mon espèce; mais, je t'en prie, ne lui fais pas des reproches: il ne repand que sa propre odeur, il ne divulgue qu'un secret qui le regarde; il ne dévoile enfin que ce qu'il peut découvrir. S'il manifeste ses trésors, il est bien le maître de les produire au jour; s'il exhale son odeur, lui est-il défendu de se faire connaître? Et voilà cependant l'unique cause qui lui a fait

donner le nom injurieux de délateur. Mais celui qui est indiscret pour lui-même, ne peut être assimilé à celui qui révèle des secrets qu'on lui a confiés; de même que celui qui prodigue le bien qu'il possède, ne peut être mis en comparaison avec celui que son naturel pervers porte à faire du mal. Quoi qu'il en soit, il est certain que tous les hommes conviennent d'une manière irrévocable, que rien n'est plus blâmable que la délation. Mon frère, réfléchis là-dessus. Adieu." Wir ersehen aus dieser Stelle, dass die **Minze** (menthe) „Angeberin" genannt wird, und es ist wahrscheinlich, dass Elmokadessi die betreffende Pflanzensage, die er übrigens übergeht, nur zu seinem Zweck umgedeutet hat. Wie sie ursprünglich gelautet haben mag, ist mir nicht bekannt; eine Andeutung hierüber gibt jedoch folgende spanische (catalonische) Legende. Als die heilige Familie vor dem bethlehemitischen Kindermord floh, kam sie zu einem Säemann, den die Jungfrau Maria seine Sense holen hiess, um das Getreide abzumähen, und er, voll Glauben, gieng hin und fand bei der Rückkehr das Getreide reif, so dass die heilige Familie sich hinter der ersten Garbe, die er band, vor den Verfolgern verstecken konnte. Zu letzteren, als sie anlangten und ihn befragten, sagte der Schnitter, die Flüchtlinge wären vorübergekommen, als er das Getreidefeld säete, worauf jene ganz bestürzt umkehrten und nicht hörten, wie ein Strauch Minze und ein Hungervogel (eigentlich „Heher" *gaitx*, garrulus glandarius) ausriefen: „Hinter der Garbe, hinter der Garbe!", so dass Gott beide verfluchte und zu der Pflanze sprach: „Du bist die Minze und wirst es aufs lügen münzen; du wirst blühen und keine Körner tragen!" (Tu ets menta y mentirás — Florirás y no granarás). Zu dem Vogel aber sprach er: „Hungrig bist du und hungrig wirst du bleiben; so viel du auch frissest, wirst du doch nimmer satt werden!" (Gaitx ets y gaitx serás — Per tant que menjis, no engreixarás). Daher trägt die Minze nie Körner, und wenn sich auch der Hungervogel (Heher) auf ein Buchweizenfeld stürzt und nicht aufhört zu fressen, so wird er doch nimmer satt. (Lo Rondallayre. Quentos populars catalans collectionats per Francisco Maspons y Labrós. Segona Serie. Barcelona 1871. S. 28. La Menta y'l Gaitx.) Auch in der Lausitz und Kleinrussland ist diese Legende bekannt, doch fehlt dabei das auf den Hungervogel bezügliche. „There is a tradition among the Lusatian Wends that the Virgin Mary and the infant Christ once passed by a field in which a peasant was sowing barley, and she said to him «God be with thee, good man! As soon as thou hast sown, take thy sickle and begin to reap.» In a little time came a crowd of Jews in pursuit of her, and asked the peasant if he had seen a mother and child go by. «She passed not long ago, he replied, just when I was sowing this barley.» — «Idiot! why, that must be twelve weeks ago!» exclaimed the Jews, seeing that the barley was now ripe, and the pea-

sant was reaping it, and they turned back. The same story is told in a Little-Russian *Kolyadka*, only the Virgin carries on her hand a hawk instead of leading the infant Christ.“ (W. R. S. Ralston, The Songs of the Russian People. Second Edition. London 1872 S. 194). Höchst wahrscheinlich ist, wie bereits bemerkt, diese Legende wie so viele andere aus einem orientalischen Märchen entstanden.

Vorstehende Probe aus Almokadessis Werk möge genügen, und ich komme nun zu dem zweiten Stück der vorliegenden Sammlung, betitelt: *Les Animaux en discussion avec l'Homme. Extrait de l'ouvrage intitulé: Tuhfat ikhwân ussafâ.* Dies ist nur ein kleiner Theil des berühmten arabischen Werkes *Tuhfat etc.* (Geschenk der Brüder der Reinheit) aus dem 8. Jahrh., welcher zum ersten Mal in der *Revue d'Orient, de l'Algérie et des Colonies*, Paris 1864, erschien; eine deutsche Uebersetzung hatte bereits früher, ohne dass dies Garcin de Tassy bekannt geworden, Dieterici, Berlin 1858, herausgegeben. Ich kann daher, auf letztere Bezug nehmend, mich mit der Andeutung begnügen, dass dieser Abschnitt des *Tuhfat etc.* einen zwischen den Menschen und den Thieren entstandenen Streit zum Gegenstand hat, der durch den König der Dschins, an welchen beide Parteien appellieren, nach Anhörung der von ihnen ausführlich für und wider dargelegten Argumente auf folgende Weise entschieden wird: „Oui, tous les animaux doivent être soumis à l'homme et ne pas s'écarter de leur obéissance“, worauf es dann schliesslich heisst: „Les animaux entendirent cette sentence, ils s'y soumirent et s'en retournèrent paisiblement chacun de son côté.“ Ehe ich jedoch dieses Werk verlasse, kann ich mir nicht versagen eine kleine Probe desselben zu geben, die in mehrfacher Beziehung interessant ist. In dem Ch. XXIII: *„Discussion entre l'homme et le perroquet“* sagt nämlich der Papagei unter anderm auch folgendes: „Les philosophes et les logiciens dont vous vous vantez, ne vous sont non-seulement d'aucune utilité, mais ils vous égarent, car ils vous éloignent du chemin de la loi en vous détachant de ses préceptes par leur discussions multipliées. Ils ont des opinions différentes et appartiennent à des sectes diverses. Quelques-uns prétendent que le monde a toujours existé, d'autres la matière seulement, d'autres la forme. Les uns soutiennent qu'il y a seulement deux matières premières, d'autres qu'il y en a trois, quatre, cinq, six et jusqu'à sept. Les uns admettent le créateur et la créature, d'autres croient que le temps n'aura pas de fin, tandis que d'autres apportent des preuves du contraire. Les uns affirment une autre vie, les autres la nient; les uns admettent la révélation et la prophétie, d'autres refusent d'y croire ou restent incertains dans le doute; enfin quelques-uns croient à la raison et veulent des preuves de tout, tandis que d'autres se bornent à suivre et à imiter. Bien des différentes opinions divisent encore les philosophes.“ Sollte man nicht glauben, diese Sätze seien heutzutage

in Europa geschrieben, nicht aber von einem Araber vor 1100 Jahren?

Demnächst finden wir bei G. de T. *Deux Contes de l'Anvari Soheili, version persane des fables de Bidpaï* und *Pend-Namèh ou livre des conseils de Saadi,* die zuerst hinter der *Exposition de la foi musulmane. Catéchisme sunnite traduit du turc*, Paris 1822, erschienen waren. Das *Anvár-i-Suhaili* (Lichter des Canopus, eines Sterns in der Argo) des Persers Husain Ben Ali al Vaïz (15. Jahrh.) ist bekanntlich eine Bearbeitung des arabischen, aus dem indischen Pantschatantra stammenden Werkes *Kalilah ve Dimna*, dessen Erzählungen dem weisen Bidpai beigelegt wurden. Von jenen beiden *Contes* oder vielmehr Fabeln ist die eine überschrieben *L'Ours et le Jardinier* und findet sich auch bei Phaedrus 5, 3 *Calvus et Musca,* deutsch bei Pauli, Schimpf und Ernst c. 673, und bei Burkhart Waldis 2, 99, wozu der Herausgeber des letzteren, H. Kurz (Leipzig 1862. II, 112), die nähern Nachweise gegeben hat; andere Oesterley zu Pauli a. a. O. und Anhang c. 19 (Stuttgart 1866. Litterar. Verein); diese Fabel ist auch in die altnordische *Liosvetningasaga* eingedrungen, s. P. E. Müllers Sagabibliothek, Kjöbenh. 1817, I, 134. Die zweite der oben genannten *Contes* aus dem Anvár-i-Suhaili heisst *Le Fauconnier* und erzählt, wie der Falkeniër eines Satrapen, der seine Anträge von dessen Frau zurückgewiesen sieht und sie deshalb mit Hilfe zweier abgerichteter Papageien bei ihm verleumden will, mit seiner Hinterlist nicht durchdringt, worauf einer der Papageien ihm die Augen ausreisst. — Den Stoff von Saadis *Pend-Nameh* bilden Rathschläge mancherlei Art zur Vervollkommnung des Menschen; die Schrift ist nur von geringem Umfange.

Es folgen nun eine Reihe von Uebersetzungen aus dem hindustanischen, namentlich vier grössere Liebesromane, die, so viel ich weiss, noch nicht ins deutsche übersetzt und auch sonst nicht sehr bekannt sind, so dass eine übersichtliche Inhaltsangabe derselben nicht unwillkommen sein möchte. Der erste von ihnen: *Les Aventures de Kâmrûp* von Tahcin-Uddin, erschien zum ersten Mal Paris 1834, und in der Vorrede wurde darauf aufmerksam gemacht, dass das den Gegenstand des Gedichts bildende Liebespaar Kàmrûp und Kala in Indien nicht minder berühmt sei als Manohar und Madhmàlat, Nal und Daman (Rückerts Nal und Damajanti) und Hir und Randschan, welche letztere Geschichte unten mitgetheilt wird. Zu diesen in vielfachen Dichtungen theils in Prosa theils in Versen gefeierten Liebespaaren will ich noch einige andere hinzufügen, die es im Orient ebenso sind, nämlich Jussuf und Suleicha, Medschnun und Leila, Chosru und Schirin, welche letztere schöne auch noch einen viel erzählten Liebesroman mit Ferhad abspielte, wie in Deutschland durch Hammers Schirin hinlänglich bekannt geworden, ferner Taila Schah und Phûlban, Dschemil und Schanbah,

Wamik und Azra, Panûn und Saci, endlich noch Adam und Durkhani" über die unter den Afghanen folgendes „gesungen, gesagt und gelesen wird". Adam, der schönste und tapferste seines Stammes, liebt Durkhani, die schönste und holdseligste der Jungfrauen; Feindschaft ihrer beiden Geschlechter trennt sie und zwingt Durkhani zur Vermählung mit einem benachbarten Häuptlinge; sie versagt ihm jedoch eheliche Rechte, eben so wie ihrem geliebten, mit dem sie oft heimlich zusammenkommt. Sie pflegt in ihrem Garten zwei Blumen, die sie nach sich und dem geliebten benannt: da sieht sie seine Blume verwelken, und ihr eifersüchtiger Mann, der ihn im Kampfe schwer verwundet hat, tritt mit blutigem Schwerte heran und verkündigt ihr seinen Tod. Sie sinkt auf der Stelle leblos nieder, und als der in der Nähe verwundet liegende Adam es vernimmt, haucht er mit ihrem Namen seinen Geist aus. Beide, entfernt von einander begraben, vereinen sich dennoch im Sarge; zwei Bäume spriessen aus ihnen empor, deren Zweige sich ebenso umarmen; s. v. d. Hagen, Minnesinger 4, 565 nach Elphinstone's Kingdom of Caubul.

In Betreff der Abenteuer Kâmrûps hebt G. de T. (in seiner *Hist. de la Littér. hindoui et hindoustani* I, 495) besonders hervor, dass Goethe den Stoff des Gedichts, von dessen Anfang ihm Prof. Kosegarten eine genaue Uebersetzung mitgetheilt, „unschätzbar" genannt habe, und merkt ferner an, dass ausser der von ihm gewählten Version des Tahcin-Uddin auch noch andere sowol in Prosa wie in Versen vorhanden sind und dieser Roman mit den Fahrten Sindbads und denen des heil. Brandanus nahe verwandt ist, vielleicht auch den ersten Anstoss zur Erdichtung derselben gegeben hat. Folgendes ist eine Uebersicht des Inhalts. Der Maharadscha Pit, Beherrscher von Aud und Gorakh, der keinen männlichen Erben besitzt, aber einen solchen zu erlangen wünscht, verkündet eine grosse Vertheilung von Lebensmitteln an die Fakirs, die daher von allen Seiten herbeikommen, und unter diesen auch einer, der ihm eine Frucht einhändigt, welche von der Königin, so wie von sechs andern Frauen hoher Beamter verspeist wird. In Folge hiervon werden sie sämmtlich schwanger, und die Königin gebiert einen wunderschönen Sohn, der den Namen Kâmrûp (Liebesgesicht) erhält und dessen Geburt zu grossen Festen Anlass gibt. Aus dem ihm von den Pandits gestellten Horoskop ersieht man jedoch, dass er von seinem zwölften Jahre an Liebesqual leiden und sich dadurch in grosse Gefahr stürzen werde, weshalb sein Vater, der König, befiehlt, ihn nebst den zugleich mit ihm geborenen Knaben bis nach dem verhängnissvollen Zeitpunct in einem prachtvollen Schloss, aber unter strenger Obhut zu halten. Ihre Erziehung wird gleichwol nicht vernachlässigt; man unterrichtet Kâmrûp in der Regierungskunst; den Sohn des Vezirs, Mitartschand, in der Verwaltungskunst; den Sohn des Leibarztes, Kun-

walrûp, in der Heilkunst; den Sohn des Hofjuweliers, Manik, in der Kenntniss der Edelsteine; den Sohn des Hofastrologen, Aschâradsch, in der Litteratur, Astronomie und Theologie; den Sohn des Hofmalers, Tschitarman, in der Malerei, und endlich den Sohn des Hofcapellmeisters, Rasrang, in der Musik. So brachten sie ihre Zeit auf nützliche und angenehme Weise zu; jedoch niemand entgeht seinem Schicksale, und als das verhängnissvolle zwölfte Jahr eintrat, träumt Kâmrûp eines Tages, da er in Folge der Hitze eingeschlafen ist, er befände sich in dem Garten der wunderschönen Kala, der Tochter des Königs von Serendip (Ceylon), welche zu gleicher Zeit auch Kâmrûp im Traume sieht, so dass beide sich in einander verlieben und unter Nennung ihres Namens und Ranges sich ewige Liebe schwören. Als hierauf Kâmrûp erwacht, befindet er sich in der höchsten Aufregung; denn obschon ihn Liebe zu Kala und ihrem Bilde ganz erfüllt, ist ihr Name ihm vollständig aus dem Gedächtniss entschwunden, und ganz das nämliche ist mit Kala der Fall. Seinen Gefährten, die ihn in so grosser Unruhe sehen, verbirgt jedoch Kâmrûp gänzlich das ihm zugestossene, und nur seinem vertrautesten Freunde Mitartschand gelingt es, ihm sein Geheimniss zu entreissen, so dass der König durch diesen Kenntniss davon erhält. Der Monarch versucht nun aufs neue das schon früher angewandte Mittel der Almosenvertheilung, und so geschieht es, dass auch ein Brahmine Namens Sumit sich einstellt und, gleich allen übrigen Ankömmlingen befragt, wer er wäre und woher er käme, berichtet, er sei der Priester des Tempels zu Hardwâr in Serendip und von Kala, der Tochter des dortigen Königs Kâmrâdsch, die gleich nach dem Traume dort ein Opfer verrichtet hatte, beauftragt worden, den Prinzen, der sie so bezaubert, unverzüglich aufzusuchen. Bei Anhörung dieses Berichts erinnert sich Kâmrûp alsbald wieder der in dem Traum gehörten Namen und beschliesst mit Bewilligung seines Vaters, sich in Begleitung seiner sechs Gefährten und des Brahminen Sumit nach Serendip zu begeben und um die Hand Kalas anzuhalten. Unverzüglich macht er sich auf den Weg und schon ist er in der Nähe Ceylons angelangt, als das Schiff, auf dem er sich befindet, gänzlichen Schiffbruch leidet und die acht Reisegefährten, jeder an ein Brett sich klammernd, von den Wogen hierhin und dahin verschlagen werden. Kâmrûp treibt an eine wüste Insel, gelangt aber endlich in den prächtigen Garten der Königin der Amazonen, um derentwillen er fast Kala vergessen hätte, als ihm diese wieder im Traum erscheint und ihn durch ihre Vorwürfe zur Flucht bringt. Vor Müdigkeit in Ohnmacht sinkend, wird er von einer vorüberkommenden Fee, die ihn erblickt, nach dem Berge Kaf gebracht, dem Aufenthaltsorte der Diven und Rakschasas, wo der Bräutigam der Fee aus Eifersucht ihn in den Ocean schleudert. Dieser treibt ihn dann an eine von den Lederbeinen (Tasmapair) bewohnte

Küste, welche diejenigen, die in ihr Land kommen, mit ihren langen riemenartigen, für sie selbst zu schwachen Beinen umschlingen, ihnen auf den Rücken springen und sie nicht wieder loslassen. Auch Kâmrûp muss ein solches Ungethüm wachend und schlafend so lange mit sich herumtragen, bis er eines Tages einen Weinberg antrifft und mit dem aus den Trauben bereiteten, den Lederbeinen unbekannten Getränk diese Unholde trunken macht, so dass sie einschlafen, worauf er sie mit Hilfe seiner Leidensgefährten sämmtlich todt schlägt und dann entflieht. Einer der letztern, der ihn wiedererkennt, schliesst sich ihm an; es war nämlich sein treuer Freund Mitartschand, der, von einem riesenhaften, flammenspeienden Ungeheuer mit andern Schlachtopfern in eine Höhle gesperrt, geduldig erwartet, wann ihn die Reihe des gefressenwerdens trifft, aber durch seinen Gleichmuth den Rakschas dermassen gerührt hatte, dass er ihn frei liess und ihm eine Haarlocke gab, die er verbrennen sollte, wenn er seiner Gegenwart und Hilfe bedürfte. Während nun Kâmrûp und Mitartschand einander ihre Abenteuer erzählen, lässt sich ein Papagei auf die Hand des Prinzen herab, und da ein an seine Pfote geknüpftes Band losgeht, so verwandelt der Vogel sich in einen Menschen, in welchem beide ihren Freund Aschâradsch erkennen. Er erzählt ihnen, dass eine Fee, die ihn in ihre Gewalt gebracht, ihn nach belieben in einen Papagei verwandelte und ihn durch ein Zauberband an seiner Pfote festhielt, dass es ihm aber endlich gelungen sei, ihr zu entfliehen. Die drei Gefährten setzen ihren Weg fort und begegnen bald darauf einem Brahminen, dem nämlichen, der Kâmrûps Mutter die wunderbare Frucht gegeben, welcher er sein dasein verdankte. Dieser Brahmine hatte im Walde den Stein der Weisen gefunden und schenkte ihn dem Prinzen, da er selbst, der das Gelübde der Armuth abgelegt, davon keinen Gebrauch zu machen wusste. Es dauert nicht lange, so treffen die drei Freunde auf ihrem Wege den Maler Tschitarman, der bei dem Schiffbruch von den Wellen nach Ceylon getrieben und von dem Vater Kalas, dem König Kâmrâdsch, welcher von seiner Kunst Kenntniss erhalten, beauftragt worden war, seinen Palast mit Malereien auszuschmücken. Er wurde jedoch krank und der Sorge eines Arztes anvertraut, nämlich der Kunwalrûps, eines der sechs Freunde des Prinzen, der nach einer langen Reihe von Abenteuern nach der Hauptstadt von Ceylon gelangt und dort dem König als ein geschickter Heilkünstler geschildert worden war, welcher es wol vermöchte seine Tochter von ihrer schweren Krankheit zu heilen, die freilich nur aus ihrer Liebessehnsucht nach Kâmrûp entsprang. Kunwalrûp stellt Tschitarman wieder her, und da er den eigentlichen Grund der Krankheit Kalas errathen hatte, lässt er von ihm eine Reihe Gemälde anfertigen, welche den von seinen Freunden umgebenen Kâmrûp, seine Zusammenkunft mit Sumit und endlich seine Abreise nach Serendip darstellen, und zeigt

diese der Princesse, die sogleich alles begreift und Erleichterung empfindet; ihr Vater aber beschliesst nun eine Versammlung (swayambar) einzuberufen, damit nach dem alten indischen Gebrauch seine Tochter selbst sich einen Gemahl wähle. Kâmrûp hiervon durch Sumit, der, gleichfalls dem Schiffbruch entronnen, glücklich nach Ceylon zurückgekommen war und ihn auf Kalas Wunsch aufsuchte, in Kenntniss gesetzt, bittet Aschâradsch Papageiengestalt anzunehmen und Kala davon zu unterrichten, dass er sich in Fakirtracht bei dem Swayambar einfinden werde. Kala schenkt dieser Mittheilung allen Glauben, da sie Aschâradsch, der sich in ihrer Gegenwart wieder in Menschengestalt zeigte, unter den Figuren der Gemälde erkannt hat. Die Versammlung findet statt. Kala erkennt Kâmrûp und hängt ihm das Halsband um, welches den Gegenstand ihrer Wahl bezeichnen sollte; allein der König, ihr Vater, der Kâmrûp für einen Fakir hält, reisst ihm das Halsband ab und lässt ihn nebst seinen Gefährten in eine Cisterne werfen. Nicht lange jedoch bleiben sie dort; denn vermittels der Haarlocke des Rakschas und des Steins der Weisen stellt sich Kâmrûp dem Könige bald nachher in fürstlicher Pracht vor und wird von ihm als Schwiegersohn angenommen, so dass der Doppeltraum in Erfüllung geht und die Vermählung Kâmrûps und Kalas die lange Reihe ihrer Abenteuer schliesst.

Dieser kurze Auszug dürfte vielleicht nicht ganz genügen, um das oben erwähnte Urtheil Goethes über den in Rede stehenden Roman hinlänglich zu begründen; man wird sich also zu der vollständigen Dichtung wenden müssen; allein eine Andeutung des reichen Inhalts bietet er gleichwol, so wie auch mancherlei Einzelheiten, die in mehrfacher Beziehung interessant sind; so das, was von den Lederbeinen berichtet wird, welche dem von Plinius, Mela und andern erwähnten africanischen Volke der Himantopodes entsprechen, so wie auch Petherick in seinem 1861 erschienenen Reisewerke (Egypt, the Soudan and Centralafrica) berichtet, dass er tief in Africa von einem noch weiter im innern lebenden Volke mit Lederbeinen gehört; die Bräutigamswahl der Princesse Kala in dem Swayambar (vgl. Bachofen, Mutterrecht. Stuttg. 1861 S. 196; Polier, Mythol. des Hindous I, 317 ff.) erinnert an die ganz gleiche Sitte, welche bei den Galliern, Skythen und andern Völkern statt fand; s. Bachofen a. a. O. S. 92, wo auch der Grund dieser Sitte dargethan wird; vgl. S. 315. 326. 327. 416; sie war also nicht bloss sagenhaft, wie Grimm, Rechtsalt. S. 421 Anm. meint. Anderes der Art übergehe ich und komme zu dem bei G. de T. folgenden Roman.

La Rose de Bakawali erschien zuerst im J. 1858 in der *Revue d'Orient* unter dem Titel *La Doctrine de l'Amour ou Taj-Ulmuluk et Bakawali. Roman de philosophie religieuse.* Es gibt von diesem

Roman mehre Versionen in Versen; die vorliegende ist in Prosa und Versen und die Bearbeitung der durch Izzat Ullah um 1712 n. Chr. aus dem Hindi gemachten persischen Uebersetzung von Nihal Tschand. Ihr Hauptinhalt ist folgender. Zain Ulmuluk, König von Scharkistan im östlichen Hindostan, hatte fünf Söhne, von denen der jüngste auf anrathen der Astrologen den Namen Tadsch-Ulmuluk (Krone der Könige) erhielt und laut ihrer Voraussagung ein sehr glückliches Geschick zu erwarten hatte; doch sollte sein Vater, sobald er ihn ansähe, sein Gesicht verlieren. Der Prinz wurde daher in einem fern gelegenen Palast erzogen; gleichwol traf der König eines Tages mit ihm auf der Jagd zusammen und erblindete alsbald. Er verbannte daher seinen Sohn aus seinen Staaten und befragte die geschicktesten Aerzte, die ihm jedoch erklärten, er könnte nur durch die Rose Bakawalis von seiner Blindheit befreit werden. Allein vergeblich liess er diese überall aufsuchen, so dass sich endlich seine vier ältesten Söhne auf den Weg machten, deren Gefolge sich dann später auch noch ihr jüngster Bruder, der den Zweck ihrer Reise erfuhr, anschloss. So kommen sie nach der Stadt Firdos, wo eine Bulerin, Namens Dilbar Lakkha, die vier Brüder im Puffspiel aller ihrer Habe und selbst ihrer Freiheit beraubt; das verfahren, dessen sie sich hierbei bedient, ist folgendes: „Lakkha a élevé un chat et une souris; elle a habitué le chat à avoir une lampe sur la tête, et la souris à se tenir cachée à l'ombre du chandelier. Lorsque la chance n'est pas favorable à Lakkha, le chat agite la lampe et fait aller l'ombre sur les dés. Alors la souris va retourner les dés, et c'est ainsi que Lakkha gagne constamment sans qu'aucun de ceux qui ont joué avec elle, ait encore pu en comprendre le motif.“ Tadsch-Ulmuluk, der dies auf listige Weise durch eine alte Dienerin Lakkhas in Erfahrung bringt und sich von ihr eine Summe Geld leiht, macht den trügerischen Kunstgriff der Bulerin durch ein Wiesel zu Schanden und gewinnt ihr all ihr Besitzthum ab, ja sie selbst wird sogar zuletzt seine Sklavin. Er vertraut ihr an, dass und zu welchem Zweck er die Rose Bakawalis suche, worauf sie ihn durch die Schilderung der Schwierigkeiten und Gefahren, denen er entgegengehe, von seiner Fahrt abzuhalten sucht. „Sache que la rose dont tu parles, se trouve dans la région du soleil, et qu'un oiseau même ne pourrait y parvenir. Bakawali est fille du roi des fées: cette rose se trouve dans son jardin. Mais la vue du soleil même ne saurait pénétrer à travers ses quatre murs. Des millions des divs veillent de tous côtés à sa garde; aucun être vivant ne peut en approcher sans leur permission. Dans l'espace, de nombreux fées sont occupées à écarter de ce jardin les oiseaux. Sur la terre les serpents et les scorpions font une garde constante, afin que personne ne s'y introduise par-là. Enfin, au-dessous de la terre, le souverain des rats, à la tête de milliers d'animaux de son

espèce, fait aussi jour et nuit la garde, afin que personne ne puisse s'introduire dans ce jardin par quelque trou. Ainsi, une rusée fourmi voudrait y pénétrer en rampant, qu' elle ne pourrait y parvenir. Renonce donc, mon prince, à ce désir insensé!" Tadsch-Ulmuluk lässt sich jedoch nicht abhalten, sondern begibt sich auf den Weg, nachdem er vorher Lakkha zu seiner Frau gemacht, und alle Schwierigkeiten besiegend, setzt er sich in den Besitz der Rose, wobei er auch der Princesse Bakawali, die er in ihrem Palaste schlafend findet, einen Ring vom Finger zieht und diesen mitnimmt. Alsdann kehrt er zurück zu Mahmuda, der Fee Hammala Pflegetochter, durch deren Rath er sein unternehmen zu Ende geführt und mit welcher er sich gleichfalls vermählt hatte, und begibt sich dann mit ihr wieder zu Lakkha, die nach Verabredung mit ihm seine vier Brüder aus dem Gefängniss entlässt, nachdem sie ihnen zuvor ihr Siegel als Zeichen der Sklaverei auf den Rücken gedrückt. Mahmuda und Lakkha reisen demnächst zu Schiff nach einer Hafenstadt, wo Tadsch-Ulmuluk mit ihnen später zusammentreffen will; er selbst folgt den Brüdern als Fakir verkleidet, und da er mit ihnen unterwegs in einem Wirthshause zusammentrifft und unvorsichtiger Weise in Folge ihrer Prahlerei ihnen die Rose Bakawalis zeigt, so berauben sie ihn derselben, worauf sie, zu ihrem Vater zurückgekehrt, diesem vermittels der Blume das Gesicht wieder verschaffen. Was nun die Princesse Bakawali betrifft, so war sie, bald nachdem sie den Verlust ihrer Rose und ihres Ringes wahrgenommen, da sie sich gleichwol in den Räuber beider, ohne ihn zu kennen, sterblich verliebt hatte, und da ferner ihn niemand zu entdecken vermochte, selbst aufgebrochen, um ihn überall zu suchen, und gelangte so endlich in das Reich von Tadsch-Ulmuluks Vater, in dessen Hauptstadt eben zur Feier der Wiederherstellung des Königs ein ganzes Jahr lang grosse Feste gefeiert wurden, und wo sie in Männertracht in den Dienst des Königs tritt. Inzwischen hat Tadsch-Ulmuluk, ganz rathlos zurückgeblieben, sich bis auf einige Tagereisen von seines Vaters Hauptstadt durchgebettelt und dort in einem Walde das Haar verbrannt, welches die Fee Hammala ihm sowol wie ihrer Pflegetochter Mahmuda bei ihrer Abreise für nöthige Fälle gegeben; alsbald auch erscheint die Fee und zaubert ihm auf seinen Wunsch einen Palast und Garten herbei, der dem der Princesse Bakawali vollkommen glich, worauf er Lakkha und Mahmuda mit grosser Pracht aus der oben genannten Hafenstadt herbeiholt und rings um seinen Palast eine neue herrliche Stadt anlegt. Dort besucht ihn eines Tages sein Vater, der ihn nicht erkennt, in dessen Gefolge befindet sich aber auch Bakawali, welche durch die vollkommene Gleichheit dieses Palastes und Gartens mit den ihrigen in ihrer Heimat zu der Ueberzeugung kommt, dass sie den Räuber ihrer Rose gefunden, und darin auch durch die Erzählung Tadsch-Ulmuluks bestärkt wird, welcher

sich seinem Vater zu erkennen gibt und ihm seine bisherigen Schicksale berichtet. Sie kehrt hierauf in ihre Heimat zurück, sendet von dort durch eine Fee dem Prinzen einen glühenden Liebesbrief, den er auf gleiche Weise erwidert, und lässt ihn dann durch ihre Pflegemutter Hammala herbeiholen. Doch die Königin, ihre Mutter, ertappt die liebenden, schleudert im blinden Zorn Tadsch-Ulmuluk ins Meer und bringt Bakawali zu ihrem Gemahl Firoz-Schah. Jener wird indess durch die Wogen an das Ufer einer Insel geworfen, wo er sich in den Besitz eines wunderbaren Schlangensteins, so wie eines Baumzweiges setzt, der alle Schlösser öffnet und die härtesten Körper zerbricht; aus der Rinde des Wunderbaumes endlich macht er sich einen Tarnhut, der ihm zugleich die Kraft zu fliegen verlieh. Er gelangt dann zu einem marmornen Waschbecken, und indem er sich darin badet, findet er beim herauskommen aus dem Wasser das Becken und den Ort, wo es gewesen, nicht mehr wieder, sich selbst aber in eine junge schöne Frau verwandelt. Ein vorüberkommender junger Mann, dem er zur Erklärung seiner Lage ein Märchen vorerzählt, bietet ihm Herz und Hand an und nimmt ihn mit sich in sein Haus, wo er ihn heiratet. Er gebiert zur gehörigen Zeit einen Sohn, und als er nach vierzig Tagen sich wieder in einem benachbarten Flusse badet, sieht er sich beim heraustreten aus demselben in einen jungen Abyssinier und nach einem neuen Bade endlich wieder in seine ursprüngliche Gestalt verwandelt, neben sich aber den Hut und den Stab mit den Wunderkräften; den Schlangenstein hatte er sich schon früher in den Schenkel eingeheilt. Er fliegt darauf durch die Lüfte, lässt sich aber eines Tages in einen auf einem sehr hohen Berge gelegenen Palast nieder. Hier findet er die Base Bakawalis, die schöne Feentochter Rûh-afzâ, die von einem Div geraubt und dorthin gebracht worden war; sie erzählt ihm von der leidenschaftlichen Liebe Bakawalis, als deren Gegenstand sich Tadsch-Ulmuluk zu erkennen gibt. Er zerbricht mit seinem Zauberstabe Rûh-afzâs Fesseln, befreit sie aus der Gewalt des Div und bringt sie zu ihrem Vater zurück, wo bald nachher Bakawali und deren Mutter Dschamila zum Besuch anlangen und erstere die Anwesenheit Tadsch-Ulmuluks erfährt. Die Mutter kehrt am folgenden Tage nach Hause, lässt aber auf bitten Rûh-afzâs Bakawali bei derselben für einige Tage zurück, so dass letztere vor ihrer Heimreise noch mit ihrem geliebten glückliche Stunden verlebt. Rûh-afzâ setzt dann ihre Mutter von dem Sachverhältniss in Kenntniss, welche sich dadurch gerührt fühlt und mit einem Bild Tadsch-Ulmuluks zu ihrer Schwester Dschamila begibt, so dass diese durch die ausserordentliche Schönheit desselben dazu gebracht wird, in die Verbindung ihrer Tochter Bakawali, also einer Fee, mit einem sterblichen zu willigen und auch die Beistimmung ihres Gemahls Firoz-Schah zu erlangen, worauf dann die Hochzeitfeier der liebenden in der Resi-

denz des letztern statt findet und beide sich demnächst in die Heimat Tadsch-Ulmuluks begeben, der nun mit seinen drei Gemahlinnen in Glück und Freude lebt. Da geschieht es aber, dass in einer Nacht der Gott Indra*, der über die Welt der Genien gebietet und vor dem alle Feen tanzen und singen, die Abwesenheit Bakawalis bemerkt und nach ihr fragt. Er erfährt den Grund derselben und, darüber höchst erzürnt, lässt er sie auf einem Wagen durch die Lüfte herbeiholen und, nachdem er sie streng zurecht gewiesen, ins Feuer werfen, damit sie den Geruch, der ihr in Folge ihres Umgangs mit einem sterblichen anhieng, verlöre und in Asche verwandelt würde. Auf diese wird dann Zauberwasser gegossen, so dass Bakawali ihr Leben und ihre frühere Gestalt wieder erhält und durch ihren Tanz und Gesang alle gegenwärtigen mit entzücken erfüllt, worauf sie zu Tadsch-Ulmuluk zurückkehrt und sich zu ihm legt. Dies wiederholt sich allnächtlich, ohne dass letzterer irgend etwas merkt, bis er endlich in einer Nacht beim erwachen ihre längere Abwesenheit wahrnimmt, obwol er vor Müdigkeit wieder einschläft. Zwar schweigt er hierüber am nächsten Tage, bleibt aber in der darauf folgenden Nacht wach, und als Bakawali von dem Wagen wieder abgeholt wird, ergreift er eins der Räder desselben und gelangt so in Indras Palast, wo er sich in einer Ecke verbirgt und alles sieht, was vorgeht, auch die Verbrennung und Wiederbelebung Bakawalis, worauf er ebenso mit ihr zurückkehrt, wie er gekommen war. Am andern Morgen berichtet er ihr das vorgefallene, und da er sie nun allnächtlich begleiten will, so stellt sie ihn lieber dem Gotte als geschickten Paukenschläger vor, und als solcher tritt er in den Dienst desselben. Durch den Tanz und das Spiel beider im höchsten Grade entzückt, gewährt Indra der Bakawali irgend eine Bitte, und sie begehrt mit dem Paukenschläger gehen zu dürfen. Er bewilligt ihr begehren, allein voll Zorn fügt er die Verwünschung hinzu, dass der untere Theil ihres Leibes zwölf Jahre lang in Marmor verwandelt bleibe. Kaum hat der Gott diese Worte geäussert, so tritt die Verwandlung ein, und Bakawali verschwindet aus dem Palast Indras, während auch Tadsch-Ulmuluk aus demselben hinausgeworfen wird und in einen Wald fällt, wo er erst am vierten Tage wieder zu sich kommt. Von vorüberziehenden Feen erfährt er, Bakawali befinde sich in einer bei Tage geschlossenen und nur bei Nacht geöffneten Pagode auf der Insel Ceylon, wohin jene ihn auch auf sein flehen bringen. Dort erkundigt er sich, wo die erwähnte Pagode ist, geht bei Nacht hinein und findet Bakawali, zu welcher er auch alle Nächte zurückkehrt, während er bei Tag die Stadt durchstreift. So geschieht es, dass Tschitrawat, die Tochter des

* Der Verfasser des Romans ist zwar ein Muselmann, nimmt jedoch keineswegs Anstand, auch indische Mythologie hineinzumengen.

Königs, ihn erblickt und sich sterblich in ihn verliebt. Da sie die freie Wahl eines Gemahls hat, so veranlasst sie die Eltern, um Tadsch-Ulmuluk zu werben, dieser jedoch widersteht und wird deshalb, als er eines Tages den aus seinem Schenkel hervorgezogenen wunderschönen Schlangenstein verkaufen will, als Dieb ins Gefängniss gesperrt, so dass er sich endlich gezwungen sieht, sich mit Tschitrawat ehelich zu verbinden. Da er nun aber jede Nacht in der Pagode bei Bakawali zubringt und seine neue Gemahlin sich darüber bei ihrem Vater beklagt, so lässt dieser die Pagode von Grund aus niederreissen und alle Trümmer ins Wasser werfen. Ein benachbarter Gärtner jedoch säet auf demselben Fleck Senf, und vom Genuss des daraus später bereiteten Oels wird seine bis dahin unfruchtbare Frau schwanger, worauf sie eine wunderschöne Tochter gebiert, welche Tadsch-Ulmuluk, der sie zu sehen bekommt, als die wiedergeborene Bakawali erkennt und sorgfältig erziehen heisst. Nach Ablauf der bestimmten zwölf Jahre der Verwünschung holt ein goldener Wagen und eine zahlreiche Feenschar Bakawali ab, und in Begleitung Tadsch-Ulmuluks und Tschitrawats begibt sie sich nach dessen Heimat, wo er den Rest seines Lebens mit seinen vier Frauen in Glück und Wonne hinbringt. Die Geschichte schliesst dann mit einem kleinen gleichfalls glücklich endenden Liebesroman Rûh-afzâs, in Betreff welcher letztern ich beiläufig auf ein Curiosum hinweisen will. Es wird nämlich von ihr gesagt, die Kühnheit ihres übrigens sehr begünstigten Liebhabers „ne plut pas à son naturel modeste"; an einer frühern Stelle heist es jedoch im geraden Gegensatz hierzu „la coquette Rûh-afzâ, qui connaissait les trente-six poses plastiques", womit auf das dem Sultan Tippo Saheb gewidmete Gedicht Bhûkbal des Ali Hassan aus Dekan angespielt wird und woraus also hervorgeht, dass Rûh-afzâ bei all ihrer *modestie* die Bulerin Kyrene, welche den Beinamen δωδεκαμήχανος führte, an wissen noch übertraf. Was aber den ersten Theil des in Rede stehenden Romans betrifft, wo Tadsch-Ulmuluk seinem blinden Vater das Gesicht wieder verschafft und seine Brüder ihres schändlichen benehmens überführt, so habe ich bereits früher bei anderer Gelegenheit in den Gött. Gel. Anzeigen 1870 S. 1421 darauf hingewiesen, dass er die Grundzüge eines ausgedehnten Märchenkreises enthält, zu welchem namentlich auch Grimm Nr. 57 „Der goldene Vogel" und Nr. 97 „Das Wasser des Lebens" gehören. Wie übrigens der Verfasser dem Stoff seiner Erzählung eine mystische Deutung zu geben versteht oder doch zu geben beabsichtigt, will ich an einem Beispiel zeigen, wo das trügerische Puffspiel der Bulerin Lakkha und das zunichtemachen desselben durch das Wiesel Tadsch-Ulmuluks auf folgende Weise ausgelegt wird. Lakkha selbst sagt nämlich zu dem Prinzen, nachdem sie seine Sklavin geworden und ihre frühere Lebensweise aufgegeben hatte: „Cher prince ... ton coeur, où Dieu réside, et qui est l'orne-

ment du trône, ce coeur qui sait distinguer l'esprit de la matière, s'il regarde néanmoins cet impur monde de boue, il verra la rouille s'appliquer au miroir de sa vue spirituelle, et de lumineuse qu'elle était, elle deviendra obscure. Lève-toi dès maintenant (pénétré de ces idées) et va t'enquerir du collyre qui rend la vue; cours à la recherche de la rose de ton ambition, mais évite les amusements que t'offrira sur ta route le monde artificieux. Il ne manquera pas de placer devant toi le damier de la ruse, et de te séduire au moyen du jeu de trictrac de la tromperie, en jetant les dés selon son désir, à l'aide du chat de l'erreur et de la souris du mensonge, en sorte que tu perdes tout d'un coup le capital de ton espoir; et alors il t'enfermera pour toujours dans sa prison. Mais si tu déconcertes le jeu talismanique de la prostituée de monde* avec la belette de la patience, cette courtisane, tant habituée qu'elle est à commander comme les empereurs et les puissants, deviendra ton esclave soumise. Elle voudra te séduire par ses charmes et par sa beauté, mais si tu lui resistes, il est certain que ta main cueillera la rose de ton désir, que tu rendras la vue à ton père et que tu reviendras délivrer tes frères". — Ausser den mystischen Auslegungen finden sich in dem Roman auch einige Fabeln oder Märchen eingeschoben, so (ch. 3) die von dem Brahmanen und dem Löwen, welcher Aes. Kor. 170 *Γεωργὸς καὶ ὄφις* entspricht; s. die Nachweise von Benfey zu Pantschat. 1, 118—118, von Oesterley zu Kirchhofs Wendunmuth 7, 73, Reinhold Köhler zu Laura Gonzenbachs Sicilian. Märchen, Nr. 69 u. s. w. Dass der in den orientalischen Versionen dieser Fabel erscheinende Baum, der sich über die ihm von den Menschen zu Theil werdende ungerechte Behandlung und Undankbarkeit bitter beklagt, sehr lebhaft an Ovids Nux erinnert, habe ich bereits anderwärts bemerkt. — Ein zweites Märchen findet sich im 9. Cap. und erzählt, wie eine Princesse, die ihre Mutter, um ihr das Leben zu retten, bei der Geburt für einen Sohn ausgegeben, als sie später sich verheiraten soll, sich von einem in sie verliebten Div für einige Zeit sein Geschlecht leiht, aber als sie es ihm später wiedergeben will, von ihm abschläglich beschieden wird, da er selbst in der Zwischenzeit schwanger geworden; s. hierüber Benfeys Pantschat. 1, 41 ff. Gleich hinter dem eben angeführten Märchen findet sich eine dritte Fabel, die „von dem Vogel und den drei Lehren", worüber Benfey a. a. O. S. 380, Oesterley zu Kirchhofs Wendunmuth 4, 34, Uhlands Schriften zur Dichtung und Sage 3, 101 ff.

Demnächst folgt bei Garcin de Tassy die Erzählung *Gul o Sanaubar, „Rose et Cyprès"*, die zuerst in der *Revue Orientale et Américaine,* Paris 1861, erschien und von welcher sechs hindustanische

* C'est-à dire du monde pareil à une prostituée. Elle dit ceci par allusion à sa conduite antérieure.

Versionen vorhanden sind; die vorliegende ist von Nem Tschand. In Betreff derselben bemerkt der Uebersetzer: „Le conte musulman dont je donne ici la traduction est instructif sous le point de vue ethnologique et il offre aussi un exemple frappant de l'application pratique de la doctrine du fatalisme dans le singulier dénouement qui le termine.“ Der Hauptinhalt ist folgender. In dem Lande Turkestan gab es einst einen König, Namens Kîmûs-Schah, dessen Tochter Mihr-anguez (d. h. Liebe erweckend) von ungemeiner Schönheit war, so dass zahllose Königssöhne sich um sie bewarben. Sie legte jedoch jedem derselben die Frage vor: „Was hat Gûl (Rose) dem Sanaubar (Cypresse, eig. Fichte) gethan?“, und da keiner von ihnen sie zu beantworten vermochte, so verloren sie sämmtlich nach übereinkommen ihr Leben, und ihre Köpfe wurden an den Zinnen des königlichen Schlosses aufgehängt. Auf diese Weise waren denn auch die sechs Söhne des Königs Schamschâd Lal-posch umgekommen, wodurch sich gleichwol der siebente, Namens Almâs, von der gefährlichen Unternehmung nicht abhalten liess, obschon er dabei vorsichtiger zu Werke gieng als seine Brüder, die er rächen wollte. Es gelingt ihm demgemäss in den Garten der Mihr-anguez einzudringen, wo er, wie ein Narr sich gebärdend und lachend und närrische Reden führend vor der Princesse erscheint, welche sich auf das heftigste in ihn verliebt und ihn der Obhut und Pflege ihrer Zofe Dilarâm übergibt. Auch diese wird von Liebe zu Almâs ergriffen und offenbart ihm, dass unter dem Throne der Mihr-anguez ein Mohr verborgen sei, der, aus der Stadt Wâkâf entflohen, bei ihr Zuflucht gefunden und ihr das Gûl und Sanaubar betreffende Geheimniss mitgetheilt habe. Almâs macht sich demnach alsobald auf den Weg nach der genannten Stadt und erfährt von einem Pîr (Derwisch), dass dieselbe im Kaukasus im Lande der Divs und Dschins liege, wohin der fromme Mann ihm auch den Weg angibt. Dieser führt rechts, wird aber von Almâs nicht eingeschlagen, der den gefährlicheren in der Mitte liegenden vorzieht. Bei der Zauberin Latifa angelangt, wird er wegen unerwiderter Liebe in einen Damhirsch verwandelt, von ihrer Schwester Dschamîla jedoch wieder in seine frühere Gestalt zurückversetzt, worauf ihm letztere zur Ausführung seines unternehmens ein dreifaches Geschenk macht; sie gibt ihm nämlich den Bogen und die Pfeile des Propheten Salîh, ein Schwert, welches den Namen „Scorpion des Salomon“ trägt, und endlich einen von dem weisen Taimûz verfertigten Dolch. So ausgerüstet und ausserdem noch von Dschamîla mit einem Feenrosse versehen, setzt Almâs seinen Weg fort, erschlägt unter Beistand eines riesigen Löwen, dem er Nahrung verschafft hat, einen furchtbaren Mohrenkönig, erlegt einen ungeheuren Drachen, der die jungen des Vogels Simorg in dessen Abwesenheit verzehren wollte, und wird hierauf von diesem aus Dankbarkeit über sieben Meere nach

der Stadt Wâkâf gebracht, auf welcher Fahrt er den wunderbaren Vogel mit den auf den Rath desselben mitgenommenen Stücken vom Fleische wilder Esel speist. In Wâkâf angelangt, erfährt Almâs, dass der König des Landes Sanaubar, seine Gemahlin aber Gül heisse und ersterer jeden hinrichten lasse, der den Namen Gül ausspreche oder sich nach ihr erkundige. Indess weiss Almâs sich die Gunst des Königs zu erwerben, indem er ihm eine von Simorg erhaltene Perle von unschätzbarem Werthe als Geschenk überreicht, und so ermuthigt, richtet er an ihn eines Tags die verbotene Frage, was Gül dem Sanaubar gethan habe, nachdem er sich jedoch zuvor sein Leben hatte zusichern lassen. Der König will anfangs nicht antworten, thut dies aber am Ende doch, indess nur unter der Bedingung, dass Almâs nach Befriedigung seiner Neugier den Kopf verliere. Auf des Königs Befehl wird demnächst ein Hund mit einem Halsband aus Edelsteinen, so wie eine wunderschöne, jedoch mit Ketten beladene Frau unter der Obhut von zwölf Mohrensklaven herbeigeführt. Vor dem Hunde breitet man einen prächtigen Teppich aus, setzt darauf die köstlichsten Speisen, während man vor die Frau auf einer Schüssel den Kopf eines Negers hinstellt und ihr dann auf einem schmutzigen Teller dás zu essen gibt, was der Hund übrig gelassen. Sie fängt bitterlich zu weinen an, und ihre Thränen verwandeln sich in Perlen; bald nachher wieder lächelt sie, und ihrem Munde entfallen Rosen. Auf seine wiederholte Frage erfährt nun Almâs von Sanaubar, dass diese Frau seine Gemahlin Gül sei, in deren Besitz er nach mancherlei Abenteuern und Gefahren gelangt war und die ihn, wie er glaubte, eben so innig liebte, wie er sie. In einer Nacht jedoch, als er zufällig aufwachte, bemerkte er, dass die Hände und Füsse der neben ihm ruhenden Gül eiskalt waren. Auf befragen erklärte Gül dies für die Folge der nach Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses vorgenommenen Abwaschung und gab auch einige Nächte später dieselbe Antwort. Sanaubar fasste deshalb Verdacht und erfuhr bei genauerer Nachforschung von einem Stallmeister, dass Gül allnächtlich, prächtig geschmückt auf einem oder dem andern seiner Leibrosse, welche an Schnelligkeit den Wind übertrafen, fortritt und erst gegen Morgen zurückkehrte. Um sich nun nicht durch den Hufschlag zu verrathen, wenn er ein Pferd bestieg, folgte Sanaubar ihr einmal des Nachts zu Fuss in vollem Laufe und in Begleitung des oben erwähnten Hundes und gelangte so an ein Haus, wo er Gül absteigen und hinein gehen sah. Bald darauf auch sah er, wie sie von den schwarzen Bewohnern des Hauses unter den heftigsten Misshandlungen wieder hinaus gejagt wurde, was sie jedoch ohne Widerstand und ohne Klage ertrug, indem sie sich nur mit dem langen wachbleiben des Königs, ihres Gemahls, wegen ihrer verspäteten Ankunft entschuldigte und dabei ihre innige Liebe für ihre Peiniger betheuerte. Endlich gelang es ihr, diese zu besänftigen, worauf sie

wieder ins Haus gelassen wurde und sich dort ihren Umarmungen hingab. Ausser sich vor Wuth stürzte Sanaubar auf die schwarzen los, von denen vier entflohen, während er den fünften packte; indess wurde er von Gül von rückwärts her zu Boden geworfen und seinem Gegner von ihr ein Dolch gereicht. Eben war letzterer im Begriff, Sanaubar den Todesstoss zu geben, als der treue Hund desselben ihm von hinten an die Kehle sprang und so seinem Herrn Gelegenheit schaffte, sich aufzuraffen und den schwarzen zu binden. Auch drei der entflohenen holte Sanaubar ein und machte sie zu gefangenen; der vierte jedoch entkam und befand sich nun in Sicherheit, unter dem Throne der Mihr-anguez verborgen. — Nachdem Almâs diese Erzählung vernommen und dann das Leben verlieren soll, entgeht er gleichwol diesem Schicksal, da Sanaubar ihm nicht auch zu sagen vermag, warum der vierte Mohr sich zu Mihr-anguez geflüchtet und diese ihm eine Freistätte unter ihrem Throne gewährt habe. Demnächst verbrennt Almâz eine von dem Vogel Simorg erhaltene Feder, worauf dieser erscheint und ihn über die sieben Meere zurück trägt. Der Prinz begibt sich nun zu Dschamîla, vermählt sich mit ihr seinem Versprechen gemäss und will dann ihre Schwester Latifa bestrafen, verzeiht dieser jedoch auf die Fürbitte Dschamîlas und bekehrt sie zum Islam. Alsdann setzt er seinen Weg nach der Stadt des Königs Kîmûz fort und löst daselbst die Räthselfrage der Mihr-anguez, nachdem er zuvor den Mohren unter dem Throne derselben hervor gezogen. Beide werden dann in seine Gewalt gegeben, und er kehrt mit ihnen in seine Heimat zurück, woselbst er den schwarzen von Rossen todt treten lässt, mit Mihr-anguez aber, die ihn ihrer noch unberührten Jungfräulichkeit versichert und von ihm noch immer geliebt wird, sich unter Beistimmung seines Vaters vermählt.

Ueber den Inhalt dieser Erzählung s. Benfey Pantschat. 1, 445 ff. und meine Bemerkungen dazu in dessen Orient u. Occid. 2, 94 ff., deren letzter auf den Simorg und Almâs bezüglicher Theil sich leicht noch erweitern liesse; ich verweise nur auf das von mir in den Gött. Gel. Anz. 1865 S. 1190 f. angeführte. Im übrigen will ich nur noch folgende zwei Bemerkungen hinzu fügen. Auf den Zinnen der Schlossmauern der Princesse Mihr-anguez nämlich sah man, wie es in dem Roman heisst, die abgeschlagenen Köpfe ihrer Freier, denen es nicht gelungen war, ihre Aufgabe zu lösen. Dies ist ein in zahlreichen Erzählungen vorkommender Zug (s. z. B. Haupts Ztschr. 3, 51 Anm. Svend Grundtvig, Danmarks Gamle Folkeviser 4, 51—54 u. s. w.), und hebe ich ihn nur deswegen hervor, um auch auf ein classisches Beispiel dieser einst wahrscheinlich allgemeinen (nicht sagenhaften) Sitte des tödtens derer, die eine nach übereinkommen übernommene Aufgabe nicht zu lösen oder auszuführen vermochten, hinzuweisen, nämlich auf das des Oenomaos und

seiner Tochter Hippodamia; auch Pelops sah die Köpfe seiner besiegten Vorgänger über dem Thor des erstern; s. Jacobi, Mythol. Wörterb. S. 717; vgl. auch F. W. Bergmann, Les Chants de Sôl (Sôlar liod) etc. Strasb. et Paris 1858 S. 156 ff. Ferner will ich erwähnen, dass die Vorstellung von einem parîsâd („à la lettre fils de fée; c'est à dire fée du sexe masculin" S. 440) sich auch in dem neapolitanischen und sicilischen Volksglauben findet, wo ein solcher Feensohn fato (masc. von fata) heisst.

Der letzte der von G. de T. mitgetheilten Liebesromane heisst *Hir o Ranjhan*, zuerst erschienen in der *Revue d'Orient, de l'Algérie et des Colonies,* Paris 1857. Aus den einleitenden Worten führe ich folgendes an. „Parmi les oeuvres littéraires récemment (1848) publiées à Dehli et accueillis avec le plus d'interêts par les lecteurs indiens on distingue la singulière légende penjabienne de *Hir o Ranjhan,* écrite en prose entremelée de vers par Macbûl, écrivain musulman. Ce n'est pas que cette légende, qui, par le nom de l'héroïne, nous rappelle celle de Héro et de Léandre, avec laquelle elle n'a cependant aucun rapport, soit remarquable par d'intéressantes aventures, par des incidents inattendus et de singulières conjonctures. Le récit est de la dernière simplicité, ainsi qu'on en jugera facilement par ma traduction, abrégée par des coupures et des analyses; mais il a une véritable valeur littéraire et ethnologique, à cause des descriptions détaillées qu'on y trouve revêtues du costume de l'Orient, tantôt avec la rime, tantôt avec le rhythme, quoiqu'en prose, et par le luxe des citations arabes, persanes, urdues et hindies." Man ersieht also unter anderm aus dem vorstehenden, dass die vorliegende Erzählung von Hir und Randschan keineswegs der von Hero und Leander entspricht, wie G. de T. nach einem kurzen Citat in dem topographisch-historischen Werke des Afsos Arâisch i mahfil (die Zierde der Versammlung) durch den Gleichklang der Namen Hir und Hero verführt, in der Vorrede zu Kâmrûp et Kala annahm*, woraus diese irrthümliche Ansicht in mancherlei an-

* Eine, obgleich sehr ferne, Aehnlichkeit mit der Geschichte Heros und Leanders gewährt dagegen ein Gedicht des zu Anfang dieses Jahrh. noch lebenden Mîr Takî in hindustanischer Sprache. Es trägt den Titel Schuala-i ischc (Die Flamme der Liebe) und erzählt, wie ein junger Mann sich in ein Mädchen sterblich verliebt und von dieser wieder geliebt wird, die Eltern derselben jedoch diese Liebe nicht billigen. Sie lassen sie daher einstmals bei Nacht zu einer fernen verwandten bringen, wobei sie über einen Strom setzen muss. Eine sie begleitende Zofe, die den Absichten der Eltern Vorschub leisten will, veranlasst den liebenden, der ihnen nachfolgt und den sie durch falsche Hoffnungen zu täuschen weiss, mit ihnen in den Kahn zu steigen, worauf sie wie zufällig einen Pantoffel ihrer jungen Gebieterin in den von einem plötzlichen

dere und zwar auch deutsche Werke übergieng, s. z. B. v. d. Hagen, Gesammtabent. Bd. I S. CXXVIII f., Grässe, Sage vom Ritter Tannhäuser und Ewigen Juden 2. Auflage S. 15 u. a. In der Erzählung heisst es nun, dass ein vornehmer Mann in der Hauptstadt des Pendschab, Namens Aftâb Râêh, sieben Söhne besass, von denen der jüngste, Didhû, mit dem Beinamen Randschan (verliebt), die zahlreichen Büffelherden seines Vaters hütete und in Folge der Schilderung, welche einige Fakirs ihm von der Schönheit Hirs, der Tochter eines reichen Einwohners einer andern Stadt des Pendschab, machten, sich in diese sterblich verliebte, so wie diese gleichfalls in ihn, den sie im Traume gesehen. Da sie zufällig erfuhr, wo Randschan sich aufhielt, so schrieb sie ihm einen Brief, der ihn in einem Walde antraf, wohin er sich zurückgezogen, nachdem ihn seine Brüder wegen Vernachlässigung seiner Obliegenheiten von Hause vertrieben hatten. Er begibt sich alsdann zu Hir, wobei er fast in dem Flusse Tschinab das Leben verliert, und tritt dann durch Vermittelung seiner geliebten als Hirte bei ihrem Vater Tschûtschak in Dienst. Ihre Liebe wird jedoch letzterem verrathen, und ihre Brüder schicken daher eines Tages Randschan mit seiner Herde in einen mit wilden Thieren angefüllten Wald, wo er zwei ihn anfallende Löwen tödtet, deren Schweife und Ohren er als Trophaeen aufbewahrt. Vorüberziehende Hirten bringen die todten Thiere zu Tschûtschak und berichten ihm den Tod Randschans, den sie aber durch Erlegung der Löwen gerächt hätten. Aus der Verzweiflung, in die Hir in Folge dessen versinkt, zieht sie zunächst allerdings die Rückkehr ihres geliebten, welcher überdies wegen seiner Heldenthat, die er durch Vorzeigung der Siegeszeichen bestätigt, von Tschûtschak reiche Geschenke erhält; gleichwol wird sie auf Antrieb der Brüder einem andern Freier vermählt. Randschan jedoch entflieht mit ihr, und niemand hat je erfahren, was aus ihnen geworden.

Ehe ich diese Erzählung verlasse, will ich aus der oben erwähnten Stelle des Arâisch i mahfil nach G. de T. noch anführen, dass an den Ufern des Tschinab, in dem Randschan, wie wir gesehen, fast ertrank, im Munde des Volkes noch viele Lieder leben,

---

Sturmwind aufgerührten Strom fallen lässt und den Jüngling auffordert, denselben wieder heraufzuholen; ohne Verzug auch springt er in die Wellen, wird aber alsbald von ihnen verschlungen. Nicht lange darauf kehrt das Mädchen zu ihren Eltern zurück und an derjenigen Stelle des Stromes angelangt, wo ihr geliebter das Leben verloren, stürzt sie sich gleichfalls hinein und findet darin den gesuchten Tod. Herbei gerufenen Fischern gelang es erst nach längerer Zeit, die Leichen der treuen liebenden den Wogen zu entreissen, und als man sie endlich auffand, hielten sie einander fest umschlungen. S. Garcin de Tassy, Hist. de la Littér. hindoui et hindoust. 2, 532 ff., vgl. 1, 344.

welche die Geschichte der treuen liebenden Hir und Randschan besingen. Demnach ist es auch fast gewiss, dass letzterer Beiname, nämlich Randschan (der verliebte), dem Dîdhû vom Volke erst beigelegt wurde, als er durch seine Liebesschicksale berühmt geworden war, wobei man an den auf gleiche Weise berühmten, halb sagenhaften portugiesischen Dichter Macías el enamorado denkt, über welchen man die eingehende Untersuchung des Grafen Puymaigre in *La Cour littéraire de Don Juan II*, *roi de Castille,* Paris 1875, II, 55—71 nachsehen kann.

Da Macbûl, der Verfasser von Hir und Randschan, zugleich mit dieser sagenhaften Erzählung und in demselben Bande auch noch eine andere gleichartige, nämlich die Liebesgeschichte Sacis und Panûns, herausgegeben hat und dieses bereits oben von mir erwähnte Liebespaar in Indien nicht minder berühmt ist als jenes erstere, so will ich von der Geschichte desselben den in Garcin de Tassys *Hist. de la Littér. hindoui et hindoustani* gegebenen Abriss hier folgen lassen. Einem vornehmen Hindu wurde nämlich nach langer Kinderlosigkeit endlich eine Tochter geboren, die wegen ihrer wunderbaren Schönheit den Namen Saci (Mond) erhielt. Da die Astrologen bei ihrer Geburt wahrsagten, sie werde einmal einen Muselmann heiraten, so beschloss ihr Vater, um diesem Unglück vorzubeugen, sie zu tödten und warf sie auch wirklich in einem Kästchen in den Fluss. Aus diesem wurde sie jedoch durch einen Kleiderwäscher gerettet und, da er keine Kinder besass, auch von ihm auferzogen. Als sie nun gross geworden war und eines Tages vorüberziehende Kaufleute ihre ausserordentliche Schönheit wahrgenommen hatten, erzählten diese von derselben bei ihrer Heimkehr dem Panûn, Sohn des Statthalters ihrer Provinz, einem Muselmann, der, durch das vernommene von Liebe entbrennend, sich ohne Verzug verkleidet auf den Weg machte, bei dem Pflegevater Sacis in Dienst trat und nicht lange nachher auch, nachdem er ihre Gegenliebe gewonnen, sie heiratete. Sobald indess Panûns Vater davon Kunde erhielt, liess er ihn in einer Nacht durch zwei andere seiner Söhne mit Gewalt entführen und wieder zurückbringen, worauf Saci voll Verzweiflung seinen Spuren zu folgen beschloss. Unterwegs geschah es, dass, als sie eines Tages vor Durst und Ermattung zu Boden sank, eine Quelle wunderbarer Weise neben ihr aus der Erde hervor sprudelte und sie so ihren Weg neu belebt fortsetzen konnte. Allein bald nachher wurde sie von einem Schäfer angefallen, der ihr Gewalt anthun wollte, und da sie zuvor um einen Trunk bat und er ihn zu holen fortgieng, so flehte sie zu Gott um Hilfe in ihrer vielfachen Noth und blieb nicht unerhört; denn der Berg, auf dem sie sich befand, öffnete sich zu ihren Füssen, nahm sie in sich auf und schloss sich dann wieder über ihr, so dass nur ein Zipfel ihres Gewandes sichtbar blieb. Inzwischen aber hatte sich Panûn wieder

auf den Weg gemacht, um sie aufzusuchen, und als er zu dem Orte kam, wo sie versunken war, flehte er zu Gott um eine gleiche Gunst und sah auch wirklich sein Gebet alsbald erhört; denn auch ihn nahm der Berg in seinen Schoss auf.

Das bei G. de T. in den *Allégories* auf *Hir et Ranjhan* folgende Stück ist überschrieben *La Légende de Sakuntala* und kam zuerst heraus in der *Revue Orientale,* Paris 1852. Es ist bekannt, dass Kalidasa den Stoff seines berühmten Dramas einer Episode des Mahâbhârata entnommen hat; in Betreff seiner in Rede stehenden Uebersetzung aber bemerkt G. de T.: „Nous croyons être agréable à nos lecteurs en leur faisant connaître ce même épisode d'après la version hindouie du Mahâbhârata de Gokulnâth, excellente quoiqu'un peu abrégée. Nous nous flattons même que notre traduction, qui est littérale et que nous croyons fidèle, servira à éclaircir quelques passages obscurs du texte original, mal compris par les traducteurs.“ Ausserdem gibt es noch vier oder vielleicht noch mehr hindustanische Bearbeitungen des nämlichen Stoffes in Erzählungsform; da jedoch letzterer hinlänglich bekannt ist und das Hauptinteresse der hier gebotenen Version darin beruht, dass man daraus die Abweichungen des Dramas von der betreffenden Episode des Originalepos, so wie die Treue und Genauigkeit in der Wiedergabe der letztern erkennen kann, so darf ich wol zum Zweck der Vergleichung auf G. de T. selbst verweisen, da ein Auszug jene Puncte nicht genügend erkennen lassen dürfte, und wende mich zu den

Chants populaires de l'Inde, zuerst erschienen in der *Revue Contemporaine,* Paris 1857. Die Verfasser von Volksliedern sind, wie G. de T. ganz richtig bemerkt, gewöhnlich unbekannt; allein in Indien ist dies nicht ganz der Fall; denn eine grosse Zahl derselben stammen von berühmten Schriftstellern her, wie z. B. von Tulcîdas, dem Verfasser eines Râmâyana, das ebenso geschätzt und populärer ist als dás Valmikis, ferner von den Stiftern der Secte der Sikhs, Kabîr und Nanak, dem blinden Surdâs, den Muselmännern Chusro, Walî, Sodâ u. s. w. Chusro lebte im 13. Jahrhundert, und auch noch ältere Volkslieder sind vorhanden; ja, unter den Radschputen hat man deren, die noch über das 12. Jahrhundert hinaus gehen, aber leider nur noch in geringen Fragmenten vorhanden sind. G. de T. hat die von ihm mitgetheilten Lieder in drei Classen geordnet, religiöse und mythologische, erotische und erotisch-mystische und endlich ethnologische, die sich auf irgend welche indische Sitten und Gebräuche beziehen. Die beiden ersten dieser Classen theilen sich wieder in hinduische und muhamedanische Lieder, während die indischen Carnevallieder von beiden Religionsparteien gesungen werden, ebenso wie die Lieder, die bei Hochzeiten, Geburten u. s. w. in Gebrauch sind. Alle diese Lieder hat G. de T. seiner Gewohnheit nach in Prosa wiedergegeben. Die Carnevallieder heissen holî oder

hori, von dem Namen des Festes, ferner phâg, von dem Namen des Monats, in welchem es gefeiert wird (ein Theil des Februar und März); sie heissen auch dhamâl und damarî; letztere kennzeichnen sich besonders durch ihre Ausgelassenheit. Die Belustigungen, welche diese holî begleiten, arten oft aus und bestehen besonders darin, dass man einander vermittels eines Blasrohrs feines Weizenmehl und roth oder gelb gefärbtes Kalksteinpulver anbläst oder mit gelb gefärbtem Wasser bespritzt. Letzteres heisst rang, das Pulver abîr, gulâl und phâg; auch die Spiele, so wie die kleinen Geschenke an Blumen, Früchten, Zuckerwerk u. s. w., welche Eheleute und Brautpaare bei dieser Gelegenheit einander machen, heissen phâg. Hier ein Beispiel eines holî. „Ici, des femmes saisissent par son turban le maître du harem et lui demandent les cadeaux du holî. D'autres s'approchent de lui et, d'un air malin, lui parlent à l'oreille. Plus loin, une belle entonne le chant du phâg, tandis qu'une autre n'hésite pas à faire entendre le chant licencieux nommé dhamarî. Celle-ci présente à son époux une coupe de sa jolie main, celle-là lui jette au visage de la poudre rouge, nommée gulâl, dont elle a rempli le pan de sa robe. Toutes le séringuent avec de l'eau teinte de safran, l'entourent en frappant des mains et agitant sur lui des baguettes ornées de fleurs."

Von den Hochzeitliedern gibt G. de T. nur wenige Beispiele, da sie gewöhnlich einen sehr fescenninischen Charakter tragen. Es folgen dann noch Lieder in Bezug auf Gegenstände, die Indien und seiner Natur eigen sind, wie die Bayaderen, Wasserträgerinnen, die Regenzeit u. s. w., so weit sie G. de T. bekannt geworden, wozu jedoch die historischen nicht gehören, obwol deren besonders in Centralindien eine grosse Menge vorhanden sind. Bei dieser Gelegenheit führt G. de T. nach Tod, *Travels in Western India* an, dass es in der alten Zeit eigene Barden (bardai) gab, welche von einem besondern Platze aus die Krieger während des Kampfes durch ihre Schlachtlieder (kar-khâ) anfeuerten. Man erinnert sich hierbei der Skalden in der Schlacht bei Stiklestad, wie sie die Sage von Olaf dem Heiligen so lebendig schildert; s. Olafss. helga c. 192.

Die letzte Abtheilung der Sammlung bilden die *Extraits du Taj Uttawarikh ou „la couronne des chroniques" par Saad Eddin;* sie erschienen zuerst in Michauds *Bibliothèque des Croisades*. T. III. Das Werk dieses türkischen Geschichtschreibers, der auch unter dem Namen Chodscha Effendi bekannt ist und im J. 1600 starb, enthält die Geschichte der zwölf ersten Sultane, ist aber noch nicht ganz gedruckt und nur in Bruchstücken bekannt, zu denen auch die fünf vorliegenden gehören. Sie enthalten 1) *La Prise d'Abydos* (1327 n. Chr.), welche Eroberung durch den Verrath der Tochter des byzantinischen Befehlshabers, die sich in einen jungen Türken

verliebte, statt fand; 2) *La Bataille de Varna* (1444); 3) *La Prise de Constantinople* (1453); 4) *La Description de Constantinople,* in welcher Saad Eddin auch eine Sage erzählt, wonach zwei Jahre nach der Thronbesteigung des Kaisers Justinus die Kuppel der von seinem Oheim Justinian erbauten Sophienkirche einstürzte und mehr als vierhundert Menschen, darunter den Patriarchen von Constantinopel unter ihren Trümmern begrub. Als nun Justinus darüber den Baumeister Agnadius heftig zur Rede stellte, so schrieb dieser die Ursache des Unfalls dem Kaiser Justinian zu, weil er trotz aller Vorstellungen die Kuppel fünf Fuss höher, als die Regeln der Baukunst es gestatteten, habe machen lassen, und zwar ehe das Grundgebäude noch gehörig trocken war. Justinus schien durch diese Vertheidigung des Agnadius zufrieden gestellt und liess die Kuppel wieder aufbauen; da jedoch gerade zu jener Zeit die Statue seines Oheims auf der dazu bestimmten Säule errichtet werden sollte, so benutzte er diese Gelegenheit, um seine keineswegs erloschene Rachlust zu befriedigen, und befahl dem Baumeister, selbst auf die Säule zu steigen und die Statue aufzustellen, liess dann aber alsbald die Leitern fort nehmen, damit Agnadius dort oben dem Hungertode preisgegeben bliebe. Schon hatte letzterer auf alle Lebenshoffnung verzichtet, als seine Frau jammernd am Fusse der Säule erschien, so dass Agnadius ihr einen Zettel zuwerfen konnte, worin er sie anwies, in der darauf folgenden Nacht ein mit Pech und Naphtha eingeschmiertes Tau dorthin zu bringen. Dies geschah, und Agnadius machte aus den Fäden seines Obergewandes ein Seil, das er herabliess und an dem er das von seiner Frau daran befestigte Tau zu sich emporzog. Dieses schlang er um das Capitäl der Säule und liess sich alsdann selbst daran herab, nachdem er seine Kleidung und seinen Turban so aufgestellt, dass man ihn noch immer oben glauben konnte. Er steckte hierauf das Tau in Brand, zog eine Mönchskutte an und floh aus der Stadt. Neun Jahre später zurückgekehrt, gieng er in ein Closter, und als der Kaiser eines Tags dasselbe besuchend den ihm unbekannten Mönch erblickte und ihn nach Namen und Heimat fragte, offenbarte sich ihm Agnadius im Vertrauen auf seine Gnade und täuschte sich darin auch nicht; — endlich 5) *Les Aventures du prince Gem.* Dies ist der auch Zizim genannte Bruder Bajazets II, der nach einer verunglückten Empörung nach Rhodus zu dem Grossmeister (Pierre d'Aubusson) floh, bis er endlich nach mancherlei Schicksalen dem Papst (Alexander VI) in die Hände fiel, der ihn aber, wie hier erzählt wird, dem König von Frankreich (Karl VIII) ausliefern musste, allein, um sich an letzterm zu rächen, den unschuldigen Prinzen vergiften liess, so dass dieser am 29. dschumazi-ul-evel (24. Febr. 1494) im Alter von 34 Jahren zu Neapel seinen Geist aufgab. Er starb als guter Muselmann, und auch sein einbalsamierter Leichnam wurde vom König von Frankreich in seine

Heimat geschickt, wo er auf Befehl Bajazets zu Adrianopel neben dem Grabe des Sultans Murad seine Ruhestätte erhielt.

Hiermit schliesst der vorliegende Band, der mir Gelegenheit gegeben hat, hier einige anziehende orientalische Geistesproducte in mehr oder minder eingehenden Analysen und Andeutungen dem Leser vorzuführen, so dass dieser sich dadurch vielleicht veranlasst fühlen wird, nähere Belehrung und mehr Unterhaltung in der Arbeit des berühmten französischen Orientalisten selbst zu schöpfen.

Lüttich. Felix Liebrecht.

Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland, von Dr. phil. Felix Bobertag, Docenten der Universität Breslau. Erste Abtheilung. Bis zum Anfange des XVIII. Jahrhunderts. Erster Band. — Erste Hälfte. Breslau 1876, Gohosorsky.

Wir haben hier den ersten Halbband eines weit ausschauenden unternehmens vor uns, dessen Ausführung des vasten und oft wenig ansprechenden Stoffes wegen neben langjährigen vielverzweigten Vorarbeiten in den verschiedenen modernen Litteraturen auch viel Selbstverleugnung verlangt. Der Hr. Verf. ist an seine grosse Aufgabe im bewusstsein der Schwierigkeit herangetreten, und die erste Probe verspricht eine gründliche Förderung unserer Kenntnisse. Dem Werke sind im Laufe der letzten Jahre kleinere Abhandlungen vorausgegangen: eine Inhaltsangabe der Wickramschen Romane, über die Simplicianischen Schriften, über Wielands Romane; kleine Studien, die nach Inhalt und Methode zu manchem Widerspruche reizen.

Den Ausführungen des Verfs. in diesem ersten Theile prüfend nachzugehen ist in einer kurzen Rec. unmöglich, möglich überhaupt nur für den, der das vereinzelte, zerstreute Material vereinigen und überschauen kann, was ich mir nicht anmasse. Sind die meisten von uns so in vielen Fällen angewiesen, vor der Hand eigener Kritik uns zu entschlagen, so muss uns die ruhige, nüchterne Besonnenheit Bobertags besonders lieb sein, und so kann ein Mangel bisweilen fast wie ein Vortheil erscheinen. Es fehlt nämlich dem Werke entschieden eine ideenreiche, nach grossen Gesichtspuncten combinierende Durchdringung der ganzen Entwicklung, etwa im Stile von Gervinus, Bilder, bedeutende Züge; es „registriert in catalogum" trocken die Einzelerscheinung. Weiter vermisse ich ein eingehen auf die Technik, Sprache und Stil und deren Entwicklung. Ich kann nur hoffen, dass solche leider gewöhnlich vernachlässigte Untersuchungen den folgenden Lieferungen nicht ebenso gebrechen.

Dagegen hat Verf. mit Recht neben der Praxis auch die Theorie des Romans herangezogen, wie dies für die ganze Litteratur zuerst

und umfassend Koberstein that. Die Einleitung setzt sich aber zu sehr aus Excerpten zusammen; ein mehr raisonnierendes Referat würde willkommener sein. Ich will gleich hier den Wunsch aussprechen, die Exclusivität den anderen Gattungen gegenüber möchte nie zur Verkennung der Wechselbeziehungen führen. So berührt sich gleich die ältere Theorie des Romans in mehreren Hauptpuncten mit der der Tragoedie (zu S. 11). Opitz und seine Nachfolger, die allerdings den Roman kurz und unoriginell abthun, sind übergangen.

Einiges über den alten Roman wird nach E. Rohdes Geschichte des griechischen Romans zu modificieren sein. Auch vermisst man in dem ersten Abschnitte eingehendere Angaben über das Mittelalter, dessen epische Dichtungen die Periode des Uebergangs zur neuen Zeit comprimiert zusammenzufassen suchte. Ferner sind z. B. im Meier Helmbrecht Motive, die wir bei Wickram wiederfinden. Wielands Schriftstellerei lässt sich in mancher Beziehung mit der der höfischen Epiker zusammenhalten, vgl. Scherer QF. XII, 143 f. Warum der Weißkunig nicht besprochen wird, ist mir nicht klar (vgl. S. 225). Es kommt doch nicht lediglich darauf an, wann ein Werk publiciert wird; wenn auch ohne unmittelbare Wirkung, muss es nach Entstehung und Zusammenhang eingereiht werden.

Bobertag behandelt hier der Reihe nach die Einführung der französischen Ritterbücher und italienischen Novellen, die Prosaschwänke, die Volksbücher mit den verwandten Erscheinungen.

Die Disposition könnte an mehreren Stellen fester und geschlossener sein. Das ist mir namentlich bei den Sieben weisen Meistern, den Novellen und Facetien aufgefallen. Beiläufig, recht schade ist es, dass Liebrecht-Dunlop nicht auch die Uebertragung der Motive in die Fastnachtspiele und ferner über Lafontaines Contes et nouvelles en vers hinaus in die deutsche poetische Fabel und Erzählung kurz behandeln. Auch lässt sich an der Verfolgung eines Stoffes trefflich die Entwicklung der Technik zeigen.

Bebel ist etwas flüchtig behandelt. Das Rollwagenbüchlein wird Bobertag wol nochmals berühren. Neues Licht fällt auf Lindener und Schumann (Archiv VI, 129—149). Durchweg verdient die Belesenheit des Verfassers und die gründliche Sachkenntniss, mit der fremde Einflüsse und Entlehnungen nachgewiesen werden, sowie die bibliographischen Data alles Lob. Ueber den Gehörnten Siegfried haben wir von Bobertag selbst und von anderer Seite eigehendere Aufschlüsse zu erwarten. Eine zusammenfassende Darstellung der Genovefalitteratur wird Dr. Seuffert in Würzburg liefern. Beim Eulenspiegel möchte ich auf die Berührung mit der Satire auf alle Stände hinweisen. Gerade dieser Abschnitt ist wegen der eingehenden Revision der Ansichten Lappenbergs der Beachtung werth. Dagegen ist ein weitläufiger Auszug aus den Schildbürgern und dem Faust-Buche ganz unnöthig. Ueber-

haupt hat mich die Besprechung des Faust-Stoffes nicht befriedigt, die nicht nur kaum etwas neues bietet, sondern auch eine tiefere Erfassung dieser Ausgeburt der Humanisten- und Reformationszeit vermissen lässt. Auch dem Ewigen Juden sind nur ein paar flüchtige Worte gewidmet, während der salzlose blödsinnige Clausnarr einen breiten Raum einnimmt und auch durch längere Proben vertreten ist.

Dass Bobertag nach jedem grösseren Abschnitte eine Reihe solcher Proben gibt, ist im Princip ganz gerechtfertigt. Nur muss gerade hierin eine scharfe Begrenzung gewahrt und minder wichtiges oder leicht zugängliches Material (z. B. aus den Publicationen des Stuttgarter Literar. Vereins) fern gehalten werden. Die Mittheilung aus seltenen, schwer erreichbaren Werken, wie Katzipori, ist recht dankenswerth. S. 160 und in ähnlichen Fällen könnte der kundige Verfasser leicht in einer Anm. die verwandten erzählenden und dramatischen Behandlungen notieren.

Zum Schlusse sei dem fleissig angelegten Werke ein rüstiger Fortgang gewünscht. Erich Schmidt.

Johann David Beil. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Von A. Scholtze. (Mittheilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte. I. Jahrbuch für 1873—75. Chemnitz. Commissionsverlag von O. May's Buchhandlung. E. Roeder. 1876. S. 173—235.)

Als das alte Vorurtheil gegen den Schauspielerstand, derselbe sei unehrlich, längst seine Schärfe verloren hatte, existierte noch lange Zeit hindurch gleichsam ein litterarisches Interdict, welches die Mitglieder jenes Standes nahezu vervehmte; die ganze ungemein reichhaltige dramaturgische Litteratur aus der letzten Hälfte des vorigen und der ersten des 19. Jahrhunderts war für sonst sehr ernste wissenschaftliche Forscher so gut als nicht vorhanden. Exempla sunt odiosa; aber leicht wären Beispiele anzuführen, wo gewisse Biographen gewisser Bühnendichter, von denen man doch glauben sollte, sie wären auf die mit den Schicksalen ihrer Helden parallel laufende theatergeschichtliche Litteratur mit zwingender Nothwendigkeit hingewiesen worden, gleichwol in der Irre tappen und sich in unfruchtbaren Muthmassungen abschweifend ergehen, während das gute, das richtige so nahe lag — nur, dass sie es nicht zu finden wussten. Wer die Hamburgische Theatergeschichte von Schütze und Meyers so vielfach lücken- und mangelhaftes Buch über Schröder studiert und benutzt hatte, der glaubte schon ein tief eingehendes Quellenstudium betrieben zu haben; im übrigen verliess man sich auf Eduard Devrients zu unverdientem Ansehen gelangtes Werk,

welches — einzelner Vorzüge ungeachtet — doch im Detail von einer so erschreckenden Unzuverlässigkeit ist, dass z. B. in dem Abschnitte über Ekhof (also den „Vater der deutschen Schauspielkunst“, der mit besonderer Sorgfalt behandelt sein sollte!) nahezu jegliche thatsächliche Angabe mehr oder weniger irrig ist. Was soll man dazu sagen, wenn der Historiker der deutschen Bühne einer so hervorragenden Erscheinung wie Corona Schröter einen ganz frei erfundenen Vater andichtet! Wie soll man eine Anmerkung gleich der auf S. 249 des 2. Bandes qualificieren: Goethe habe im Sommer 1771 an Gotter nach Wetzlar den „Götz“ mit der bekannten Epistel „in altdeutschen Versen“ gesendet, damit das Drama von Ekhofs Truppe aufgeführt werde! — Irrungen wie diese haben auf das Beiwort „menschlich“ keinen Anspruch mehr; es gibt verzeihliche Versehen, aber es gibt auch solche, welche eine unabsehbare Fernsicht in die crasseste Unwissenheit eröffnen. Leider wimmelt Devrients Werk von den letzteren, und gewiss ist es gut, wenn an einer Stelle, wie diese, für den wissenschaftlich-ernsten Forscher der gute Rath ausgesprochen wird, sich von Devrient nicht irre leiten zu lassen, sondern jede seiner Angaben ohne Ausnahme streng zu prüfen.

Auf der andern Seite ist zuzugeben, dass es höchst schwierig ist, die Kenntniss jener alten Theaterzustände aus den Quellen zu erwerben. Leider haben fast alle öffentlichen Bibliotheken — man wird vielleicht sogar sagen dürfen: alle — es versäumt, rechtzeitig, planvoll die gerade besonders interessante und wichtige Flugblattlitteratur zu berücksichtigen, welche sich um bestimmte Ereignisse der Theatergeschichte gruppiert. Auch kleinere Schriften fehlen häufig da, wo man sie zu allererst suchen sollte; die (Wagenseilsche) „Unparteiische Geschichte des Gothaer Hoftheaters“ ist z. B. in Gotha nicht vorhanden. Aus Schröders Glanzzeit habe ich mit wesentlicher Unterstützung und nicht dankbar genug anzuerkennender Förderniss meines Freundes Dr. F. A. Cropp in Hamburg wol an die 90 Titel von Flugschriften zusammengebracht, von denen Meyer keine einzige nennt; weder die Hamburger Stadt- noch die dortige Commerzbibliothek besitzt die Sammlung vollständig; ich selbst habe bis jetzt nur etwa den dritten Theil auftreiben können, denn die Erwerbung dieser Dinge ist uns nachlebenden um so schwieriger, als man meist über den Titel nur ungenaue Angaben machen kann, da selbst Kaysers grosser „Index“ von der Litteratur dieser Gattung nicht den zehnten Theil erwähnt. Spät, sehr spät erst hat man an vielen Orten die Wichtigkeit des sammelns von Theaterzetteln erkannt; noch heute fehlt — wie der geehrte Herr Herausgeber d. Zschr. aus amtlicher Kunde bestätigen wird — einer Bibliothek von dem Range der Dresdner die vollständige Serie der Berliner Bühnenalmanache! Und nach der einst hochwichtig gewesenen Cleveschen Theaterzeitung — dem Organ einer jüngeren, sporenklirrend in die Arena

gesprungenen Generation, Tummelplatz der kritischen Ergüsse eines Grossmann, H. A. O. Reichard u. Gen. — habe ich bei etwa einem Dutzend Bibliotheken vergebens gefragt, so dass ich das nutzlose suchen endlich missmuthig aufgab.

Die ganze Trostlosigkeit dieser Zustände muss man sich vor Augen halten, wenn man dem Verdienste gerecht werden will, welches sich ein Forscher wie A. Scholtze durch seine Biographie J. D. Beils, des Schauspielers und Schauspieldichters, erworben hat. Er nennt sie mit Recht einen „Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters"; auch die Kritik muss hervorheben, wie wol gelungen der „Kurze Rückblick auf den Zustand des deutschen Theaters im vorigen Jahrhundert" ausgefallen ist, den der Verfasser uns thun lässt. Ein wesentlicher Vorzug seiner Arbeit beruht gerade auf der fesselnden Frische dieses „Rückblicks"; der Hintergrund des Portraits von Beil ist mit einer solchen Liebe und Sorgfalt ausgemalt, dass jener uns häufig weit mehr interessiert als der Beilsche Charakterkopf selbst. Das allgemeine hat Scholtze trefflich vorgetragen; Beil im besonderen, als Individuum, hebt sich von diesem Hintergrunde oft nicht deutlich genug ab — wobei allerdings sofort auf die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit hingewiesen werden muss, die Gestalt gerade eines Bühnenkünstlers lebensvoll abzurunden, einen todten Schauspieler, so zu sagen, aus dem Grabe zu beschwören und sein vermodertes Gebein mit Fleisch zu umkleiden. Den Vertretern keines Standes gegenüber hat die Kunst des Biographen eine so schwere Aufgabe, wie gegenüber Bühnendarstellern: „hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab," und der nicht aus eigener Anschauung urtheilende kann die widerspruchsvollen Angaben, an die er sich halten muss, oft so wenig vereinigen, dass ihm nichts übrig bleibt, als dieselben einfach neben einander zu stellen, indem er sie lediglich registriert.

Aus dem Mangel einer gewissen energievollen Sammlung der einzelnen Strahlen zu einem gemeinsamen Brennpuncte ist daher dem Verf. des „Beil" so recht eigentlich kein Vorwurf zu machen — ein schwer wiegender ganz gewiss nicht. Man kann nicht wol definitive Resultate geben, wo die Grundlagen unsicher sind, aus denen sich solche mit unerschütterlicher Sicherheit gewinnen liessen. Denn wie das Charakterbild jedes Schauspielers ohne Ausnahme, so schwankt auch dasjenige Beils bedenklich hin und her; es gibt einmal keine absolute Einstimmigkeit der Urtheile über theatralische Leistungen. Deshalb sollte jeder Biograph eines Mimen, soweit es in seinen Kräften liegt, ein Portrait seines Helden beizugeben trachten; dieses böte dann wenigstens eine authentische Anschauung des Materials, aus dem der betreffende seine Kunstgebilde formte. Leider ist aber diese handgreifliche Wahrheit dem ehrenwerthen Herren Verleger gegenüber, der den Kostenpunct erwägt, meist in den Wind gesprochen.

Lautet nun das Urtheil über Scholtzes Biographie J. D. Beils in jedem wesentlichen Puncte durchaus zustimmend, ist namentlich die Thatsache erfreulich, dass auch in den Kreisen ernster Forscher, ja in einem, so zu sagen, esoterischen Cirkel, wie es jeder Geschichtsverein mehr oder weniger zu sein pflegt, die vaterländische Theatergeschichte nicht länger als Aschenbrödel behandelt und zu den Allotrien gerechnet werden soll — so dürfen hier zum Schlusse desto eher einige kurze Winke, resp. Berichtigungen folgen, die sich hauptsächlich als Hinweise auf die ursprünglichen Quellen darthun werden. So z. B. hat sich Koffka (Iffland und Dalberg, 213 fg.) ganz fälschlich in den Mantel eines „Entdeckers" gehüllt, wenn er a. a. O. Spielbergers Rede am Grabe Boeks als etwas seinem Buche eigenes einführt. Diese Rede ist von Koffka einfach nachgedruckt, und die erste Quelle hätte nicht verhehlt werden sollen. Zuerst in der „Zeitung für Theater und andere schöne Künste" (1794, in Kommission der Gräffischen Buchhandlung in Leipzig), II Heft, 1793, 5. Stück, S. 73—77 sammt Ifflands Antwort abgedruckt — vielleicht auch hier sogar Nachdruck aus einem süddeutschen Blatte, steht Spielbergers Rede nebst Ifflands Brief zum zweiten Male im „Morgenblatt f. geb. Stände," Nr. 196 vom Freitag 16. August 1811, S. 781. Es ist nicht bedeutungslos, dass Iffland beide Abdrücke noch erlebte; hat er den ersten am Ende gar veranlasst?

Beils Debüt in Gotha setzt Scholtze irrig. Es fällt auf den 3. Februar 1777, einen Montag. Am 2. Febr. ward in Gotha nicht gespielt; an Sonntagen blieb die Bühne dort, wie anderswo, damals sehr ängstlich geschlossen.

Schröders Anwesenheit in Mannheim (1780) ist vielleicht etwas zu einseitig behandelt. Mitgetheilt werden konnte auch wol Beils Inschrift in Schröders Stammbuch.* Hier verräth sich gelegentlich der Umstand, dass dem Verf. manche Quelle, die er sicherlich gekannt hat, nicht zur Hand war.

---

* Lebrun, Jahrbuch f. Theater und Theaterfreunde, Hamburg, 1841, Nr. 58, S. 24 fg. Die Inschrift lautet: „Garrick — Schröder — diese Namen sind mit Gleichgewicht der Unsterblichkeit übergeben; höchst ungerecht! Das Resultat von Garricks unverfälschter Biographie — war, Unterdrückung aufkeimender Talente, Intrigue, Hartherzigkeit, erschlichner schreyender Ruf, den wirkliches Genie unterstützte. Schröder hingegen kann mit seiner errungenen Grösse jedem seiner Widersacher mit reinem Gewissen unter die Augen treten, und kühn fragen, wer unter euch kann mich so einer Sünde zeihen?

Vergessen Sie den nicht, der den strengen rechtschaffenen Mann in Ihnen höher schätzt, als Schrödern, den Einzigen seiner Kunst.

Mannheim, den 7. März
1791. David Beil."

Ueber das Gastspiel in Frankfurt habe ich („Der Bär“, II. Jahrg. Nr. 9 vom 1. Mai 1876) einen ungemein charakteristischen Brief Ifflands an Dalberg („Frankfurt 1. May 1784“) aus den Münchner Schätzen abdrucken lassen.

Die Anekdote über Beils Spiel ist nicht „von Devrient mitgetheilt“, wie Scholtze in seiner 34. Anmerkung sagt. Devrient hat sie nur benutzt, Quelle ist Friedr. Ludw. Schmidt, entweder „dramaturgische Berichte“ (Hamburg, 1834) 113 fg., oder dessen „Denkwürdigkeiten.“ Aus ersterer Quelle schöpfte Devrient; die letztere — von Scholtze offenbar nicht herbeigezogen — ist vielfach ausführlicher. Beil wird dort I, 202 fg. erwähnt, und zwar in einer Weise, welche eingehendere Berücksichtigung verdient hätte.

Eduard Devrient von Scholtze „den berufenen Geschichtsschreiber des deutschen Theaters“ nennen zu hören wäre hart, wenn man dabei nicht des Bibelwortes gedenken könnte, dass viele „berufen“, wenige aber auserwählt sind.

Endlich wäre noch die Orthographie des Namens Ekhof (so!) richtig zu stellen; vergl. darüber Meyer, „Schröder“ (in den Druckfehlerberichtigungen) und meine Biographie des Künstlers, welche Gottschalls „Neuer Plutarch“, Band 4, gebracht hat.

Hermann Uhde.

Jean Paul und seine Zeitgenossen von Dr. Paul Nerrlich. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1876.

Unter unsern neueren Dichtern ist Jean Paul offenbar derjenige, der sich am meisten über Vernachlässigung von seiten der Litterarhistoriker zu beklagen hat. Denn mögen sich die Urtheile über ihn auch noch so sehr widersprechen, so wird sich doch nicht leugnen lassen, dass er eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in unserer Litteratur ist. Aber wie das grosse Lesepublicum heutiges Tages seine Romane gleichgiltig zur Seite liegen lässt, so geht auch die grosse Mehrzahl der forschenden an dieser grossen Sphinx scheues Blickes vorüber. Schon aus diesem Grunde kann jede neu erscheinende Schrift über Jean Paul von vornherein sicher sein, Beachtung zu finden; das vorliegende Werk verdient dieselbe aber noch besonders darum, weil das Ziel, das der Verfasser sich steckt, durchaus neu ist. Das Verhältniss zu einzelnen Persönlichkeiten, wol auch zu ganzen Kreisen, zu einzelnen Wissenschaften, einzelnen Ereignissen u. s. w. ist schon bei vielen unserer grossen Dichter der Gegenstand von Monographien geworden; die Gesammtheit aber aller der Beziehungen, in die ein Dichter zu Zeitgenossen und Zeitereignissen getreten ist, aufzusuchen, zu gruppieren und zu einem Bilde abzu-

runden ist unseres wissens noch nirgends versucht worden. Es ist klar, dass wir aus einer solchen Darstellung ein so lebensvolles Bild von der Persönlichkeit eines Dichters gewinnen können, wie es auf andere Weise herzustellen nicht möglich ist; es ist aber auch ferner klar, dass eine solche Darstellung unter Umständen dazu geeignet sein kann, das Verständniss des Dichters und seiner Werke zu fördern und zur endgiltigen Festsetzung der Stelle, die ihm in der Geschichte unserer Litteratur zukommt, entscheidend mitzuwirken. Und dies ist die offen ausgesprochene Absicht des vorliegenden Buches.

Fragen wir zunächst, ob es gestattet sein soll, in dem Widerstreit der Meinungen über den Werth eines Schriftstellers den Zeitgenossen eine entscheidende Stimme einzuräumen, so werden wir diese Frage, so allgemein gestellt, kaum bejaen dürfen. Es wird vielmehr nachdrücklich der Einwand zu betonen sein, den der Verfasser in der Vorrede sich selbst macht, „dass nicht der, welcher am Fusse eines gewaltigen Berges steht, die Höhe abschätzen kann, sondern nur der, welcher sich von ihm entfernt hat, und dass im allgemeinen weit eher die kühl und unbefangen richtende Nachwelt die Grösse eines Mannes erkennt als die Zeitgenossen.“ Unter allen Umständen jedoch wird dem Urtheil der Zeitgenossen die Bedeutung einzuräumen sein, dass es der anders urtheilenden Nachwelt die Verpflichtung auferlegt, ihr abweichendes Urtheil auf das sorgfältigste nach allen Seiten hin zu begründen und den Widerspruch, in den sie sich zu den Zeitgenossen des Dichters setzt, zu erklären. In einzelnen, besonderen Fällen werden wir aber auch noch einen Schritt weiter gehen und dem Urtheil der Zeitgenossen einen objectiven Werth beimessen dürfen. Dies gilt im vorliegenden Falle; denn sowol die Aeusserungen der Zeitgenossen über den Dichter als umgekehrt die des Dichters über die Zeitgenossen sind in gleicher Weise geeignet, als Grundlage eines endgiltigen Urtheils zu dienen. Die Autorität der Männer, deren Stimme wir hier vernehmen, fällt schwer genug ins Gewicht, um die abweichende Ansicht von Dutzenden von Kritikern unserer Tage aufzuwiegen; und wenn sich unter den Persönlichkeiten und Erscheinungen, über die der Dichter sich äussert, auch manche finden, deren Geltung noch ebenso problematisch ist, als die Jean Pauls bisher gewesen, so fehlt es doch auch nicht an solchen, über die das Urtheil vollkommen zum Abschluss gelangt ist, so dass die Aeusserungen Jean Pauls über dieselben uns einen Rückschluss auf den Dichter selbst gestatten. Wir werden also dem Vf. zugestehen müssen, dass es auf dem von ihm eingeschlagenen Wege möglich ist, zur Entscheidung des Streites über den Werth, der unserm Dichter zukommt, beizutragen.

Diesen Widerstreit der Ansichten entrollt uns der Vf. in der ziemlich umfangreichen, „Jean Paul und die Gegenwart“ überschriebenen Einleitung. In langer Reihe ziehen erst die Gegner, dann

die Vertheidiger des Dichters an uns vorüber, die einen wie die andern in anschaulicher Weise nach der Aehnlichkeit des Standpuncts, von dem sie ausgehen, oder der Aehnlichkeit des Resultates, zu dem sie gelangen, gruppiert. Da fehlt kein Name von irgendwelcher Bedeutung; höchstens könnte man mit dem Vf. darüber rechten, ob nicht einer oder der andere als weniger bedeutend hätte wegbleiben können. Schon in dieser Einleitung zeigt sich einer der Hauptvorzüge des Buches, es ist dies die durchaus objective Art der Darstellung. Der Vf. begnügt sich damit, die Gegner und Vertheidiger der Reihe nach ruhig ihre Ansichten entwickeln zu lassen, ohne gegen dieselben irgendwie zu polemisieren; aber schon diese Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten ist lehrreich genug. Wir ersehen daraus, dass die Zahl derer, die für Jean Paul ihre Stimme erheben, bedeutend grösser ist, als die seiner Feinde, dass das Gewicht der Namen auf beiden Seiten sich mindestens die Wage hält, vielleicht zu Gunsten der ersteren entscheidet, und dass gerade in neuester Zeit die Zahl der Vorkämpfer sich auffallend vermehrt hat. Darf man daraus ein Prognostikon stellen, so könnte man vermuthen, dass die Zeit der allgemeinen Verdammung Jean Pauls vorüber sei und dass das Urtheil sich mehr und mehr zu seinen Gunsten festzusetzen beginne. Als unvereinbar mit der oben gerühmten Objectivität darf es nicht erscheinen, wenn der Vf. unternimmt, die Widersprüche aufzudecken, die sich in den Beurtheilungen von Gervinus und Hillebrand finden. Der Nachweis dieser Widersprüche ist mit Glück geführt; und es ist nur zu verwundern, dass dieselben nicht schon längst aufgefunden wurden. Damit gehen aber den Gegnern Jean Pauls diese beiden gewichtigen Stimmen, die gerade am meisten dazu beigetragen haben, die jetzt in weiteren Kreisen herrschende Ansicht zu verbreiten, verloren, und es bleiben ihnen als Autoritäten ausser Vilmar, der nur bedingt hierher zu rechnen ist, nur noch Roquette und Ebeling übrig, gewiss ein ungünstiges Resultat! Im übrigen hat sich uns gerade bei der Lectüre dieses Abschnittes besonders die Ueberzeugung aufgedrängt, wie wol der Vf. daran gethan hat, dass er es nicht unternommen hat, die schon so grosse Zahl der widerstreitenden Urtheile zu vermehren und von bestimmten Voraussetzungen ausgehend ein neues zu deducieren, sondern dass er es vorgezogen hat, einen anderen, hoffentlich erspriesslicheren Weg zur Lösung der Frage einzuschlagen.

Nach dieser Einleitung behandelt der Vf. in drei Büchern Jean Paul und die Gesellschaft seiner Zeit, Jean Paul und die Dichter seiner Zeit, Jean Paul und die Gelehrten seiner Zeit. Die zur Anwendung gebrachte Methode ist in allen drei Büchern dieselbe: die Persönlichkeiten erscheinen nach bestimmten Gesichtspuncten geordnet, die Beziehungen des Dichters zu denselben werden, meist in chronologischer Folge, von Anfang bis zu Ende dar-

gestellt, und am Schlusse eines jeden Abschnittes werden in einem „Rückblick" die einzelnen gewonnenen Züge zu einem Bildchen vereinigt; diese fügen sich am Schlusse der einzelnen Bücher zu grösseren Bildern zusammen, aus denen zuletzt das Gesammtbild des Dichters entsteht. Nur im dritten Buche ist der Vf. hiervon abgewichen, indem er das Resultat desselben nicht in einem besonderen Rückblick dargestellt, sondern in der folgenden Schlussbetrachtung gleich mit dem aus den ersten beiden Büchern gewonnenen vereinigt hat. Diese, so zu sagen, inductive Methode thut der Darstellung einigermassen Eintrag durch die Wiederholungen, die bei ihr unvermeidlich sind; wir können in die Lage kommen, einen und denselben Gedanken erst bei der Behandlung einer bestimmten Persönlichkeit, dann am Schlusse des Abschnittes, dann am Schlusse des Buches und endlich noch einmal in der schliesslichen Zusammenfassung zu lesen. Doch werden wir diesen Nachtheil gern mit in Kauf nehmen um des Vortheils willen, den sie gewährt; dieser Vortheil besteht darin, dass diese Methode die Controle ausserordentlich erleichtert. Kein falscher Zug kann sich in das Gemälde einschleichen, ohne dass wir es sofort bemerken; so verschlungen die Fäden in dem Gewebe zuletzt erscheinen, können wir doch jeden einzelnen bis zu seinem Anknüpfungspunct zurück verfolgen.

Das der Untersuchung zu Grunde liegende Material ist mit grossem Fleisse gesammelt und darf wol den Anspruch auf Vollständigkeit erheben; es scheint kaum, dass noch Quellen von grösserer Bedeutung werden erschlossen werden können, abgesehen natürlich von dem handschriftlichen Nachlass des Dichters. Dass die Einsicht in denselben dem Vf. nicht gestattet worden ist (S. V), bleibt zu bedauern; doch werden wir ihm nur Recht geben können, dass er davon die Vollendung seines Werkes nicht abhängig gemacht hat. Diesen überreichen Stoff auf möglichst engem Raum darzustellen, hat der Vf. sich ersichtlich grosse Mühe gegeben; doch haben die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, noch manchmal ihre Spuren zurückgelassen. Um so besser gelungen sind durchweg die oben erwähnten Rückblicke. Mit scharfem Blick sind die charakteristischen Züge herausgegriffen und passend mit einander vereinigt; die Form ist die knappste, so dass oft ein einziges Wort den Inhalt eines ganzen vorausgegangenen Satzes in sich aufgenommen hat.

Das erste Buch, das über Jean Paul und die Gesellschaft seiner Zeit handelt, schildert uns die Beziehungen des Dichters zu allen denjenigen Personen, die als die Repraesentanten der allgemein gebildeten gelten können. Die verschiedenen Wohnplätze, die der Dichter nach einander sich wählte, die Besuche, die er an verschiedenen Höfen und in verschiedenen Städten machte, geben eine bequeme Gruppierung an die Hand. Was wir aus der Darstellung

dieser Beziehungen gewinnen, ist wol geeignet, uns ein lebendiges Bild von der Persönlichkeit des Dichters zu geben; für die Beurtheilung seiner Bedeutung in der Litteraturgeschichte kommt dieses erste Buch weniger in Betracht. Denn wenn auch die Liebe und Begeisterung, die Jean Paul von allen Seiten entgegengetragen ward, als eine ganz ausserordentliche erscheint, so können wir doch nicht ihren wahren Werth festsetzen, weil uns, wie schon oben gesagt, bei allen andern Dichtern ähnliche Darstellungen, die wir zur Vergleichung heranziehen könnten, fehlen. Aber auch wenn nach einer solchen Vergleichung die Verehrung, die Jean Paul gezollt wurde, noch immer als beispiellos erscheinen sollte, so dürften wir uns dadurch doch nicht beeinflussen lassen, da wir unmöglich dem Urtheile eines Publicums grossen Werth beilegen können, das, wie Schiller einmal schreibt, zu gleicher Zeit für den Hesperus und für Lafontaines Romane schwärmte. Der nach Inhalt wie Umfang bedeutendste Abschnitt dieses Buches ist der letzte, der das Verhältniss Jean Pauls zu einer Anzahl bedeutender Frauen behandelt. Es leuchtet ein, dass bei einem Dichter, dem so viele der edelsten Frauen mit enthusiastischer Freundschaft, ja mit innigster Liebe entgegenkamen, der, wie Schleiermacher über Jean Pauls Besuch in Berlin im J. 1798 schreibt, eigentlich nur Weiber sehen wollte, gerade diese Seite eine besondere Beachtung und ausführlichere Darstellung verdient. Dass hierbei auch diejenigen Thatsachen, die geeignet sind, auf den Charakter des Dichters einen Schatten zu werfen, genügend hervorgehoben sind, beweist, dass der Vf. sich seinen unparteiischen Standpunct zu wahren gewusst hat.

Weit wichtiger für die Beurtheilung Jean Pauls als Dichters ist das zweite Buch, und naturgemäss nimmt in demselben wieder das Capitel, das die Verhältnisse Jean Pauls zu dem Weimarer Dichterkreise, speciell zu Goethe, Schiller und Herder behandelt, am meisten unser Interesse in Anspruch. Was wir hier an Aussprüchen der genannten Dichter über ihn, und noch mehr das, was wir von ihm über die genannten Dichter vernehmen, wäre allein schon geeignet, eine Grundlage für seine Beurtheilung abzugeben. Wie kühl die Beziehungen der beiden erstgenannten Dichter zu Jean Paul gewesen, ist bekannt genug, und ebenso bekannt sind die Gründe, durch die sie ihre ablehnende Haltung motivieren; als neu aber und im höchsten Grade interessant ist zu bezeichnen, was Jean Paul über jene beiden Dichtergrössen und über sein Verhältniss zu ihnen sagt. Es geht daraus hervor, dass er besser als jene beiden im Stande gewesen ist, sich den unbefangenen Blick für die Verdienste anderer zu wahren; dass er aber auch andererseits trotz der ungeheuchelten Bewunderung, die er ihnen zollt, die klarste Einsicht in die Kluft besitzt, die seine Dichtung von der ihrigen trennt, und mit vollstem bewusstsein seinen abweichenden Standpunct vertritt. Die Frage,

auf wessen Seite das grössere Recht gewesen, dürfte demnach nicht so leicht zu lösen sein, als es nach der bisherigen einseitigen Kenntniss erschien. Ueberhaupt ist dieser ganze Abschnitt des Buches dazu angethan, zu den mannigfachsten Reflexionen anzuregen; doch hat es der Vf. vorgezogen, nicht durch dieselben den Gang seiner Untersuchung zu unterbrechen. Dass das Verhältniss Goethes zu Jean Paul ein ungemein kühles blieb, ist bei der principiellen Verschiedenheit ihrer Naturen wol zu begreifen. Auffallen muss es uns dagegen, dass Schiller viel härter als Goethe, ja einige Male geradezu ungerecht über unsern Dichter urtheilt; es ist dies um so auffallender, da nicht bloss Schiller in seiner ersten Periode die mannigfachsten Berührungspuncte mit Jean Paul aufweist, sondern da auch von dem, was er in seiner Abhandlung „Ueber naive und sentimentale Dichtung" zur Vertheidigung seiner Richtung gegenüber der Goethes sagt, ein gut Theil Jean Paul zur Rechtfertigung der seinigen in Anspruch nehmen darf. Es lässt sich dies verfahren Schillers wol nur dadurch erklären, dass er alle die Mängel und Verkehrtheiten, die an ihm selbst zu bekämpfen ihm eben erst unter der Einwirkung Goethes und durch das Studium des Alterthums gelungen war, in noch erhöhtem Masse an unserem Dichter bemerkte; dies trübte seine Augen für dessen Vorzüge und machte ihn ungerecht, während Goethe bei seiner Universalität auch das ihm entgegengesetzte wenigstens zu begreifen im Stande war. Auch die Darstellung des Verhältnisses zu Herder ist im höchsten Grade interessant und gibt zu verschiedenen Fragen Veranlassung, die auch wol einmal ihre Beantwortung finden werden. Sollte die Kälte, die in den letzten Jahren zwischen Goethe und Herder herrschte, wirklich nur aus der verletzten Eitelkeit des letzteren zu erklären sein? Oder sollten die Anregungen, die er seinem jüngeren Freunde in Strassburg gab, von diesem nicht in seinem Sinne weiter gebildet worden sein, während er in Jean Paul das, was er bei jenem vermisste, fand? Es leuchtet ein, dass der Ausfall unseres Urtheils über Jean Paul nicht ohne Einfluss bleiben kann auf unser Urtheil über die anderen Dichter. So viel wird überhaupt jedem aufmerksamen Leser bei der Lectüre des ganzen Werkes und dieses zweiten Buches im besonderen klar werden, dass die Frage über den Werth Jean Pauls eine weit grössere Bedeutung hat, als es auf den ersten Blick erscheint, dass sie eine Frage von principieller Bedeutung ist, die sich nicht entscheiden lässt, ohne dass zugleich über die Geltung des metaphysischen Standpunctes gegenüber dem aesthetischen, des realen gegenüber dem formalen in der Litteraturgeschichte entschieden würde, ja dass noch weit höhere und allgemeinere Fragen damit zusammenhängen. Doch es genügt, hier nur darauf hingewiesen zu haben.

Die Stelle, die in dem zweiten Buch der Abschnitt über den

Weimarer Dichterkreis einnimmt, kommt im dritten Buch dem über die Philosophen zu, der, abgesehen von einigen unbedeutenderen Namen, das Verhältniss Jean Pauls zu Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Jacobi behandelt. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, dass uns aus den Aeusserungen Jean Pauls über diese Philosophen und den ihrigen über ihn nicht so ohne weiteres ein ebenso klares Bild von Jean Paul als Philosophen entgegentritt, wie aus dem vorhergehenden Buche von Jean Paul als Dichter. Wir erkennen nur im allgemeinen, dass er den philosophischen Strömungen seiner Zeit mit ausserordentlichem Interesse folgt und dass er den einzelnen Systemen gegenüber einen eklektischen Standpunct einnimmt. Dieser Eklekticismus wird mit einigen Strichen charakterisiert; eine genauere Darstellung desselben hat der Vf. als ausserhalb seiner Aufgabe liegend bei Seite gelassen, doch findet sich das Material zu einer solchen in den Anmerkungen niedergelegt.

Das Lob, das oben den einzelnen „Rückblicken" zuerkannt wurde, kommt ganz besonders der umfangreichen Schlussbetrachtung (S. 347--367) zu, in der die einzelnen bisher gewonnenen Züge zusammengefasst und durch Abstraction auf allgemeinere Begriffe zurückgeführt werden. Das Bild, das wir hier von dem Dichter erhalten, ist so neu, von allen bisherigen Darstellungen so verschieden, dass wir im höchsten Grade davon überrascht sein würden, wenn wir es nicht hätten vor unseren Augen entstehen sehen. Nachdem der Vf. mit diesem Bilde noch einmal die bedeutendsten von den Urtheilen aus der Gegenwart, die in der Einleitung vorgeführt wurden, verglichen und gezeigt hat, was in ihnen wahres und falsches enthalten ist, zieht er das Facit seiner ganzen Untersuchung, das sich ungefähr in folgender Weise zusammenfassen lässt: Jean Paul ist der specifisch moderne Dichter, doch erscheinen bei ihm die Strahlen der modernen Weltanschauung durch das Prisma des Christenthums gebrochen, gerade wie bei Goethe durch das der antiken Weltanschauung. Welches diese moderne Weltanschauung im Sinne des Vfs. sei, wird der Leser bis dahin schon errathen haben; er wird erkannt haben, dass der Vf. auf dem Boden des Hegelianismus steht, speciell dem linken Flügel der Hegelschen Schule angehört. Gegen dieses Endresultat würden wir wenig einzuwenden haben, wenn nicht der Vf. auf den letzten Seiten selbst noch Veranlassung dazu gegeben hätte. Auf diesen letzten Seiten nämlich, von denen wir überhaupt nicht einsehen können, dass sie mit dem ganzen in einem nothwendigen Zusammenhang stehen, verwickelt sich der Vf. in einen auffallenden Widerspruch gegen sein Resultat. Er setzt hier seine Ansicht über das Christenthum auseinander und behauptet, dass diejenigen nicht mehr das Recht hätten, sich Christen zu nennen, die die Lehre von der Dreieinigkeit, von der übernatürlichen Geburt Christi, von den Engeln, den Wundern u. s. w. preisgäben. Diesen

Liberalen gegenüber, sagt er, kann nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, dass das Christenthum nicht in der Ethik oder im „Leben" gipfelt, sondern wesentlich „Lehre" ist, dass es eine Weltanschauung ist, eine Metaphysik, eine Speculation über Anfang und Ziel alles existierenden, und als solche sich ebenso vom Alterthum, wie von der neuen Zeit unterscheidet. Ist dies richtig, so muss auch, nach der Darstellung auf S. 357, Jean Paul der Name eines Christen abgesprochen werden, und es lässt sich nicht mehr behaupten, dass bei ihm „die Strahlen der modernen Weltanschauung durch das Christenthum gebrochen" erscheinen. Wir sehen nicht, wie der Vf. aus diesem Widerspruch herauskommen will, er müsste denn besonders betonen, dass die auf S. 357 angeführten Aussprüche Jean Pauls aus den späteren Lebensjahren des Dichters stammen, die Hauptwerke dagegen, die die Grundstimmung mit dem Christenthum theilen (S. 367), einer früheren Zeit angehören.

Wenn der Vf. am Schlusse des Vorworts sich mit dem bescheidenen Resultate zufrieden erklärt, wenn sein Buch neue Darstellungen angeregt und sich selbst eben dadurch überflüssig gemacht habe, so müssen wir eingestehen, dass er weit mehr als dies erreicht hat. Seine Arbeit ist vielmehr als eine Grund legende zu betrachten, mit der alle zukünftigen Beurtheiler Jean Pauls werden zu rechnen haben; als eine abschliessende können wir sie darum nicht ansehen, weil die eigentlich dichterischen Productionen Jean Pauls so gut wie ganz ausserhalb der Betrachtung geblieben sind und nur in so weit Beachtung gefunden haben, als die Zeitgenossen sich über den Eindruck, den sie von ihnen davongetragen haben, aussprechen. Es bleibt nun noch übrig, die Probe auf das Exempel zu machen, d. h. von dem gewonnenen Standpuncte aus die einzelnen Werke Jean Pauls einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen und nachzuweisen, wie die Ideen derselben das oben gefällte Urtheil bestätigen, und wie weit es dem Dichter gelungen ist, dieselben zu verwirklichen. Wir sind überzeugt, dass eine solche Untersuchung nicht ausbleiben wird, sind aber ebenso überzeugt, dass dieselbe das Bild des Dichters im einzelnen wol modificieren und ergänzen kann, die Grundzüge desselben aber nicht umgestalten wird.

Gustav Dederding.

Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.

Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 4. S. 407. Vgl. a. (Moser) Patriotisches Archiv Bd. 12. Mannheim und Lpz. 1790. S. 337 ff. „Von den Pflichten der Regenten. Ein Deutscher Michel aus dem sechzehenden Jahrhundert.“ S. 341. „ich stelle dann also aus der alten Fürstenwelt einen Syrach, oder, in Ermanglung seines orientalischen Wizes und Feinheit, einen Deutschen Michel auf.“

„ 5. „ 377 ff. Hierzu Nachträge Bd. 6 S. 230—232.

„ 5. „ 568—570. Vgl. den früheren Abdruck des Liedes bei H. Kurz, Gesch. d. deutsch. Lit. Bd. 2. Lpz. 1856. S. 339.

„ 5. „ 621 f. Der Aufsatz von Urlichs über das Schillern zugeschriebene Gedicht „An Katz“ leidet an Irrthümern. Dass Schiller und Kaaz sich kannten und zwar bereits von Schwaben her, auch in Dresden oder vielmehr Blasewitz zusammentrafen, wird in Böttigers und Kraunklings Biographie des Malers im „Morgenblatt“ von 1810 S. 1026 und im „Dresdner Album“ S. 511 ausdrücklich angegeben. Wenn Schiller „Katz“ statt „Kaaz“ schrieb, so ist das ganz in der Ordnung, da erstere Schreibart den eigentlichen Familiennamen wiedergibt, den nur erst der Maler Katz später in „Kaaz“ umwandelte. In der Angabe Goedekes im XI. Theil der historisch-kritischen Ausgabe von Schillers sämmtlichen Schriften S. 429, Kaaz würde bei dem — von Goedeke bezweifelten — zusammentreffen mit Schillern „in Dresden“ 9—11 Jahre alt gewesen sein, darf man einen Schreibfehler annehmen für „in Schwaben“: Kaaz kam 1796 zwanzigjährig nach Dresden. Mit diesen Berichtigungen soll übrigens für Schillers Verfasserschaft bezüglich des Gedichtes „An Katz“ nicht eingetreten werden. — v. Biedermann.

„ 6. „ 54. „Hab ich nit immer gesagt, daß es vber den confect gehen werde.“ Johann Wilhelm zu Bayern in einem Briefe vom 9. Sept. 1631. Archiv f. d. sächs. Gesch. Bd. 7. S. 388.

Bd. 6. S. 65. Zincgref, Apophthegm. Th. 3. von J. L. Weidner. Leyden, 1644. S. 34. „Von dieses Wallsteiners Anschlag, vnd Belägerung der Statt Strallsund sagt einer: der Schiefer, id est, der Wallsteiner, dann dieses wort hat er allzeit im mund, hat vns schier vnsern Sincerations zaun vber ein hauffen geworffen.“ „Wann dieser Wallenstein etwas im zorn gethan . . . . vnd hernacher berewte, sagte er: Abermal ein Schiefer gehabt.“

„ 6. „ 88 Z. 16 v. o. lies Biel für Kiel.

„ 6. „ 127 Z. 13 v. u. lies 517 für 477.

„ 6. „ 284 Z. 14 v. u. lies: „und in seinem elften verloren gegangenen handschriftlichen Meistergesangbuch Bl. 269“ für: „vgl. s. e. Mgsb. in Zwickau.“

„ 6. „ 289 Z. 10 v. u. (Zu Manlius). Dieselbe Geschichte wird von dem Narren Albrecht erzählt in Luthers Tischreden Cap. 80 § 16 (Förstemann Bd. 4. S. 708).

